**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
TU
V.25²

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Türmer

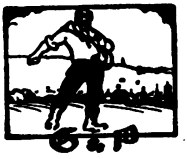
## Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Fünfundzwanzigster Jahrgang

(Oktober 1922 bis September 1923)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Digitized by Google

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Digitized by Google

053
TU
v. 25 2

# Inhalts-Verzeichnis

## Gedichte und Dramatisches


| | Seite |
|---|---|
| Bäte: Der Eisvogel | 317 |
| — Pfingsten | 526 |
| Bethke: Kätzchenstrauch | 388 |
| Dieſel: Vor dem Werk | 20 |
| — Der Geiſt des Sieges | 807 |
| v. Doering: Trotz und Treue | 634 |
| Faber-Bierhake: Der Freund | 154 |
| Francke: Hymne an Deutſchland | 749 |
| Freytag-Loringhoven: Andacht | 380 |
| Gayda: An den Einzelnen | 226 |
| Goethe: Lynkeus der Türmer | 1 |
| Halbach: Der deutſche Wandersmann | 586 |
| Harrar: Nacht | 816 |
| Holſt: Die ſtillen Tage | 250 |
| Hölderlin: Zu lang, zu lang | 78 |
| Holz: Aus dem „Phantaſus“ | 444 |
| Jerſchke: Aus der Heimat vertrieben | 89 |
| Koch: Erwachen | 242 |
| Krauſe: Am Rhein | 601 |
| Kurz: Der Wandrer in den Dolomiten | 101 |
| Lennemann: Sommertage | 739 |
| Lienhard: Der Toten Heimrecht | 92 |
| — Karfreitagsgebet | 368 |
| Lienhard: Thüringer Feſtgeſang | 417 |
| — Bär und Elfe | 521 |
| — Die Hirten in der heiligen Nacht | 170 |
| — Die Bäckerin von Winſtein | 808 |
| Matthey: Schönheit iſt in mir | 13 |
| Mähl: Schilt keine Stunde trübe! | 671 |
| Pawlick: Mein Leben darf keine Lüge ſein | 723 |
| — Wie lange noch? | 321 |
| Piſchek: Sehnſucht | 106 |
| Rydberg: Die Glocken | 320 |
| Schellenberg: Der Wald | 520 |
| Schüler: Sie flüchten vor Gott | 7 |
| — Goldene Geiſter | 169 |
| — Selig ſind die Barmherzigen | 234 |
| — Vorm Gewitter | 748 |
| Schünemann: Ehelied | 453 |
| Stock: Gebet | 438 |
| Storm: Weihnachtslied | 151 |
| Weichberger: Das Blondchen vor Goethes Haus | 673 |
| Wildenbruch: Die Stunde ruft | 431 |
| Wolf: In Nachbars Garten | 510 |
| Zimmer: Das Heidelied | 505 |


## Novellen und Skizzen


| | Seite |
|---|---|
| Bäte: Beſuch bei Gleim | 381 |
| Böhmer: Gott iſt | 247 |
| — Der Brief | 815 |
| Burdett: Die Inſel der Kalypſo | 439 |
| Burg: Die letzten Stunden eines großen Deutſchen | 109 |
| Bülow: Treue | 526 |
| Donath: Unſer kleiner Leutnant | 173 |
| Elſter: Als Märchenerzählerin in Prag | 174 |
| Gayda: Gebet | 600 |
| Gobineau: Vom Leiden | 362 |
| Havemann: Overbeck | 14. 82. 156. 227 |
| Heermann: Tante Mathilde | 99 |
| Hollender: Kanzler Brück und ſein großer Nachkomme | 751 |
| Jungnickel: Herbergs-Madonna | 155 |
| König: Die Legende vom verzauberten König | 655. 724. 798 |
| Lienhard: Die Verlobung im Münſter | 243 |
| Renner: Der Traum | 369 |
| v. Rentzell: Das heilige Lachen | 506 |
| Schünemann: Von der Sehnſucht | 672 |
| Wachler: Der verzauberte Muſikant | 587 |
| Wendte: Bilder vom Rhein | 602. 674 |


556574

Digitized by Google

# Aufsätze


Seite

Andersen-Flensburg: Gustav Müllers Kristgermanentum ..... 454
Aus Briefen eines Arbeiters und eines Großindustriellen an einen Professor 574
Bahr: Politik und Wissenschaft ..... 536
Barthel: Unsterblichkeitsphilosophie..... 90
Bauch: Unsere geistige Not ..... 8
Behrmann: Im Stromgebiet des Sepik.. 458
v. Berchem: Kriegsliteratur ..... 391
— Preußische Generalstabschefs in ihren Denkwürdigkeiten..... 676
Bismarck und sein Wald ..... 530
Bô Yin Râ: Auferstehung ..... 366
Bornhak: Westeuropäischer und deutscher Parlamentarismus ..... 539
Brausewetter: Sankt Marien in Danzig 683
Bülow: Von neuer Jugend ..... 533
Dyroff: Karl Storck ..... 4
Ehringhaus-Kassel: Deutsche auswärtige Politik von 1871 bis 1890 auf Grund der Bismarckakten ..... 461
Eller: Der Türmer in der Geschichte der deutschen Städte ..... 27
Fittbogen: Kirche und Volkstum bei den Siebenbürger Sachsen ..... 465
Francé: Die fünfzehn Erdteile..... 395
Freytag-Loringhoven: Kann ein Volk seinen Charakter ändern? ..... 296
Froeben: Sonnentätigkeit und ihre Wirkung ..... 824
Gartelmann: Relativitätslehre..... 25
Goltber: Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters 648. 753
Harten-Hoencke: Auswandern? ..... 251
— Eine Beichte im D-Zug..... 821
Heyck: Das Abbröckeln des Parlamentarismus ..... 792
Hoffmann: Das eine und das andere Werk 222
Hölderlin und Diotima ..... 35
Kleinpaul: Zeitungsnot und Zeitungsnotwendigkeit ..... 279

Seite

Korf: Neue Wege der Wissenschaft .... 817
Kotzde: Die Tage von Gandersheim ... 388
Kraus: Unsere Verantwortlichkeit für unser Traumleben ..... 102
Lienhard: Wildenbruch und Weimar 445. 511. 594. 664. 740
Lilienfein: Was sind uns Tolstoi und Tagore? ..... 78
— Von Briefen und Denkwürdigkeiten 834
Lomer: Zur Geisterkunde..... 112
Möller: Das Rätsel der Atome..... 325
Paulsen: Von den Arten des Sozialismus 503
R.: Warum wir bleiben ..... 322
Rühl: Freie Philosophie ..... 318
Scheer: Deutschlands Weltstellung ..... 432
Schneider: Unrecht an Belgien? ..... 498
Schoenfeld: Vom Schicksal deutscher Ströme ..... 758
Schleicher: Ferdinand Gregorovius und Malvida von Meysenbug ..... 235. 311
Schmelzer: Der Gefangene Friedrichs des Großen ..... 255
Schröer: Seelsorge ..... 248
Schultz: Deutsche Frauen ..... 115
v. Sell: Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck ..... 22. 93. 163
Swars: Für den Tod nicht reif..... 107
Vaihinger: Erinnerungen an Oberammergau..... 32
Wachtelborn: Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt ... 607
Wartburgbriefe einer weimarischen Fürstentochter ..... 527
Wehrung: Friedrich Schleiermacher .... 830
Wilms: Sonnenflecken und historische Ereignisse ..... 828
Wizenmann: Das Geheimnis der Menschenform ..... 328
— Not und Wende ..... 721
v. Wolzogen: Der Mittler ..... 152


# Besprochene Schriften


Albert: Musikalische Volksbücher ..... 200
Almanach der deutschen Musikbücherei . 406
Als der Großvater die Großmutter nahm 129
Aufsätze über Kunsterziehung ..... 343
Baensch: Maria Argentinienſis ..... 76
Bonse: Illustrierte Länderkunde ..... 97


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Bäte: Die Amsel | 127 |
| Bauer: Ludendorff-Delbrück | 391 |
| v. Below: Fr. Manns Pädagogisches Archiv | 265 |
| Bernhard: Deutsche Mystiker | 225 |
| Bianchi: Von der Droste bis Liliencron | 552 |
| Birt: Die Cynthia des Properz | 698 |
| Bleibtreu: Shakespeares Geheimnis | 545 |
| Bley: Lebensbilder aus der Tierwelt | 785 |
| Bodmer: Konrad Ferd. Meyers Balladen | 267 |
| Bohnenblust: „A-Dur" | 127 |
| Boßhart: Der Ruf in der Wüste | 211 |
| Bô Yin Râ: Das Buch der Liebe | 277 |
| Brandenburg: Eichendorff | 267 |
| Brandström: Unter den Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien | 71 |
| Brauer: Neue Gedichte | 72 |
| Bruckner-Bücher | 553 |
| Buat: Hindenburg | 393 |
| Burg: Alles um Liebe | 185 |
| Burger: Das Geheimnis der Menschenform | 330 |
| Das deutsche Drama und Theater seit Schillers Tod | 268 |
| Das Puppentheater | 35 |
| Die Berliner Romantik 1800—1814 | 270 |
| Die Frühzeit des Weimarer Hoftheaters unter Goethes Leitung | 335 |
| Dehmels Briefe | 568 |
| Deetjen: „Sie sollen ihn nicht haben" | 70 |
| — Die Göchhausen | 420 |
| Der Sadhu-Verlag | 39 |
| Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred von Waldersee | 677 |
| Deutsche Dichterhandschriften | 142 |
| Düsing: Einsteins Relativitätslehre | 257 |
| Eggert: Ludendorff als Mensch und als Politiker | 676 |
| Einführung in die Sexualpädagogik | 340 |
| Elsaß-Lothringer Mitteilungen | 362 |
| Elsaß-Lothringer Hausbücherei | 363 |
| Enderling: Stürme in der Stadt | 271 |
| Engelbrecht: Pablo der Narr | 125 |
| Engelhardt: Anthroposophie und Jugendbewegung | 428 |
| Eberlein: Deutsche Maler der Romantik | 269 |
| Ereignisse und Gestalten | 209 |
| Erich, Alfr.: Werke | 786 |
| Ernst: Erdachte Gespräche | 401 |
| Fechner: Zend-Avesta | 196 |
| Fischer: G. W. Leibnitz | 192 |
| Flammarion: Der Tod und sein Geheimnis | 112 |
| Fließ: Ablauf des Lebens | 397 |
| — Vom Leben und vom Tode | 399 |
| Francé: Ewiger Wald | 362 |
| — Die Kultur von morgen | 395 |
| — Bios | 627 |
| Fußhöller: Die Dreiheit eines Schullebens | 533 |
| Garnier: Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen | 836 |
| Gartelmann: Zur Relativitätslehre | 259 |
| Geiger: Die philosophische Bedeutung der Relativitätslehre | 259 |
| Gervinus: Ein Kapitel über Literaturgeschichte | 264 |
| Ginzkey: Befreite Stunden | 127 |
| Gräf: Schweden in Goethes Leben und Schriften | 145 |
| Grode-Wutischky: Das Problem der Verjüngung im Lichte spiritualistischer Biologie | 399 |
| Grunsky: Bruckner-Monographie | 773 |
| — Musikästhetik | 773 |
| Hadina: Lebensfeier | 128 |
| — Ein Storm-Roman | 72 |
| Haller: Verlagsgemeinschaft | 626 |
| Hasler: Lias Jahr | 127 |
| Hauff: Phantasien im Bremer Ratskeller | 551 |
| Haun: Aus lichtem Dunkel | 125 |
| Hausegger | 407 |
| Heilborn: Die gute Stube | 836 |
| Hensel: Lied und Volk | 772 |
| Hillebrand: Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung | 550 |
| Hinrichs: Der Wanderer ohne Weg | 124 |
| Hock: Tolstoi nach seinen Tagebüchern | 79 |
| Holleuffer: Kreuz- und Querzüge | 836 |
| Holst: Gen Abend | 128 |
| Holz: Buch der Zeit | 128 |
| Howard-Bourg: Mount-Everest | 716 |
| Jagow: Daten des Krieges | 394 |
| Janstein: Landung | 126 |
| Jeben: Der Feind im Hause | 125 |
| Justi: Briefe aus Italien | 838 |
| Keyserling: Schöpferische Erkenntnis | 612 |
| Kleinbömer: Jürgens Berufung | 211 |
| Kluckhahn: Die Auffassung der Liebe und Ehe in der Literatur des 18. Jahrh. | 266 |


Digitized by Google

Seite

Knapp: Michael Gudlovius ..... 211
Koch: Das deutsche Oberschlesien und Eichendorff ..... 268
Kosch: Geschichte der deutschen Literatur von 1913 bis 1918 ..... 268
Kraze: Amey ..... 213
— Die Birke von Dondangen ..... 212
— Werke ..... 767
Krehl: Harmonielehre ..... 773
v. Krocher: Die alte Generation ..... 125
Kroner: Von Kant bis Hegel..... 193
Kronprinz: Meine Erinnerungen an Deutschlands Heldenkampf ..... 682
v. Kuhl: Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde ..... 394
Kurz: Nächte von Fondi..... 710
Leisegang: Die Grundlagen der Anthroposophie ..... 681
Levin: Die Heidelberger Romantik .... 268
Liebesreigen ..... 129
Lissauer: Strom..... 128
Lobsien: Die Pilger im Nebel ..... 211
Ludwig: Die Anthroposophie ..... 427
Lüdtke: Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos ..... 212
Mager: Theosophie und Christentum ... 427
Mandt: Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland ..... 836
Mann: Hans Pfitzner ..... 48
Maerten: Opfere! ..... 126
Mehlis: Die deutsche Romantik ... 194. 269
Meisner: Schleiermacher als Mensch ... 834
Meister der Oper ..... 406
Menzel: Kants Kritik der reinen Vernunft 193
Mersmann: Kulturgeschichte der Musik in Einzeldarstellungen ..... 773
v. Meysenbug ..... 357
v. Moltke: Erinnerungen, Briefe, Dokumente ..... 680
Mombert: Der himmlische Zecher ..... 129
Morsbach: Weg zu Shakespeare und das Hamlet-Drama ..... 788
Moser: Musikgeschichte ..... 201. 700
Mumbauer: Der Dichterinnen stiller Garten..... 552
Nadler: Regensburg ..... 270
Natorp: Sozialer Idealismus ..... 338
Neumann: Die Lieder vom Lächeln und der Not ..... 126

Seite

Nietzsche-Worte über Staaten und Völker 408
v. Ompteda: „Es ist Zeit“ ..... 123
Papesch: Zwei Spiele ..... 644
Paulsen: Immanuel Kant ..... 192
— Lyrik ..... 45
Philippi: Auf der hohen Heide ..... 124
Raabe und Dickens ..... 552
Rabindranath Tagore: Meine Lebenserinnerungen ..... 715
Ratzker: Sie, die ich nicht kenne ..... 272
Rheingenius und Génie du Rhin ..... 70
Riemann: Von Goethe zum Expressionismus ..... 265
Rolland: Clérambault ..... 351
Romer: Nietzsche ..... 196
Rosenzweig: Hegel und der Staat . 145. 195
Rupprecht von Bayern ..... 715
Schaffner: Fragen..... 273
Schleiermacher: Über den christlichen Hausstand ..... 831
— Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne ..... 831
— Monologen..... 833
Schlaf: Ein Wildgatter schlag' ich zu ... 213
Schlosser: Unsere Musikinstrumente .... 772
Schmidt: Hand- und Lehrbuch der Orgelbaukunde ..... 772
Schnack: Das kommende Reich ..... 126
Schön: Geschichte der deutschen Mundartdichtung ..... 550
Schurig: Tagore ..... 80
Schuller-Schullerus: Heimweh ..... 212
Schlieffen: Die oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen ... 677
Schwab: Teleplasma und Telekinese ... 818
Stephan: Die Entstehung der Rheinromantik ..... 551
Stehr: Ein Lebensbuch..... 128
Steinmüller: Als Leid ging u. Freude kam 211
Stickers: Die wahre Relativitätslehre der Physik ..... 259
Storck: Beethoven in Briefen ..... 406
Strauß: Jakob Burkhards Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen..... 837
v. Strauß und Torney: Der jüngste Tag 272
Strich: Deutsche Klassiker und Romantik 269
Südmark ..... 642
Susemihl-Gildemeister: Briefe von Otto Gildemeister ..... 838

Digitized by Google

Seite

Sylvester: Das Leben Tolstois ..... 78
Tornquist..... 626
von der Trencks merkwürdige Lebensgeschichte ..... 255
Unger: Musikalisches Laienbrevier ..... 773
— Musiktheoretische Laienfibel ..... 773
v. Urbanitzky: Das Jahr der Maria .... 127
Vesper: Porzellan ..... 273
Voigt-Diederichs: Mann und Frau .... 273
Wach auf! ..... 568
Wandrey: Pfitzner..... 48
Weinmann: Gegen Einsteins Relativisierung von Zeit und Raum ..... 258
Westphal: Bismarck und sein Wald..... 550
Wichert: Der Wald ..... 272
Wiegand: Geschichte der deutschen Dichtung ..... 70
Winternitz: Geschichte der indischen Literatur ..... 714
Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reiche ..... 363
Wizenmann: Menschenerkenntnis ..... 330
Wolf: Briefe an Rose Mayreder ..... 837
v. Wolzogen: E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher ..... 406
Zahn: Jonas Truttmann ..... 124
v. Zwehl: Generalstabsdienst im Frieden und im Kriege ..... 676

## Offene Halle

Ackermann: Zeitungsnot — Volksnot .. 331
Bleibtreu: Zur Shakespeare-Frage 118. 260
Boßhart: Antwort an den „Schweizer“ in den Hamburger Nachrichten ..... 261
Germanicus: Offener Brief an Herrn Professor Henry Lichtenberger in Paris ..... 763
Harten-Hoencke: Die Auswandererfrage 470
Keller: Shakespeare und Shakspere .... 689
L. K.: Die Auswandererfrage ..... 469
Lienhard: Schlußwort über den Sadhu Sunda Singh ..... 39
Nochmals das „Offizielle Kaiserbild“ ... 610
Nochmals das Shakespeare-Geheimnis . 688
Quitt: Die Geldfrage ..... 471
Saar: Die Geldfrage ..... 472
Sonnentätigkeit und ihre Wirkung ..... 824
Schneider: Shakespeares Geheimnis ... 544
v. Taube: Mein Anschluß an die Nationalsozialisten ..... 184

## Literatur

Bockemühl: Der Dichter Rudolf Paulsen 45
Bei Marthe Renate Fischer in Saalfeld 333
Deetjen: Zur neueren deutschen Literaturgeschichte ..... 550
Diers: Neue Bücher ..... 123
Driesmanns: Erziehungsprobleme ..... 338
Ernst: Das Kaiserbuch ..... 40
Gayda: Neue Romantik ..... 270
Glupe: Mogli und Ghavati ..... 187
G.: Die Cynthia des Properz ..... 697
Gruber: Adam Müller-Guttenbrunn ... 121
Harrar: Arno Holz ..... 474
Kilian: Aus Weimars klassischer Theaterzeit ..... 335
Koch: Neues und Altes aus der alten Romantik ..... 264
Kremser: Wo bleibt Scheffels Wartburg-Roman? ..... 693
Lilienfein: Von Briefen und Denkwürdigkeiten ..... 834
Ludwig: Strom und Stille ..... 271
Metz: Von Leibnitz bis Nietzsche ..... 192
— Strömungen in der neuesten Philosophie ..... 478
— Philosophie als Leben ..... 612
Preller-Gotha: „Die antike Kultur“ ein Buch der Gegenwart ..... 476
v. Sell: Zu W. H. Riehls 100. Geburtstag 548
Schellenberg: Von neuen Versbüchern . 125
— Neue Bücher über Anton Bruckner 553
Treblin: Friede H. Kraze ..... 767
Wehrung: Friedrich Schleiermacher .... 830

Digitized by Google

## Bildende Kunst


Seite

Schellenberg: Kaspar David Friedrich .. 617
Straßer: Die altkölnische Malerei ..... 341
Straßer: Vom ewigen Licht der Gotik . 770
Zimmermann: In Fritz Boehles Heim . 53


## Musik


Lienhard: Gedanken über Pfitzners „Palestrina“ ..... 48
Moser: Heinrich Schütz ..... 129
— Goethe und die Musik ..... 197
— Eine neue Reichsmusikzunft ..... 274
Moser: Musikliteratur ..... 772
Wintzer: Eine Geschichte der deutschen Musik ..... 700
Zimmermann: Musik und Schule ..... 343


## Türmers Tagebuch


Ein Wort nach rechts und links — Künftiges Großdeutschland — Die zwei Hauptgefahren — Versailles ..... 56
Kemal Pascha — Bürger und Proletarier — Zwei Geburtstage: Hauptmann und Bartels ..... 132
Monarchie oder Republik? — Der Republikaner Thomas Mann ..... 199
Lebensmeisterung — Der großdeutsche Gedanke — Die politische Gesamtlage 276
Nationale Würde — Irrewerden? — Ostjuden — Romain Rolland — L'Éclair — Lichtenberger ..... 346
Nietzsche-Worte — Ruhrbesetzung — Deutschlands Einsamkeit — Das Doppelgesicht der Sozialdemokratie . 408
Schattentanz an der Ruhr — Wilson und Versailles ..... 483
Gesamtlage — Wo bleibt das geistige Weimar? — Goethe-Gesellschaft ..... 556
Der Großherzog von Weimar † — Schiller muß also auferstehn — Raoul Francé — Anthroposophie — Friedrich Rittelmeyer ..... 625
Goethe-Gesellschaft u. Deutsche Akademie 702
Wie steht's? — Reichseinheit und Reichsheer — Durch Reinheit stark — Vom Kinderelend ..... 775
Stimmen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft (Frau Förster-Nietzsche, Graf Keyserling, Güntter, Düsel, Muth, Ricarda Huch) ..... 840


## Auf der Warte


Adolf Bartels ..... 220
Adolf Bartels „Deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart ..... 493
Amey ..... 213
An die Leidgenossen ..... 207
Anthroposophie ..... 427
Aufruf der Deutschen Schillerstiftung .. 143
Aus der Nacht ..... 786
Aus Norwegen ..... 145
Aus Valdivia ..... 214
Aus meiner Volkshochschularbeit ..... 491
Aus dem Brief eines Verbindungsstudenten ..... 495
Barrès und Bertram ..... 70
Bildersturm ..... 219
Billigere Nahrung ..... 218
Bürger und Proletarier? ..... 248
Das große Sterben ..... 852
Das „Offizielle Kaiserbild“ ..... 423
Das Okkulte ..... 855
Dehmels Briefe ..... 568
Der Fall Lenard ..... 781
Der Katholikentag ..... 66
Der Kulturabbau in Deutsch-Österreich . 860
Der Natursarg ..... 641
Des Kaisers Erinnerungen ..... 207
Deutsche Dichterhandschriften ..... 142
Deutsche Frauen — deutsche Mütter ... 358


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Deutsche Frauen — und wir Männer? | 858 |
| Deutsche Not | 215 |
| Deutscher Wald in Not | 565 |
| Die apokalyptischen Reiter | 360 |
| Die drohende Verslawisierung der deutschen Seele | 289 |
| Die Elsaß-Lothringer im Reich | 362 |
| Die Freude am Buch | 419 |
| Die Göchhausen | 420 |
| Die Hand an den Pflug | 571 |
| Die kleinen Franzosen | 292 |
| Die Lösung der Hamletfrage durch Morsbach | 788 |
| Die Not der deutschen Wissenschaft | 67 |
| Die Not der Kriegswitwen | 421 |
| Die Zukunft des deutschen Waldes | 362 |
| Eine christliche Sittenlehre | 71 |
| Ein deutsch-amerikanischer Wohltäter | 71 |
| Eine Lienhard-Biographie | 856 |
| Eine neue elsässische Zeitschrift | 490 |
| Ein neuer Unfug | 291 |
| Eine neue „Geschichte der indischen Literatur“ | 714 |
| Einige gute Romane | 211 |
| Ein musikalischer Nachklang aus Straßburg | 67 |
| Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide | 494 |
| Ein Reiseerlebnis | 569 |
| Ein stiller Deutscher | 567 |
| Ein Storm-Roman | 72 |
| Elsa Brandström | 71 |
| Elsaß-Hilfe | 284 |
| Erinnerung an Peter Gast | 637 |
| Erlebnis mit Fichte | 854 |
| Erotik oder Unflätigkeit | 422 |
| Freunde der Wartburg | 418 |
| Freundliche Tat | 71 |
| Fritz Bley | 785 |
| Friedrich von der Leyen | 69 |
| Graf Georg von Rosen | 356 |
| Gundolfs „Kleist“ | 492 |
| Hans Johst an Thomas Mann | 286 |
| Hans Sterneder | 496 |
| Hausammlung und Opfertage | 290 |
| Heldenverehrung | 359 |
| Ina Seidel: Das Labyrinth | 141 |
| Indien | 715 |
| Isolde Kurz | 710 |
| Kulturfriede? | 424 |
| Lenard gegen Einstein | 425 |
| Licht- und Farbenforschung | 428 |
| Malvida von Meysenbug | 357 |
| Mannesreinheit und Kronprinzenbuch | 75 |
| Nachbarschaften | 640 |
| Nachklänge zur Gerhart Hauptmann-Feier | 287 |
| Narrenhaus | 147 |
| Nicht umsonst! | 140 |
| Noch lebt der Idealist | 572 |
| „Optimismus“ | 139 |
| Ostpreußen | 216 |
| Paris und die Negerfrage | 76 |
| Paul Burgs Goethe-Roman | 285 |
| Pfarrer Rittelmeyer und die Anthroposophie | 73 |
| Ringlekar | 713 |
| Schaufensterqualen | 288 |
| Schillerpreis? | 424 |
| Schnapskonsum und Volksernährung | 361 |
| Schweden in Goethes Leben und Schriften | 144 |
| Stadt und Land | 499 |
| Südmark | 642 |
| Theater-Luxus | 499 |
| Tschechische Dankbarkeit | 144 |
| Türmerfestschrift | 64 |
| Türmerlieder aus Deutschböhmen | 571 |
| Volk und Erde | 363 |
| Volkstänze und Gesellschaftsleben | 148 |
| Vom Kampf um das gute Buch | 68 |
| Wahrheit und Lüge | 641 |
| „Waldbestände kauft laufend“ | 567 |
| Waldraub | 565 |
| Weiteres zur Lusitania-Angelegenheit | 783 |
| Wie elsässische Kinder das Heideröslein singen | 146 |
| Wie steht's im Elsaß? | 363 |
| Zum „belgischen Unrecht“ | 783 |
| Zum Tode des Großherzogs von Baden | 639 |
| Zur Frage: Schnapskonsum und Volksernährung | 498 |
| Zur Geisterkunde | 712 |
| Zur Hundertjahrfeier der Lederstrumpfgeschichten | 709 |
| Zur Lusitania-Frage | 570 |
| Zwei Zeitbilder | 859 |


Digitized by Google

## Kunstbeilagen und Illustrationen


| | Heft | | Heft |
|---|---|---|---|
| Bauer: Schleiermacher | 12 | Schirmer: Alte Bäume | 8 |
| Böhle: Aufbau | 1 | Schneiderfranken: König Tod | 2 |
| Engelhardt-Kyffhäuser: Der Heilige in der Wüste | 4 | — Der Kenner | 5 |
| Friedrich: Rügen | 9 | Staeger: Die Begegnung | 3 |
| Haupt: Sonnenaufgang | 1 | — Andacht | 6 |
| — Sommerpfad | 11 | Tornquist: Sonnenaufgang | 7 |
| | | — Hochgebirge | 10 |


## Notenbeilagen


| | | | |
|---|---|---|---|
| Gast: Aus „Der Löwe von Venedig“ | 9 | Pfitzner: Aus „Palestrina“ | 1 |
| Liszt: Thüringer Festgesang | 6 | | |


## Briefe

Auf den Beilagen.

## Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sonnenaufgang

Ellen Tornquist

Digitized by Google

25. Jahrg. April 1923 Heft 7

# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

... Die Stunde ruft, die herbe,
Euch alle, Weib und Mann,
Daß Zwietracht nicht verderbe,
Was Eintracht uns gewann.

Jetzt ist nicht Zeit zum Wühlen,
Nicht Zeit für die Partei,
Jetzt ist es Zeit zu fühlen,
Daß eins das Größte sei:

Das Land, aus dessen Schoße
Uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große,
Das deutsche Vaterland!

Ernst von Wildenbruch

# Deutschlands Weltstellung

## Von Admiral Scheer

Motto: Ohne Kompaß kein Kurs.

Wenn wir in diesem tragischen Augenblick des deutschen Geschickes, da die französische Eroberungsbestie ihre gierigen Krallen ins deutsche Leben schlägt, den großen Gedanken der deutschen Weltstellung vor uns aufbauen, so geschieht es nicht in oberflächlicher Verkennung der furchtbaren Gefahr der Stunde, auch nicht aus dem vielgerügten Mangel an Wirklichkeitssinn heraus, der unserem Volk anhaftet und es immer wieder dazu verführt, Unmögliches zu begehren und das Nächstliegende und Erreichbare zu übersehen. Uns bewegt vielmehr die Überzeugung, daß das Ziel bestimmend ist für den Weg, daß es nötig ist, in den Blickpunkt der Nation eine große Aufgabe zu rücken, die den zerstörenden Parteigeist beschwört, die auseinanderstrebenden Kräfte sammelt und eint und das dumpfe Grollen über die Nöte der Zeit in einen einzigen, festen, nationalen Willen umschafft. Der Mangel eines großen Zieles muß endlich zu jener lähmenden Entsagungsseligkeit führen, die in den Worten des Pessimisten sich ausdrückt:

Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber: es ist nichts!
Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber: es ist nichts!

Solcher Fatalismus, dessen dunkle Tiefe wohl geeignet wäre, die deutsche Seele anzuziehen — zumal jetzt in diesem furchtbaren Sturze —, müßte uns auf immer den Weg zur Höhe verbauen. Wie ein in der Ferne schimmerndes Licht die schon versagenden Kräfte des in der Schneewüste irrenden Wanderers verdoppelt, so muß unsere im ungeheuren Niederbruche zerschmetterte Kraft sich neu beleben an der Leuchtkraft des deutschen Gedankens, muß gestärkt werden durch den unbeirrbaren Glauben an die Sendung des deutschen Geistes in dieser Welt.

Uns fließt solcher Glaube nicht aus der überheblichen Schätzung dessen, was wir schon geleistet haben, sondern vielmehr aus der Erkenntnis, daß die Fülle des deutschen Wertes noch nicht Gestalt gewonnen hat in dieser Welt, daß der Staat der weisen Macht und der gerechten Ordnung, den unsere deutschen Geister mit sehnsuchtsvollem Seherblick erschauten, noch nicht in die Wirklichkeit getreten ist: jener Staat der ruhigen Kraft, der, gleich weit entfernt von fanatischer Machtgier wie von weltbürgerlicher Völkerverbrüderung, das Heil nicht sucht in brutaler Knechtung nach innen und außen, noch in einer internationalen Staatengemeinschaft, sondern im nationalen Gemeinschaftsstaat, der alle Schichten des Volkes zu werktätiger Anteilnahme am Bau des Ganzen versöhnt und den edlen Schwung der nationalen Begeisterung auf das hohe Ziel hinleitet, den Kulturwert, die sittliche Größe und den Charakter der Nation in die Welt hinauszutragen, sie formen zu lassen vom Geiste, der immer und allezeit nach Gestaltung drängt.

Digitized by Google

Die „Zielloſigkeit des nationalen Willens“, die ein angeborener Mangel des deutſchen Geiſtes zu ſein ſcheint, hat uns um unſere hoffnungsvollen Anſätze zur Weltſtellung gebracht. Das Werkzeug, das uns Bismarck zu ihrer Erlangung ſchuf, haben wir von einer verbrecheriſchen und verführten Minderheit zerſtören laſſen, anſtatt es zu verbeſſern. Es war in Hände gelegt worden, die es nicht zu meiſtern verſtanden, nachdem die Hände des Meiſters davon hatten ablaſſen müſſen, vor der Zeit hinweggeſchoben von anderen, die es beſſer als der es ſchuf handhaben zu können wähnten. Wir begriffen nicht, daß nur „Herr der Zukunft, wer ſich wandeln kann“, daß es gilt, weiterzubauen nach hohen, großgeſehenen Zielen, damit man nicht plötzlich leere, ausgelebte Formen unter ſich zuſammenbrechen fühle und vor der noch viel ſchwierigeren Aufgabe ſtehe, neu ſchaffen und ſich mitten unter Trümmern zurechttaſten zu müſſen.

Wir nahmen Bismarcks Meiſterſtück vielfach als ein Gegebenes hin, erfreuten uns ſeiner Segnungen mit dem ſtumpfen Behagen des ſatten Philiſters, oder benützten es als Spekulationsbaſis für unſtreitig kühnen und erfolgreichen, in ſeiner Einſeitigkeit aber ſeelenloſen und entſeelenden materiellen Erwerb. Niemand hatte Zeit, ſich um die Seele des Volkes zu kümmern, deſſen tiefere Schicht infolge der anſchwellenden Induſtrialiſierung jäh und üppig gedieh und deren Arbeitermaſſen in eine Geſellſchaft hineinwuchſen, die ſie inſtinktiv als notwendiges Übel, als ſozialen Feind empfand. Wegen der ſtaatsfeindlichen Form, in der ſie vorgebracht wurden, verſchloß man ſich den berechtigten ſozialen Forderungen des neuen Standes, glaubte, ſie mit einem Schein von Recht überhören zu können, anſtatt den Verſuch zu machen, ſeine Glieder über die eigenen, nächſten, greifbarſten Belange hinaus zu vollwertigen Staatsbürgern zu erziehen, ſie am Gedeih und Verderb des Staates zu intereſſieren. Vergegenwärtigt man ſich dazu noch, wie auch für die politiſch führenden Schichten der Vorrang der nationalſtaatlichen vor der landsmannſchaftlichen Idee noch lange nicht als unantaſtbare Notwendigkeit anerkannt war und es auch heute noch nicht iſt, ſo kann man ſich nicht wundern, daß uns die große, die ſchöpferiſche Einheit nach außen und innen auch in den Tagen des Glanzes gefehlt hat. Die Schuld daran trug der Grundirrtum, es ſei mit der Reichsgründung ein Ende erreicht worden, während in Wirklichkeit damit erſt der Anfang zu nationaler Betätigung gemacht war. Die Tatſache der Reichsgründung gewann ihre Bedeutung dadurch, daß ſie es endlich ermöglichte, uns den Eintritt in die Reihe der aktiven Weltvölker zu erobern mit den Kräften, die ſie frei machte und durch die einigende Macht des Gedankens der in ſich geſchloſſenen Nation.

Damit begann ein neues Stadium der politiſchen Entwicklung, nachdem in dem früheren Zuſtand der Zerſplitterung in zahlloſe ſelbſtändige Teile und Teilchen die deutſche Volkskraft nicht zu ihrer vollen Entfaltung hatte gelangen können. Ein überraſchend großartiger Aufſchwung auf allen Gebieten wirtſchaftlicher Betätigung und raſch zunehmende Volkszahl waren die unmittelbaren Folgen der neu erworbenen Machtſtellung. Das Geſamtbild der politiſchen Welt mußte ſich ändern durch das Auftreten eines neuen Machtfaktors. Aufgabe des neu erſtandenen Reiches war, zu beweiſen, daß es nach innen auf feſten Füßen ſtand und nach außen ſeine Sicherung und Erhaltung möglich war, ſollten wir von dem einmal genommenen

Digitized by Google

Anlauf zur Weltgeltung nicht wieder von den feindlichen Mächten in das Nichts der Bedeutungslosigkeit zurückgeworfen werden.

Obgleich unsere politische Erstarkung keine Bedrohung der Nachbarvölker zur Folge hatte, erweckte unser unheimliches Wachstum erst ungläubiges Erstaunen, dann Neid, Besorgnis und Schrecken, bis aus diesen Empfindungen der finstere Plan erwuchs: „Germaniam esse delendam".

Das ideale Ziel der staatenbildenden Kraft eines Volkes, dem der schaffende Staatsmann von 1870/71 die materielle Form gegeben hatte, war aufs äußerste gefährdet. Aus den um Preußen kristallisierten Reichssplittern gebildet, erwies sie sich doch als so hart und widerstandsfähig, daß der Anprall der geballten Energie einer feindlichen Welt sie wohl aufs schwerste zu erschüttern, aber nicht zu zerbrechen vermochte.

War es Anmaßung, daß Deutschland nach Weltgeltung strebte? Nein! Denn von einer solchen kann nur die Rede sein, wenn Ansprüche ohne innere Berechtigung erhoben werden. Die materiellen und sittlichen Werte, die Deutschland in den Konkurrenzkampf der Völker zu werfen hatte, rechtfertigen aber vollauf den Anspruch auf Auswirkung der deutschen nationalen Idee in der Welt.

Daß Deutschland so spät dazu kam, die Welt zum Schauplatz seiner kulturpolitischen Wirksamkeit zu machen, während England längst die gigantische Pyramide seiner Weltmacht aufgerichtet hatte, lag wesentlich an der gewaltigen Absplitterung großer Teile des Volkstums, die in Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Österreich und den baltischen Provinzen in fremde politische Gebilde hineinwuchsen, lag nicht zuletzt an der unheilvollen religiösen Spaltung und lag vor allem an der späten politischen Einigung. Denn die Wiedergeburt des Volkstums aus dem Geist der geeinten Nation ist das A und O einer Politik, die das Weltmeer in ihren Gesichtskreis einbeziehen will; die Unterordnung alles Trennenden unter das Einigende, die dem Deutschen so schwer fällt, ist die Grundlage aller politischen Betätigung von universellem Format. Wie sehr der weltpolitische Sinn uns fehlte, wie weit wir auch nach der Reichsgründung von einer großen einheitlichen nationalen Idee entfernt waren, beweist das anfängliche Widerstreben weiter Volkskreise gegen koloniale Erwerbungen und gegen die Beschaffung einer angemessenen Rüstung zum Schutze unserer überseeischen Interessen.

Dabei drängte unsere kolossale Volksvermehrung über die enge territoriale Grundlage hinaus gewaltsam nach der großräumigen Ferne jenseits des Ozeans als nach dem einzigen Ventil für ihren friedlichen Abfluß, denn eine Eroberungspolitik über die Landesgrenzen lag nicht im Sinne der Reichsgründung. Darum hat Deutschland für sich den „friedlichen Wettbewerb" erfunden, die Idee der friedlichen Durchdringung der Welt, nicht, wie uns untergeschoben wurde, im Sinne äußerer Beherrschung, sondern durch den inneren Wert und die Gediegenheit seiner Arbeit.

Wenn die reißende Volksvermehrung als materielle Grundlage für den Anspruch Deutschlands auf Weltgeltung bezeichnet werden muß, so ist es gerade der Arbeitswille und die Arbeitsfähigkeit des deutschen Volkes, die als sittliches Moment von höchster Bedeutung ins Gewicht fallen, jener Wille zur Arbeit um ihrer selbst willen, deren Leistungsfähigkeit durch gewissenhafte, streng disziplinierte Schulung

Digitized by Google

zu einer von keinem anderen Volke erreichten Höhe des Durchschnitts gesteigert worden ist. Dieser Erfolg wäre nicht erreicht worden ohne das in unserem Volkscharakter gelegene hohe persönliche Pflichtgefühl des einzelnen, wie es sich verkörpert in dem Typus des deutschen Arbeiters, nach dem Amerika jetzt trotz der drüben herrschenden Arbeitslosigkeit, eben um dieser seiner besonderen Eigenschaft willen, verlangt, in dem Typus des deutschen Beamten und Soldaten, Gelehrten und Technikers, der in der ganzen Welt ob seiner sprichwörtlichen deutschen Gründlichkeit geschätzt und gesucht war.

Welche Leistungen aus dem Zusammenwirken dieser beiden sittlichen Grundpfeiler des Deutschtums: Arbeitswille und Pflichtgefühl des einzelnen hervorgingen, bewies unsere Rüstung und die Bewährung derselben im Kriege. Wie wir dazu fähig waren, auch auf uns bisher fremden Gebieten in kürzester Zeit Außerordentliches zu leisten, zeigt vor allem unsere Marine und unsere Betätigung in den Kolonien. Das deutsche Volk hat nach Tirpitz die See nicht verstanden. Damit meint der Großadmiral nicht, der Deutsche eigne sich nicht für die Seefahrt, sondern es habe ihm an dem politischen Instinkt gefehlt, um die Bedeutung der See für seine Weltstellung zu erfassen und sich auf diesem Wege seine Zukunft zu sichern. Dennoch scheint mir dieser Vorwurf an eine falsche Stelle gerichtet zu sein. Die glatte Annahme der deutschen Flottengesetze von 1898—1912 ist die Folge der Aufklärungsarbeit des Reichsmarineamts gewesen; die Erkenntnis drang durch, daß es um so nötiger wurde, je größere Werte sich außerhalb des Landes bewegten, auch für ihren Schutz zu sorgen und ein kriegverhinderndes Mittel zu finden, damit auf der eingeschlagenen Bahn intensiver Ausnutzung unserer Arbeitsleistung keine Hemmung einträte.

England hat den Risikogedanken, der in der Schaffung der deutschen Flotte lag, durchaus erfaßt. Sein Gegenzug bestand darin, ihn durch die Einkreisungspolitik politisch unwirksam zu machen. Hiergegen erwies sich unsere Diplomatie hilflos; denn sie hat es nicht vermocht, unsere Hauptstellung auf dem Lande so zu festigen, daß das Risiko eines Konfliktes mit England, wenn es sein Übelwollen nicht fallen ließ, getragen werden konnte. Ein Volk, das so bereitwillig wie das deutsche den Flottengedanken zur Ausführung brachte, als ihm ein einleuchtender Plan über Zweck und Ziel vorgelegt war, kann von der Führung erwarten, daß sie alle Verhältnisse in Betracht zieht, auch die Möglichkeit ungünstigster feindlicher Koalitionen, und ihre Gegenwehr trifft durch Bündnisse oder — wenn solche nicht zu erlangen — aus eigener Kraft, die bis zum Ausbruch des Weltkrieges noch nicht im entferntesten voll ausgenutzt war. Bei der Widerstandskraft, die wir im Weltkrieg entwickelten, unterliegt es keinem Zweifel, daß ein besserer Ausgang des gewaltigen Ringens erreichbar war, wenn nicht jene beiden schweren Unterlassungssünden begangen wären: den inneren Zwiespalt im Volk zu verhüten und die militärische Ausbildung der wehrpflichtigen Bevölkerung in dem gesetzlich festgelegten Umfang vollständig durchzuführen. So aber waren weder die moralischen noch die physischen Kräfte der Nation auf der Höhe, um dem Ansturm der Feinde des Deutschtums zu trotzen.

Eine Abkehr von dem Gedanken der Berechtigung zur Weltstellung entzöge dem deutschen Volk die Grundlage für seine nationale Zukunft. Die Reichsgründung

Digitized by Google

hätte ihren tieferen Sinn verloren und würde ohne die Macht einer einheitlichen Idee der Gefahr des Zerfalls ausgesetzt sein. Als Zukunftshoffnung müssen wir festhalten, daß uns ein Anteil am freien Seeverkehr gebührt, ohne den ein Wirtschaftsvolk wie das deutsche verkümmern muß. Und wir dürfen das um so mehr tun, weil es keinen besseren Seemann gibt als den deutschen. Selbst die seeungewohnten Mannschaften der Flotte aus der Landbevölkerung fanden sich mit größter Anpassungsfähigkeit auf dem ihnen fremden Element schnell zurecht und fühlten sich zu Hause. Dabei war die Flotte nicht nur das nach außen hin sichtbare Symbol der deutschen Reichsmacht, sondern der beste Schmelztiegel für die deutsche Einigkeit, in der die Angehörigen aller Stämme ihre Besonderheiten ablegten und zu einem Einheitstyp, dem des deutschen Seemanns, zusammenflossen und zusammengeschweißt wurden, der sich im Frieden die Achtung und Hochschätzung aller Völker, mit denen er in Berührung kam, errungen und sich im Kriege in so hervorragenden Einzelleistungen bewährt hat, wie sie keiner unserer Gegner ihm gleichwertig gegenüberstellen konnte. Daran ändert der Umstand nichts, daß wir die Enttäuschung der Meuterei auf der Flotte erlebten, als sie zu einem letzten Schlag ausholen sollte, um unsere Lage für die eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen zu verbessern, nachdem der Feind unsere Westfront unablässig weiter bedrängte. Sie war die Folge einer außerordentlichen, aber letzten Endes doch erfolglosen Kriegsbeanspruchung und der inneren Zermürbung, die aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit der obersten Leitung auf militärischem und politischem Gebiet herausgewachsen war.

Trotz dieses furchtbaren Rückschlages dürfen aber wir Deutsche den Willen zur Weltgeltung dennoch nicht aufgeben. Der Zusammenbruch zeigte uns mit erschütternder Deutlichkeit den negativen Pol im deutschen Volkscharakter, wie er sich auswirkt in der mangelhaften und widerwilligen Unterordnung aller Einzel- und Gruppeninteressen unter den nationalen Gedanken; aber die glänzenden Aktiva des deutschen Geistes konnte der Umsturz nicht in die allgemeine Auflösung mit hineinziehen. Sie hatten es uns ermöglicht, in Jahrzehnten zu erreichen, wozu andere, früher zur Weltarbeit gelangte Völker Jahrhunderte gebraucht hatten; sie sind noch heute unerschütterlich unser und unser höchstes und bestes Gut, das nicht verloren gehen kann, wenn wir den Glauben neu erwecken, daß die deutsche Würde, die deutsche Sittlichkeit und gerechte Vernunft berufen sind, „den großen Prozeß der Zeit" zu gewinnen. Und wir werden ihn um so sicherer gewinnen, je mehr wir die große Idee des Menschheitsgewissens, das der deutsche Philosoph im kategorischen Imperativ aussprach, ausdehnen auf den Gedanken des Dienstes am Staate, je mehr wir begreifen, daß die höchsten ethischen, wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen Leistungen eines Volkes dem Verfalle geweiht sind — wie uns das Beispiel Altgriechenlands zeigt —, was besser einmal von diesem Gesichtspunkt aus der deutschen Schuljugend vorgehalten würde, wenn die Nation, die sie hervorbringt, nicht gleichzeitig ein großes, festgefügtes, staatliches Gebilde von möglichst großem Einflußbereich auszubilden vermag, das zum Träger der geistigen Leistungen eines Volkes werden kann. Unser wachsender Anteil an der Weltwirtschaft war keine Zunahme an Macht, im Gegenteil, er wurde zur Reibungs- und

Digitized by Google

Angriffsfläche. Der Mangel an Fähigkeit, die Wirtschaft der Macht anzupassen und umgekehrt, die einseitige Jagd nach materiellem persönlichem Gewinn, die wertvolle Kräfte vom Erfassen und Festhalten politischer Aufgaben ablenkte, bewiesen, daß wir noch immer von dem Gedankengang des Philisters im Faust „wenn hinten weit in der Türkei usw." nicht frei geworden waren. Deutschland als saturierte Kontinentalmacht war eine Verkennung unserer wirklichen Stellung in der Welt und unserer Abhängigkeit vom Ausland. Die Hungerblockade hat uns wohl die Augen darüber geöffnet, daß das Volk außenpolitisch interessiert werden muß und die ganze innere Politik nichts anderes verfolgen darf, als das eine Ziel: dem Volk die Stellung innerhalb der übrigen Nationen begreiflich zu machen. Was jedem Engländer selbstverständlich ist: daß alles, was in der Welt vorgeht, sich irgendwie auf England bezieht und vom englischen Interessenstandpunkt aus gesehen, beurteilt und beeinflußt werden muß, das müßte auch von uns Deutschen als Leitmotiv jeder politischen Erwägung angesehen werden und uns frei machen von dem Standpunkt des Kirchturmpolitikers, der nicht über die nächste Nachbarschaft hinwegsieht, seine Streit- und Händelsucht an den Volksgenossen austobt und darüber die weit ärgeren Feinde des Deutschtums jenseits der Reichsgrenzen aus den Augen verliert. In dem übermächtigen Drang zur Besonderheit haben wir unsere besten Volkskräfte in inneren Krisen und nutzlosem Hader zerrieben. Im deutschen Standes- und Kastengeist, im extremen Föderalismus, im politischen Parteibetrieb, in der sozialen Zerklüftung des Volkes wirkt er sich in verheerendem Maße aus.

Zu Anfang des Krieges schien zwar die nationale Lebensgemeinschaft sich zu formen, aber daß es um die Erhaltung der Weltstellung in diesem Kriege ging, fand weder in der politischen Leitung noch in der Kriegführung selbst die gebührende Würdigung. So wurden die Kräfte verzettelt, das Vertrauen ging verloren, das erst so hoch in vaterländischer Begeisterung aufgeflammt war. Ein moralischer Zusammenbruch, dem der politische folgen mußte, war das traurige Ende einer Kraftbetätigung, wie sie die Welt nie gesehen hat und aus der wir den Mut schöpfen konnten, uns gegen sie zu behaupten. Lernen wir daraus, daß es ohne den Zusammenschluß des Volkes zur Willensgemeinschaft nicht vorwärts geht, mit ihm aber sicher. Dann wird die Welt, die ohnehin bis zu einem hohen Grade auf Deutschlands Existenz angewiesen ist, unsern Wiederaufstieg nicht auf die Dauer unterdrücken können. Und sie wird es um so weniger können, je fester wir selbst von der Notwendigkeit dieses Aufstieges und von seiner Möglichkeit überzeugt sind. Die Aufstellung dieses unseres hohen Zukunftszieles schafft uns ein großes einigendes Moment und eine nationale Kraftquelle ohnegleichen, fähig, unser vaterländisches Empfinden zu freudiger Aktivität zu steigern: die Schaffung des germanischen Staates, wie er dem Genius der Nation entspricht, eines gewaltigen Blockes von nahezu 100 Millionen deutscher Menschen im Herzen von Europa, dessen Heimaterde reicht, soweit die deutsche Zunge klingt. Feierlicher denn je klingt uns heute „die heilige Losung Deutschland", verheißungsvoller denn je das Wort der Königin Luise: „Meine Hoffnung ruht auf der nationalen Zusammenfassung alles dessen, was den deutschen Namen trägt." Wie der Märchenvogel aus der

Digitized by Google

Asche muß sich aus dem Sturz der Dinge der großdeutsche Gedanke erheben, beflügelt nach außen von dem Willen, dem deutschen Werte auf der Weltbühne Geltung zu verschaffen und tief durchseelt nach innen von wahrer Humanität, die darnach strebt, mit Gerechtigkeit und Kraft die Brücke des Verständnisses und der Versöhnung zwischen allen Volksschichten zu schlagen und ihre verschiedenartigen Strebungen zu einem großen nationalen Zukunftswillen zusammenzuschließen. Jeder einzelne Volksgenosse muß daran mit seinem Herzen beteiligt sein; er muß begreifen, daß die Errungenschaften des nationalen Machtstaates auf jeden einzelnen fördernd zurückwirken; jeder muß bereit sein, über das eigene Interesse hinaus dem Wohle des ganzen deutschen Volkes zu dienen und über Alltag und Lebensnotdurft, über bittere Not, die uns bedrängt, an eine deutsche Zukunft glauben, eingedenk der Mahnung eines großen deutschen Denkers:

„Die Nation lebt nicht von ihrer Gegenwart, sondern von ihrer Zukunft."

# Gebet

## Von Gerhard Stock

**Es liegt ein heller Edelstein**
**Tief unter Schutt und Scherben;**
**O Gott im Himmel, halt ihn rein**
**Und laß ihn nicht verderben!**

**Wir haben alles, wenn wir ihn**
**Nur nicht verloren haben;**
**O segne unser heißes Mühn**
**Und gib uns Kraft zum Graben!**

**Auf daß sein wunderstarker Glanz**
**All unser Elend wende,**
**Herr, lege diesen Schatz doch ganz**
**In gute deutsche Hände!**

**Laß sie ihn bilden recht und rein**
**Zu alter Kraft und Tugend!**
**Er bleibt ja unser Trost allein:**
**Die edeldeutsche Jugend.**

Digitized by Google

# Die Insel der Kalypso

## Von Gertrud Burdett

Schnell und nur mit sanftem Wiegen gleitet der große Dampfer durch das tropische Meer. Das liegt da in seinem satten Blau, schimmernd und glatt wie Seide; doch mochte tief unten, in geheimnisvollem Dunkel, eine bewegte Strömung ziehen, denn die glasige Fläche hebt und senkt sich in breiter Dünung.

Über dem azurnen Ozean wölbt sich ein flammender Himmel. Die Sonne sinkt; und es ist, als ob das Schiff geradeswegs hineinfährt in die westliche Glut.

Seltsam still ist es an Bord. Sonst wirbelt zu dieser Stunde ein buntes Leben unterm Sonnensegel. Heute ist alles sonderbar ruhig. In vergangener Nacht ist ein Fahrgast, eine junge Frau, gestorben; am Vormittag wurde die Leiche hinabgesenkt; nun liegt es noch wie ein Schleier über allen; das Nachmittagskonzert ist unterblieben; es wird auch keine Tafelmusik sein; die Menschen stehen umher und reden gedämpft.

Hoch oben ballen sich phantastische Wolken; noch hängen sie fremd und unbeseelt in der lichtgetränkten Luft; da trifft sie ein leuchtender Abendstrahl; und nun erwacht in ihnen ein verborgenes Leben: sie formen sich, dehnen sich, werden Drachen und ziehende Sagengestalten; sie türmen sich zu Traumschlössern oder schweben als Riesenblumen und wilde Vögel auf goldrotem Grunde dahin.

Und das Meer widerstrahlt schillernd die Farben des Himmels; zuweilen tauchen Delphine empor; blicken aus blanken, neugierigen Augen umher und schnellen behende zurück. Zuweilen erhebt sich, vom Dampfer aufgeschreckt, eine Schar fliegender Fische; gleich weißen Schmetterlingen flattern sie eine kurze Strecke im Abendschein; dann versinken sie wieder in jenen blauen Wasserweiten, von denen die gefangenen Meertiere, die in engen Aquarien leben, dann und wann einen kurzen dumpfen Traum träumen.

Etwas Unaufgeklärtes umgibt den Tod der jungen Frau. Von ihrem Gatten aufmerksam, aber kühl umsorgt, von einer alten Dienerin warm betreut, hatte sie all die Tage der langen Seereise schwermütig, und, obgleich inmitten der andern, doch abseits gelebt. Es wurde von einem Herzleiden gesprochen. Jetzt war dies Leben, zu jener Stunde, die am tiefsten zwischen Abend und Morgen liegt, überraschend und jäh erloschen. Doch hatte man immerhin mit einem plötzlichen Tode rechnen können. Und nun raunte auf einmal, unbegreiflich woher, allerlei Vermuten und Wissenwollen: von einem ehelichen Zerwürfnis, von einer unseligen Leidenschaft der Verstorbenen für einen andern, welche, durch Entfernung zu ertöten, Zweck dieser erzwungenen Reise sei, von Melancholie, Todeswunsch und einem gefährlichen Schlafmittel.

Am Vormittag geschah dann das Ergreifende: das eintönige Stampfen der Maschine hörte plötzlich auf; der Dampfer stoppte, eine bange Ruhe trat ein; und in der durch keine Fortbewegung mehr gemilderten sengenden Schwüle fand angesichts der Unendlichkeit von Himmel und Ozean eine kurze Feier statt. Dann

Digitized by Google

glitt der beschwerte Körper abwärts. Sekundenlang klaffte ein Trichter, aufspritzendes Wasser überschauerte ihn; es gurgelte und wogte, — und schon begann das Element sich wieder zu ebnen; und während die Mitreisenden noch schweigend und gebannt verharrten, klang gleichmütig und unbekümmert bereits ein Glockensignal in die schwere Stille hinein; ein anderes antwortete; schon peitschte die erste Schraubendrehung das Wasser, und langsam, durch alle Planken erzitternd, gewann das große Schiff Fahrt.

Versonnen und ein wenig traumhaft ist der Tag vergangen; dieser Tag, da in dem kleinen, bunt zusammengewürfelten Kreis nun ein Mensch fehlt. Immer noch wird über das Geschehene gesprochen. Es ist so eigen, daß jene sanfte Gestalt, oft gedankenvoll und stumm an die Reeling gelehnt, nun auf einmal fort ist.

Die Sonne ist jetzt gesunken; die Wolken zerrinnen; ein kurzer Farbenrausch spielt noch in den Lüften, dann breitet, übergangslos, still und schattenhaft, die Tropennacht ihren Mantel aus.

Die Schiffslichter flammen auf, golden, rot und grün; aus den Kajütenfenstern fällt tanzender Schein übers Wasser; so gleitet, selber von Helle durchströmt, der große Dampfer lautlos durch das Dunkel.

Die Abendmahlzeit ist beendet; aus dem heißen Speisesaal drängen die Menschen nach oben.

Der Missionar und der Doktor wandern die lange Deckpromenade auf und ab; sie sind alte Bekannte, wenngleich in getrennten Lebenskreisen stehend, und es hat sich gefügt, daß sie sich als Fahrtgenossen auf demselben Dampfer trafen.

„Genug nun gewandert," meint der Doktor endlich, und stäubt die feine Asche seiner schwarzen Brasil über Bord; „lassen Sie uns ein ruhiges Plätzchen finden."

Vorn, wo es dunkel ist, und der Menschenstrom nicht vorüberstreicht, rücken sie zwei Stühle zurecht; der Missionar stopft die kurze Pfeife neu; schweigend und rauchend blicken sie in die Nacht hinaus. Auch über ihnen schwingt die Stimmung dieses Tages.

„Vielleicht war sie eine Seele in Not," sagt der Missionar, „und ich bin hier umhergegangen und habe es nicht erkannt."

„Weiß denn je ein Mensch vom andern?"

„Ich hätte es fühlen und zu ihr sprechen müssen; es wäre Vorrecht und Erfüllung meines Berufs gewesen."

„Menschen sind Abgründe; wir sehen nie ineinander hinein; es sei denn, daß einer freiwillig dem andern die Schranken fortzieht; und selbst dann: Wenige nur können sich völlig vom Selbstbetrug lösen."

„Ich hätte zu ihr reden sollen," beharrt der Missionar; „mag sein, daß ich das Erlösungswort gefunden hätte, — Sie wissen ja: das einzige Wort, in der richtigen Stunde —"

„Auch da, wo es sich um eine Leidenschaft handelt? Lieber Freund, das glauben Sie ja selbst nicht."

Quer über Deck kommt die Stewardeß und geht zögernd vorüber.

„Nun," spricht der Missionar sie freundlich an, „auch Sie gedenken wohl der Verstorbenen?"

Digitized by Google

„Ja, Herr Pastor," entgegnete sie, „und es ist so seltsam, daß es fast an derselben Stelle geschehen ist, wo ich damals meinen Mann verlor."

„Also auch auf See — —?"

„Wir reisten als Zwischendecker," erzählte sie, froh sich mitzuteilen; „in der Nacht starb er am Hitzschlag, und bei Sonnenaufgang mußte er hinunter. Als ich dann in der Heimat war, packte mich die Unruhe, und ich hab' erst Frieden bekommen, nachdem ich mich als Stewardeß hier anwerben ließ, und nun wieder und immer wieder hinüber fahre — über jene Stelle — —"

„Wissen Sie denn nicht," fragt der Doktor, „daß die Leiche gar nicht zum Grunde sinkt, sondern schon in wenigen Minuten anderswo ist —?"

„Doch, Herr Doktor, das weiß ich; das hat mir ein gelehrter Herr damals gesagt; wenn ich auch nicht ganz verstehe, warum das so ist, daß der Tote, wenn er auch noch so stark beschwert ist, nie völlig hinabkommt, sondern fortgetrieben wird, niemand weiß wohin — — — ach, wie viele da wohl so ziehen — Und dennoch, mir ist, als ob ich ihm näher bin hier! — Wenn nur die Haifische nicht wären," fügt sie erschauernd hinzu; „damals war einer dem Schiff tagelang vorher gefolgt — und gestern haben die Matrosen auch zwei längs der Wanten gesehen —" sie starrt noch eine Weile hinab in die rätselvolle, sammetdunkle Tiefe und geht mit leisem Aufseufzen weiter.

„Viele Frauen sind so," sagt der Doktor; „sie klammern sich an das Greifbare; sie treiben Leichenkult; das Grab bedeutet ihnen alles, selbst wenn es im Ozean liegt —"

„Ich meine, das ist die weiblich-mütterliche Seele, die etwas zu umsorgen, zu pflegen haben will."

„Glücklich, wer sein Leid vergeistigen kann; er schafft sich eine Kraftquelle und einen unzerstörbaren Besitz."

Unfaßbar weit und unbewegt ruht die Nacht über dem Meer; in der tiefen Stille klingt wie dumpfe Melodie das regelmäßige Stampfen der Maschine; kein Abendwind streicht um die Masten; der feierliche Reigen südlicher Sternbilder schreitet hoch einher.

„Als ich im Mittag des Lebens stand," spricht der Doktor gedankenverloren in die Märchenschönheit hinaus, „kam jene Frau zu mir, durch welche ich erst den Sinn allen Daseins begriff; welche alle Riegel in mir löste zu Erkenntnis und Glück. Sie hat nie mein Eigen werden dürfen. — Damals ging's mir fast ums Leben, trotz Arbeit und Beruf. Denn sehen Sie, wie selten wird es einem Menschen gegönnt, in der ganzen großen Welt gerade den Einen zu finden, der zu ihm gehört; und mir war das geschehen! und stand nun doch einsam da! Bis ich endlich, endlich den Weg fand, — den Weg, aus meinem Schmerz eine selige Zuflucht zu schaffen."

„Dazu gehört Reife," meint der geistliche Herr; „es ist kein alltäglicher Weg."

„Die Alten hatten eine schöne Sage", fährt der Doktor nach einer Weile verträumt fort, „von einer Insel des Glücks, die schimmernd irgendwo in einem fern-violetten Meer liegt, — die Insel der Kalypso. Aller Sehnsucht umkreist sie, aber keines Menschen Fuß hat je die geheimnisvolle Stätte betreten. Ich denke, jeder darf so eine Trauminsel in seiner Seele tragen. Es braucht nicht immer eine unerfüllte

Digitized by Google

Liebe zu sein; es gibt ja so viele Blüten, denen nie Frucht beschert ward. Vielleicht ist es höchste Lebenskunst, zu begreifen, daß Traum schöner ist, als alle Wirklichkeit gewesen wäre, daß Sehnsucht reicher und leuchtender ist als Erfüllung. Denn die Insel der Kalypso ist nicht dazu da, daß wir auf ihr Hütten bauen, daß wir auf ihr unserer Hantierung nachgehen und den Rauch vom Herdfeuer aufsteigen sehen — sondern sie ist dazu da, daß wir in einer Dämmerfeierstunde, wenn die Welle der Arbeit und Lebenshast auf kurze Zeit verebbt, sie aus unseren tiefsten Gründen heraufbeschwören, daß wir sie von ferne liegen sehen, lockend und betörend schön, daß ein Duft von ihr zu uns herüberweht, daß wir sie grüßen mit stiller, weitgespannter Seele —"

Die Freunde schweigen. Lautlos schwingt die Unendlichkeit über ihnen.

„Das sind letzten Endes wohl Kompromisse," spricht der Missionar endlich zögernd; „doch ist solcher Verzicht vielleicht ebenso stark wie das stürmische Wollen."

Der Kapitän, von der Kommandobrücke kommend, tritt im Vorübergehen grüßend zu den beiden.

„Ich hatte auf eine kleine Brise gehofft nach Sonnenuntergang," sagte er, „aber vergebens." Er steckt sich eine Zigarre an und bläst Ringe in die Luft.

Vom Zwischendeck her klingen die schwermütigen Töne einer Balalaika. Über Backbord hinaus steht unbewegt ein Segler. Stumm und schwerfällig ragt er in der Dunkelheit wie ein seltsames Fabelwesen, das, auf dem Wasser ruhend, eingeschlafen ist, und nun sanft und feierlich vom Meer getragen und gehütet wird, bis es ausgeträumt hat, bis es im Morgenwind seine Schwingen breitet und forteilt zu fremden Ufern.

„Den Zauber solcher Nacht trinkt man niemals aus", spricht der Doktor mit tiefem Aufatmen.

„Ja, — dies ist die freundliche Seite des Seelebens," sagt der Kapitän; „es gibt aber auch allerlei Merkwürdiges; vor Jahren fuhr ich auf einer Linie, deren Dampfer dort" — er weist gen Osten — „durch den Archipel kreuzen; da war ein Inselchen außen vorgelegen, das war uns in dem schwierigen Fahrwasser immer ein guter Wegweiser; ich sichtete das Ding noch in einer weißen Mondnacht; und wie ich das nächstemal die Reise mache, ist es weg, — einfach weg; übergeschluckt von der Tiefe. Wenn so eine Katastrophe an Land passiert, gibt's geborstenes Erdreich und 'ne traurige Verwüstung, — aber das Meer läuft darüber fort wie — wie — na, wie das Leben über Menschenschicksale —. Vielleicht erlebten wir heute morgen so ein Stücklein davon", fügt er noch im Weitergehen hinzu.

Der Missionar sinnt. Er denkt an die Insel der Kalypso. Ist nicht auch in seinem Leben so ein Unerfülltes? Ein Wunsch und Begehr, halb verklungen im vollreichen Ablauf seiner Tage, und, wenn er in sich hineinhorcht, doch immer da wie ein feiner dunkler Klang? Ja — da taucht er wieder herauf aus seiner Seele: So viele hat er in seiner liebreichen Art zu Gott geführt; hat wenigstens geglaubt, daß es ihm gelungen sei; aber sie alle waren harmlose, sanfte Kinder einer südlichen Sonne, die leicht einer gütigen Hand folgten, deren Vorstellungswelt sich willig mit frommen Bildern füllen ließ. Aber einmal, einmal nur einen reifen, vollwertigen Menschen diesem höchsten Ziel gewinnen, einen, der gedacht und gegrübelt hat, der gewollt und gekämpft hat, und dem das Letzte dennoch versagt blieb; einem solchen

Digitized by Google

Starken, Abseitigen die selige Gabe letzter Erkenntnis reichen zu dürfen, — das, — ja, das ist seine Insel der Kalypso! Soll er sie stets nur aus der Ferne grüßen dürfen?

Wie eine heiße Welle durchbraust es ihn plötzlich. Vielleicht ist dies die Stunde, da sein geheimster Wunsch sich erfüllen will. Er sieht den Doktor an, dessen festes, kluges Antlitz regungslos aus dem Dunkel herüberleuchtet.

In dieser Nacht zwischen Himmel und Meer, in dieser seltsamen, erdfernen Nacht, noch durchzittert vielleicht von der Nähe der leidvollen jungen Seele der Gestorbenen, hat der sonst so Schweigsame sich ihm erschlossen; ihn, den er bisher nur als Mann der rastlosen Arbeit eingeschätzt hat, kennt er nun als einen, dem Resignation zu edelster Kunst wurde, der Schmerz in Schönheit aufzulösen gewußt, der einen unantastbaren, leuchtenden Garten in sich trägt; doch das sind Erdendinge. Diesen Stolzen und Reifen aber zu Dem führen zu dürfen, der unser Aller Vater ist, der Größeres gibt wie eine Trauminsel, — ah! wenn ihm das geschenkt würde! In die milden Augen des Missionars tritt ein hieratischer Blick — — —

„Sie haben die Frau, auf die Sie verzichten mußten, zu einer Traumgestalt verklärt," sagt er, scheu tastend, zu seinem Gefährten; „aber was Sie sich also schufen, ist vielleicht doch nichts anderes wie ein fernes, schönes Bild, und der Tag muß kommen, da es verblaßt; und dann stehen Sie erst recht einsam und wissen zu spät, daß ein Phantom Sie genarrt hat. Denn nichts bleibt, wie es war; alles seelische Erleben ist der Tragik der Wandlung unterworfen" —

„Wohl uns, daß stetes Wandeln sein Gesetz ist," unterbricht der Doktor in tiefer Bewegung; „so mag es uns endlich gegeben werden, vom Begrenzten hinüberzuschreiten ins Unbegrenzte."

Und als ob eine feinste verborgene Saite in ihm, von der süßen Gewalt dieser Stunde berührt, nun ausklingen will bis zum letzten, reinsten Akkord, fährt er erdentrückt fort: „Wenn ich damals an das dachte, was hinter dem Tode liegt, so erfüllte mich nur die eine große Empfindung, daß dort, wo Körperschranken fallen, sie, die ich liebe, zu mir gehören muß. Sind aber des Menschen Gedanken erst einmal in Wahrheit Fragende und Wanderer und Suchende in jenen fernen Gestaden geworden, dann ist es wohl so, daß die geistigen Welten sie halten mit magischer Gewalt und sich ihnen still und wundersam, Schritt um Schritt, immer tiefer und heiliger erschließen. Habe ich einst gefühlt, daß aller Seligkeit Inbegriff sei, mit einer geliebten Seele also leid- und erdenthoben vereint zu sein, so glaube ich jetzt, daß der Wunsch nach individuellem Glück etwas ist, das überwunden werden muß, daß höhere Aufgaben unser dort harren und es uns gegönnt sein wird, mitzuarbeiten am unermeßlichen Entwickelungsplan. Doch auch ein Hierüber-empor-Wachsen muß es noch geben; und dann dämmert es mir herauf wie eine nur ahnend erfühlte, glanzverhangene Zukunftsschau: mögen auch ungezählte Inkarnationen, mögen auch Weltenjahre darob vergehen, — einmal muß die Seele so frei und geläutert sein, daß sie, ein strahlender Tropfen, zum großen Meer der Liebe zurückfließt, — einmal muß sie so reif sein, daß sie, unter brausenden Lichtgesängen, einströmt in jenes Unausdenkbare, das wir Gott nennen, das unsere tiefste, unenträtselte Sehnsucht und letzte selige Heimat ist."

Digitized by Google

Der Missionar will sprechen, aber er findet keine Worte. Ein feierliches Schauern läuft über seinen schlichten Himmelsglauben hin.

Seine Insel der Kalypso liegt wieder ungreifbar weit. —

Im Osten erglimmt gelber Schein. Ein honigfarbener Mond hebt sich traumschön aus der Tiefe, steigt und schwebt glänzend und riesengroß in der veilchendunklen Nacht.

Auch der Doktor schweigt; und wie er aufwärts schaut zu den hohen Sternen, die sich klar und ruhevoll im Meer spiegeln, ist es ihm auf einmal, als vernähme seine lauschende Seele den geheimnisvollen, klingenden Rhythmus des Weltalls, jenen Rhythmus, nach dem die Erde kreist und die Planeten tönend dahinfahren. Und dann erschauert auch er bis in den Grund seiner Wesenheit, da er ahnungsvoll erfaßt, daß in dies gewaltige, ewige Schwingen der Pulsschlag seines eigenen Lebens selig und unlösbar hineinverwoben ist.

# Aus dem „Phantasus“

## Von Arno Holz

**Hinter blühenden Apfelbaumzweigen**
**steigt der Mond auf.**

**Zarte Ranken,**
**blasse Schatten,**
**zackt sein Schimmer in den Ries.**

**Lautlos fliegt ein Falter.**

**Ich wandle wie trunken durch sanftes Licht,**
**die Fernen flimmern.**

**Selig silbern blitzt Busch und Gras.**

**Das Tal verblinkt,**
**aus weichstem Dunkel,**
**traumsüß flötend, schluchzend, jubelnd,**
**mein Herz schwillt über,**
**die Nachtigall!**

(Aus der Bongschen Auswahl)

Digitized by Google

# Wildenbruch und Weimar

## Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

### Einleitung

Eine wundervolle Freundschaft verband den Dichter Ernst von Wildenbruch mit dem weimarischen Oberhofprediger, dem Kirchenrat D. Wilfrid Spinner († 1918), der in Herders Haus und Kirche wirkte. Spinner war ein Schweizer und hatte eine Züricher Landsmännin zur Gattin; da auch die Haushälterin aus der Schweiz war, so pflegte die ganze Familie unter sich nur Züricher Mundart zu sprechen, eine alemannische Sprachinsel mitten im Herzen Thüringens. Der Weitgereiste war in Japan tätig gewesen und besaß eine reiche Bildung; menschlich war er ein prächtiger Charakter, der mit seiner reifen, milden Sachlichkeit den ebenso ausgezeichneten, aber leichter erregbaren Menschen Wildenbruch vortrefflich ergänzte. In oft ausführlichen Briefen ging Spinner mit verstehender Liebe auf des dichtenden Freundes Schaffen ein, nahm aber auch an allem Menschlichen und Praktischen tätigen Anteil.

Der Briefwechsel zwischen diesen beiden hochgemuten Freunden ist mir von der Witwe des Geistlichen anvertraut worden. Er beginnt im Sommer 1901 und endet am Jahresende 1908, vierzehn Tage vor des Dichters Tod († 15. Januar 1909). Nicht nur literarisch, sondern auch rein menschlich ist er von fesselndem Reiz.

Was für ein warmherzig deutscher Mensch war dieser Ernst von Wildenbruch, der nicht nur als Dichter und Künstler, sondern — was bedauerlicher — auch als Persönlichkeit viel zuviel in Vergessenheit geraten ist! Manch tapfres, klares, aufrichtiges und aufrichtendes Wort von ihm könnten wir heute gebrauchen, mögen auch seine Kunstformen überholt sein. Nicht ohne Ergriffenheit lesen wir in den Briefen, welche Hoffnungen der vaterländische Dichter an sein Drama „König Laurin“ geknüpft hat, gleichsam ahnend, daß alles Heldische in Deutschland der Tücke erliegen werde. Welche Sorge um das Deutsche Reich! Auch wenn sein Temperament mal über die Schnur haut, nehmen wir es ihm nicht übel. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem! Wir haben heute wenige seinesgleichen, allzu wenige.

Ergreifend ist uns besonders Wildenbruchs „Kampf um Weimar“: um Weimars Liebe. Dieses Ringen ist symbolisch bedeutsam für etwas Tragisches in Wildenbruch, der sich einreihen wollte in die große Überlieferung, der zwischen Berlin und Weimar hin und her pendelte, dort an geistigem Boden verlor und hier keinen wesentlich neuen Boden gewann, bis ihm dann doch, wenigstens für zwei kurze Sommermonde, in „Villa Ithaka“ ein Heim beschieden war. Er hat um Weimar — das er, gegenüber meiner eigenen Auffassung, zu äußerlich faßt — gerungen wie um seines Volkes Liebe, welch letzteres Ringen besonders schön einmal in den „Liedern des



Digitized by Google

Euripides“ zum Ausdruck kommt. Welch ein Armeausstrecken und wieder Zurückzucken! Im Jahre 1903 hatte er jene offenherzige Schrift an den Großherzog Wilhelm Ernst gerichtet, die des jungen Fürsten Stellung zur Goethe-Gesellschaft und Goethe-Überlieferung unverblümt zur Sprache brachte und Verdruß erregte, was wir auch in diesen Briefen nachwirken sehen. In alledem war Kirchenrat Spinner der „ruhige Freund“, der feste Halt. Dankbar ruft ihm der Dichter einmal zu (21. März 1903): „Auf der ganzen Welt ist niemand, der meine Werke so liest wie Sie, der so das Ganze mit einem Zuge einschlürft und so jedes einzelne und jedes Wort auf seinen Inhalt auskostet und genießt. Ein Zeichen des Schicksals für den schaffenden Dichter, ob es seinem Schaffen wohlwill, ist es, wenn es ihm einen Freund schickt, der sein Schaffen ganz in sich aufzunehmen, ihm bis in die feinsten Fasern nachzuspüren und nachzufühlen vermag. Einen solchen hat mir das Schicksal in Ihnen gegeben.“

Das ist nicht übertrieben. Dabei wußte Spinner bei aller Freundeswärme immer einen feinen Abstand zu halten; er redet den Freund brieflich fast immer mit den Worten an: „Hochverehrtester Herr und Freund!“ Von Wildenbruch, dem er mitunter selber das Herz ausschüttet, erhofft er für Weimar neues Leben. „Es ist, soweit eine höhere, geistige Kultur in Frage kommt, tatsächlich jahraus jahrein saison morte hier. Drum mein ceterum censeo: man gebe uns ein paar bedeutende junge Leute, wenn die älteren sich nicht doch noch zu einem Versuche mit Weimar entschließen können, und lege es diesen paar jungen Leuten als eine Pflicht aufs Herz, um Deutschlands und der Weltmission des deutschen Geistes willen hier einige Jahre auszuhalten, damit wir hier nicht mehr bloß unter Gräbern wandeln. Sie sollten hier oder, wenn es nun einmal nicht anders geht, von Berlin aus der Spiritus rector dieser Leute sein. Das Jahr 1905 [Schillerjahr] ist noch meine Hoffnung; das Jahr großer Gedanken, ernster deutscher Volksbesinnung, einer kräftigeren Regung des deutschen Idealismus sollte in erster Linie Weimar zugute kommen. In Ihnen aber hat Weimar seinen treuesten Freund und Berater gehabt; Sie wissen es besser als andere, wie das warme deutsche Blut nur dann einen normalen Kreislauf vollzieht, wenn Weimar sein Herz und dies Herz gesund bleibt.“ (29. Dezember 1904.)

Hier ist die Sorge und Hoffnung ausgesprochen, die diese beiden vorzüglichen Männer im Tiefsten vereinigt hat. Man kann es danach ermessen, wie es Wildenbruch geschmerzt hat, daß sein lange schon vorbereitetes und fertigliegendes Festspiel „Das hohe Lied von Weimar“ nicht zur Abschiedsfeier im alten und nicht zur Einweihung im neuen Theater angenommen wurde; wie es ihn schmerzte, weder zum Großherzog noch zur Goethe-Gesellschaft unter Erich Schmidts Leitung ein Verhältnis zu finden. L.

* * *

Berlin, 5. Dez. 1901.

Verehrter, Lieber!

Ihr Brief hat mich so tief beglückt, daß ich ihn buchstäblich im Augenblick des Empfangs beantworten und mit folgender Bitte einleiten muß:

Es ist mir entsetzlich, wenn Sie mich „Herr Geheimrath“ nennen, und mein Gefühl zu Ihnen macht es mir ebenso zur Qual, Sie mit „Herr Kirchenrath“ anzu-

Digitized by Google

reden. Darum mein Vorschlag: Sie nennen mich fortan einfach „Wildenbruch“ (nicht Herr) und erlauben mir, daß ich zu Ihnen einfach „Spinner“ sage. Sind Sie einverstanden, so sagen Sie mir brieflich oder telegraphisch nichts weiter als „ja Wildenbruch“, und dann werden Sie wissen, daß Sie mir ein Weihnachtsgeschenk gemacht haben.

[Bei dem Briefe liegt ein Telegramm aus Weimar vom 6. Dez. 1904: „Ja, Wildenbruch! Spinner.“]

Wenn es für den Dichter eines ins Tiefe dringenden psychologischen Werkes eine Bestätigung dafür gibt, daß er richtig gestaltet und gezeichnet hat, so ist es die Tatsache, daß ein seelenkundiger Leser auf den ersten Blick den springenden Punkt, den Punkt erkennt, wo der tragische Knoten sich schürzt. Diese Bestätigung und die damit verbundene große Freude haben Sie mir gewährt, indem Sie als diesen Punkt den Moment erkannten, wo der Bußprediger Wanderloh sich in den Vater, das verzehrende Feuer sich in sanfte Wärme verwandelt. [Es handelt sich um die Erzählung „Unter der Geißel“.]

Hätten Sie mir nichts weiter gesagt als dies, so würde ich daraus erkannt haben, daß Sie das Buch, das ich wirklich nicht ohne Bangen in Ihre Hand gab, ganz und tief erfaßt haben. Ihre weiteren Worte aber geben mir Kunde, wie tief, wie voll, wie wundervoll Sie das ernste, düstere Werk in Ihre Seele haben eingehen lassen. Diese Seele, das höre ich gleichfalls aus Ihren Worten, ist die eines wahrhaft erfahrenen Mannes — brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich im Geiste immer nur für solche schreibe? Ich brauche es nicht, ich lese aus Ihrem Briefe, daß Sie es wußten und wissen. Ihre Prophezeiung, daß meine Erzählung nur bei den „Erfahrenen“ Zugang finden wird, geht jetzt schon in Erfüllung. Gerade gestern abend habe ich es zu meinem Ärger mit hiesigen Bekannten erlebt. Und aus diesem Ärger hat mich nun heute Ihr Brief mit starker, herrlicher Hand herausgerissen und erlöst.

Nehmen Sie diese eiligen Worte als Dank dafür. Bestellen Sie bitte der Frau Erbgroßherzogin meinen Dank, und seien Sie von meiner Frau, der ich Ihren Brief vorlas, gegrüßt. Ich bin und bleibe in wahrer Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin, 31. Dez. 1904.

Werther, lieber Freund!

Ihr hocherfreuliches Schreiben ist dem Briefe zuvorgekommen, in dem ich Ihnen sagen wollte, daß unsere Gedanken sich am Schlusse des Jahres treulich, ernstlich und freundschaftlich auf Sie und die Ihrigen gerichtet haben. Dies abgelaufene Jahr hat uns viel Gutes geschenkt — zu dem besten, was es uns gegeben, rechne ich, daß wir Sie, werther Freund, gefunden und gewonnen haben. Jedes Ihrer Worte, so auch jetzt wieder das, was Sie über meinen Aufsatz zu der neuen Schillerpreis-Verordnung gesagt haben, bekundet mir, daß Sie ein Mann von der Art sind, die wir in Deutschland so nöthig, so furchtbar nöthig brauchen, ein Mann, der in seinem eigenen, freien Bewußtsein fest gegründet steht. Sie sind eben ein Sohn des Landes, auf dessen einfache, große Entwicklung ich immer mit eifer-

Digitized by Google

süchtiger Bewunderung blicke, wenn ich an unsere komplizierte, zerrissene Entwicklung denke. Was der Schweizer von Natur besitzt, Mannesbewußtsein, muß sich der Deutsche mühsam, beinah' künstlich erringen. Rücksichten nach oben, nach unten, nach rechts und links engen uns ein und erzeugen allmählich das böse, im Innern versteckte, schleichende Seelengift: feige Gehässigkeit. Wie Ihnen, geht es darum auch mir, ich blicke dunkel in kommendes Dunkel. Was germanische Kraft zu wirken vermag, das haben uns die germanischen Schweizer gezeigt — was könnten wir leisten und wirken, wenn wir in deutschem Lande wirklich ein deutsches Volk besäßen! Aber statt eines Volkes sehe ich nur Parteien, statt ernster, schweigender Kraft nur Großsprecherei.

So düstere Worte kommen mir am Schlusse des Jahres aus dem Herzen — wie gut, daß Sie uns durch die Nachricht vom Erwerb einer Weimarer Sommerwohnung für uns Licht in das Dunkel bringen. Wir danken Ihnen wirklich von Herzen für all die Mühen, die Sie für uns aufgewandt haben. Nicht nur eine Sommerwohnung, sondern gerade diese! Denn auf das Haus Wilhelmsallee 1 hatte ich im vergangenen Sommer stets mit stummer Sehnsucht hingeblickt. Sobald als möglich kommen wir hinüber, uns das Haus anzusehen. Bis dahin möge es Ihnen gut, recht gut gehen. In diesem Wunsche für Sie beide vereinigen wir uns beide; ich aber bleibe in wahrer Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Karlsbad, Villa Schäffler, 4. Juli 1902.

Werther, lieber Freund!

Daß ich ein „Gewohnheitsmensch" bin, würde ich, wenn an nichts anderem, schon daran erkennen, daß jede neue Umgebung mich zunächst verstummen macht. Doppelt geschieht dies, wenn der neue Ort ein Badeort, wenn die umgebende Menschheit so den Typus der „Masse" darstellt wie hier, wenn man so mit all diesen umgebenden Elementen ringen muß, bis man zu sich selbst zurückkommt, bis man zu seinen Freunden, d. h. zu sich selbst, sprechen kann ...

Anfangs September muß ich in Berlin sein, um den Schauspielern des Königl. Schauspielhauses „König Laurin" vorzulesen. Danach würde die Zeit zu kurz werden, um zwischendurch noch in die Schweiz zu reisen. Nicht verhehlen kann ich hierbei, daß mich die jüngsten, gegen den mir persönlich befreundeten Professor Vetter gerichteten Vorgänge in Bern mit ihrer demonstrativen Feindseligkeit gegen Deutschland und Deutschtum, mit dem brutal-dummen Chauvinismus der Studentenschaft, der wahrhaft erbärmlichen Haltung der Universitätsprofessoren, mich so peinlich berührt haben, daß ich daraufhin im Augenblick gar nicht nach der Schweiz verlange. Das ist das Elende in den Bedingungen unseres menschlichen Lebens, daß wir für alles, was uns dieses „Masse" genannte Ding anthut, immer nur den einen Trost haben: der Einzelne ist besser, klüger, größer als die „Allzusammen", und daß dieser klügere, bessere, größere Einzelne doch immer schwächer ist und nicht zu Wort kommt gegenüber dem tausendköpfigen, tausendmäuligen Scheusal!

Digitized by Google

Aber weil ich nun einmal keinen andren Trost als in dem „Einzelnen“ finde, so will ich mich daran halten, und dieser Einzelne sind mir Sie, von dem ich weiß, daß er anders denkt als die Schreihälse in Bern, daß er, so wie Vetter es gemeint hat und alle Vernünftigen es meinen, keine nationale Verunglimpfung darin findet, wenn er als geistig zusammengehörig bezeichnet wird mit dem Volk, das einen Luther, Sebastian Bach, Goethe, Schiller, Friedrich den Großen und Bismarck hervorgebracht hat. Das weiß ich von Ihnen, und zum Zeichen dessen, wie bestimmt ich es weiß, schicke ich Ihnen hierneben ein Werk des deutschen Geistes, dessen ersten Teil Sie bereits kennengelernt, über den Sie mir schöne und bedeutende Worte geschrieben haben. Sie wissen, wie sehr ich der Stunde entgegengewartet hatte, wo ich Ihnen in Weimar den ganzen „König Laurin“ vorlesen würde. Sie fühlen mir, wenn Sie es ganz wissen, nach, wie schwer ich darunter leide, daß es damit nichts wird. Wie ein trauriger Abschlag erscheint es mir, daß ich Ihnen statt dessen das Stück gedruckt schicken muß; und doch, ich kann Ihnen keinen größeren Beweis meiner Freundschaft geben, als daß ich es Ihnen schicke. Es ist vorgestern erst in meine Hände gelangt — Sie sind der Einzige, dem ich ein Exemplar zusende. Und weil mir daran liegt, daß das Stück vor der Aufführung nicht in zu weitem Umfange bekannt wird, bitte ich Sie, der Einzige zu bleiben, d. h. es nur Ihrer Gattin, sonst aber niemandem zu zeigen. Lassen Sie mich über alles weitere schweigen. Sie werden das Stück lesen, möge es für sich selbst sprechen; der Kummer darüber, daß Sie es stumm für sich lesen und nicht von meinem Munde kennenlernen sollen, stößt mir an das Herz. Also nichts weiter! Nichts weiter! Nehmen Sie es wie die Hand des Freundes, die sich über weiten trennenden Raum und trennende Zeit hinüberstreckt, um die äußerliche Trennung zu keiner innerlichen Entfernung werden zu lassen ...

Meine Frau sendet Ihnen und der werthen Gattin herzlichen Gruß. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Karlsbad, 10. Juli 1902.

Werther Freund,

in Erwiderung auf Ihren lieben Brief nur ein paar Worte über tragische Schuld und Sühne, da ich aus Ihren Worten zu entnehmen glaube, daß Sie in Hinsicht darauf mit einem gewissen Gefühl von Unbefriedigtheit oder wenigstens Zweifel von König Laurin geschieden sind.

Die tragische Gestalt des Stückes, d. h. diejenige Gestalt, welche im Verlaufe des Stückes eine tragisch zu büßende Schuld begeht, ist in erster Linie und eigentlich ausschließlich Amalasunta, die sich an der Weiblichkeit, an ihrer Nation, mit einem Worte, an der Natur vergeht, die über ihren selbstherrlich vorgesetzten Plänen und Zielen die Stimme der natürlichen, reinen Liebe gewaltsam überhört, die sich, um ein großes, edles Ziel zu erreichen, mit einer kleinen, niedrigen Persönlichkeit verbindet. Amalrich ist nicht eigentlich tragisch, er wird nur in den tragischen Untergang mitgerissen, so wie Cordelia im König Lear nicht tragisch ist, sondern nur untergeht, weil sie in der Tragik gefangen ist. Justinian aber und Theodora sind

Digitized by Google

gar nicht tragisch, haben nichts zu büßen, denn sie folgen lediglich ihrer Natur, und diese ist eine gemeine, daher stehen sie unter der Tragik. Justinian und Theodora sind keine Hauptpersonen, sondern nur Nebenpersonen, nur Werkzeug, deren das Schicksal sich bedient, um die verdiente Buße über Amalasunta zu bringen.

Darum wäre es ein Fehler, wenn das Stück auch noch die Bestrafung dieser beiden brächte; denn das tragische Gesetz vollzieht sich nur an den Hauptpersonen. Tragische Sühne darf nicht mit der Strafzumessung verwechselt werden, die der Richter für eine Gesetzesübertretung zuerkennt; tragische Sühne ist nichts weiter als die Frucht, die mit der Notwendigkeit eines organischen Prozesses aus dem Wesens- und Thaten-Gehalt einer Person herauswächst. Aus Justinian und Theodora wächst eine solche Frucht nicht heraus, denn wenn sie gemein handeln, so handeln sie eben in Übereinstimmung mit ihrer Natur, es findet also kein innerer Widerspruch in ihnen statt. Alles dies aber findet im höchsten Maße bei Amalasunta statt, darum ist es im höchsten Sinne gerecht, wenn sie selbst büßt und doppelt büßt, indem sie den Geliebten unschuldiger Weise mit ins Verderben reißt. Eine Art von innerem Widerspruche regt sich freilich auch in Justinian, der „die Seele" in sich gefühlt hat und dennoch „dem Sinn" unterliegt. Daher sein Schlußwort, durch das er dem Zuhörer andeutet, daß er sich dessen bewußt ist, daß er bereut und vielleicht dauernd bereuen wird. Dies mag man dann als seine tragische Buße ansehen — eine andere, äußere, würde den großen, ethisch-historischen Gedanken des Stückes zu einer Moralvorlesung machen... Dies alles mußte ich niederschreiben ad salvandam animam meam.

In treuer Freundschaft Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

[Spinner fuhr zur zweiten Aufführung des „Königs Laurin" nach Berlin und verbrachte bei seinen Freunden anregende Stunden.]

Berlin, 24. November 1902.

Werther Freund,

am Abend, als Sie bei uns waren, erzählte ich Ihnen von der Ovation, die eine Schar junger Leute mir nach der ersten Aufführung des Königs Laurin beim Ausgang aus dem Theater brachten. Aus den anliegenden zwei Briefen, die von zwei mir persönlich ganz unbekannten jungen Leuten, Studenten der Philologie, inzwischen an mich gelangt sind, werden Sie ersehen, daß die Kundgebung wirklich nicht, wie ich anfangs beinah' anzunehmen geneigt war, eine zufällige, sondern eine bewußte, aus der Einwirkung des Stückes hervorgegangene Handlung gewesen ist, und daß die Teilnehmer daran Studenten waren. Nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich weiß, daß alles, was den „König" betrifft, Ihnen nahegeht, und weil Sie mit mir ein Symptom darin erkennen werden, daß sich die studierende deutsche Jugend, so wie es hier geschieht, auf meine Seite stellt, schicke ich Ihnen die Briefe. Zeigen Sie dieselben allen Freunden, deren Sie habhaft werden, und lassen Sie mir sie dann wieder zugehen. Wenn ich zu denken wagen dürfte, daß in Deutschland

Digitized by Google

wieder eine deutsche Jugend aufblüht! Wenn ich zu denken wagen dürfte, daß mein Stück, mein König Laurin, dazu beitrüge!!

Tausend Grüße Ihrer lieben Frau von meiner Frau. In Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

[Wildenbruchs „König Laurin" schildert im Gegensatz zu germanischer Kernhaftigkeit in einem späteren Akt den byzantinischen Hof, insbesondere den sinnlich-weichlichen Justinian in seinem Verhältnis zur ebenso entarteten Theodora. An einer dieser Szenen nahm Kaiserin Augusta Viktoria Anstoß. Und zugleich entstand hier eine erste Dissonanz mit Weimar, wie aus dem Folgenden hervorgeht, wobei der leicht hitzige Dichter dem überaus wohlmeinenden, gern für ihn eintretenden damaligen Intendanten Unrecht tat, was Spinner aber wieder ins Gleiche bringt.]

Berlin, 16. Februar 1903.

Werther, lieber Freund!

Wenn ich mich grade heute meiner Ihnen gegenüber aufgelaufenen Schuld entledige und Ihnen für mannigfache Zeichen treuer Freundschaft brieflich danke, so komme ich mir eigentlich egoistisch vor, denn ich tue es, weil ich grade heut eine Freude gehabt habe. Sie aber, der Sie „vieler Menschen Städte" und die Art des Menschen kennengelernt haben, werden es andrerseits als ein gutes Zeichen für meine Empfindungen Ihnen gegenüber aufnehmen, daß ich mich gedrängt fühle, zu Ihnen zuerst zu sprechen, wenn mir Freudiges widerfährt. Und diese freudige Veranlassung nun? Sie werden vielleicht lächeln, aber mit einer Art des Lächelns, die ich bei Ihnen gern sehe. Zur morgigen Aufführung des Königs Laurin hatte ich mir Billetts bestellt, und dabei erfahre ich, daß das Schauspielhaus heute schon, am Tage vorher, so gut wie ausverkauft ist. Das ist wirklich ein Symptom, und wirklich ein gutes für die nicht nur anhaltende, sondern steigende Wirkung des Stückes. Morgen ist dessen 19. Aufführung, und das Haus füllt sich in diesen letzten Aufführungen mehr, als es zum Beginn der Fall war. Ihnen erzähle ich dies, weil ich weiß, mit was für einer tiefen Kielfurche der König Laurin durch Ihre Seele gezogen ist, weil ich weiß, daß es Ihnen ziemlich ebenso geht wie mir, daß der erste Aufführungstag heut' noch, nach einem Vierteljahr, vor Ihrer Erinnerung steht, als wäre er gestern gewesen. Und daraus, daß ich nicht anders kann, als immer und immer wieder von der nämlichen Sache zu schwatzen, werden Sie entnehmen, was für eine Sache dieser Laurin doch für mich bedeutet! Danach aber werden Sie zugleich ermessen, was für Tage ich durchgemacht habe, als ich glauben mußte, mein Stück würde an der Engfrömmigkeit der Kaiserin scheitern. Hätte ich in den Tagen nicht mein Asyl, mein neues Stück „Ermanarich der König" gehabt, an dem ich arbeitete und — wer sagt, wie lange noch — arbeite, so wären sie noch schlimmer gewesen, als sie es waren. Aber bös waren sie auch so, und auch aus Weimar habe ich dabei Kummer erlitten. Herr von Vignau, dem ich mein bedrängtes Herz, wie einem Freunde, ausschüttete, hielt grade diese Gelegenheit für die geeignete, mir zu sagen, daß auch er für Weimar eine Umänderung des Theodora-Aktes für nötig erachten würde. Abgesehen davon, daß ich damit das Stück für Weimar verloren

Digitized by Google

gebe, hat mich diese Äußerung grade in dem Augenblick so tief verletzt, daß ich mein ganzes Verhältnis zu Vignaus dadurch getrübt fühle. Und Ihr menschenverstehendes Herz wird Ihnen sagen, daß es nicht verletzte Eigenliebe, sondern die Kränkung eines tieferen Gefühls ist, die hierbei aus mir spricht. Überall, bei Freund und Feind, hat das Verhalten der Kaiserin nur Kopfschütteln und offene Entrüstung verursacht — der einzige, der sich mit seinen Anschauungen auf ihre Seite gestellt hat, ist Herr von Vignau, für den ich meinerseits überall mit Wort und Tat eingetreten bin, wo es not tat, und wo ich konnte.

[In seiner ausführlichen Antwort berichtet der immer ausgleichende Spinner, daß es sich da um ein Mißverständnis handle: Herr v. V. habe nur eine Kürzung, keine Änderung gewünscht und sei im übrigen über das Werk hocherfreut.]

Es tut mir leid, Sie mit solchen Dingen behelligen zu müssen, aber ich muß es. Denn Sie, an den ich immer zuerst denke, wenn ich an Weimar denke, der Sie für mich Vermittler zwischen mir und dort sind, müssen immer wissen, wie ich gegen die da drüben empfinde, müssen immer der Barometer sein, der den Weimaranern sagt, wie das Wetter bei mir aussieht ...

Meine Frau schickt Ihnen beiden innigen Gruß und freut sich mit mir, daß unsere Sendung zu Ihrem Bazar gute Aufnahme gefunden hat. Daß Ihre liebe Frau an dem Büchelchen von Marie von Olfers solche Freude empfindet, bestätigt mir, daß ich in den Versen, die ich zum Palmsonntag vorigen Jahres an sie richtete, das Richtige getroffen habe.

Und mit diesem wohltuenden Gefühl, daß ich „wieder einmal recht gehabt habe", will ich nun für heute von Ihnen scheiden. Grüßen Sie auch Adelheid Schorn, wenn Sie ihrer habhaft werden, und bleiben Sie, der Sie gegen alle Welt sind, und gegen Ihren

* * *

Ernst v. Wildenbruch.

Berlin, 19. Februar 1903.

Werther, lieber Freund,

immer sind mir Ihre Briefe lieb gewesen, oft hat mich ein Brief von Ihnen hocherfreut — nie hat mich einer Ihrer Briefe so tief berührt, wie Ihr letzter von gestern. Wie ich Ihnen dafür danke, entnehmen Sie daraus, daß ich Ihnen umgehend mit wenigen Worten erwidere.

Was für mich eine Trübung meines Verhältnisses zu Herrn v. Vignau bedeuten würde, habe ich an der Freude empfunden und bemessen, mit der mich der Gedanke erfüllt, daß alles wieder ins alte rechte Geleise kommen könne. Sie haben sich mir immer als Freund bewiesen — nie haben Sie mir einen größeren Freundschaftsdienst geleistet, als jetzt, indem Sie mit ihm sprachen. Und wer, freilich, kann über den Laurin besser sprechen als Sie! Immer von neuem packt und ergreift es mich, was Sie mir über dies Werk sagen, immer von neuem empfinde ich die tiefe, große Wonne, die es bereitet, wenn man seine Schöpfung so aus der Tiefe einer anderen Seele wieder auferstehen sieht.

Ich fange an zu hoffen, daß mählich allmählich die Bedeutung des Stückes zum allgemeinen Verständnis durchdringen, daß das Stück mit seinen schweren Schuhen über das seichte Gefasel des Tages-Rezensententums hinweggehen und dieses zertreten wird. Neulich ist es in Hamburg mit großem Erfolge gespielt worden.

Digitized by Google

Aus Ihren Äußerungen zum König Ermanarich höre ich mit aufrichtigem Respekt heraus, wie offenbar unterrichtet Sie über die düstere, alte Zeit sind, in welche dieser Stoff seine Wurzeln senkt. Natürlich kann ich heut' und noch für lange nichts näheres darüber sagen, denn Sie wissen, daß es für mich immer zu den größten Unbegreiflichkeiten gehört hat, daß Schiller sich über seine Dramen unterhalten konnte, während sie noch im Werden waren. Nur soviel heute, daß Sie recht haben, wenn Sie sagen, daß Sage und Mythus dem Dichter freie Hand geben. Die sagenhafte Gestalt hat mit der großen historischen das Gute gemein, daß man menschliche Dinge mit elementarer Gewalt durch sie aussprechen kann, aber vor der historischen das Gute voraus, daß man alles, sogar einen Menschen aus ihr machen kann. Hoffen wir, daß das fertige Stück Ihnen dermaleinst erklären wird, was hier, vielleicht etwas dunkel, angedeutet ist.

Und damit für heute Gott befohlen. Meine Frau schickt der Frau Spinnerin herzlichen Gruß. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

(Fortsetzung folgt)

# Ehelied

## Von Angelika Schünemann

Wenn ich soll mit dir gehn,
Mußt du voll Frieden sein.
Bist du die rege See,
Bin ich der leise Schnee:
Sink' ich in dich hinein,
Muß ich vergehn.

Nimmer verging' ich gern.
Dein möcht' ich innig sein.
Sei du der Orgelklang,
Ich bin sein Lobgesang:
Tönen wir insgemein
Dank unserm Herrn!

Digitized by Google

# Rundschau

## Gustav Müllers „Kristgermanentum“

Im 10. April 1922 war es, wo ich in der „stillen Woche“ zu früher Vormittagsstunde Gustav Müller persönlich kennen lernen durfte. Ich hatte vorher angefragt und die freundliche Zusage erhalten, daß er für mich zu sprechen sei. Nun saßen wir in einem behaglichen Wohnraum einander gegenüber, während in dem darunter gelegenen Bäckerladen der rege Geschäftsbetrieb weiterging. Er erzählte mir, daß er die Bäckerei an seinen Sohn abgegeben habe, jedoch seit einiger Zeit in derselben wieder mit tätig sei. Ich schaute ihm in die Augen. Ernste kluge Augen waren es, offenbar wohl geeignet, die Wirklichkeit des Lebens zu beobachten und in ihren tiefsten Gründen zu erfassen. Dazu die Denkerstirn, die von unermüdlicher Geistesarbeit zeugte. Dieser innerlich gerichtete, schlichte Mann hat in seinem Leben nicht nur praktische Tüchtigkeit in seinem Berufe, sondern auch eine erstaunliche Fruchtbarkeit als Schriftsteller und Lebensdeuter bewiesen. Als sein Hauptwerk sieht er selber sein „Kristgermanentum als Religion und Kulturmacht“ an. (Verlag Wilhelm Bäßler, Augsburg, Joh.-Haag-Straße 20.) Mit dessen „Schlußstein“, der Sonderschrift „Die Vernünftigkeit des Unsterblichkeitsglaubens“ umfaßt es etwa 400 Seiten. Treue Freunde von außen her haben ihm die Drucklegung desselben ermöglicht.

Gustav Müller entstammt dem Städtchen Lübben im Spreewald, wo einst auch Paul Gerhardt wirkte und sang. Wie er selber mir sagte, waren alle seine letzten Vorfahren gleichfalls Bäcker gewesen. In der Jugend keineswegs ein hervorragender Schüler, stieß er doch gar bald auf die Rätsel des Lebens und grübelte sich dann immer weiter hindurch, bis er zu höherer Erkenntnis kam. Das alles unter den Anforderungen eines Geschäftes, das ihm zuerst bitterschwere Sorgen und Mühen brachte, bis er es dann durch Fleiß und Geschick auf eine glänzende Höhe mit Gewinnbeteiligung für seine Angestellten brachte. Wie er gesunde soziale Einrichtungen in vorbildlicher Weise zustande brachte, so arbeitete er auch unermüdlich an der Vervollkommnung des eigenen Charakters. Sorgfältiges Durchstudieren einschlägiger Schriften und Erklärungsversuche des irdischen Daseins, dazu auch Reisen, die ihn sogar in andere Weltteile führten, erweiterten ständig seinen Horizont. Aber in der Hauptsache tritt uns in ihm ein Selbstdenker von ausgeprägter Eigenart entgegen, dessen Gedanken auf eine im stillen immer mehr wachsende „Gustav-Müller-Gemeinde“ von der tiefsten Einwirkung gewesen sind.

Am liebsten nun würde man den Versuch machen, das „Kristgermanentum“ in volkstümlicher Form weiteren Kreisen verständlich zu machen. Aber dieser Versuch scheitert an dem tiefgründigen und schwerwuchtenden Gedankengehalt des Buches. Man muß einmal die oft herbe und krause, oft auch schwerverständliche Ausdrucksweise des Buches mit in Kauf nehmen, das wie ein gotischer Dom mit scheinbar sinnverwirrenden Einzelheiten vor uns steht, während doch eine einheitliche Struktur das Ganze durchzieht. Nur dem „Ernst, den keine Mühe bleichet“, erschließt sich der Wahrheitsgehalt dieses geistigen Bauwerks. Wer nicht selber unter den Geheimnissen des Erdenlebens gelitten hat, der wird bald vor den Schwierigkeiten der ihm zugemuteten Denkarbeit zurückweichen. Auch Gustav Müller ist nach dreißigjähriger Erfahrung langsam von der

Digitized by Google

Hoffnung zurückgekommen, es würde seine Errungenschaft begierig von den Zeitgenossen aufgenommen werden und als neue Botschaft wie ein Lauffeuer alle Länder durcheilen. Denn nach den winzigen Erfolgen, die er im Verhältnis zu all seinen Mühen und Opfern gehabt hat, weiß er nachgerade, daß der Wahrheitssucher in der Menschheit nur wenige sind. Aber an diese heranzukommen, ist auch des Schweißes der Edelsten wohl wert. Im folgenden soll daher versucht werden, vor allem Sehnsucht und Lust zum eigenen Studium des Müllerschen Hauptwerkes in weiteren Kreisen zu wecken, indem hingewiesen wird auf die in Frage kommenden Punkte, die gleichsam zu Eingangstüren in das Labyrinth der vielverschlungenen Gedankengänge des merkwürdigen Forschers dienen können.

Gustav Müller bekennt selbst, daß er zu seinen Untersuchungen veranlaßt worden ist durch die Rätsel des Leidens, das früher oder später ja jedem Menschen entgegentritt, sofern er es unausweichlich im eigenen Leben erfährt. Was soll all das Leid in diesem irdischen Leben? — Warum müssen wir Menschen durch soviel Trübsal hindurch? — Der Materialist hat dafür gar keine Erklärung. Er sieht das Leiden als sinnlos an und geht ihm am liebsten scheu aus dem Wege. Der gewöhnliche Christ dagegen sieht im Leiden eine „Zuchtrute Gottes“ und vertröstet sich mit einem besseren Zustande im Jenseits. Aber solch eine ewige und ununterbrochene Seligkeit gibt es nach Müller nicht. Vielmehr ist alles im Weltall Bewegung, Wechsel, Spannung, Kreislauf, aber alles geschieht nach inneren Zusammenhängen und Gesetzen, deren Weisheit und Zweckmäßigkeit in dem Grade verständlich wird, als man den Blick zu den kosmischen Hochzielen der Weltordnung erweitert. Das Leid ist wie das Böse ebenso notwendig wie nützlich. Schmerz und Lust erfordern sich gegenseitig. Das Leid steigert die Geistesbildung zu neuen Fortschritten und Energien und erscheint so als Wohltat des Lebens, ja, als die Wurzel aller Freuden. Auch Erlöste müssen noch leiden, solange sie nicht zu voller Durchbildung gereift sind. Und wenn sie auch noch so hoch steigen in ihrer Entwicklung, sie müssen doch immer wieder in Dunkelwelten hinab. Nur wer das begriffen hat, der hat den Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen des Lebens gefunden.

Schon hieraus erhellt, daß Müller sich mit einem einmaligen Leben des Menschen auf dieser Erde nicht zufrieden gibt. Er erweist sich vielmehr als ausgesprochener Anhänger der Wiederverkörperungslehre. Um dies zu verstehen, muß man vor allem das Weltbild im Auge behalten, das er an der Hand der neueren Naturerkenntnisse in weitausholender Phantasie sich ausmalt. Man weiß ja zur Genüge, wie sehr auch das Christentum bei seiner Entstehung von dem Rahmen der damals gültigen Naturanschauung beeinflußt worden ist. Ist also unsre heutige Naturbetrachtung viel tiefer geworden, so wird infolgedessen auch der Rahmen, in den die philosophische Welterklärung sich einspannt, unendlich viel weiter. So unterscheidet also auch Müller eine Zentralsonne als beherrschenden Mittelpunkt des Weltalls von all den Sonnensystemen, in deren Mittelpunkt (wie in dem unseren) gleichfalls eine Sonne steht. Diese Sonnenwelten sieht er an als Wohnort der dem Erdenleben entschwundenen Geister, denen er einen (für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren) feinstofflichen Körper zuspricht. In dieser Auffassung wird er auch bestärkt durch die Wahrnehmungen des Spiritismus, in dem er trotz aller Spreu doch ein Körnchen Wahrheitsgold findet. Nur daß diese Wahrnehmungen ihm nur die Brücke bilden zu Höherem, nämlich zu einer „Kosmosophie“, die mehr ist als Theosophie, ja als „Heliosophie“ angeblich die höchste Höhe aller Betrachtung erreicht. Er versteht darunter die „Fähigkeit, mit den unsere Entwicklung leitenden Geistesmächten in kontrollierbaren Gedankenaustausch treten zu können“. Diese Geistesmächte schaffen auch aus der Tiefenwelt der einzelnen bewohnten Sonnensysteme immer wieder aufs neue einen Nachwuchs von Lichtgeistern, der in bestimmten Zeitperioden die Entwicklung zu Kampf und Aufstieg vollbringt. — — Auch die Gottheit ist ein Werdegebilde wie wir. Obgleich im Innern Einheit und Harmonie, bewegt sie sich dennoch in Spannungspolen und zieht in Runden ihre Bahn. Man versteht, daß Müller auch durch diese Darstellungsversuche dem Begriff der Starrheit und abstrakten Gedankenblässe entgegenarbeiten

Digitized by Google

will, aber die Frage kommt uns doch immer wieder, ob nicht der alte christliche Standpunkt, den Müller nicht gelten lassen will, daß nämlich Gott als Urgrund alles Seins für uns unerforschlich ist, uns doch weiterführt als solche Veranschaulichungsversuche.

Wird man also nach der Seite des erkenntnistheoretischen Verfahrens allerlei Fragezeichen und Abstriche machen müssen, so behält doch der Inhalt des Müllerschen Hauptwerks seinen bleibenden Wert nach der Seite sittlicher Betrachtung und Anregung. Müller ist vor allem Gewissensmensch. Ihm ist das Gewissen der sechste Sinn, der allein imstande ist, die großen Zusammenhänge in dem Rätsel des Weltalls zu erschließen. Als den Anfang der Gewissensbildung bezeichnet Müller das natürliche Rechtsempfinden des Menschen. Aber dann gilt es mit aller Leidenschaft, deren ein innerlich fortschreitender Mensch fähig ist, für eine göttliche Weltordnung auch Partei zu ergreifen. Solche Leute nennt Müller Lichtfreunde. Sie wachsen allmählich in der Erkenntnis einer weisen und gerechten Weltenleitung, bis ihnen schließlich auch der Zusammenhang dieser Geheimnisse und damit aller kosmischen Hochziele aufgeht. Dagegen sind ihm die Anhänger einer materialistisch-atheistischen Weltanschauung die Lichtfeinde. Müller ist also ausgesprochener Idealist. Er wird daher auch nicht müde, die Macht des Bösen, namentlich in Form der Verderbnis, Lüge und Täuschung auf unserer Erde zu schildern. Wie er ein Reich der Lichtgeister kennt, so kennt er auch ein Reich der bösen Gewalten. Beide sind in fortwährendem Kampf. Wer unter den Menschen aber nicht die nötige Energie des Hasses gegen das Böse aufbringt, wird schließlich doch die Beute des letzteren. —

Wie Müller in dem Ausdruck und der Verdeutlichung seiner hochfliegenden Gedanken als kühner Wortkünstler uns erscheint, so ist er auch ohne Frage Dichter. Nur daß ihm das Böse auch dabei eine wirkliche und grauenvolle Realität bleibt, gegen das er als lauter Rufer im Streit am liebsten die ganze Zeitgenossenschaft mobil machen möchte. Unter diesen Umständen sind wir gespannt auf Müllers Erlösungslehre. Hier warnt er besonders davor, die Erlösung sich erschleichen zu wollen. Solch einen bequemen Weg, über sich selbst hinauskommen zu wollen, etwa durch angebliche Treue zum Väterglauben oder durch willkürliche Gnade und Sündenvergebung, die zu keiner Besserung führt, gibt es nicht. Vielmehr ist der Weg die eifrige Teilnahme an geistigem sittlichem Hochstreben, die zu den höchsten Anstrengungen in der Selbstvervollkommnung und namentlich im Selbstopfer zwingt. Diese Selbstvervollkommnung führt dann von selbst auch zum Streben nach Weltvervollkommnung, sofern solche im Gewissen befreite Menschen sich auch mit Gesinnungsgenossen zusammenschließen. Daher gibt auch Müller die nötigen Fingerzeige, um Licht und Harmonie in das Gesamtgetriebe des Lebens hineinzutragen, die sittliche Begriffswelt zu reinigen, die Persönlichkeitskultur in höhere Bahnen zu führen und das gesamte Volksleben mit Gesundheit zu erfüllen. In den 40 Kapiteln des „Kristgermanentums“ liegt der Schwerpunkt der Müllerschen Philosophie. Sie enthalten eine außerordentlich anregende und brauchbare Ethik für jeden Deutschen, während die Dogmatik Müllers nur mit Vorsicht zu genießen ist. Als Mann der praktischen Tat bewährt sich Müller aber auch, indem er zu einem Germanischen Gewissensbund aufruft, zu dem alle Guten und Wohlgesinnten sich zusammenfinden sollen, um die erschreckenden Schäden unserer Zeit zu heilen und unser bedrohtes Volkstum zu retten. Nur daß er auch als Patriot nie die großen Menschheitsziele aus dem Auge verliert und immer hinausblickt über diese kleine, gewöhnlich von uns allein bedachte Erdenwelt in die kosmischen Unendlichkeiten eines unausgesetzten Kampfes zwischen Gut und Böse, der einmal zur göttlichen Ordnung gehört. Daher bekennt sich Müller nicht nur zur altindischen Lehre der Wiederverkörperung, die ihm der Weg ist, die Unvollkommenen durch immer wieder erneutes Eintauchen in das Erdenleben zur Reinigung und Besinnung zu bringen, sondern der Gipfel seiner Gedankenflüge ist die Rundenlehre, wonach wie in Spiralen der Kreislauf der Erlösungsbewegung die Geister und Menschenseelen in Form einer Bestenauslese von Stufe zu Stufe führt, um schließlich in der Zentralsonne zu enden, worauf das Spiel wieder von neuem beginnt. (Da können wir uns denn doch eines Fragezeichens nicht enthalten. O. T.)

Digitized by Google

Damit kommen wir zu der für uns wichtigsten Frage, derjenigen nämlich, wie Müller in seinem „Kristgermanentum“ zu der Person Jesu sich stellt. Schon der Name des Buches sagt uns, daß er das Christentum festhalten, freilich aber auch so verstehen und anwenden will, wie es germanischem Empfinden und Denken entspricht. In diesem Sinne nimmt er zunächst Stellung gegen die jüdische Religionslehre, mit der die Christuslehre „verkuppelt“ ist. Wer in dem Alten Testament nicht den Gegenpol der Christuslehre erkennt, der ermangelt völlig der sittlichen Reife und Urteilsfähigkeit. Im Plan der göttlichen Weisheit erklärt sich diese Verkuppelung so, daß das Alte Testament wie eine Art von Scheidemittel wirken sollte. Daß dieser Charakter der jüdischen Religionslehre so lange hat verkannt werden können, liegt begründet in der ganzen Täuschungsart unsres Erdenlebens, für welche das Alte Testament als Gipfel der Täuschungskunst gerade das richtige Meisterwerk war. Diese Larve der Täuschung hat aber schon Christus dem Judentum abgezogen, er, der nur der religiösen Erziehung nach Jude, dagegen dem Blute und dem Geiste nach „arischer Lichtfürst“ war. Daher ist die Schar seiner Anhänger auch in solche zu scheiden, die wahre Jünger, und solche, die „Christjuden“ sind. Zu letzteren rechnet Müller alle diejenigen, welche über dem Gegensatz zwischen Altem und Neuem Testament, bzw. Judentum und Christentum, noch nicht klar sind, aber auch solche, welche noch auf den Buchstaben des Neuen Testamentes schwören. Vielmehr ist die Christuslehre in völliger geistiger Freiheit und vor allem durch Hingabe des Gewissens zu erfassen. Gewissensbildung ist der allein gangbare Weg zum Vater. Darin aber ist uns Christus das unerreichbare Vorbild, bildlich ausgedrückt „der mit der Sonnengottheit verbundene Heliosoph in höchster Vollendung“. Freilich sieht es gelegentlich darnach aus, als beanspruche Müller für das Kristgermanentum ein Hinauswachsen über den Standpunkt des Heilandes. Aber das ist nach seiner eigenen (mündlichen) Aussage doch nur ein Mißverstand einzelner Äußerungen. Wer sie gründlicher erwägt, erkennt die ungemeine Ehrfurcht und Hochachtung, von welcher Müller dem Heiland gegenüber als Welterlöser erfüllt ist. Ihm ist Christus nicht nur der Gotteskünder, der Bösenentlarver und Himmelserschließer, sondern mit seiner vor keinen Opfern und Hindernissen zurückschreckenden Wahrheits- und Menschenliebe der Bahnbrecher und Lichtbringer für alle Zeiten. Wer mit Erfolg für die Welt weiterwirken will, kann nur in seinem Auftrage und Dienst weiterarbeiten. Er hat den Grund gelegt, aber dem Geiste nach ist er auch Erlösungsvollender. Denn alle, auch die, welche die Lehre Jesu zu ergänzen scheinen (Müller rechnet auch zu diesen sich selbst), schaffen doch immer nur aus seinem Geiste. So scheint es sich also bei den scheinbaren Unvollkommenheiten, bzw. Unvollständigkeiten der Lehre Jesu nur darum zu handeln, daß Jesus sich einerseits dem noch kindlichen Auffassungsvermögen seiner Zeitgenossen anpassen mußte, andrerseits auch selber tiefe Weisheiten zurückhielt, die erst eine spätere Zeit erfassen konnte, wie z. B. die Lehre von der Wiederverkörperung oder der Bedeutung der Sonnenwelten. Jedenfalls ist nach Müller zu scheiden zwischen dem, was Jesus wollte und war, und dem, was die kirchliche Lehre aus ihm gemacht hat. „Der Kern der Christuslehre ist gesund. Nur ihr kirchliches Beiwerk krankt und bedarf der Beseitigung.“ Und zu diesem kirchlichen Beiwerk rechnet Müller mit Recht auch z. B. die Lehre von der Wiederkunft Christi, die ja, wie wir gerade heute wieder sehen können, in unzähligen Köpfen, namentlich von englischen Sektierern und amerikanischen Schwarmgeistern auch in unser urteilsloses und kirchlich verbildetes Volk gebracht, Verwirrung und Verderben anrichtet. Hier wäre wirklich etwas von der Müllerschen Geistesfreiheit und Gewissensbildung angebracht, die, wenn sie in einzelnen Gedankengängen auch seltsame und überraschende Wege geht, doch uns hundertmal lieber ist als das landläufige Buchstaben- und Kirchenchristentum, in dessen Kreisen der geistige Tod sitzt.

Auch gegen einen anderen Vorwurf ist Müller in Schutz zu nehmen, nämlich den, als ob er mit seiner beständigen Hervorhebung der Notwendigkeit einer ausgleichenden Gerechtigkeit der dem natürlichen Menschen eingefleischten und daher auch in der jüdischen Religionslehre besonders gepflegten Lohnsucht Vorschub leiste. Dieser Vorwurf ist erhoben worden von seiten

Digitized by Google

derer, welche mit besonderem Eifer den Kantischen Grundsatz hervorheben, daß man das Gute nur tun soll um des Guten willen. Prüfen wir hier die Aussagen Müllers vorurteilsfrei, so finden wir, daß er einmal (S. 13) ausdrücklich erklärt, daß eine gereifte Anschauung den Menschen eine ewige Seligkeit nicht als Preis für ein kurzes Erdenleben der Glaubens- und Pflichttreue versprechen dürfe. Und an anderer Stelle (S. 24) ist „uneigennützige Liebe zum Guten" als Ideal eines guten Menschen besonders hervorgehoben. Im Geiste seines ganzen Systems liegt jedenfalls nicht die Lohnsucht begründet, vielmehr ergibt sich aus ihm, daß der Wahrheitsforscher und Gottsucher seinem innerlichen Drange folgen soll, um auf dem Wege harter Selbstverleugnung zu einem ganz ferngesteckten Ziel sich mühsam durchzukämpfen.

Gustav Müller, von seinen Freunden manchmal überschätzt, bezeichnet sein Geisteswerk als eine „Fruchtbibel", der gegenüber die alte Bibel — sagen wir genauer: das Neue Testament, da ja nach Müller selbst das Alte Testament überhaupt nicht in Frage kommt — nur eine Blütenbibel sei. Nach dem, was er selbst über Christus als den Anfänger und Vollender der Erlösung gesagt hat, ist dieser Ausdruck natürlich zu hoch gegriffen. Aber als neuer und durchaus eigenartiger Versuch, die christliche Erlösungslehre selbständig zu erfassen, von dem störenden kirchlichen Beiwerk zu befreien und sie zugleich zu einer dem hochfliegenden arischen Geiste neue Anregung gebenden Anspornung aller sittlichen Kräfte des strebenden Menschen fortzubilden, darf das Geisteswerk Gustav Müllers wohl gelten; und in diesem Sinne verdient es den Namen „Kristgermanentum", wenngleich ich nicht leugnen mag, daß mir die Bezeichnung „Germanenchristentum" besser zu passen schiene.

Friedrich Andersen-Flensburg

# Im Stromgebiet des Sepik

Wo fließt dieser Sepik? Es gibt sehr wenig europäische Augen, die ihn und seine urwaldhafte Umwelt jemals geschaut haben; denn dieses Wasser durchströmt das ferne Neuguinea, wo wir auch einmal eine Kolonie besaßen. Der Geographie-Professor an der Universität Berlin, Dr. Walter Behrmann, hat über seine dortige Forschungsreise ein bilderreiches Buch veröffentlicht (Berlin, Scherl), auf das in den Büchera nzeigen des „Türmers" schon hingewiesen wurde. Es verlohnt sich, einen Abschnitt daraus kennenzulernen, der uns die Mühsale solcher Urwald-Forscherfahrten veranschaulicht.

„... Am Abend des dritten Tages waren wir schon sechs- bis siebenhundert Meter hoch. Wo wir hier in dem Urwald marschierten, überall ertönten die laut schallenden Rufe des Paradiesvogels. Der Vogel ist in diesen Höhen überall ein so gewöhnliches Tier, daß seine Schreie bei jedem Schritt zu hören sind, ja, daß der Ruf direkt die feierliche Ruhe des Urwaldes stört. Gesehen habe ich allerdings kaum einen. Nur wenige gelbe Punkte huschten oben in dreißig bis vierzig Meter Höhe durch die Zweige der Urwaldriesen, wenn ein Männchen mit wallendem Federschmuck das unscheinbare Weibchen verfolgte.

Vor uns stieg das Gebirge zu immer größeren Höhen an. Wir schickten zur verabredeten Zeit eine Rakete los, denn wir hofften, auf einem der Vorberge der Hunsteinspitze zu sein.

Desto größer war die Enttäuschung, als wir am kommenden Morgen zwar die Spitze eines Berges erreichten, er war etwa tausend Meter hoch, wir aber erst weit jenseits durch einen Durchblick die bekannte schöne Form der Hunsteinspitze hervorlugen sahen. Ein tiefes Tal trennte uns noch von unserem Ziel. Es half nichts, trotz der vielen vergossenen Schweißperlen mußten wir wieder bergab, durch wildes Astgewirr und über Felsen hinunter zu dem rauschenden Bach, der nur wenige hundert Meter hoch über Felsen dahinströmte. Die Gebirge Neuguineas sind überall, wo ich sie traf, tief zerschnitten. Neben Hochgebirgsgraten folgen tief eingekerbte Täler mit rauschenden Bächen."

Digitized by Google

Unten am Bach schlug ich ein Lager auf; ich mußte mich erst einmal etwas erholen. Durch das Schwitzen und durch die Anstrengungen der letzten Tage war meine Haut an vielen Stellen entzündet. „Der rote Hund", jene für jeden Buschwanderer bekannte Hautkrankheit, stellte sich in übelster Weise bei mir ein, so daß ich mich des Nachts vor lauter Jucken in meinem engen Moskitonetz hin und her wälzte und keinen Schlaf finden konnte. Ich schickte sämtliche Träger bis auf zehn zurück, um den Proviant nachzuholen, und beschäftigte mich selbst an dem klaren, kühlen Gebirgsbach mit Schreiben, Tiere sammeln, Baden, Photographieren und Zeichnen der schönen Umgebung. Tafel bat ich, den Weg voraus auf die Hunsteinspitze auszukundschaften. Ich saß daher allein mit meinem Hausjungen mitten in der Urwaldeinsamkeit.

Besonders einen Platz unter prächtigen Baumfarren hatte ich mir als Lieblingssitz ausgesucht, weil von ihm aus der Blick so schön über das rauschende, klare Wasser dahinschweifte, das über die Felsen munter zu Tale sprang. Libellen und große Schmetterlinge in leuchtenden Farben tanzten und gaukelten hier. Das Tierleben erfreute das Auge, Stabheuschrecken saßen auf den Zweigen und waren kaum zu entdecken, wandelnde Blätter lebten ihrer Mimikry, bunte Wanzen reizten zum Fang, man durfte die stinkenden Tiere nur nicht berühren. Grüngoldig glitzerten große Käfer, die mit Gebrumm durch den Wald flogen. Walzenförmige Tausendfüßer krabbelten am Boden, wo sich dickbepanzerte, mit scharfen Hörnern versehene Heuschrecken langsam bewegten.

Am nächsten Tage hielt es mich nicht, ich folgte Tafel auf seinem Wege.

Wäre ich doch unten an dem schönen Bachlager geblieben! Denn bald kam ich in immer höhere Regionen hinein, und mit dem Emporsteigen änderte der Wald sein Aussehen völlig. Erst einmal nahm das Unterholz sehr erheblich zu. Die Rotanglianen mit ihren Widerhaken häuften sich. Dann aber stellte sich der Mooswald ein. In diesen Regionen treten zu den abendlichen Regen, die auch jetzt in der sogenannten Trockenzeit in verschwenderischer Fülle sich auf uns herniedergossen, die langandauernden feuchten Nebel. Grau in grau liegt die Landschaft; wenige Meter nur sieht man, tastet sich seinen Weg vorwärts durch das Gewirr der Äste, nur dem Prinzip folgend: wenn ich nach oben steige und immer weiter nach oben, ist mein Weg richtig. Dabei hatten sich sämtliche Stämme, Äste, Zweige, ja Blätter des Urwaldes überzogen mit einem dichten Polster von Moos. Bis zu Stärken von dreißig Zentimeter Dicke umkleidet dieses dicke Polster alles, aber auch alles, was hier oben wächst, den Boden sowohl als auch die Blätter der Bäume hoch in der Luft. Wo man hinfaßt, ist es quatschnaß, wo man geht, dringt die Feuchtigkeit von unten ein. Einem unaufhörlichen Regen vergleichbar tropft die Feuchtigkeit aus dem Moospolster nieder. Ein dicker Ast sperrt den Weg, man schlägt mit dem Haumesser kräftig zu, aber leicht durchdringt das Messer denselben, denn nur ein zentimeterdicker Zweig war von Moos so dick gepolstert, daß er einen kräftigen Ast vortäuschte.

Das Holz, das den Unbilden der Witterung hier oben Widerstand leisten muß, ist hart und widerstandsfähig. Das Astwerk auf dem Boden ist zu hohen Schichten zusammengesunken. Das Moospolster überzieht es. Bei jedem Schritt bricht man durch und sinkt mit dem einen Bein in eine nasse Vertiefung hinein, da auch unten genügend feuchtes Moos vorhanden ist. So steigt man über das Gewirr hinweg und ist bald über und über mit Dreck und Moos beschmiert. Dazu kommt noch die unangenehme Beigabe der Blutegel, die im Niederungswald schon zahlreich auftraten, hier oben aber noch unangenehmer wirken.

Bei dem ewigen Berühren des Körpers mit den verschiedensten Zweigen merkt man natürlich nicht, wenn einem ein Blutegel anhaftet. Solange der Europäer schwitzt — und wer sollte bei solchen Anstrengungen, bei der Feuchtigkeit und der Temperatur über zwanzig Grad nicht schwitzen! —, ist es ja auch nicht schlimm, denn dann beißt der Blutegel nicht an. Er liebt das Salz nicht, das man beim Schwitzen ausscheidet. Wenn man sich aber ausruht, so fühlt man plötzlich, wie an dem Leibe oder in den Augenwinkeln etwas beißt, und wenn man zufaßt, hat man diese ekelhaften, schlammigen und weichen Blutegel in der Hand! Unsere schwarzen

Digitized by Google

nackten Träger leiden unter den Blutegeln natürlich viel mehr als wir, da wir Kleider anhaben. Bei jeder Ruhepause zogen sie sich mehrere der Tiere vom Körper ab, die sich gerade festsaugen wollten, und zerhackten sie unter Verwünschungen. Nur zu oft sah man, wie der Körper der Tiere größer und größer wurde beim Saugen des Blutes, bis sie die Größe eines kleinen Fingers annahmen. Das Übelste aber an den Tieren ist, daß, wenn man sie abreißt, das Blut nicht gerinnt; noch lange blutet infolgedessen die Wunde nach. Die Blutegel spritzen in die Wunde beim Festsaugen eine Substanz, Hirodin, ein, die das Gerinnen des Blutes verhindert; sie sitzt im Gehirn des Blutegels und wird sogar für die medizinische Wissenschaft aus den Tieren gewonnen.

In dieser Moosregion, hoch oben auf einem Grate, lagerte ich zwei Tage, um meine Träger zu erwarten. Die einzige Freude innerhalb des Nebels und der Feuchtigkeit bildeten die kleinen, entzückenden, den Kolibris ähnlichen Vögel, die Nektariden, die von Blüte zu Blüte huschen. Bei dieser Feuchtigkeit und der Treibhausluft gedeihen nämlich neben dem Moos die Orchideen und Epiphyten in verschwenderischer Fülle. Kleine Edelpapageien klapperten mit ihren Schnäbeln und sahen aus, als wenn gerade ein Maler seine ganze Palette auf ihnen abgestrichen hätte. Die Krontauben und Paradiesvögel kommen in dieser Höhe über tausend Meter nicht mehr vor; dafür setzte ein grauschwarzer Vogel mit roten Flügeln ein, der laut krächzend von Baum zu Baum flog. Die Nashornvögel ziehen schwirrend durch die Luft, als wenn ein Eisenbahnzug sich näherte. Zwischen den harten Kielen ihrer Federn streicht die Luft mit zischendem Geräusch, dabei klappern und krächzen sie im Fliegen mit ihren tief herunterhangenden Schnäbeln. So vorsintflutlich die Krokodile bei den Wassertieren anmuten, ebenso vorweltlich die Nashornvögel unter den Luftbewohnern.

Meine Träger kamen glücklich, wenn auch anderthalb Tage zu spät, bei mir an. Wie ich aber die Kiste mit meinem Proviant von ihnen forderte, da hatten sie dieselbe „vergessen". Sie war nämlich etwas schwerer gewesen als die anderen Kisten. So saß ich hier oben und hatte nur zwei Erbswürste, außerdem eine Konservenbüchse, von der ich nicht wußte, was darinnen war, die sich aber nachher als ein „Rebhuhn mit Pilzen" entpuppte, auf Hochdeutsch: Knochen mit Soße und undefinierbarem Etwas. Jagd gab es hier oben nicht; aber solange man Erbswurst hat, kann man getrost in die Zukunft sehen.

Ich zog weiter durch Palmengestrüpp und quatschenden, triefenden, feuchten Urwald, wo die Bartflechten ebenso von den Bäumen hängen, wie bei uns in höheren Regionen. Bei dem Klettern hatte man weder Zeit noch Lust, auf die Schönheit der höheren Baumregionen zu achten. Man tapste und stampfte eben tief unten durch das Astgewirr und Wurzelwerk, ich voran, mein Hund, der sonst immer freudig ein bis zwei Meter vor mir war, jetzt quatschnaß, winselnd hinter mir. Tafel begegnete mir, er hatte die Spitze des Hunsteingebirges wirklich erreicht. Ich folgte seinem Wege, war bald meinen Trägern weit voran und stand endlich, nach einer Kletterpartie über moosbehängte Felsen, oben auf der Spitze des Berges.

Jäh stürzte das Gebirge nach Süden ab. Ich stand da, und meine Brust weitete sich, denn mein Blick konnte schweifen tief hinein in den innersten Winkel des geheimnisvollen Neuguinea. Zwischen einzelnen Wolken schien die Sonne strahlend auf das Land. Und was sah ich?

Keine Hochfläche, keine Steppe, keine Eingeborenendörfer oder das, was die Phantasie erträumt hatte, sondern Wald, Wald und noch einmal Wald, so weit das Auge blicken konnte. Tief unter mir, etwa fünfzehnhundert Meter, war der Abfall des Hunsteingebirges. Wir standen also auf einer isolierten Gebirgskette, und hinter ihr folgte eine freie, wohl an die zwanzig Kilometer messende Ebene. Das Braungrau der Bäume deutete an, daß unendliche Sagosümpfe hier unten lagen. Dahinter aber erhob sich, erst einzelne Vorberge bildend, dann in schönen und herrlich geformten Bergkuppen, das Zentralgebirge, das noch keines Menschen Auge vorher gesehen hatte. Von dem einen Ende des Horizontes bis zum anderen erstreckte sich dieses Gebirge, an Längenausdehnung mit den Alpen wetteifernd, an Höhe ihnen nur wenig nachstehend.

Digitized by Google

Während dort aber mit Schnee und Eis gekrönte Häupter den Wanderer grüßen, blickte hier bis in die höchste Höhe das Auge nur auf Wald und noch einmal auf Wald. Dunkelgrün im Vordergrund, wurde er in der Tiefe braungrau. Er erhob sich dann wieder an den Bergen, allmählich durch die Ferne immer blauere Farbentöne annehmend.

Dieser herrlich schöne Anblick belohnte die Mühe der vergangenen Tage. Das sind die Höhepunkte des Forscherlebens, wenn er sein Ziel erreicht hat, und das Auge Landschaften erschaut, die geheimnisvoll und rätselhaft bis jetzt als ein verwunschenes Paradies dalagen, sich aber nun den werbenden Blicken öffnen müssen ..."

# Deutschlands auswärtige Politik von 1871—1890 auf Grund der „Bismarck-Akten"

Die deutsche Regierung hat 1922 die ersten sechs Bände ihrer Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Weltkrieges herausgegeben; weitere sechs Bände werden Anfang 1923 folgen. (Die große Politik der Europäischen Kabinette 1871—1914. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Joh. Lepsius, A. Mendelssohn-Bartholdy, Fr. Thimme.) Dadurch sind die geheimen und geheimsten Dokumente unserer auswärtigen Politik von 1871—1890 aller Welt vorgelegt, so daß diese Zeit jetzt zu den hellsten Teilen der Weltgeschichte gehört. Es ist damit so viel Neues an das Tageslicht gefördert worden, daß die Geschichte dieser Zeit neu geschrieben werden muß. Es sollen daher im folgenden in Kürze die Ergebnisse der Veröffentlichungen, soweit sie von den bisherigen abweichen, dargestellt werden. Eine Einführung in die umfangreichen Akten geben das Juni- und Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte". Hier bespricht Lepsius die Politik nach Ländern (Frankreich, Rußland, England), ich möchte jedoch die Geschichte fortlaufend erzählen, wie sie jetzt nach den Akten dargestellt werden muß.

Neben dem rein wissenschaftlichen Bedürfnis hat noch ein praktisches unsere Regierung zur Herausgabe der Akten veranlaßt. Da unsere Feinde behauptet haben und immer noch behaupten, Deutschland habe bewußt und planvoll schon seit Jahrzehnten den Weltkrieg vorbereitet und die Vorherrschaft über Europa erstrebt, sollen die Akten diesen Vorwurf als eine historische Lüge vor aller Welt beweisen; denn aus ihnen geht mit aller Deutlichkeit, wie es bisher niemand gewußt und geahnt hat, gerade das Gegenteil von dem hervor, was unsere Feinde behaupten. Auch von diesem Standpunkt aus ist es dringend zu wünschen, daß die Akten-Ergebnisse in weiteste Kreise des Volkes dringen, damit das Märchen von der Schuldlüge widerlegt wird.

## I. Das Dreikaiserverhältnis und Dreikaiserabkommen

Vor der Akten-Veröffentlichung nahm man allgemein an, daß Bismarck 1872 gegen Frankreich ein Bündnis der drei Kaiser von Deutschland, Österreich und Rußland veranlaßt habe. Jetzt wissen wir, daß er weder 1872 noch auch sonst — abgesehen von 1879 — die Bündnisse angeregt hat, sondern daß er „die Bälle, die ihm zugeworfen wurden, geschickt aufgefangen und in der Richtung, die ihm diente, weitergegeben hat. Allerdings übte seine Friedenspolitik auf die anderen Staaten eine wachsende Anziehungskraft aus".

Solange Frankreich sich von den Schlägen des Feldzugs 1870/71 noch nicht erholt hatte, lag auch für Deutschland noch kein Bedürfnis vor, sich gegen es zu sichern. Die Anregung zu jenem Zusammenschluß der Kaiser ging von Rußland aus. Durch sein Vordringen in Asien war er in Gegensatz zu England geraten — darum hielt er einen Anschluß an die beiden Kaiser-



Digitized by Google

mächte für wertvoll. Als er hörte, daß der österreichische Kaiser im Herbst 1872 nach Berlin kommen wollte, ließ er anfragen, ob er nicht auch dorthin kommen dürfte. Bismarck bejahte dies gerne — zumal ja Kaiser Wilhelm und Alexander II. gute Freunde waren —, und so kamen die drei Kaiser Herbst 1872 in Berlin zusammen und besprachen sich über ein gemeinsames Vorgehen, aber sie schlossen keinen Vertrag. Darum redet man auch nur von einem Dreikaiserverhältnis. Aber schon im Frühjahr 1873 regte Rußland den Abschluß eines Militärabkommens zwischen Deutschland und Rußland an, das auch in Petersburg von Moltke und dem russischen Feldmarschall Berg unterzeichnet wurde. Als der Zar den Kaiser von Österreich (Mai 1873) besuchte, schloß er mit ihm ein Abkommen gegen den Angriff einer europäischen Macht — gemeint war wohl England —; als Kaiser Wilhelm I. (Juni 73) nach Wien kam, unterzeichnete er es auch. So entstand das Dreikaiserabkommen, das Bismarck — ebensowenig wie das Militärabkommen — nicht unterzeichnet hat. Solange sein Vertrauen zu Alexander II. nicht erschüttert war, hielt er dieses Abkommen für eine genügende Bürgschaft des Friedens; denn Frankreich war dadurch vereinzelt. Und Bismarcks ganze Politik ging darauf hinaus, zu verhindern, daß das rachsüchtige Frankreich durch Bündnisse die zum Friedensbruch aufreizende Stärke erlangen könnte.

## II. Der Berliner Kongreß

Die Vorgeschichte des Berliner Kongresses war bisher zum Teil völlig unbekannt. Aus den Akten geht hervor, daß Rußland schon 1876, also schon vor dem türkischen Krieg, Deutschland um die Einberufung eines Kongresses nach Berlin ersuchte zur Regelung der Orientfrage. Bismarck aber lehnte ab, weil er das Amt des V rmittlers für das undankbarste hielt und mit Recht befürchtete — so kam es ja 1878 —, daß dadurch das Dreikaiserverhältnis gesprengt und Deutschland nur Undank ernten würde. Infolgedessen fand die Konferenz damals auch nicht statt. Als aber Rußland nach der Niederwerfung der Türke im Waffenstillstand von Kasanlik und Vorfrieden von San Stefano entgegen den Abmachungen mit Österreich in Reichstadt und Pest Bosnien selbständig machen und ein großbulgarisches Reich schaffen wollte, erhoben Österreich und England Einspruch. England wünschte damals den Krieg mit Rußland.

Als Österreich (am 28. Januar 78) eine Konferenz in Wien vorschlug, war Bismarck aus denselben Gründen wie 1876 dagegen. England verlangte als Konferenzort Baden, Rußland aber Berlin. Erst auf dringenden Wunsch des Zaren erklärte sich Bismarck mit Widerstreben dazu bereit, den Kongreß nach Berlin einzuberufen und zu leiten. Die bisher vielfach vorgetragene Ansicht, Bismarck habe aus Ehrgeiz den Kongreß nach Berlin einberufen, ist also völlig falsch. Auch darüber lassen die Akten keinen Zweifel aufkommen, daß er auf der Konferenz tatsächlich als „ehrlicher Makler" gehandelt, ja mehrfach für Rußland eingetreten ist. Mehrere russische Staatsmänner haben sich warm für Bismarcks Unterstützung bedankt und zugestanden, daß nur durch ihn der Kongreß zu Ende geführt und der europäische Friede gewahrt worden sei. Um so schmerzlicher mußten ihn der schnöde Undank der russischen Regierung und die Verleumdungen der russischen Presse gegen Deutschland berühren. Als aber Rußland dann Deutschland die Schuld für das magere Ergebnis der Konferenz zuschob, verlor Bismarck das Vertrauen zu ihm und näherte sich Österreich, damit es sich nicht mit Frankreich verband.

## III. Der Zweibund 1879

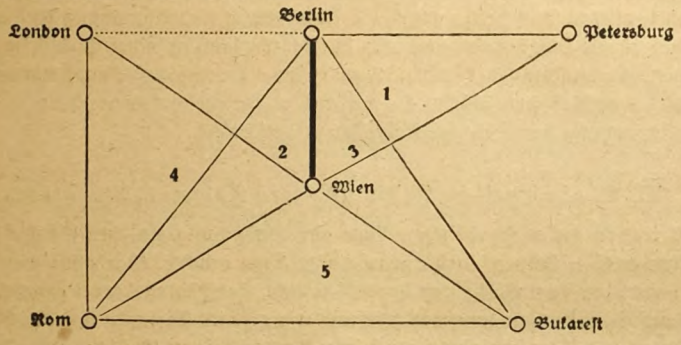
Über die Gründung des Zweibundes wußten wir ja im allgemeinen Bescheid; aber die Akten geben uns hierüber im III. Band ein sehr eingehendes Bild und über manches Aufschluß, was wir bisher nicht so klar gewußt haben. Sehr eingehend wird z. B. der Kampf zwischen Kaiser Wilhelm, der die Abkehr von Rußland für eine „Perfidie" hielt, und Bismarck geschildert, und es ist erschütternd zu lesen, wie hier Überzeugung gegen Überzeugung stand und der alte Kaiser schließlich nachgab. Neu war mir, daß Bismarck Andrassy ein in den Parlamenten verankertes

Digitized by Google

Bündnis vorgeschlagen hat, das dieser aber ablehnte. Da außerdem Österreich Deutschland keine Hilfe im Fall eines Krieges mit Frankreich zusicherte, mußte Bismarck zu neuen Aushilfen greifen. So begann der Aufbau des Bündnissystems, das seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht.

## IV. Das Bündnissystem von 1880—84

Lepsius sagt: „Als Firstbalken richtete Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis auf. Dann stützte er den First durch ein fünffaches Gespänne von Dreibünden, die das Haus nach allen Richtungen wetterfest machen sollten: 1. Das Dreikaiserbündnis von 1881 (84/88), 2. den Dreibund von 1882 (87), 3. das deutsch-österreichisch-rumänische Bündnis von 1883, 4. die Entente à trois oder das Mittelmeerabkommen von 1887 zwischen England, Italien und Österreich, 5. das italienisch-österreichisch-rumänische Bündnis von 1888. Schematisch dargestellt ergibt das Bündnissystem folgendes Bild:




### 1. Das Dreikaiserbündnis von 1881 und 1884

Obwohl Rußland durch sein Verhalten 1878 das Dreikaiserabkommen gesprengt hatte, fühlte es sich durch den Gegensatz zu England, der in diesen Jahren infolge des Vordringens der Russen nach Afghanistan sehr groß war, veranlaßt, wieder Anschluß an Deutschland zu suchen. Da Bismarck „nichts gegen und ohne Österreich" tun wollte, aber eine Annäherung im Interesse des Friedens für sehr wichtig hielt, kam im März 1881 das Dreikaiserbündnis zustande. Rußland wünschte schon 1884 seine Verlängerung nur mit Deutschland, aber unter Bismarcks Druck mußte es das Bündnis auch mit Österreich mit in Kauf nehmen.

### 2. Der Dreibund (1882)

Als die Franzosen den Italienern Tunis vor der Nase weggeschnappt hatten, suchten sie Anschluß an Deutschland. Aus den Akten sehen wir, wie wenig Zutrauen Bismark zu Italien hatte, daß er es für unzuverlässig hielt und deshalb von ihm nicht viel erwartete, höchstens wohlwollende Neutralität für Deutschland im Fall eines französischen Angriffs. Trotzdem kam er Italien sehr entgegen, weil er dadurch Österreich im Fall eines russischen Angriffs im Rücken für gedeckt hielt und überzeugt war, daß Frankreich vor einem Friedensbruch durch den Vertrag gehindert würde.

### 3. Das deutsch-österreichisch-rumänische Bündnis (1883)

Ähnliche Bedenken wie gegenüber Italien hatte Bismarck auch gegen Rumänien; aber um Österreich auch im Osten gegen einen Angriff zu schützen, vermittelte er ein Bündnis zwischen Österreich und Rumänien und trat ihm auf Wunsch Rumäniens auch bei.

Diese so ungewöhnlich günstige Stellung Deutschlands benutzte nun Bismarck sehr geschickt, um für es Schutzgebiete zu erwerben.

Digitized by Google

## V. Die deutsche Kolonialpolitik 1884/85

Der IV. Band der Akten gibt näheren Aufschluß über die Politik Englands.

Bismarck hielt Deutschland für „saturiert" (gesättigt) und wollte nichts von Kolonien wissen, da er befürchtete, sie brächten uns nur in Gegensatz zu England und gefährdeten den Frieden. Außerdem waren ja damals die Schätze Innerafrikas noch ziemlich unbekannt. 1882 gründete der Bremer Kaufmann Lüderitz in Angra-Pequena eine Handelsunternehmung und bat das Deutsche Reich um Schutz. Am 12. November 1883 ließ Bismarck in London anfragen, ob England Ansprüche auf Angra-Pequena erhebe und worauf sich diese stützten. Es antwortete ausweichend. Als er nun am 31. Dezember die Anfrage erneuerte, blieb er 6 Monate ohne Antwort. Inzwischen versuchte aber England, die Kapregierung zur Besetzung des ganzen Küstenstriches zu veranlassen. Da stellte Bismarck am 24. April 1884 die Niederlassungen von Lüderitz unter deutschen Schutz und teilte dies England mit. Am 1. Juni 1884 verwahrte er sich in einem Brief an den deutschen Botschafter gegen die Überhebung und Anmaßung Englands, die alles herrenlose Gebiet für sich beanspruche und drohte, England in seiner Politik in Ägypten nicht zu unterstützen. Daraufhin gab es nach. Nun besetzte Deutschland Togo, Kamerun und 1885 Ostafrika und die australischen Inseln. So verstand es der große Staatsmann, uns ohne Flotte durch kluge Ausnutzung der Weltlage Kolonien zu verschaffen.

## VI. Die bulgarische Krisis und ihre Folgen (1886—1890)

Seit 1886 trat in der weltpolitischen Lage ein Umschwung ein, der Deutschland, wie wir aus den Akten ersehen können, in die schwierigste Lage brachte. Nur ganz wenige Bismarckspezialisten haben vor dem Erscheinen der Akten eine Vorstellung davon gehabt, von welchen Gefahren Deutschland damals umgeben war und wie geschickt Bismarck uns durch diese Klippen hindurchgesteuert hat. Der Umschwung erfolgte gleichzeitig von Rußland und Frankreich aus.

Rußland hatte während seiner Ausdehnung nach Asien den Balkan nicht aus den Augen gelassen. Bulgarien war 1878 von Rußland von der türkischen Herrschaft befreit worden, aber es sollte doch ein russischer Vasallenstaat sein. Befreite Völker sind aber immer undankbar, und gerade Bulgarien wehrte sich entschieden gegen die russische Bevormundung, wobei es von England und Österreich unterstützt wurde. Rußland war schon immer Österreich, dem Balkangegner, nicht freundlich gesinnt; nun aber wurden die Beziehungen zwischen den beiden Kaisermächten immer gespannter. Welcher Haß bei den Vertretern Rußlands gegen den Nachbarstaat herrschte, zeigen die Akten an vielen Stellen. Es wäre sicher zum Krieg zwischen den Mächten gekommen, wenn Bismarck nicht mit allen Kräften den Frieden vermittelt hätte.

Gleichzeitig gewann nach 1885 in Frankreich die Rachestimmung, die wegen der kolonialen Eroberungen geschlummert hatte, wieder Oberhand. Der Kriegsminister Boulanger suchte mit allen Mitteln den Rachekrieg vorzubereiten und daher Anschluß an Rußland. Leider ließ die russische Regierung die Vertreter der französischen „Patriotenliga" in Rußland offen reden und gegen Deutschland hetzen. Im Winter 1886/87 waren die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich sehr gespannt; nur die Nachgiebigkeit Bismarcks hat damals den Frieden erhalten. Die Gefahr dieser Entwickelung lag in der Möglichkeit eines russisch-französischen Bündnisses. Um dies zu verhüten, kam er Rußland in jeder Weise entgegen. Er erkannte ihre Ansprüche auf den verwaltenden Einfluß in Bulgarien an und suchte auch auf Österreich in diesem Sinne einzuwirken. Dadurch kühlte sich die Freundschaft mit ihm etwas ab. Diese Tatsache bildete den Hintergrund zum Abschluß des Rückversicherungsvertrages. Da der Zar die Verlängerung des Dreikaiserbundes von 1884 mit Österreich keinesfalls erneuern, Bismarck aber Rußland von Frankreich trennen wollte, so trug er keine Bedenken, den Vertrag mit Rußland allein abzuschließen. Eine Untreue gegen das verbündete Österreich lag, das zeigen die Akten klar und deutlich, keineswegs vor. Leider wünschte und verlangte Zar Alexander III. die Geheimhaltung

Digitized by Google

des Vertrages; infolgedessen konnten sich die Völker nicht in ruhigen Zeiten auf ihre Pflichten vorbereiten. Daher ist es begreiflich, daß infolge der maßlosen Hetze der Panslawisten sich die deutsch-russischen Beziehungen immer mehr verschlechterten.

Gegenüber der Abkühlung zwischen Rußland und Deutschland wurde für Bismarck das Verhältnis zu England wichtiger als bisher. Unter seiner Vermittlung wurde daher im März 1888 zwischen England, Italien und Österreich eine Vereinbarung getroffen (die Entente à trois), an der sich Bismarck jedoch aus Rücksicht auf Rußland nicht beteiligte. In einem Brief an Salisbury — der kein Bündnisangebot enthielt — setzte er ihm die Gründe auseinander. Im Januar 1889 machte er England ein Bündnisangebot, das die englischen Minister ablehnten — bis jetzt war dieser Brief Bismarcks auffälligerweise völlig unbekannt geblieben!

Durch die Bündnisse hat Bismarck Europa den Frieden erhalten. Gerade die Akten zeigen, was gar nicht genug betont werden kann, daß er nur ein Ziel hatte: die Erhaltung des Friedens, und daß seine Politik „ein Krieg gegen den Krieg" war. In der dritten Auflage meiner „Weltgeschichte der neuesten Zeit (1870—1920)", Verlag Gesenius-Halle, habe ich die deutsche Politik ausführlicher dargestellt.

Prof. Fritz Ehringhaus-Cassel

# Kirche und Volkstum bei den Siebenbürger Sachsen

Daß deutsches Wesen und evangelisches Christentum gern einen Bund miteinander eingehen, daß dies Bündnis bei den Siebenbürger Sachsen besonders innig ist — wer wüßte es nicht? Während wir uns die Köpfe zerbrechen, wie die evangelischen Kirchen der einzelnen deutschen Länder zu „Volkskirchen" entwickelt werden können, besteht hier im fernen Südosten Europas längst eine deutsche evangelische Kirche, die eine wirkliche Volkskirche ist. In welchem Sinne aber sie „Volkskirche" ist, wie im Lauf einer siebenhundertjährigen Geschichte sich in ihr die Vermählung von Volkstum und Religion vollzogen hat, das übersehen wir völlig doch erst, seit der jetzige sächsische Bischof Friedrich Teutsch am Abend eines an Arbeit in Kirche und Wissenschaft reichen Lebens seinem Volke eine große Darstellung seiner Kirchengeschichte geschenkt hat (Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen. 2 Bände, Hermannstadt, 1921 und 1922, Verlag W. Krafft).

1.

Als die Väter der Siebenbürger Sachsen um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus Deutschland auswanderten, standen sie in keinem andern Verhältnis zur Kirche als alle Katholiken des Mittelalters. Indem sie aber auswanderten, trat eine neue Entwicklung ein, die auch kirchlich bedeutsame Folgen hatte. Prinzipiell blieb alles beim Alten, praktisch ergab sich aber aus den besonderen Verhältnissen der Auswanderer eine besondere Form des Daseins. Da sie in geschlossener Gruppe auswanderten, brachten sie nicht nur in weltlichen, sondern auch in kirchlichen Dingen ihr eigenes Kolonistenrecht mit. Sie fügten sich zwar auch in dem neuen Lande ohne weiteres in die Organisation der weltumspannenden katholischen Kirche, aber sie taten es doch nur auf Grund ihres Kolonistenrechtes; kraft desselben bildeten sie eigene Landdekanate, deren Leitung in der Hand je eines Dekans lag, der zugleich Vorsitzender des „Kapitels", d. h. der Gesamtheit der Geistlichen seines Dekanats war. Ein Teil dieser Kirchenbezirke, die Kapitel von Hermannstadt und Kronstadt, ist von vornherein „exemt", d. h. frei von der Gewalt des siebenbürgischen Bischofs und nur dem Erzbischof (von Gran) unterstellt. Die Gemeinden dieser Kapitel haben die freie Pfarrerwahl, vermöge deren sie auch in Ungarn immer nur deutsche

Digitized by Google

Pfarrer wählen, und sie führen den — sehr reichlichen — Zehnten nicht an einen Bischof, sondern an den eigenen Pfarrer ab, dem sie dadurch ein wohlhabendes Leben ermöglichen. Die übrigen Kapitel, die dem Bischof von Siebenbürgen unterstehen, gewinnen im Lauf der Jahre fast dieselben Rechte wie die exemten Kapitel, nur daß sie die Aufsicht ihres Bischofs nicht abschütteln können.

Jedes Kapitel, von einem Dechanten geleitet, steht selbständig neben dem andern. Aber in der schweren Not der Zeit, als Bedrängnisse durch die Türken sich häufen und Abgaben über Abgaben den Kapiteln aufgebürdet werden, erweist es sich als zweckmäßig, daß die Kapitel miteinander Fühlung nehmen; sie halten gemeinsame Beratungen ab, und an der Spitze dieser „geistlichen Universität", dem kirchlichen Gegenstück zu der bekannteren „Nationsuniversität", steht der Generaldechant. Ist es auch nur eine Art Abgabenverband, so ist damit doch tatsächlich eine Einheit erreicht. Mitten in der internationalen katholischen Kirche bilden die verschiedenen deutschen Kapitel Siebenbürgens einen eigenen Zweckverband. Der Grund für die Sonderstellung dieses Kirchenbezirkes ist zwar nur ihr Kolonistenrecht, nicht ihre deutsche Nationalität. Aber tatsächlich behauptet sich die deutsche Nationalität im Schutz dieses Kolonistenrechtes. Und so beginnt trotz der prinzipiellen Internationalität schon während der katholischen Zeit die Verbindung von Kirche und Volkstum bei den Sachsen.

2.

Diese Entwicklung erfuhr eine gewaltige Förderung durch die Reformation. Als die Sachsen sich in ihrer Gesamtheit als geschlossene Nation (nach dem Satz cujus regio, ejus religio) dem lutherischen Bekenntnis zuwandten, wurden sie von selbst der bischöflichen und erzbischöflichen Aufsicht ledig und mußten ihre „Kapitel" neu zu einer selbständigen Kirche organisieren. Die Einheit wurde repräsentiert durch den Superintendenten, der gern auch Bischof genannt wird, und die „Synode", das ist die bisherige „geistliche Universität" („Synode" bedeutet also hier etwas ganz anderes als im üblichen Sprachgebrauch, es sitzen nur Pfarrer darin). In Fragen, die ins weltliche Gebiet übergreifen, hat auch die Nationsuniversität mitzureden. So wurde aus den deutschen Bezirken der katholischen Kirche in Siebenbürgen eine deutsch-evangelische Kirche. Die Union zwischen Volkstum und Kirche war vollzogen.

Der Reinhaltung des deutschen Volkstums in dieser Kirche kam ein weiterer Umstand zugute: es fügte sich so, daß die verschiedenen Nationen Siebenbürgens auch kirchlich verschiedene Wege gingen. Nicht nur von den Angehörigen der katholischen Kirche in Siebenbürgen trennte die Sachsen Nationalität und Glaube als eine doppelte Schutzmauer, sondern ebenso auch von den Nichtkatholiken. Die Madjaren, die aus der katholischen Kirche ausschieden, schlossen sich dem kalvinischen (reformierten) Bekenntnis an, eine kleinere Gruppe auch dem Unitarismus; so blieben die Sachsen allein in der evangelischen Kirche — ein glücklicher Umstand, der sie vor der Gefahr bewahrte, von den Madjaren aufgesogen zu werden. Die Walachen (Rumänen), die übrigens damals nur als Geduldete, nicht Gleichberechtigte im Lande lebten, gehörten von jeher der griechisch-orientalischen Kirche an. Kirche und Volkstum decken sich also in Siebenbürgen nicht nur bei den Sachsen, auch bei den Rumänen fallen sie damals zusammen, und bei den Madjaren sind sie wenigstens soweit verbunden, daß drei Konfessionen (Katholizismus, Kalvinismus, Unitarismus) nur madjarische Bekenner haben. Damit ist die sächsische Kirche Volkskirche geworden, aber doch etwas ganz anderes als was wir meinen, wenn wir für unsere Verhältnisse an eine Volkskirche denken. Das physische Zusammenfallen von Volk und Kirche, die Identität der Angehörigen von Volk und Kirche wird besser durch den Ausdruck Nationalkirche bezeichnet.

So ist die Situation in der Zeit des Großfürstentums Siebenbürgen unter der Oberhoheit der mohammedanischen Türken.

Im Staatsleben vertritt die Nationsuniversität das sächsische Volk, das als eine der drei berechtigten Nationen des Landes neben dem madjarischen Adel und den Szeklern an der Regierung des Großfürstentums teilnimmt. Ihre inneren Angelegenheiten aber regelt die Kirche

Digitized by Google

in voller Autonomie. Zu ihren inneren Angelegenheiten gehört auch die Schule. Schon in der katholischen Zeit hat, wie sie es überall in Europa tat, die Kirche auch bei den Sachsen Schulen ins Leben gerufen; beim Übergang zum Luthertum blieb die Schule nach wie vor Angelegenheit der Kirche. Die sächsische Kirche wurde damit die Pflegerin der deutschen Bildung.

Während nun aber in Deutschland, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Schule sich mehr und mehr emanzipiert, die evangelische Kirche sich mehr und mehr auf innere und innerliche Aufgaben zurückzieht, tritt in Siebenbürgen die entgegengesetzte Entwicklung ein: die sächsische Kirche dehnt ihr Arbeitsfeld mehr und mehr aus.

Es hängt das wieder mit der Entwicklung der politischen und nationalen Verhältnisse zusammen.

Die Lage der evangelischen Kirche in Siebenbürgen war ja von vornherein ganz anders als die der verschiedenen evangelischen Kirchen in Deutschland. Ihr fehlte ja von vornherein jede Verbindung mit dem ungarischen oder siebenbürgischen Staat, jede Verbindung mit dem Landesherren. Zwar waren die evangelischen Kirchen hier wie dort deutsch, aber das Organisationsprinzip war ein ganz anderes. In Deutschland werden überall die Angehörigen eines Territorialstaates zu einer evangelischen Kirche zusammengefaßt, die Staatszugehörigkeit ist das Entscheidende. Die Kirchenglieder sind zwar tatsächlich alle auch Deutsche, aber daß sie es sind, ist Nebensache, vom Standpunkt des Organisationsprinzips aus bloßer Zufall. In Siebenbürgen dagegen ist es anders. Zwar gehören auch hier der evangelischen Kirche nur siebenbürgische Untertanen, also Glieder desselben Staates, an, aber für die Kirchenbildung selbst kommt als konstitutiver Faktor nicht die Staats-, sondern die Volkszugehörigkeit in Betracht.

Völlig isoliert steht die sächsische Kirche im Großfürstentum Siebenbürgen gleichwohl nicht da. Wie die evangelischen Kirchen in Deutschland ihren Territorialstaat, so hat sie ihr Volk hinter sich, das innerhalb des Staates als eigene Nation, als dritter Landstand anerkannt ist und an der Regierung teilnimmt. Kirche und „politische Nation" sind also jede für sich organisiert, und die politische Nation, gipfelnd in der Nationsuniversität, vertritt die weltlichen Interessen der Sachsen.

3.

Diese Ordnung bleibt auch so, als Siebenbürgen (um 1700) unter habsburgische Herrschaft tritt. Zwar, das Streben, das ganze Habsburgerreich einheitlich zu gestalten (unter Maria Theresia mehr vom kirchlich-katholischen, unter Josef II. vom absolutistischen Standpunkt beherrscht) führt zu mancherlei Konflikten und Verlusten im einzelnen, aber die Duplizität der „Gewalten", das Nebeneinander von Kirche und Landstand wird nicht angetastet. Das wird erst anders, als nach der Einführung des Dualismus in Österreich-Ungarn (1867) das Großfürstentum Siebenbürgen als eigene Größe zu existieren aufhört und mit dem Königreich Ungarn verschmolzen wird. Nun brechen die Madjaren als das herrschende Staatsvolk radikal mit altererbten Rechten und Gewohnheiten: sie zerschlagen den Sachsenboden und teilen ihn an die Komitate auf, sie heben die sächsische Nationsuniversität, die Organisation der Sachsen als Landstand, auf; die Sachsen haben als politische Nation aufgehört zu existieren. Von den beiden Säulen, auf denen ihr Dasein beruht, ist die eine zertrümmert.

Was nun?

Es liegt auf der Hand, daß die übrigbleibende Säule im selben Augenblick an Bedeutung wuchs. Die Kirche trat in die Lücke, welche die Aufhebung der Nationsuniversität riß, ein und dehnte gerade in den letzten beiden Menschenaltern, d. h. von der Einverleibung Siebenbürgens an bis zum Zusammenbruch Ungarns (1867—1918), ihr Arbeitsfeld bedeutend aus.

Sie war dazu in den Stand gesetzt durch zwei Ereignisse, die kurz zuvor eingetreten waren. Unmittelbar vor der Katastrophe und schon im Vorgefühl der drohenden Gefahr hatte die Kirche sich (1860/61) eine neue Verfassung gegeben; die alte „Synode", in der wie in den andern lutherischen Kirchen die Theologen das Heft ausschließlich in Händen hatten, wurde beiseite ge-

Digitized by Google

schoben und die Verfassung in Anlehnung an die rheinisch-westfälische Kirchenordnung auf Grund des Gemeindeprinzips aufgebaut; der Einfluß der Laien in der Kirche wuchs. Das andere glückliche Ereignis bestand darin, daß die Nationsuniversität der Kirche eine sehr bedeutende Dotation für Schulzwecke machte. Ohne diese lebendige Mitarbeit der Laien und die Vermehrung ihrer finanziellen Mittel wäre die Kirche den vermehrten Aufgaben, die jetzt an sie herantraten, kaum gewachsen gewesen.

Die Kirche war auch nicht die alleinige Erbin der Nationsuniversität. Aber die politisch-parlamentarischen Organisationen, die sich bildeten, waren doch nur freie Neubildungen, die Kirche war die einzige im Gesetz anerkannte Vertretung der Sachsen. Ihr fiel darum auch im Kampf gegen die ungarische Regierung, welche die Deutschen zu madjarisieren suchte und darum vor allem ihre Schulen angriff, die führende Rolle zu. Sie wurde damit die berufene Verteidigerin der deutschen Schule, Sprache und Kultur, kurz: des sächsischen Volkstums. Die Verschmelzung von Kirche und Volkstum ist damit vollendet.

Auch in friedlichen Zeiten bleibt die Aufgabe der Kirche dieselbe und sie hat sich auf dieselbe Arbeit einzustellen. Denn jeder Verlust des Volkes ist auch ein Verlust für die Kirche. Die Kirche der Sachsen wird deutsch sein oder sie wird nicht sein. Darum ist es ihre legitime Aufgabe, mit allen Mitteln die deutsche Kultur zu fördern. Aber auch der Pflicht, an der wirtschaftlichen Wohlfahrt ihrer Kirchenglieder mitzuarbeiten kann sie sich nicht entziehen; denn wird der sächsische Bauer durch einen Rumänen verdrängt, so hat auch die Kirche den Schaden davon. Darum arbeiten viele sächsische Pfarrer in Raiffeisenvereinen, Molkereigenossenschaften und andern wirtschaftlichen Veranstaltungen, deren Zweck die Stärkung des sächsischen Elements gegenüber dem rumänischen und madjarischen ist, und zwar von Rechts wegen. Es bedeutet das ein Hinausgreifen weit über die Sphäre dessen, was wir unter kirchlicher Arbeit verstehen. Aber indem die Kirche sich tief in „weltliche" Arbeit einläßt, trägt sie damit den religiösen Gedanken in die weltliche Arbeit hinein: alle Arbeit zu treiben als Gottesdienst. Damit schützt sie sich selbst vor Verweltlichung und adelt zugleich die „weltliche" Arbeit. Die Durchdringung von Welt und Kirche vollendet sich.

Das Grundlegende also im Verhältnis von Kirche und Volkstum ist nicht bloß die physische Identität der Kirchen- und Volksangehörigen, es ist vielmehr der Wille der Kirche, alles, was das sächsische Volk fördern kann, als ihre Aufgabe zu betrachten. Das Volk als solches, die Nation ist der Gegenstand ihrer Arbeit. Denn ohne den Bestand des Volkes kann sie ihre Mission nicht erfüllen. Diese Mission ist aber: deutsch-evangelisches Volkstum unter fremden Völkern und fremden Religionen zu pflegen.

In diesem Sinne also ist die sächsische Kirche eine Nationalkirche. Sie ist als solche nicht ein verwittertes Erbstück aus uralten Zeiten, sie ist es vielmehr gerade auch in jüngster Zeit immer vollkommener geworden.

Daß eine solche Nationalkirche, die für ihre Nation arbeitet, nun auch selbst wieder die freudige Teilnahme und Mitarbeit ihrer Nation hat, daß diese Kirche eine Herzensangelegenheit der Nation, daß sie volkstümlich ist, versteht sich von selbst. Und so ist denn die sächsische Kirche tatsächlich beides: sie ist Nationalkirche, und sie ist Volkskirche (in dem bei uns üblichen Sinn). Aber die Nationalkirche ist das Fundament der Volkskirche.

Dr. Gottfried Fittbogen

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Die Auswanderungsfrage

(Zum Aufsatz „Auswandern" im Türmer, Januarheft 1923)

Sollte es nicht möglich sein, daß Deutsche auswandern, um in der Fremde dem Vaterland zu dienen?

Ich habe einen Freund, der an einer deutschen Realschule in Holland Oberlehrer ist und von dem ich weiß, daß er dem deutschen Staat alle Ehre macht und daß er durch seine Tüchtigkeit den Holländern den Deutschen von einer ganz anderen Seite zeigt, als er von den Ententezeitungen geschildert wurde und geschildert wird. Ich erinnere an die deutschen Buchausstellungen in Italien und anderen Ländern, die gute Erfolge gezeitigt haben; und ich weise auch noch auf die Türmer-Notiz „Elsaß-Hilfe" hin.

Sollte es nicht möglich sein, daß Deutsche auswandern, aus Kraftgefühl und Willen, denen da draußen einmal vorzuarbeiten? Müssen denn alle Auswanderer aus Unfähigkeit und Verzagtheit der Gesinnung heraus auswandern?

Ist es denn tatsächlich wahr, daß diejenigen Deutschen, die es in der Fremde zu etwas bringen, ihr Deutschtum preisgeben müssen?

Ich kenne es anders. Amerika ist nicht die Welt.

Kurzum: diejenigen, die schon in Deutschland nichts Ordentliches leisten können, werden es schon aus diesem Grunde zu nichts bringen und tun daher gut, im Lande zu bleiben. Aber diejenigen, die etwas Tüchtiges leisten, sollen ganz ruhig auswandern, sei es nach Osten oder Westen oder sonst wohin. Sie werden den deutschen Namen hochhalten und trotz aller Tünche, die sie vielleicht äußerlich überzieht, im Herzen deutsch bleiben. Schwierigkeiten gibt es in und außer Deutschland. Sie sind zu überwinden und sie werden überwunden. L. K.

Antwort:

Es ist ein grundlegender Unterschied, ob man auswandert oder ob man in die Welt zieht, um mit deutscher Tüchtigkeit und deutschem Gemüt dem Vaterland zu dienen. Diejenigen, die in solchem Geiste ausziehen, werden von meinen Ausführungen überhaupt nicht berührt. Wie könnte es einem in den Sinn kommen, sämtliche Deutschen in die Grenzen des deutschen Landes einsperren zu wollen? Ganz im Gegenteil! Die Deutschen haben sich immer noch lange nicht genug den Weltwind um die Nase wehen lassen, weshalb sie dem Auslandsdeutschen als Nation schier hoffnungslos weltunkundig erscheinen.

Aber das hat nichts mit „Auswandern" zu tun. Das Indieweltgehen ist gerade das, was z. B. die Angelsachsen stets getan haben mit dem großartigen Erfolg, den wir ja alle kennen.

Wahrlich, wer während des Weltkriegs die inneren Tragödien im Ausland mit erlebt hat, da wo das deutsche Herz noch gar zu lebendig schlug und doch nicht schlagen durfte — der weiß, was Auswandern bedeutet!

Digitized by Google

Wann, wo und wie weit es jetzt und in Zukunft für den Deutschen möglich ist, in die Welt zu gehen, um dem Vaterland zu dienen, indem er deutsch bleibt und Tüchtiges leistet, das ist eine besondere und schwierige Frage. Wir wollen hoffen, daß die Lage dafür bald besser — daß sie noch einmal gut wird für Deutsche. Selbstverständlich muß dafür gewirkt und gestrebt werden; und jeder tapfere Schritt, jeder Erfolg bewußter deutscher Tatkraft wird vorwärts helfen. Fürs erste wird es sich um wenige günstigere Gebiete und Wirkungskreise handeln. Damit die Wagenden das Heimkommen nicht vergessen und beim Heimkommen nicht auch noch bitter enttäuscht werden, sollte heute endlich eine breite, kraftvolle Aufklärung im ganzen Volk einsetzen, die den Wert der Auslandstätigkeit und -erfahrungen für das deutsche Gesamtwohl ins rechte Licht setzt.

Übrigens ist es nicht der richtige Standpunkt, mit dem Begriff in die Fremde zu gehen, daß man „denen da draußen einmal etwas vorarbeiten" will. Diese geistige Haltung wirkt auf „die da draußen" anmaßend und abstoßend. „Wozu will denn der Deutsche uns immer beweisen, was er alles kann, wieviel besser er alles versteht, wie dumm oder ‚zurück' wir sind?" Ja, wahrhaftig, wozu hatten und haben wir es nötig, den andern etwas vorzumachen? Was haben wir uns um ihre Angelegenheiten zu kümmern? Das ist es eben! Es wäre besser, wir würden wie der Angelsachse unser Ding ruhig und selbstverständlich um seiner selbst willen tun und uns nicht weiter um den andern kümmern. Der Deutsche hat einen fatalen Hang, den andern über etwas zu belehren, ihm etwas zu beweisen, auf den andern einzudringen, statt ihn in Ruhe seiner Art zu überlassen, die ebensogut ihre großen Stärken hat.

Und noch ein Wort. „Amerika ist nicht die Welt"? Es wurde auch nicht einzig von Nordamerika gesprochen; allerdings hauptsächlich. Und ein hauptsächliches Ding ist heute dieses Nordamerika nun einmal geworden. Es fehlt gar nicht so sehr viel daran, daß Amerika in der Tat die Welt bedeutet. Doch das begreift wohl auch nur, wer dieses Land wirklich kennt, und würde in der Erörterung zu weit führen. Toni Harten-Hoencke

Nachwort des Türmers. Noch von andrer Seite wird uns dazu geschrieben. Es heißt da: „... Doch es gibt noch eine andre Art von Auswandrern. Es sind dies zielbewußte Leute, unbeugsame Charaktere, welche zäh an ihrem Deutschtum festhalten und dasselbe bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen gewillt sind; es sind Leute, die nicht zersplittert und vereinzelt in die Ferne ziehen, nicht in haltloser Verzweiflung der Heimat den Rücken zuwenden, nein, sie nehmen ihr Deutschtum mit in die Ferne und werden es dort in gemeinsamer harter Arbeit wieder aufrichten. Das ist der Menschenschlag, der furchtlos und treu mitgeholfen hat, den deutschen Gedanken in der Welt zu stärken, der in Zukunft am Wiederaufbau deutschen Ansehens in der Welt vielleicht ebenso erfolgreich wird arbeiten können, wie seine Brüder daheim. Gehören die, welche man heutzutage unter dem Sammelnamen „Auslandsdeutsche" zusammenfaßt, zu Deutschlands schlechtesten Söhnen? Wahrlich nicht!"... Ich glaube, wir verstehen uns. Und wir wollen nur noch auf eine Gefahr aufmerksam machen: auf die übermäßige Auswanderung weiblicher Jugend besonders nach Holland. In der Pressekorrespondenz des Deutschen Ausland-Instituts (Stuttgart) schreibt Pfarrer Grisebach: „Während in der ersten Zeit nach dem Kriege die weibliche Bevölkerung Deutschlands tatsächlich vorhandene Lücken in dem benachbarten Auslande auszufüllen geeignet war, hat sich seitdem die Lage auf dem weiblichen Arbeitsmarkt, besonders in Holland und in der Schweiz, bedenklich verändert. Diese Tatsache verdient allgemeine Beachtung, besonders seitens der deutschen Frauenwelt, droht sie doch bereits zu einer gewaltigen Gefahr für die deutsche weibliche Jugend zu werden. Der Verein der Freundinnen junger Mädchen und die Evangelisch-Deutsche Bahnhofsmission machen daher mit Recht darauf aufmerksam, daß die Zahl der nach Holland flutenden Mädchen mit jedem Tage größer werde, ohne Rücksicht auf den täglich schlechter werdenden Arbeitsmarkt. Während im Januar 1921 die Zahl der deutschen Mädchen in Holland bereits auf 60000 geschätzt wurde, von denen allein 600 in Utrecht sich befinden, soll die Zahl im September 1922 schon auf 90000 gestiegen sein..."

So fallen viele dieser Mädchen, erwerbslos geworden, der Not und der Schande anheim. Und in Deutschland ist Dienstmädchen-Not, weil alles in die Fabriken läuft! O. T.

Digitized by Google

# Die Geldfrage

## (Ein Beitrag zur Würdigung der Freiland-Freigeldlehre.)

Die beiden folgenden Zuschriften warten schon seit Herbst auf Veröffentlichung. Wir gehen nur ausnahmsweise auf diese schwierige Frage ein. Wer sich genauer damit beschäftigen will, wende sich an die Zeitschrift „Die Freiwirtschaft durch Freiland und Freigeld" (Erfurt, Rudolfstr. 55) oder andrerseits an Herrn Landgerichtsrat Fr. Saar (Ansbach, Maximiliansstr. 21). D. T.

### I. Das Geld und seine Deckung

Mir liegt die Julinummer (Nr. 10) des Türmers vor, in welcher Herr Landgerichtsrat Fr. Saar behauptet, daß nur Metallgeld nach Gewicht wirkliches, wahres Geld sein kann, das Gesellsche Frei- oder Schwundgeld sei wieder nur ein staatliches Geld, das seine Geltung im Verkehr nicht aus sich selbst, sondern aus einem Befehl, aus dem Zwange der Staatsgewalt herleitet. Er verweist auf den üblen Ruf, den sich der Staat in der Geschichte des Geldes zugezogen hat, der oft aus einem Hüter des Geldes dessen Verderber geworden ist.

Warum mußte aber die staatliche Verwaltung des Geldes versagen? Nicht die bureaukratischen zentralisierenden Zwangsmaßregeln des Staates in der Geldverwaltung sind schuld, daß das Geld die Preise durcheinandergeworfen und die Wirtschaft zerrüttet hat, sondern die falsche Deckung des Geldes ist immer noch die Ursache gewesen, daß das Geld als Tauschmittel versagt hat. Bis jetzt wurde noch immer das Geld als Wertmesser, Wertspeicher angesehen, man verlangte aus diesem Grunde, daß die ausgegebenen Banknoten durch Geld gedeckt sein müssen, was deshalb ein Grundirrtum ist, weil nicht die „Werte", sondern die Warenpreise im volkswirtschaftlichen Getriebe eine Bedeutung haben. Um die Veränderung der Warenpreise tobt heute der harte Kampf ums Dasein, also nicht Wert-, sondern Preismesser müßte das Geld sein. Nun reichten bei aufblühender Wirtschaft noch nie die in beschränkter Anzahl vorhandenen, durch Gold gedeckten Banknoten aus, auch der Wechsel- und der bargeldlose Zahlungsverkehr konnten nur bis zu einem bestimmten Grade die Geldknappheit lindern, und so drosselte eine Erhöhung des Wechseldiskonts noch immer das Wirtschaftsleben und führte Krisen herbei. Die Warenerzeugung in einem Goldwährungslande mußte durch Steigerung des Zinsfußes immer eingeschränkt werden, wenn gegenüber der Geldmenge zu viel produziert wurde, anstatt, daß umgekehrt die Geldmenge sich dem Warenangebot angepaßt hätte.

Was fordert nun Silvio Gesell vom Geld? Die Menge und die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes sollen durch ein Währungsamt so geregelt werden, daß die Preisstandzahl (Inderziffer) in jedem Monat unverändert bleibt, die umlaufenden Banknoten sollen durch die auszutauschenden Waren gedeckt sein. Wichtig also ist neben der Geldmenge auch die Regelung der Umlaufsgeschwindigkeit, denn auch diese übt einen Einfluß auf den Preis aus, die Preisvergleichung erfordert daher ein dynamisches Maß; ein statistisches Maß wie Metallgeld nach Gewicht kann der Eigenschaft des Geldes als Preismesser nicht Genüge leisten. Um dem Geld eine gleichmäßige Umlaufsgeschwindigkeit zu erteilen, muß dem Verkehrsmittel Geld ein Motor eingebaut werden, so daß es auch ohne Zins umläuft, die geringfügige Geldsteuer von einer Promille in einer Woche dürfte hinreichen, daß das gesamte Geld eines Landes flüssig bleibt. Regelt nun der gesetzmäßige Schwund des Geldes, mit dem nun jeder Schaffende, jeder Kaufmann rechnen kann, die Umlaufsgeschwindigkeit, indem die Kraft des Eigennutzes die gesamte Geldmenge eines Landes in Bewegung setzt, ist es künftig unmöglich, daß das Geld zu spekulativen Zwecken gehamstert oder willkürlich auf den Markt geworfen werden kann, um entweder die Preise zu drücken oder hinaufzutreiben — dann ist die Aufgabe des Währungsamtes, den Einzug oder die Ausgabe von Banknoten so zu regeln, daß die Inderziffer auf gleicher Höhe bleibt, eine rein bureaukratische Maßnahme, zu der kein Unternehmergeist oder ein Erfindergenie gehört.

Digitized by Google

Weil also die Warendeckung des Geldes nicht zur Grundlage der staatlichen Geldverwaltung genommen wurde, mußte bis jetzt noch jede, also auch die Goldwährung, versagen. So mußte der Papiergeldschwindel eines John Law mit der Deckung durch Aktien zusammenbrechen, so mußten die Assignaten in der ersten französischen Revolution wertlos werden, weil Grund und Boden der eingezogenen Kirchengüter keine richtige Deckung des Geldes vorstellen, so ist auch die jetzige Papiergeldwirtschaft Deutschlands und Österreichs falsch begründet, da Wechsel und Staatsschuldscheine erst recht keine Deckung des Geldes sein können. Aber auch das, was der so unermüdliche Kämpfer gegen den Welttyrannen Zins, Ing. Gottfried Feder von München, vorschlägt, daß der Staat auf Grund von gebauten Eisenbahnen und anderen Anlagen Banknoten ausgeben kann, ist irrig, denn Investitionen, Anlagen üben keinen Einfluß auf die Preisgestaltung der Marktwaren aus.

Wenn man aber trotzdem die einzig richtig begründete Gesellsche Festwährung ablehnt, etwa aus dem Grunde, weil man an die Schwierigkeiten der praktischen Durchführung denkt und deshalb noch immer eine andere Lösung der Valutafrage sich vorstellt, so entsteht die Frage, wie das geknechtete und von der ganzen Welt ausgebeutete Deutschland es anstellen wird, um wieder zur „guten" Vorkriegswährung, zur Goldwährung zurückzukehren. Da in Deutschland keine Goldadern entdeckt werden können, wie wird sich Deutschland ohne drückende Zinslasten das so notwendige Gold verschaffen? Und wenn wirklich der amerikanische Onkel sich herbeilassen sollte, was aber sehr unwahrscheinlich ist, seine Goldschätze herüberzuschicken, wird dieses Gold nicht wieder bei der geringsten politischen Gewitterschwüle sich verkriechen oder Reißaus ins neutrale Ausland nehmen, wie wir es schon in den Augusttagen von 1914 erlebt haben?

Und bedeutet die Rückkehr zur Goldwährung nicht Deflation, Stillegung der Banknotenpresse, erhöhter Druck der Zins- und Steuerpresse, um den Einzug der Banknoten zu ermöglichen? Sollten in Deutschland wirklich nicht die verheerenden Folgen des Preisabbaus, wie wir sie jetzt in der Tschechoslowakei erleben, bekannt sein? Weiß Deutschland nichts von den Millionenheeren von Arbeitslosen in Amerika und England, wo man ebenso das Experiment des Preisabbaus durchmacht? Nach den Schrecken des Weltkrieges, nach dem Zusammenbruche des Bismarckreiches, nach den blutigen Bürgerkriegen, die nur das Gold und die Banknotenpresse verschuldet haben, zur Knechtung Deutschlands durch sadistische Feinde noch der Wunsch nach einem Preisabbau — seine Durchführung wäre der Tod und der Untergang Deutschlands! Weiß Deutschland wirklich nicht, daß Freigeld, die geniale Erfindung eines großen Deutschen, die unblutige, aber wirksame Waffe ist, die Ketten von Versailles zu sprengen, daß Freiland auch für uns Auslanddeutsche die Befreiung aus einem Kerker bedeutet? Man prüfe gewissenhaft die Freiwirtschaftslehre Silvio Gesells und denke nach, wie alle Schwierigkeiten der praktischen Durchführung behoben werden könnten.

Sternberg, Mähren (Tschechoslowakei). **Prof. Leop. Quitt**

## II. Antwort

Zur Beurteilung der Ausführungen des Herrn Prof. Quitt halte ich es für zweckmäßig, dem Leser einen Weg anzudeuten, der es ihm ermöglichen soll, die Sache in dem Widerstreit der Meinungen *selbständig nachzuprüfen*. Wer in das Problem des Geldes eindringen und sich von Grund aus Klarheit verschaffen will, der fange einmal an, darüber ganz von vornean nachzudenken, d. h. er wende vor allem seinen Blick ab von all dem geschichtlichen Unrat, der auf dem Geldwesen unserer Zeit lagert und die reine Natur des Geldes nicht erkennen läßt, er mache sich los von allem Überlieferten, das das freie unmittelbare Denken belastet und hemmt, er gehe vielmehr in Gedanken von den einfachsten Formen des Wirtschaftslebens aus und stelle sich vor, wie bei völlig frei, ohne Einwirkung eines Zwanges miteinander wirtschaftlich verkehrenden Personen und Gruppen das Geldwesen sich gestalten würde. Erst dann erwäge er die Möglichkeiten und Wirkungen des Eingreifens einer Zwangsgewalt in die Gestaltung des Geldes.

Digitized by Google

Es ist mir hier unmöglich, mit dem Leser diesen Denkprozeß bis in die Einzelheiten durchzumachen. Wer aber die Mühe einer Überlegung nicht scheut, wird zu der Erkenntnis kommen, daß zu einem klar gefaßten Begriff des Geldes nicht schon gehört, daß das Geldzeichen unter gewissen außer ihm liegenden Bedingungen und Voraussetzungen die Funktion des Geldes erfüllt, d. h. als endgültiges Ausgleichungsmittel von Leistungen und Gegenleistungen im Verkehr dient, sondern daß wirkliches Geld in seiner eigenen Natur Eigenschaften haben muß, durch die es diese Funktion immer und unter allen Umständen erfüllt. Er wird sich überzeugen, daß wirkliches Geld absolut sein muß, d. h. unabhängig losgelöst in seiner Geltung von dem Belieben einer außerhalb ihm stehenden Macht. Er wird dann weiter erkennen, daß für den entwickelten Verkehr unserer Zeit von Natur aus nur den edlen Metallen, in beschränkterem Maße auch dem Nickel und Kupfer, eine solche Eigenschaft zukommt. Eben wegen dieser natürlichen Begabung ist bei ihnen die Frage der Deckung, die bei den Papiergeldzeichen eine Hauptrolle spielt, völlig gegenstandslos und ohne jede Bedeutung. Wirkliches Geld (für den Verkehr nach Gewichtsmengen gestempelt) hat seine Deckung in sich selbst. Es ist auch nicht mehr angängig, von „Währung" in dem Sinne zu sprechen, daß nur als Geld gelten dürfte, was vom Staat dazu bestimmt wird. Wirkliches Geld dauert und bürgt aus sich selbst; es bedarf keiner staatlichen Stütze. Die verschiedenen Metalle mögen parallel nebeneinander umlaufen; ob das eine oder andere bevorzugt wird und den Vorrang erhält, regelt sich aus der Entwickelung und den Bedürfnissen der Wirtschaft. Folgerichtig dürfen daneben nur vollgedeckte Depotscheine in Umlauf kommen; unvollkommen gedecktes Zettelgeld mit Privilegierung einer Zentralbank wird verworfen.

Besonders heftig wendet sich die Freigeldlehre gegen die Eigenschaft des Metallgeldes als „Wertspeichers" und leitet daraus dessen Untauglichkeit her, als Tauschmittel zu dienen. Gegenüber dieser Verfemung erhebt sich bei den trüben Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, die ernste Frage, ob es nicht doch besser gewesen wäre, der Sparstrumpf (mehr bildlich als buchstäblich zu verstehen) wäre als „Wertspeicher" nicht so sehr vernachlässigt worden und in Vergessenheit geraten. Wer weiß, ob nicht dem Sparstrumpf wieder eine große Zukunftsbedeutung zukommt? Er könnte ein wirtschaftliches Losungswort des laufenden Jahrhunderts werden nicht nur für den sorgsamen Einzelnen, sondern auch für einen auf solide Finanzen bedachten Staat. Auf die mannigfachen sich hier anmeldenden Teilprobleme kann jedoch nicht näher eingegangen werden, besonders ob verallgemeinerter, weitverzweigter Besitz an Edelmetall oder dessen Bankzentralisation für das Wohl des Volksganzen vorzuziehen ist.

Hauptsächlich wird aber für den Leser, mehr als alle Theorie, die praktische Frage von Belang sein, ob und wie es denn überhaupt möglich ist, Edelmetall wieder in den Verkehr einzuführen. Hierzu sei nur soviel angedeutet, daß das aus der Privatinitiative geschaffene Metallgeld nach Gewicht die Volkswirtschaft aus dem Zettelelend herausführen kann und wird. Anschauliche Ausführungen hierüber gibt eine Skizze von Leo Littmann: „Des deutschen Volkes Geld", die ich jedem Leser, der sich weiter mit dem Problem befassen will, zu übersenden erbötig bin.

Ansbach (Bayern), Maximilianstr. 21. Landgerichtsrat Fr. Saar

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Arno Holz

Er haust immer noch in seiner Berliner Dachkammer, fünf Treppen hoch, weit oben im bayerischen Viertel. Ein Zimmer, das gleichsam die Maßverteilung seines eigenen Körpers nachahmt: mit dem riesigen Schreibtisch, gegen den alle andere Gerätschaft klein und nebensächlich wirkt. Denn auch auf seinem zarten, schlanken und sehr beweglichen Körper sitzt ein Kopf, der auf den ersten Blick keinen Zweifel darüber läßt, daß er die Hauptsache dieses Menschen und dieses Lebens ist. Das lange, bartlose, gutgeformte, nun auch von zahllosen Bitterkeiten schon leise angewelkte Gesicht des Sechzigjährigen (geb. 26. April 1863), der über unsterblich jungen und lebhaften dunkeln Augen unter einer prachtvollen Stirn die üppige, silbergraue Mähne trägt.

Weit unten liegt Berlin, liegt im düstergrauen Dunst der Menschen und der Dinge, die wahllos in ihm aufgehäuft sind: jenes Berlin, das er einmal von Dichters Gnaden zu beherrschen gehofft hatte und das ihn nicht liebt und viel zu wenig von ihm weiß. Und in das er doch unauslöschlich eingedrungen ist auf jenem Umweg, der sich „neue Literatur" nennt und „Naturalismus" und „neutönende Lyrik". Aber die, die mit all diesen heute oft verzerrten und entarteten Dingen zu tun haben, sind weit entfernt davon, den gemeinsamen Vater ihrer Ideen und Ideechen, ihrer Künste und Künsteleien in dem einsamen Mann da oben zu verehren. Was sie angeht, ist ihre Bewegung längst kopf- und führerlos, auseinanderstrebend und zersplitternd nach allen Seiten geworden. Der eine überragende königliche Kopf fehlt. Aber es gibt ja so manche Leute, die allen Ernstes meinen, die Zeit der königlichen Köpfe sei endgültig vorbei...

Wer ist eigentlich Arno Holz?

Ich habe da seine „Blechschmiede" vor mir, einen erweiterten Neudruck, denn die deutschen Verleger haben sich, ein bißchen knapp vor Torschluß, zum Besseren besonnen. Sie wollen nicht, daß man einmal — wenn die Lebensfunktion dieses streitbaren und halsstarrigen Eigenbrödlers von Dichter erloschen ist — ihnen den Vorwurf macht, sie hätten sich nicht für seine Unsterblichkeit bemüht. So haben sie allerhand schöne, teils kostbare, teils gut und übersichtlich gewählte Drucke von seinen Schriften herausgebracht.

Eine geschickte Auswahl seiner Werke und die „Sonnenfinsternis" hat Richard Bong, Berlin, übernommen; das „Buch der Zeit", die „Blechschmiede" und den „Dafnis" der Sybillenverlag in Dresden; der „Phantasus" soll noch kommen, hoffentlich auch der „Ignorabimus", das ungeheuerlichste, alle Begriffe vom wesenlosen Jenseits vorbeiwälzende, wie ein jüngster Tag in die Gräber der Toten und der Lebenden greifende Drama. Wenn also diejenigen, die da in Deutschland Bücher lesen, immer noch nichts von Arno Holz wissen wollen, so liegt die Schuld künftig allein an ihnen. Arno Holz ist's gewöhnt. Sein Volk ist nie sein Freund gewesen...

Arno Holz ist — wenn man so sagen darf — von der formalen Seite her betrachtet, die ungemischte Inkarnation des Dichters. Bei anderen ist allerhand andere Begabung beigesellt: Staatswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Geographisches und Philologisches. In alle Kunst und alles Wissen schillert Dichterbegabung hinüber. Um es ungewohnt naturwissenschaftlich zu

Digitized by Google

sagen: sie ist wie Sauerstoff, der sich mit jedem Element unter immer neuen, aufs feinste abgestuften Formen bindet. Arno Holz ist nicht so. Seine Begabung ist auf nichts anderes konzentriert, als auf künstlerische Gestaltung. So wie er nie etwas anderes werden wollte, als Dichter — so ist er auch wirklich nichts als Dichter geworden. Alle seine Befähigungen haben sich in diesem Sinne orientiert, seine unglaubliche Intuition, seine sprachschöpferische Vielfältigkeit, sein Fleiß, seine Einsicht, seine Weltanschauung und zuletzt sogar seine starke und alles überdauernde Vitalität. Sogar, wenn er nicht alle diese Werke geschaffen hätte, wäre er für den Menschenforscher ein bemerkenswertes Beispiel eines in einseitiger Zielstrebigkeit sich auswirkenden geistigen Individuums.

Eigentlich möchte ich lieber von „Ignorabimus" schreiben oder der „Sonnenfinsternis" oder vom „Phantasus". Aber mit diesen Werken allen ist es so, daß man sie zwar nicht verstehen, aber auch nicht wohl mißverstehen kann. Mit der „Blechschmiede" ist es anders. Es gehört zu ihrem Verständnis nicht so sehr eine persönliche Kenntnis des Dichters — die ja naturgemäß nicht jeder Leser besitzen kann —, als vielmehr eine richtige Einschätzung der hinter uns liegenden letzten dreißig bis vierzig Jahre, die sich zu geben schon aus individuellen Gründen und Hemmungen allein nicht jeder geneigt sein dürfte. Denn wer liebt es, bei lebendem Leibe sich selbst zu sezieren, um bei dieser Gelegenheit die Keime oder Herde von schmerzhaft zerstörenden Krankheiten zu besichtigen, an denen er leidet oder in nächster Zeit leiden wird?

Eine solche Sektion aber ist das Satyrikon „Die Blechschmiede"; und wer nicht aus der Erkenntnis einer völligen Verzweiflung nicht nur des Individuums, sondern auch der hinter ihm stehenden Weltanschauung dieses Buch liest, der wird es gründlich mißverstehen. Wer aber, um bei dem eben gebrauchten Bild zu bleiben, die Krankheit jener Zeit kennt, wird auch vor ihren abschreckendsten und widerwärtigsten Symptomen nicht zurückscheuen.

Auch die boshaften Schamlosigkeiten von Aristophanes haben niemanden gehindert, diesen Namen mit dem Lorbeerkranz der Unsterblichkeit zu umhängen. Und er war doch erst der Spötter des griechischen Bürgertums und niemals der unbarmherzige Richter über das Interregnum, das wir Materialismus nennen und das leider in seinen schlimmsten Auswirkungen noch immer Köpfe verwirrt und Völker unglücklich macht. Man vergesse eines nicht: daß Arno Holz der Dichter vom „Buch der Zeit" ist. Er wurde hineingeboren in jene Welt der wild aufschießenden Fabrikschlote, des sich in Rauch und Qualm verdüsternden Himmels, der Arbeitermassen, die dumpf und verdrossen in das letzten Endes so sinnlose Morgengrau ihrer Tagesmühe ziehen und Abends ebenso stumpf und verdrossen zu der gleichen Sinnlosigkeit ihres Lebens heimkehren.

Er hat diese Zeit und ihre Ausgestaltung nicht geschaffen, er hat keinen Finger gerührt, um an ihr mitzufronen — aber er sah sie. Er sah sie und er verstand ihre Stimme. Und er gab diese Stimme wieder im „Buch der Zeit", das, abgesehen von allen künstlerischen Werten, ein Dokument der Weltanschauung des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist, wie ich kaum ein zweites kenne.

Ich sagte vorhin nicht ohne Absicht, daß Holz die ungemischte Inkarnation eines Dichters sei. Das bedeutet, daß er wie kein anderer, festgehalten durch seine Intuition, behext von seiner Umwelt, fortgerissen durch sein Temperament, den Leidensweg des Materialismus gleichsam vorahnend zu Ende gehen mußte zu einer Zeit, als die übrigen Weggenossen immer noch gedankenlos und ohne sich eine Rechenschaft über das wirkliche Ende dieses Pfades zu geben, auf die reichbesetzte Tafel starrten, die ihrer Sinne Engheit ihnen als Ziel vorspiegelte.

Ganz sicher hätte dieser Kampf einer Weltanschauung, die in Wahrheit keine Weltanschauung, sondern nur eine übersteigerte Vergöttlichung der berechtigten Lebensnotwendigkeit ist, ihn nicht so schmerzhaft in ihre trüben Wirbel hineingerissen, wäre er reich gewesen, hätte er die Harmonie des Lebens für sich rechtzeitig herauslösen können, wäre ihm vor allem jener Erfolg beschieden gewesen, den er verdient hat, und der ihm weniger als jedem anderen geworden ist. Dies aber — daß er auch im Bereich seines eigenen Individuums nur das Widerspiel jener unheilbaren Disharmonie fand, das ihm verwehrte, über die bitterste Lebensnotwendigkeit hinaus

Digitized by Google

zu seinem wahren Ich zu kommen — denn nichts wächst gigantischer an und verzerrt den Gesichtskreis mehr als lange ungestillte Wünsche — mußte einen Kopf seiner Bedeutung zur unbedingten Demonstration der Sinnlosigkeit des Daseins zwingen.

Und diese Demonstration ist die „Blechschmiede". Typisch ist in ihr jede zoëtische Genußmöglichkeit übersteigert, typisch ist die Verbitterung und Gleichgültigkeit des nur materiell Denkenden, typisch ist endlich die völlige Verzweiflung und die nackte Hoffnungslosigkeit dessen, der sein Leben, das reich und frei und wie ein Berg im Morgenrot über der Dämmerung der Masse hätte sein sollen, dahingehen sieht ohne anderen Entgelt, als die unbestimmte Hoffnung auf die Anerkennung des einst armselig zugrunde Gegangenen.

Das muß man aus der „Blechschmiede" herauszulesen verstehen, die Schrecken des Nichts, die Qual einer Umwelt, die den Dichter um des Lebens willen zwang, auf seinen eigentlichen Daseinszweck und seine beste Auswirkung zu verzichten, die Beschämung durch das eigene Volk, das nichts von diesem genialen Kopf wissen wollte und nicht annähernd so Begabte mit Lorbeeren, Gold und Anerkennung überhäufte . . . und dies alles, das erfolglose Ringen der eigenen Persönlichkeit, übertäubt, ins Grenzenlose gesteigert, ins Zeitlose festgehalten von einer Welt, die immer sichtbarer dem gröbsten und plumpsten Parvenütum verfiel: — bleibt da anderes, als zum Schlusse die rasende Lästerung, die fiebernde Vernichtung dessen, was einmal gut, ersehnt, erhofft, geliebt war?! Ach man könnte das alles viel einfacher, viel brutal einfacher sagen: ein anderer wäre hingegangen und hätte sich mit einem Strick am nächsten Fensterkreuz aufgehängt — Arno Holz biß die Zähne zusammen und schrieb — die „Blechschmiede".

Dennoch oder vielleicht darum ist dieses Buch nicht für jedermann bestimmt. Nicht für einfach Fromme, nicht für solche, die das Glück eines harmonischen Lebens hinter sich haben. Das hieße für sie, sich in einen Kampf begeben, zu dem sie keine Waffen besitzen. Aber auch nicht nur jene sollen es lesen, die von der bestrickenden Form, vom unerhörten Sprachtalent des Dichters angezogen sind — denn formell ist es ein atemraubendes Ballspiel mit tausend funkensprühenden Kugeln — sondern Menschen, die imstande sind, die Beengung ihres Ichs von sich abzutun und aus der Seele des Dichters heraus das ewige Gesetz von Ursache und Wirkung zu verstehen.

Und dann sollen sie hingehen und mit diesem selben Wunsch des Verstehens sich in die erstaunliche Selbstüberwindung und die von aller persönlichen Anklage gereinigte Welt des „Ignorabimus" versenken.

Annie Harrar

# „Die antike Kultur", ein Buch der Gegenwart

Wir sind umwirbelt von einem Chaos. Mehr denn je fehlt uns ein Blick auf Ziele. Alle Orientierung scheint uns entschwunden.

Aber in allen Schichten unseres armen Volkes lebt auch der Wille, zu helfen, zu bessern, wieder aufzubauen. Und da faßt jeder an der Stelle an, die seiner geistigen Einstellung oder technischen Ausbildung am meisten entspricht.

Aus dem doppelten Wunsche, zäh sich zu stemmen gegen den Untergang unserer Kultur und eine Orientierungsmöglichkeit, wenn sie nicht vor uns liegt, dann hinter uns in der Vergangenheit zu suchen, hat der Teubnersche Verlag in Leipzig ein Buch erscheinen lassen, das an Stelle zweier in besseren Zeiten veröffentlichter, jetzt vergriffener Werke über die hellenische und die hellenistisch-römische Kultur auch jetzt noch den Weg weisen soll zu den Schätzen der Antike, auf deren Schultern unsere Kultur steht. (Die antike Kultur in ihren Hauptzügen dargestellt von Frz. Poland, E. Reisinger und Ri. Wagner; mit 118 Abbildungen im Text, 6 ein- und mehrfarbigen Tafeln und 2 Plänen; Leipzig 1922, 242 S.)

Digitized by Google

Ich will nicht rühmen, nicht kritteln; ich möchte das schöne Buch als Ausdruck für die gegenwärtige Lage der Altertumswissenschaft erfassen. Zwei Strömungen scheinen sie zu beherrschen: jene ältere, von Winkelmann, Lessing und Schiller her bekannte idealistische, neuhumanistische, für die die Antike eine Quelle ästhetischen Genusses und charakterbildender Kraft war, die in den Hellenen Träger einer einzigen, in sich einheitlichen, hochwertigen Weltanschauung sah und dieser Weltanschauung neues Leben zu geben trachtete. Daneben erhob sich vor etwa hundert Jahren eine andere Richtung, deren rücksichtsloser Wille zur nackten Wahrheit, deren Trachten nach objektiver Erfassung der Realität auf jede Gefahr hin den Blick auch auf das Alltägliche, Irdische, Gemeine und Häßliche richtete. Wer das Ringen beider Strömungen ins Auge gefaßt und so das Buch über „Die antike Kultur" zur Hand genommen hat, wird hier beide Betrachtungsweisen sich treffen sehen.

Als „Gesamtbild der Antike, wie es so noch nicht vorhanden war", will das Buch gewertet sein. In der Tat führt die Darstellung, jeweils die Römer nach den Griechen behandelnd, durch die Literatur, die Philosophie und Wissenschaft, die Religion, die Kunst, das Privatleben, das Heerwesen und das Staatsrecht der „Antike". Der reiche Bildschmuck auf tadellosem Papier in ausgezeichneter Ausführung verdient höchste Anerkennung. Die Darstellungen lesen sich in ihrer ruhigen und klaren Einfachheit angenehm und sind fraglos sehr geeignet, lebendige Vorstellungen vom Leben und Treiben, Denken und Fühlen zweier Völker zu vermitteln, von denen wir Heutigen, selbst wenn wir es mit aller Macht erzwingen möchten, nicht loskommen; gerade auch diese durch tausendfache Fäden unlösbar gewordenen Zusammenhänge kommen immer und immer wieder zur Geltung.

Allein — machen denn Griechen und Römer „die Antike" aus? Hat nicht während des letzten Jahrhunderts Spaten und Hacke neben sie eine ganze Reihe anderer Völker gestellt, von deren Kultur unsre heutige ebenso untrennbar ist wie von der hellenischen und römischen? Unser Buch sieht von ihnen ab; Babylonier und Ägypter, Israeliten und Phöniker, Perser und Lyder bleiben außerhalb der Betrachtung. Insofern also wahrt unser Buch noch die Vorstellung von der Isoliertheit und Einzigartigkeit der „klassischen" Kultur, wie sie der Neuhumanismus pflegte. Und doch durchbricht es den „klassischen" Rahmen fast auf jeder Seite. Anregungen und Bereicherungen der hellenischen und römischen Kultur durch jene weit älteren kommen zur Sprache; die Einbeziehung der althellenischen sowie der hellenistischen und spätrömischen Epoche, für die die klassizistische Altertumskunde teils keinen Platz, teils nur den Begriff des Verfalls im übelsten Sinne des Wortes übrig hatte, zeigt, daß die in dem Worte „klassisch" liegende enge Begrenzung auf eine bestimmte Periode der griechischen und der römischen Geschichte fallen gelassen ist. So äußert sich die realistische, jüngere Richtung unserer Wissenschaft.

Das gilt auch hinsichtlich der idealistischen Beschränkung innerhalb des Stoffes, durch die allein der Neuhumanismus möglich war. Wenn z. B. ein ganzer Abschnitt dem Privatleben gewidmet ist (S. 175—203) oder das Finanzwesen der Staaten besprochen wird, so hat man darin ein Eingehen auf die moderne Realistik zu erblicken, wenn auch nur ein vorsichtiges. Scheint mir doch die Technik des Altertums sowie die Wirtschaftsgeschichte noch zu wenig berücksichtigt zu sein.

Man sollte indessen von einem Buche billigerweise nicht mehr verlangen, als daß es die Aufgabe, die ihm gestellt ist, erfüllt. Und da ist nun entscheidend, daß unser Buch eine „Schilderung der antiken Kultur" geben soll, „die zunächst von den Anforderungen des Gymnasiums ausgeht". Dadurch sind den Konzessionen an die heutige Realistik Grenzen gesetzt. So wird man sich mit der Fortlassung alles Rohen und Gemeinen, das namentlich der griechischen Religion anhaftete, einverstanden erklären und andrerseits die Aufnahme eines Abschnittes über „Die christliche Literatur" als weitgehendes und sehr wertvolles Zugeständnis hoch anerkennen. Ob es nötig war, den starken Pessimismus, der grade der griechischen Religion in vielen ihrer Er-



Digitized by Google

scheinungen eignete, außer acht zu lassen, ist mir ebenso zweifelhaft wie ich es schade finde, daß bei Behandlung der römischen Religion die hier besonders starken „Wechselbeziehungen zwischen Altertum und Gegenwart" nicht herausgearbeitet sind.

Von der eben erwähnten Zielsetzung aus muß auch die Anwendung der griechischen und römischen Wörter für die Gegenstände, von denen die Rede ist, verstanden werden. Als Konzession an Leser, die der humanistischen Bildung ferner stehen, ist die beigefügte deutsche Übersetzung urtextlicher Bezeichnungen und Zitate zu werten. Und eben weil dieses Zugeständnis gemacht ist, erhob sich in mir die Frage, ob das Buch im heutigen Ringen zweier ganz verschiedener Bildungsideale wohl imstande wäre, als werbende Kraft den Freunden der humanistischen Bildung Anhänger aus dem anderen Lager zuzuführen. Allein — dieses Ziel ist als Aufgabe des Buches von den Herrn Verfassern nicht genannt; und so geziemt es sich hier auch nicht, von diesem Standpunkte aus einen Maßstab anzulegen. Aber die Anregung zu dieser Zielsetzung mag hier doch immerhin gegeben werden.

Studienrat Hugo Preller-Gotha

# Strömungen in der neuesten Philosophie

Von allen Seiten und auf allen Gebieten regt sich heute der Trieb nach Synthese. Überall sucht man nach den großen Zusammenhängen, nach letzten Sinnesdeutungen und Wertbestimmungen. Im Bereich der Philosophie bedeutet dies, daß der Geist einer Zeit in das Stadium der Spekulation oder des metaphysischen Denkens eingetreten ist.

Ich habe daher vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift auf die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart hingewiesen (im Januarheft 1922) und möchte heute auf ein großangelegtes und weitausschauendes Gedankengebäude aufmerksam machen, das schon im Titel die oben bezeichnete Richtung des Denkens verrät: „Die Welt als Schuld und Gleichnis" von Wilhelm Müller-Walbaum (Verlag W. Braumüller, Wien und Leipzig 1920). Ähnlich wie Schopenhauer, der vor nunmehr 100 Jahren mit glücklicher Prägung sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" nannte und damit die zwei Faktoren bezeichnete, die seiner Weltdeutung zugrunde liegen, erschließt sich dem Verfasser der Sinn alles Seins und Geschehens unter den beiden Begriffen der Schuld und des Gleichnisses. Die Welt ist Schuld: das ist der Gedanke, der Müller-Walbaums Weltbild schopenhauerisch, d. h. pessimistisch färbt. Alle Schuld auf Erden führt zurück auf jene überzeitliche Urschuld und Erbsünde, durch welche sich das Individuum aus dem Schoße des Seins entfernt und in die Bedingtheit der raumzeitlichen Erscheinungswelt begeben hat. Damit hat es die Freiheit der metaphysischen Welt verloren und ist der Knechtschaft der Materie anheimgefallen. Als einzig sittliches Wesen im Weltall aber strebt der Mensch aus dieser Vereinzelung und Besonderung, die ihm im Reich der Notwendigkeit anhaftet, zu seinem Urgrund, dem göttlichen Prinzip zurück; die Erlösung führt den umgekehrten Weg wie die Schuld, aus der kausal bedingten Erscheinungswelt zurück zu Gott. Die Welt ist Gleichnis: die Wirklichkeit läßt sich in eine Stufenfolge von Seinssphären zerlegen, die, obwohl qualitativ voneinander verschieden, doch allenthalben in vielen Einzelheiten ihrer Struktur einander entsprechen. Daraus ergibt sich das Weltgesetz der Analogie oder Parallelität, die Idee einer allgemeinen Symbolik des Weltgeschehens. Die Sphären sind, wie die Kulturen Spenglers, einander eindeutig zugeordnet und damit aufeinander abbildbar. Sie bilden eine Stufenfolge, deren höchste die des freien Selbstbewußtseins des Ich ist. Alle anderen sind nur Projektionen des menschlichen Wesens. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Von hier aus schwingt sich der metaphysische Gedanke auf seinen Gipfelpunkt empor. „Alles Vergängliche

Digitized by Google

ist nur ein Gleichnis"; die natürliche Welt ist nur ein Symbol der Gottheit, ein trübes Spiegelbild der reinen Vollkommenheit; sie hat nur symbolische Bedeutung, sofern sich in ihr ein Höheres, ein Geistiges ausdrückt. Der Mensch aber, als das Zerrbild des Gottes, strebt aus seinem schuldhaften Dasein zur Freiheit des ewigen Seins zurück. Wir sehen, wie an diesem Punkte die beiden Grundprinzipien der Schuld und des Gleichnisses sich verschlingen und zum Weltknoten zusammenwachsen. Zur Ausführung dieser Leitgedanken entwickelt der Verfasser in dem weitaus größeren zweiten Teil seines Werkes auf breiter Grundlage einen auf viele Einzelgebiete vordringenden Versuch eines Systems universeller Entsprechungen. Wenn wir auch hier dem Verfasser an manchen Stellen nicht zustimmen können, müssen wir doch anerkennen, daß diese Untersuchungen viel tief Geschautes und Bedeutsames enthalten. Überhaupt stehen wir diesem Buch mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber. Die verschiedenartigsten Gedankengänge gehen hier durcheinander; fast alle großen Gedanken der Philosophiegeschichte spielen irgendwie herein. Ohne den Vorwurf des Elektizismus erheben zu wollen, wird man doch den Eindruck nicht los, daß die synthetische Kraft des Verfassers nicht ausgereicht habe, um all diese Bestandteile in ein einheitliches und geschlossenes Weltbild zusammenzuschauen. Andrerseits wieder erhebt sich dieses dualistische System ethisch-religiösen Gepräges hoch über allen seichten Monismus und alle weltfremde oder wertgleichgültige Lebensphilosophie und erregt unsere Bewunderung mit seinem Willen zur Synthese und seiner von echt religiöser Grundstimmung getragenen Geisteshaltung.

Spezielleren Problemen auf der Grenzscheide von Metaphysik und Psychologie wendet sich die Untersuchung von Wilhelm Haas über „Die psychische Dingwelt" zu (Verlag Fr. Cohen, Bonn 1921). Es liegt hier ein durchaus beachtenswerter Versuch vor, mit ganz neuer Methode und zum Teil auf bisher unbeschrittenen Pfaden ins Reich des Psychischen vorzudringen und seine Beziehungen zu dem des Physischen aufzuhellen. „Wir sind im Psychischen, und nicht ist das Psychische in uns"; dies ist der Satz, der das neue Problem stellt. Daraus ergeben sich mehrere Folgerungen. Zunächst ist das Psychische keineswegs an ein Ich, an ein individuelles Bewußtsein gebunden, in dem die seelischen Erlebnisse ablaufen; es bildet vielmehr ein Reich für sich, das auch außerhalb meines Bewußtseins, in den Seelen der Mitmenschen und weiterhin in den allgemeinen Zeitströmungen und Kulturideen, Existenz hat. Daraus folgt weiter, daß das Psychische keinen ununterbrochenen Gedankenstrom bildet, in dem die einzelnen Erscheinungen ineinanderfließen, ohne daß hier je scharfe Grenzen gezogen werden könnten, sondern vielmehr ist die psychische Welt in der Kategorie des Dinges zu denken in ganz ähnlicher Weise wie die Körperwelt. Auch das Psychische besteht aus einzelnen genau gegeneinander abgegrenzten Dingen mit Eigenschaften und Erscheinungsweisen, die sich ebenfalls in der Raumzeitlichkeit befinden. Das Psychische ist also eine reale Welt von Dingen. Die Welten des Psychischen und Physischen entsprechen einander irgendwie und gehören trotz der unüberbrückbaren Unterschiede, die in der Verschiedenheit des Materials liegen, eng zusammen; das Gemeinsame liegt nicht im Inhaltlichen, sondern in der übereinstimmenden formellen Struktur der beiden Welten. Demgemäß wird auch für das Psychische der Unterschied zwischen Erscheinung und Ding an sich eingeführt, werden seelische Sinnesorgane angenommen und weitgehende Analogien konstruiert. In einem fruchtbaren und anregenden Kapitel werden die Gesetze der Psychisierung, d. h. der verschiedenartigen Aufnahme des Physischen und des Fremdpsychischen in das Ich, aufgestellt und es wird gezeigt, in welcher Weise diese bei ihrer Aufnahme in das Seelen-Ich umgestaltet, modifiziert, zersetzt und desorganisiert werden. Hier findet ein fortwährender seelischer Stoffwechsel statt. Was schließlich die Ineinanderbindung des physischen und psychischen Leibes betrifft, so wird nicht alles, was psychisiert wird, zu meinem ureigensten seelischen Besitz gemacht und damit meinem Ich einverleibt. Um dieses herum bildet sich gewissermaßen eine psychische Atmosphäre mit größerer oder geringerer Nähe zu dem Zentralpunkt meines Bewußtseins. Das Ich kann seinen seelischen Leib sowohl erweitern als auch sich von ihm bis zu einem gewissen

Digitized by Google

Grade befreien, was Verfasser durch interessante Beispiele beleuchtet. Die Untersuchungen sind durchweg anregend und fesselnd. Als Vorstoß auf psychologisches Neuland verdienen sie aufmerksame Beachtung. In der Art, wie hier die Dinge unbekümmert um psychologische Theorien in schlichter Anschauung und Beschreibung erfaßt werden, scheint der Verfasser methodisch in den Bahnen der Phänomenologie zu wandeln, ohne daß sich unmittelbare Beziehungen nachweisen ließen. Trotzdem bietet das Buch der Kritik zahlreiche Angriffsflächen. Die Gedanken scheinen mir nicht genügend erkenntnistheoretisch unterbaut zu sein. Vor allem das Problem des Ich ragt wie eine Sphinx in die Untersuchung hinein. Wenn es weder ein Physisches noch ein Psychisches ist, was ist es dann? Hat es lediglich formalen Charakter als Gesamtheit der Erkenntnisformen oder ist es materialer Natur oder gehört es einem dritten Reich an, das der Verfasser der Möglichkeit nach zuläßt, von dem er aber keine deutlichen Aussagen macht? Was gibt es überhaupt außer Physischem und Psychischem? Sind die Kulturideen z. B. ohne weiteres zum Seelischen zu rechnen oder kündigt sich uns nicht hier ein Reich von ganz eigener Struktur an, das nur durch Psychisierung ins Bewußtsein eines Ich einzutreten vermag, selbst aber in objektiver Wirklichkeit nichts Psychisches ist? Und wie gestaltet sich das Verhältnis von Erscheinung und Ding an sich im Seelischen? Ist das psychische Ding an sich erkennbar oder ist es in ewige Nacht gehüllt — und was ist Erscheinung und das, was da erscheint? Und wie steht es weiterhin mit der Parallelität, die in weitem Maße zwischen den beiden Reichen statuiert wird und die doch wieder streng geschieden sein sollen? Ist dem Verfasser der Nachweis wirklich gelungen, daß es außerindividuelles Psychisches gibt, das nicht an einen physischen Leib gebunden ist? Die schwankende Haltung und die Zugeständnisse an die bestehende Auffassung am Schlusse des Werkes lassen dies zweifelhaft erscheinen. So ließe sich noch manches einwenden; da jedoch die Gedanken des vorliegenden Buches einen vorläufigen, durch weitere Veröffentlichungen zu stützenden und ergänzenden Charakter tragen, so sollen hiermit keine Vorwürfe erhoben, sondern es soll nur auf die Punkte hingewiesen werden, die noch der Erledigung harren. Inzwischen ist eine weitere Abhandlung des Verfassers unter dem Titel „Kraft und Erscheinung, Grundriß einer Dynamik des Psychischen“ (F. Cohen in Bonn 1922) erschienen, welche die obigen Gedankengänge weiterführt und eine Anwendung der in der „psychischen Dingwelt“ entwickelten Prinzipien enthält.

Mit den „Gesammelten Schriften“ von Adolf Reinach (herausgegeben von seinen Schülern, Halle, Max Niemeyer, 1921) betreten wir nun vollends den Boden der Phänomenologie, einer ganz neuen philosophischen Disziplin und Forschungsmethode, deren Begründer Edmund Husserl ist. Es läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen, was Phänomenologie in diesem ganz neuen, spezifischen Sinn bedeutet; aber sicher ist, daß diese Richtung des Denkens heute innerhalb der wissenschaftlichen Philosophie den größten Raum einnimmt und die fruchtbarsten Keime für deren Weiterentwicklung enthält, so daß man schon heute davon sprechen kann, daß die Phänomenologie den Neukantianismus abgelöst habe. Der vorliegende Band enthält die leider zu früh und jäh durch den Heldentod unterbrochene Lebensarbeit dieses äußerst gediegenen, gründlichen und vornehmen, aus der Schule Husserls hervorgegangenen Forschers. Mit großer Selbständigkeit und Meisterschaft handhabt Reinach die neue Methode der phänomenologischen Wesensanalyse. Jedes Problem, das er anfaßt, wird unter seiner Hand sofort in neue und eigenartige Beleuchtung gerückt, sei es, daß es historische Zusammenhänge oder rein logische Probleme, wie die Theorie des negativen Urteils oder das Verhältnis der Allgemeinbegriffe zu den Einzelgegenständen behandelt, sei es, daß er in das Wesen der Bewegung oder in ethische und rechtsphilosophische Verhältnisse einzudringen sucht. An dem Urwald der Theorien und Hypothesen, an den mit den verschiedensten Bedeutungen belasteten philosophischen Fachausdrücken, an den Deduktionen und Wortspielereien vorbei arbeitet er sich zu den reinen Tatbeständen und Sachen vor und sucht ihr Wesen, ihre Wesenszusammenhänge und Wesensgesetze in schlichter phänomenologischer Analyse intuitiv zu erschauen. Man hat hier wirklich

Digitized by Google

einmal den Eindruck, daß nicht fortwährend, um einen Ausdruck Lotzes zu gebrauchen, nur die Messer geschliffen werden, ohne daß es in den meisten Fällen je zum Schneiden kommt. Reinach rückt den Dingen und Problemen wirklich auf den Leib und beweist somit von neuem, daß es sich hier um eine Art des Philosophierens handelt, deren Erfolg noch unübersehbar ist und an deren Anfang wir erst stehen.

Daß hier noch manches der Klärung bedarf, daß man sich über die methodologischen Grundfragen ebensowohl wie über die Forschungsweise im einzelnen noch hin und her streitet, daß man im Eifer der Entdeckungsfreude den Wert der Ergebnisse teilweise zu hoch eingeschätzt hat, all dies beweist das umfangreiche Werk von Otto Janssen, „Vorstudien zur Metaphysik", dessen 1. Band, Untersuchungen zur Bewußtseinslehre, erschienen ist (M. Niemeyer, Halle 1921). Es handelt sich hier um außerordentlich feine und scharfe, mit außergewöhnlicher Denkkraft und bohrendem Tiefsinn vorgetragene deskriptive Analysen phänomenologischer Art im Sinne Husserls, dessen Methode des schlichten Schauens und Beschreibens der wesensmäßigen Zusammenhänge und Gegebenheiten in der Sphäre des reinen Bewußtseins der Verfasser ebenso wie Reinach souverän beherrscht. In dieser ungewöhnlich dünnen Luft des Gedankens mit feinen und feinsten Unterscheidungen und Schattierungen droht einem oft der Atem auszugehen, und wir stehen bewundernd vor solcher geistigen Energie und Schaukraft. Vielleicht kündigt sich hier ein großer Philosoph an, der schon lange Ersehnte und Erwartete, falls es Janssen gelingen sollte, auf dieser Grundlage ein metaphysisches System zu errichten, aus dem Vorhof in den Tempel der Metaphysik einzutreten. Es ist schwer, von der Fülle des Dargebotenen auch nur einen annähernden Begriff zu geben. Die Untersuchungen drehen sich um wenige Hauptprobleme, wobei der Gedanke oft lange und ermüdend um einen und denselben Punkt kreist und mit grübelndem Tiefsinn sich in denselben festbohrt und die Aufmerksamkeit des Lesers bis zur Erschöpfung anspannt. Wenn ich den durch diese weitgedehnten Erörterungen hindurchgehenden Grundgedanken richtig erfaßt habe, so handelt es sich darum, noch viel mehr, als es in der bisherigen Phänomenologie bereits geschehen ist, zu den Dingen selbst vorzudringen und diese aus der mannigfachen Verquickung und Verklammerung mit dem Ich abzulösen und in ihrer nackten Gegebenheit und Tatsächlichkeit zu beschreiben, also möglichst radikal vom Subjekt loszukommen und sich ganz dem Objekt hinzugeben, wie es sich schlicht dem schauenden Blick des Forschers darbietet. Das scheint mir der Punkt zu sein, an dem der Verfasser sich von dem Begründer der Phänomenologie entfernt, und so sehr er sich sowohl dessen Methode als auch dessen spezifische Haltung und Einstellung gegenüber dem philosophischen Problem zu eigen gemacht hat, doch in scharfen Gegensatz zu den bisherigen Resultaten der Phänomenologie tritt. So kommt es, daß die Darlegungen öfters eine polemische Haltung gegen den Meister einnehmen, nicht in ihrer prinzipiellen Einstellung, sondern in den besonderen Ergebnissen, zu denen Janssen auf Grund seiner sicherlich tiefer in das Gebiet des reinen Bewußtseins vordringenden Untersuchungen gelangt. So verwirft er z. B. völlig den in der Phänomenologie eine große Rolle spielenden Begriff des Bewußtseins von Etwas, er wendet sich gegen Husserls Lehre von der Abschattung, gegen die Unzweifelhaftigkeit der inneren Wahrnehmung u. a. m. Er zeigt, daß sich das Wesen des Bewußtseins von Etwas nicht immer in unmittelbar einsichtigen Deskriptionen erfassen läßt; was bei Husserl ein Subjektives, Seelisches ist, z. B. die Empfindung, verlegt Janssen ins Objekt, in das Gegebene. Er weist an einer Reihe von Tatsachen nach, daß die Phänomenologen unter Berufung auf die unmittelbare Evidenz Unsinniges und Widerspruchsvolles als zweifellos zu Recht bestehend aufgestellt haben. Er zeigt, daß der Boden reiner und zweifelsfreier Erfassung, den jene zu betreten meinen, mit Fallstricken des Irrtums und der Selbsttäuschung überzogen ist, und daß daher an der Wahrheit vieler deskriptiv-phänomenologischer Einsichten zu zweifeln ist. Dies kommt daher, daß uns häufig Widersinniges oder Fiktives in ebenso einsichtiger Wesensschau als wahr erscheint wie Wahres und logisch Widerspruchsloses. Er weist damit auf einige Grundfehler der Phänomenologie hin und zeigt, daß

Digitized by Google

die gewonnenen Resultate der ernsten Nachprüfung bedürfen. Jansſens Lehre steckt sich die pure Entfaltung des Daseienden zum Ziel, die reine Beschreibung des schlicht sich Gebenden, unbekümmert um alle Theorien und Voreingenommenheiten. Wie weit der Verfasser selbst zu solch sicheren Ergebnissen gelangt ist, möge dahingestellt sein. Immer bleibt die Möglichkeit offen, daß auch seine Beschreibungen noch nichts Endgültiges leisten; aber daß er das Gebiet der Bewußtseinslehre tiefer und gründlicher durchackert hat als seine Vorgänger, scheint mir sicher. Möge die Phänomenologie, die gerade in diesem Werk wieder die ganze Fruchtbarkeit und die reichen Aussichten ihrer Methoden zeigt, viel von dem Verfasser lernen und seinem weiteren Weg aufmerksam folgen!

Über diese und viele andere Strömungen in der neuesten Philosophie orientiert in ausgezeichneter Weise ein Buch von Willy Moog: „Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts“ (Stuttgart, Ferd. Enke, 1922), das eine gute Übersicht über die bunte und vielverzweigte Gedankenwelt der deutschen Denker der Gegenwart gibt, wie ein solches in dieser Ausführlichkeit und Systematik bisher noch nicht vorhanden war, und das daher ein recht brauchbares und nützliches Hilfsmittel ist.

Der „Grundriß der reinen Psychologie“ von Willibald Kirsten (Verlag O. u. R. Becker, Dresden-A.) befaßt sich in gedrängten Abschnitten mit Problemen und Dingen, die man gewöhnlich in der Erkenntnislehre behandelt; z. B. mit Subjekt und Objekt, Anschauung und Empfindung, Begriff und Apprehension usw. Es ist nicht ersichtlich, weshalb diese Gegenstände, die den erkenntnistheoretischen Untersuchungen aller großen Denker der Neuzeit zugrunde liegen, nicht nur denen Berkeleys, Kants und Schopenhauers, in deren Bahnen sich der Verfasser bewegt, einer „dem Namen sowohl, wie einer Anzahl ihrer Hauptgrundsätze nach noch völlig unbekannten Wissenschaft“ zugewiesen werden sollen, die der Verfasser „reine Psychologie“ nennt und die das Erkennen und das Vorstellen selbst zum Gegenstand hat. Im übrigen kann von einer scharfen Abgrenzung dieser etwas anspruchsvoll auftretenden neuen Wissenschaft mit ihrer willkürlichen Namengebung nicht die Rede sein. Wenn nicht einmal das Problem klar gestellt ist, verlieren die Ausführungen ihren Wert, so Bemerkenswertes sie auch im einzelnen außerhalb des gestellten Zusammenhanges enthalten. Merkwürdig ist es, daß dieses vor kurzem erschienene Buch sich einer veralteten Orthographie bedient, in der Schreibungen wie „Eintheilung, aecht, seyn, giebt, sämmtlich, Verhältniß“ usw. vorkommen.

Schließlich seien noch drei Werke erwähnt, die geeignet sind, in die Probleme der Philosophie einzuführen, weil sie keine philosophische Vorbildung erfordern und in klarer, gemeinverständlicher, mit Fachausdrücken nicht allzu sehr beschwerter Sprache geschrieben sind: „Die ethischen Grundfragen“ von Theodor Lipps, ein ganz hervorragendes, nicht genug zu empfehlendes Buch des 1914 verstorbenen Münchener Philosophen, das hiermit in 4. Auflage erscheint (Verlag Leopold Voß, Leipzig, 1922) und aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen ist, ferner „Natur und Geist“, philosophische Aufsätze über die verschiedensten Themen von August Messer (A. W. Zickfeldt, Osterwieck-Harz, 1920) und endlich „Die Überwindung des Materialismus“, 6 Dialoge zur Einführung in die Philosophie, von Paul Apel (Haller & Schmidt, Berlin, 1921), das in platonischer Dialogform eigens für Lehrlinge der Philosophie abgefaßt ist.

Dr. Rudolf Metz

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Schattentanz an der Ruhr · Wilson und Versailles

Wie Balladenton klingt es manchmal herüber aus dem wüsten Schattentanz an der Ruhr. Ein französischer Offizier tritt zu einem Schmied in die Werkstatt, gerät mit ihm in Wortwechsel, haut ihn mit der Reitpeitsche; der Schmied packt wütend den Hammer, schlägt den Franzosen tot, schwingt sich auf ein Pferd, das eben zum Beschlagen steht, und entkommt.

Dieser Schmied von Buer gab aufschäumend der Volkswut Ausdruck. Im übrigen aber benimmt sich jenes westfälische Volk den unerhörten französischen Drangsalierungen gegenüber mit bewundernswerter Zurückhaltung, mit heroischer Geduld. Denn dieser sogenannte „passive Widerstand" verlangt von einem Volk, daß es sich täglich mit Revolver und Reitpeitsche, mit Gewehrkolben und Bajonett, mit Verhaftung und Beraubung, mit brutalen Eingriffen jeder Art drangsalieren lasse wie von Sklavenhaltern aus längst vergangener Zeit. Ich will nicht auf die zahllosen Einzelheiten, die man täglich liest, eingehen; nur eine Stelle aus einem Privatbriefe beleuchte den ganzen furchtbaren Zustand: „Der Schuldiener hat gesagt, er könnte es nicht mehr aushalten, das Schreien und Wimmern der gepeinigten Menschen zu hören, die jeden Tag durchgepeitscht werden"...! Das sind Schreie eines entwürdigten Volkes, dessen sich niemand annimmt auf der ganzen Welt, das sich auch selber nicht wehren kann, weil eben diese jetzt stumpfe Welt uns entwaffnet hat.

Man vergegenwärtige sich jenes Gelände! Ein Gelände strengster Arbeit, sorgsamsten Ineinandergreifens wohldurchdachter Verkehrs-Apparate! Schlot an Schlot, Rauchgewölk bei Tag, Feuerschein bei Nacht, weithin; wie Schattenrisse dazwischen die halbe Million Arbeiter, ein Kommen und Gehen, ein Unter-die-Erde-Schlüpfen: Maulwurfsarbeit! Oben ein verwickeltes Netz von Schienensträngen, eine verwirrende Vielheit von Anlagen, Signalen, gleichsam Nervenfasern des ungeheuer überfüllten rußigen Gebietes, wo man Tag und Nacht Kohlen aus der durchäderten, durchwühlten Erde holt. Da hausen und wirken unsre Bergarbeiter, dieses Ameisenvolk, das für uns alle so wichtig Werk tut. Und in dieses Gewimmel und Geäder dringt aufstörend der Feind ein! Unter seiner unmittelbaren Reitpeitschen-Aufsicht sollen Arbeiter und Unternehmer fortan schaffen! Ein Galeeren-System! Verwandlung freier Arbeiter in Zuchthäusler!

Dagegen sträubt sich mit tiefstem Recht die deutsche und die menschliche Würde, das Rechtsempfinden des einfachsten Mannes. Sagt man uns, wir hätten nicht genug

Digitized by Google

bezahlt? So ist zu erwidern: es ist eine lächerlich geringe Minderleistung, an der wir es — nicht böswillig — fehlen ließen, neben dem Ungeheuren, das wir bisher geleistet haben. Diese Leistungen unterschlägt man dem französischen Volk; oder man erwähnt sie nebenher, an untergeordneter Stelle, um dort drüben nur ja immer das gehässige Gefühl wachzuhalten: „Der Boche bezahlt nicht, also —"!

In diesem Sinne werden, wie man aus Schweden hört, neutrale Staaten von einer Unmasse französischer Propagandablätter überschwemmt. Ist unsre deutsche Abwehr diesen Kriegsformen gewachsen? Die Propaganda, in gutem oder bösem Sinne, ist eines der wichtigsten Kriegsmittel. Lüge und Verleumdung arbeiten mit diesen luziferischen Machtmitteln. Möge das Auswärtige Amt nicht wiederum, wie im Weltkrieg, diese Form des Kampfes unterschätzen, sondern ebenso eindringlich wie knapp jeden Schlag parieren!

Wir lesen z. B. soeben ein Schriftchen des „Meisters Guntram von Augsburg" (Deckname eines Geistlichen), der sich zwar etwas pastoral-pathetisch, doch stellenweise wirksam „An England" wendet (Leipzig, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung). Soll das Heftchen wirken, so muß es ins Englische und in andre Sprachen übersetzt werden und kann in diesem Falle wenigstens dortige kirchliche Kreise erreichen. Und so sollten Berufene sich mit ebensoviel Aufmerksamkeit wie Takt dieser wichtigen Aufklärungsarbeit zuwenden. Wie wir hören, will sich auch Ferdinand Avenarius, der bisherige Herausgeber des „Kunstwarts", von der Leitung zurückziehen und sich fortan ganz der Bekämpfung des Weltwahns von deutscher Alleinschuld widmen, wozu wir ihn — wie wir auch persönlich gegen ihn empfinden mögen — im Interesse der Sache beglückwünschen. Ein großzügiger Lord Northcliffe in gutem Sinne — denn jener Engländer trieb Satanswerk der Verleumdung — wäre Deutschland zu wünschen. Nachdem die Gottheit so viel Dämone der Gehässigkeit zugelassen hat, wird sie hoffentlich auch Meistern der Güte und der Gerechtigkeit endlich Einfluß gestatten.

Im übrigen liegt die Wucht des Abwehrkampfes jetzt auf der Bevölkerung im Ruhrgebiet. Es sind Westfalen; sie haben den Vorkampf; sie scheinen eisern gewillt zu sein, unter allen Umständen durchzuhalten. So schreibt ein Ausgewiesener in der „Kreuzzeitung": „Wenn aber jämmerliche Gesellen gar erklären, ‚um die Leidenszeit der Landsleute im Westen abzukürzen', möchte doch die Regierung an Frankreich herantreten und Verhandlungen anbieten, so erkläre ich hiemit im Sinne der gesamten Rhein- und Ruhrbevölkerung: wir verbitten uns auf das nachdrücklichste, daß jene Flaumacher ihre eigene Charakter- und Würdelosigkeit auch bei uns voraussetzen oder gar unsere (ihnen sonst sehr gleichgültige) Not für parteipolitische Schiebergeschäfte ausnutzen. Unsre Leiden und Nöte sind wahrhaft zehnmal schlimmer als die der sozialistischen Leithammel in Berlin; viele von uns sind, wie der Schreiber dieser Zeilen, ausgewiesen, auf unabsehbare Zeit von Weib und Kind getrennt, aus dem Beruf herausgerissen, viele andre schmachten gar in französischen Gefängnissen, werden mit Reitpeitschen geschlagen, angeschossen, als Canaille behandelt; — aber man zeige mir auch nur einen einzigen unter diesen schwergeprüften Menschen, der, um seine Leiden zu beenden, der Regierung einen Verrat am Wohl des Vaterlandes zumutet und um ‚Ver-

Digitized by Google

handlung' flennt! Sie alle bleiben hart und standfest, und je mehr das Leid sich häuft, um so mehr steift sich ihr Nacken."

Emerson zitiert einmal in seinen Essay über „Heroismus" ein prachtvoll Wort aus einem altenglischen Drama („Seereise" von Beaumont und Fletcher); dort sagt Juletta zu dem wackeren Schiffshauptmann und seiner Familie:

Juletta: Merkt, Sklaven,
Es steht in unsrer Macht, euch aufzuhängen!
Hauptmann: Mag sein! In unsrer steht es dann,
Gehängt zu werden und euch zu verachten!

Und Emerson fügt hinzu: „Das sind gesunde und ganze Antworten".

Im übrigen verbitten wir uns das in Frankreich umlaufende Wort: „Le Boche ne paie pas"! Der „Boche", wie sich die ritterliche Nation geschmackvoll immer noch gegen uns ausdrückt, hat neben allem Geraubten Folgendes bezahlt:

56,5 Milliarden Goldmark = 282½ Billionen Papiermark (bei einem Dollarstand von 20000 ℳ) betragen die Leistungen und Verluste des deutschen Staates auf Grund des Versailler Friedensvertrages bis 30. September 1922. 2,8 Milliarden Goldmark betragen davon die Kosten für Kohlen- und Wiederaufbauleistungen. 3,4 Milliarden Goldmark oder (bei einem Dollarstand von 20000 ℳ) 17000 Milliarden Papiermark betragen aber die Besatzungskosten bereits bis zum 30. April 1922, das sind 600 Millionen Mark mehr als die laufenden Sachleistungen. Von den von Deutschland getätigten Sachleistungen haben demnach das zerstörte Gebiet Frankreichs und der französische Rentner bis heute noch keinen Pfennig erhalten, ebensowenig der englische und amerikanische Gläubiger. Alles ist drauf gegangen für — die Stärkung des französischen Militarismus und Imperialismus. Für die Summe von 3,4 Milliarden Goldmark = 17000 Millionen Papiermark, die hauptsächlich der französische Soldat auf deutschem Boden verzehrt hat, wäre Nord-Frankreich moderner und besser als vor dem Kriege längst wiederhergestellt worden.

Man sieht aus alledem, worauf es Frankreich ankommt, indem es einmarschiert. Nicht auf Ordnung seiner Finanzen, sondern auf politisch-militärische Vormacht. Die 14 Punkte jenes Wilson, der angeblich gegen Imperialismus und Militarismus auszog, sind längst eine weltgeschichtliche Narrenposse geworden...

* * *

Wilson! Da legt uns Ray Stannard Baker, der unter dem Präsidenten etwas wie Pressechef und Vertrauensmann war, den ersten umfangreichen Band eines Werkes vor, das die geheimen Vorgänge auf der unglückseligen Versailler „Friedenskonferenz" ans Licht zieht. Das Buch heißt „Woodrow Wilson, Memoiren und Dokumente über den Vertrag von Versailles", herausgegeben von R. St. Baker; in autoris. Übersetzung von Curt Thesing (Paul List, Verlag, Leipzig). Der Übersetzer bemerkt im Vorwort, er selbst sei immer „dafür eingetreten, daß der Präsident stets vom besten, ehrlichsten Wollen durchdrungen war" (worauf es aber, bemerken wir, nicht ankommt; der Präsident war von vornherein uns Deutschen gegenüber schief eingestellt und hat schon durch seinen Eintritt in den Krieg das Chaos von Versailles verursacht); und fügt hinzu, er hoffe aufrichtig, „daß dieses

Digitized by Google

Werk dazu beitragen wird, allmählich eine der Gerechtigkeit entsprechende Revision der Versailler Vertragsbedingungen durch Aufrüttelung des Weltgewissens zu erzwingen".

Man wird dieses Werk auch in Deutschland, wie schon Nittis Bücher und ähnliche Bemühungen, mit höchstem Interesse lesen. Könnten der hochgesteigerten französisch-nationalen Leidenschaft gegenüber Bücher helfen: auch dieses Werk müßte klärend wirken, soweit in der Kulturwelt noch Unbefangenheit vorhanden ist. Der Verfasser schöpft aus den unmittelbarsten Quellen. Gleich das erste Kapitel des geschickt angelegten Buches beginnt mit folgender Darlegung:

„Bei seinem Aufenthalt in Paris während der Friedenskonferenz pflegte auf dem Schreibtisch des Präsidenten Wilson eine mit einem Schnappschloß versehene, stählerne Dokumententruhe zu stehen. Oft sah ich ihn abends, am Schluß der Viererratsitzungen, die im Laufe des Tages in seine Hände gelangten Papiere und Memoranden säuberlich geordnet in diese Truhe verschließen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Kasten gefüllt war, und die Dokumente nicht mehr benötigt wurden, verstaute sie der Präsident in größere Koffer und Kisten, von denen eine, vom Schiffszimmermann der ‚George Washington' gefertigt, als ein Meisterwerk gelten konnte. Dies gesamte Material überführte Präsident Wilson bei seiner Abreise nach dem Weißen Haus.

Im Winter 1920 zu 21 wurde auf den Präsidenten ein starker Druck ausgeübt, doch seinerseits einen Bericht der Pariser Ereignisse zu veröffentlichen, war er doch ständig den bittersten Angriffen ausgesetzt. Im Vertrauen darauf, daß ein wahrheitsgetreuer, vollständiger Bericht der Pariser Vorgänge die beste Antwort auf die Kritik seiner Feinde wäre, drangen seine Freunde schriftlich wie mündlich in ihn, mit einer auf dem amtlichen Quellenmaterial fußenden Geschichte der Ereignisse vor die Öffentlichkeit zu treten. Allein der Präsident war durch seine Krankheit an den Rand des Grabes gebracht und außerdem durch die Abwicklung seiner Administrationstätigkeit überlastet. Es hat wohl auch niemals vorher jemand im Weißen Hause regiert, der Erklärungen so abhold war wie Präsident Wilson. Nur selten pflegte er sich gegen Angriffe zu verteidigen, ja er gab nicht einmal seinen Freunden hierzu das nötige Rüstzeug. Das Ende einer persönlichen Kontroverse war stets Schweigen, — ein für seine Gegner aufreizendes Schweigen. Er schien außerstande, seine Handlungen zu rechtfertigen, geschweige denn sie zu dramatisieren. Wer seine zahlreichen Reden und Schriften studiert, wird nur wenige Stellen finden, die sich mit seinen Taten und ihrem Wie und Warum befassen. Wohl war er ein großer Darsteller auf dem Welttheater, vielleicht der wichtigste Akteur bei den für die Weltgeschichte entscheidendsten Begebenheiten, allein er vermochte weder Ereignisse noch Persönlichkeiten scharf zu erfassen. Sein charakteristisches, instinktives Interesse liegt in der Welt der Ideen. Er vermag zu erzählen, was er denkt, hofft und glaubt — niemand kann das vollkommener —, aber ihm fehlt das Talent, seine Handlungen klarzulegen.

Im Dezember 1920 schrieb er mir folgendes:

‚Es ist mir klar, daß es für mich unmöglich ist, etwas Ihrem Vorschlag Entsprechendes zu schreiben, aber ich bin überzeugt, Sie könnten es ausgezeichnet. Ich besitze Koffer voller Papiere, und wenn Sie das nächstemal bei mir sind,

Digitized by Google

würde ich mich freuen, sie mit Ihnen durchzugehen und zu überlegen, wie man sie am besten verwerten kann. Ich warf sie in Paris alle ungeordnet in den Koffer und hatte weder die Zeit noch die physische Kraft, sie auszuwählen und zu ordnen. Ich blicke daher mit größter Genugtuung auf das von Ihnen geplante Werk.'

Im Jahre 1921 begann ich im Weißen Hause mit der Durcharbeit dieser Dokumente. Sie füllten zwei Koffer und drei stählerne Truhen, und die meisten waren unberührt geblieben, seit der Präsident sie in Paris fortgeschlossen hatte"...

Diese Dokumente also verarbeitete nun Herr Baker und gibt in drei Bänden ein Werk heraus, von dem der erste hier in deutscher Übersetzung vorliegt (344 Seiten).

Welchen Eindruck gewinnt der deutsche Leser aus diesem Buche?

Es geht einem seltsam. Man sucht Seite um Seite festzustellen, wie sich denn der Verfasser zu Deutschland stellt: zum Dogma, daß wir den Krieg freventlich begonnen, zum Dogma, daß wir als die allein Schuldigen in einer bisher weltgeschichtlich unerhörten Weise „bestraft" werden müßten. Und siehe da: man liest über diese wichtige Grundlage des Diktatfriedens kein Wort! (Es kommt vielleicht in den folgenden Bänden.) Deutschland wird mit all seinen Gefühlen, Versehen, Rechten, Leiden, Bedürfnissen immer nur nebenher erwähnt; alles aber sammelt sich auf das Gezänk der wahrhaft erschreckend machtgierigen und machtneidenden Alliierten! Das ist ein Grundzug des Buches. Der Verfasser hat ihn kaum beabsichtigt, für uns Deutsche jedoch ist er niederschmetternd — für den schwachen Friedensstifter Wilson freilich ebenso vernichtend wie für seine herzlosen Verbündeten. Wir sehen das hysterische Frankreich, mit zäher Verbissenheit der alten Diplomatie, um seine „nationale Sicherheit" besorgt und unter diesem Vorwande alles Mögliche erpressen; wir sehen die Abrüstungspläne nur angewandt auf die Besiegten, während die kleinen Staaten unter Führung Frankreichs viel zu große Heere aufstellen; wir sehen Frankreich die Verwendung farbiger Truppen auch für Zukunftskriege durchsetzen; wir sehen ein Netz von Geheimverträgen (besonders über die Türkei) noch vor Wilsons Ankunft jede Unbefangenheit und Aufrichtigkeit der Verhandlungen ersticken. Wer aber sorgte sich dort um die Sicherheit des entwaffneten Deutschlands? Wer um die spärlichen Rechte, die uns doch bleiben mußten? Ich habe wohl ein dutzendmal bei diesem Geschwätz an den Rand geschrieben: „und Deutschland?" Uns hat man nicht einmal der Mitverhandlung für würdig erachtet! Wir sind gar nicht da; wir sind nur Objekt, nur Beute. Ein in der Weltgeschichte einzigartiges Verfahren. Herr Baker geht darüber hinweg.

Nicht doch! An einem für den Amerikaner besonders empfindlichen Punkt werden wir Deutschen einmal genauer erwähnt — aber nicht eben in schöner Weise. Es handelte sich um Dokumente über die militärische Ausbildung und Verwendung der Schwarzen (S. 339 f.): „Lloyd George bemerkte, die vorliegende Klausel enthalte nichts, was eine Aushebung freiwilliger Streitkräfte verböte... Was die Dokumente verböten, wäre eine Handlungsweise, wie sie die Deutschen wahrscheinlich (!) einschlagen würden, nämlich große schwarze Heere in Afrika zu organisieren, um sie zur Säuberung des betreffenden Landes von allen anderen zu verwenden (?). Das wäre die beliebte Politik Deutschlands" — und so weiter! Man liest diese Anzapfung mit einigem Staunen; ebenso Clemenceaus Antwort. Was meinen

Digitized by Google

denn die Sprechenden? Daß in den Tropen selber farbige Truppen verwendet werden: ist denn das nur „Deutschlands beliebte Politik", wie dieser Engländer hier behauptet? Es handelte sich aber eigentlich in diesem unklaren Gespräch um die Verwendung von Negerheeren in Europa gegen weiße Heere: und das umging man, so daß die Berichterstatter gänzlich im unklaren blieben, wie Baker hervorhebt (S. 341), was sie denn nun eigentlich schreiben sollten. Der Präsident hatte die künftige Verwendung der Farbigen gegen die Weißen verhindern wollen — Frankreich jedoch setzte auch hier das Gegenteil durch. Und am Horizont tauchte auch hier als Schreckgespenst Deutschland auf, worüber Herr Baker — diesmal Herr Baker selber — eine ebenso schnöde wie verlogene Bemerkung macht:

„Es war eine Lieblingsidee der deutschen Kolonialenthusiasten, in Deutsch-Afrika große Eingeborenenarmeen aufzustellen, die nicht allein in Afrika, sondern überall in der Welt (!) zur Erkämpfung deutscher Ziele eingesetzt werden konnten (!). Herr Zimmermann sah voraus, daß das deutsche Kolonialreich in 50 Jahren eine Bevölkerung von 50 Millionen Schwarzen und 500 000 Weißen besitzen würde. Bei entsprechender Vorbereitung ließe sich dann leicht jederzeit eine Armee von 1 Million Eingeborenen mobilisieren." . .

Also, da haben wir nun einen überraschenden neuen Grund, weshalb man dem großen Volk der Deutschen die Kolonien geraubt hat, während sich die andren die Welt aufteilen! Auch hier nicht nur die sehr fadenscheinige entrüstete Moral, daß wir (nach Lloyd George, S. 338) „in vielen Fällen die Eingeborenen äußerst schlecht behandelten" (wobei er, in schroffem Gegensatz zu Bakers „Millionenheeren", fortfährt: in Südwestafrika hätten wir „bewußt eine Ausrottungspolitik verfolgt"!); sondern auch hier der von den Franzosen genährte, ins Phantastische gesteigerte Wahn von der drohenden deutschen Weltherrschaft! Deutschland an der Spitze von schwarzen Millionenheeren „überall in der Welt" (trotz Seeherrschaft der Engländer!) seine „deutschen Ziele erkämpfend"!

Nein, meine Herren, die erbärmliche Schmach, farbige Truppen gegen die weiße Rasse auf europäischem Boden, in Höhe von etwa einer Million (so schätzt sie Baker ein), verwendet zu haben, bleibt welthistorisch für immer auf Frankreich und England lasten!

Der Amerikaner schließt grade mit diesem trüben Ausblick dieses erste Buch (S. 345f.):

„Gleichzeitig geht die Militarisierung Afrikas weiter — wenn in den ehemaligen deutschen Kolonien auch nicht öffentlich, so doch bestimmt in den übrigen Kolonien. Unwillkürlich wird man an das Römische Kaiserreich zur Zeit seines Niederganges erinnert, wie es, in dem Bewußtsein, die höchste Stufe der Zivilisation zu repräsentieren, die wüsten Hilfsquellen des Dschungels herbeirief, um sich gegen seine stärkeren, roheren, aber lebenskräftigeren Nachbarn zu verteidigen. Die Römer selbst, erschöpft und entkräftet, warfen ihre barbarischen Legionen an die europäischen Grenzen — Äthiopier, Araber, Perser und viele andre Völkerschaften — so daß die Kulte der Isis von Afrika und die des Mithra von Asien jenseits des Rheins und des Kanals ihre Altäre errichteten. Doch die von außen herbeigerufenen, nicht im Innern erwachsenen Kräfte vermochten Rom nicht zu retten, nur um so schneller kam der Untergang."

Digitized by Google

So schließt sein Buch. Herr Baker weiß ja genau, daß dies nur für die heutige romanische und angelsächsische Welt gilt, nicht für uns Deutsche, nicht für die Russen. Und dies — die „schwarze Schmach am Rhein“ und jetzt an der Ruhr — ist grade einer jener Punkte, der seine amerikanischen Landsleute im Namen der Weißen Rasse zum Eingreifen zwingen müßte. Doch auch Amerika hat ja Seite an Seite mit Farbigen gegen Deutschland mitgekämpft — und hat sich also am Untergang des weißen Europas mitschuldig gemacht. Wie es schon vor Kriegseintritt die Hungerblockade und also das Hinsiechen vieler deutscher Kinder nicht verhindert, wohl aber die romanisch-angelsächsischen Verbündeten mit Munitionsmassen versehen und glänzende Geschäfte gemacht hat!

Was ist solchen großpolitischen Kulturverbrechen gegenüber unser harmloser Einfall in Belgien!

Nein, Herr Baker, versuchen Sie Wilson und Ihre amerikanische Politik nicht zu retten! Er ist und bleibt in der Weltgeschichte gebrandmarkt. Reinmenschlich fühlen wir es durchaus nach, wenn der Verfasser vom Präsidenten schreibt, er hätte an jener Pariser „Brutstätte des Zwistes“ auch nicht „einen Funken von gutem Willen gefunden“ und „am Abend nach Beendigung der Konferenzen manchmal wie der leibhaftige Tod ausgesehen“. Die Sache war schon vor seinem Eintreffen in Paris halb verloren; und nachher erst recht war der Doktrinär dem Wust von Problemen, Tücken, Geheimverträgen und Leidenschaften nicht gewachsen.

Und trotz all der Enthüllungen auch dieses Buches, das ein Gewirre von Machtgier und Neid dokumentarisch bloßlegt, gelten nach wie vor wir Deutschen in der Welt als die Aussätzigen, als die Allein-Verbrecher!

Herr Baker weist klar darauf hin, daß Frankreichs „Programm der Panik“, sein „hoffnungsloses Dilemma“ zwischen großen Rüstungen gegen Deutschland und dem gleichzeitigen Wunsch nach Erpressungen aus unsrem geschwächten Lande am jetzigen Elend schuld sei, eben durch die „unersättlichen Sicherheitsforderungen“ Frankreichs. Aber er und seine Landsleute rühren keinen Finger, diesem europäischen Alpdruck ein Ende zu machen. Und so häuft sich zur alten amerikanischen Sünde des Eingreifens und des dennoch Nicht-Vermitteln-Könnens neue Schuld.

Demnach richtet sich dieses interessante Buch ohne Willen und Wissen seines im deutschen Volksempfinden völlig ununterrichteten Verfassers gerade gegen seine eigene Nation. F. L.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Eine neue elsässische Zeitschrift

wird in Berlin von einigen Alt-Elsässern unter dem Titel „Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen" verheißungsvoll herausgegeben. In der Einleitung schreibt der Herausgeber Dr Robert Ernst (Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5): „Nichts ist natürlicher, als daß die über das ganze Reich zerstreute Gemeinde altelsässischen und altlothringischen Blutes sich eine Tribüne geben will, auf der sie ihre Stimme hören lassen kann, schon deswegen, weil man drüben vielfach so tut, als ob es so etwas wie Emigranten von 1918, die denen von 1870 gleichwertig wären, nicht gäbe. Es ist aber mehr, das uns drängt, uns zum Worte zu melden. Was uns verfolgt in alle Fernen, ist dieses Thema ‚Elsaß-Lothringen' mit seiner nur ihm so eigenen und seltsamen dämonischen Problematik. Wenn wir hundertmal es abschütteln, immer wieder ist es da und zwingt uns, ihm ins Gesicht zu sehen, aus dessen uns allen doch so lieb und vertraut gewordenen Zügen immer wieder neue Fragen und Rätsel, die uns anziehen, zu uns sprechen. Das heutige Deutsche Reich bietet gewiß viel bohrende Problematik, aber wir Elsässer und Lothringer bleiben auch in seiner Mitte, so sehr wir geistig alles miterleben, was das Vaterland berührt, doch immer ganz besonders der elsässischen und lothringischen Rätselwelt verhaftet. . ."

Emigrant sein ist eine gefährliche Sache; man wird leicht ein unfruchtbarer Querulant, wenn man in wehleidiger Rückschau verharrt. Meine ausgewiesenen und ausgewanderten Landsleute werden als echte Alemannen vor dieser Gefahr bewahrt bleiben. Diese erste Nummer setzt gut ein. Man will spannkräftig Anteil nehmen an den dortigen und von dort aus wirkenden Problemen. Und man kann es ja von hier aus viel freier als der Elsaß-Lothringer selber, wo die Presse unter dem Druck des französischen Imperialismus steht. Daß auch unsere ausgezeichnet humoristisch und landesecht plaudernde Marie Hart vertreten ist, freut uns ganz besonders neben den gehaltvollen Kulturbetrachtungen, die wir finden. Der Herausgeber des „Türmers" hat ein Stimmungsbildchen beigesteuert, das auch hier Platz finden möge:

„Manchmal kommt es uns wie ein Traum vor. Jene Feldwege, die über die elsässischen Hügel laufen, jene Hecken am Waldrand, jener Schäfer mit der Herde, der auf seine Schippe gelehnt steht, der alte Nußbaum hinter dem Hause — — sagt mir doch, Freunde, was ist denn an alledem französisch? Unser Dorf hat den Namen Schillersdorf, vorher wohnten wir in Obersulzbach, die Dörfer dort herum heißen Menchhofen, Zutzendorf, Bischholz, Rothbach, Engweiler, Oberbronn — — und so weiter und so schon seit Jahrhunderten, so lang es eine Geschichte gibt! Was ist denn an diesen Namen und an der Sprache, die man dort überall spricht, französisch? Es muß doch schon ein recht weites Gewissen haben, wer dies Land und Volk eine ‚geraubte französische Provinz' nennt!

Wenn man an den arbeitenden Bauern vorüberging, rief man einen Gruß hinüber, der sich gewöhnlich auf die Art der Arbeit oder auf das Wetter bezog. Und ein entsprechender Gegengruß kam zurück. Man war eine einzige große Familie. Die gleiche Sprache verband und verbindet uns. Ich rede auch heute noch mit meiner Frau nicht anders als elsässische Mundart. Und ging man am Sonntag nachmittag über die Felder, etwa zu Freund Hans-

Digitized by Google

jery nach Bischholz, so trank man dort ein Krügel Wein miteinander und aß zu festem Bauernbrot Butter und Schinken. Warum brach man in unsern Frieden ein? In jenem kurzen Kriege 1870—71 wurde zurückgeholt, was deutsch war; hätte es nicht dabei bleiben können? Weiß die Welt nicht, daß dort überall deutsches Land ist mit deutscher Sprache und Volksart?

Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. Ich spreche auch gar nicht bitter, nur wehmütig. Bild auf Bild zieht an meinem inneren Auge vorüber, wenn ich an das Jugendland der Mirabellen und Weinberge und eßbaren Kastanien denke, mit den köstlichen Fernblicken auf den blauen Vogesenzug. Am Selberg drüben, wo der Rothbächer Weinberg zu Ende ist, floß ein starker Feldbrunnen. Ein Kastanienbaum steht daneben. Und unser Weinberg, der obere und der untere, hatte je ein Pfirsichbäumchen. Wie schön rosenrot blühte das in den Frühling! Und wie oft lief man im Hochsommer hinüber, um nach den reifenden Früchten zu spähen! Und der Blick von der Höhe des Weinbergs nach dem Herrenstein und der Hüneburg und gar nach dem ferneren stillblauen Schneeberg!

Das ist alles deutsch in allen Namen bis in die fernste Ecke hinein, wo noch ein Zinselbächlein fließt! Fälscht uns doch unser Land nicht!

Bild an Bild zieht vorüber; und über die Sonntagsfelder klingen Glocken und deutsche Choräle. Elsaß, liebe Heimat, wer will dich aus unseren Herzen bannen?!

Und dennoch: wenn man mir goldene Schlösser verspräche und alle Herrlichkeiten der Welt, ich würde jenen Boden nicht mehr betreten. Ich bin und bleibe bei meinen leidenden Deutschen. Dort drüben ist gelegentlich mein Traum, meine Wehmut — hier aber meine Fürsorge, meine Liebe, meine Arbeit.

Halt aus, mein Herz, im Glauben an dein Volk, halt aus bis in den Tod!“ F. L.

*

## Aus meiner Volkshochschularbeit

Um es gleich zu sagen: der große, von einer gewissen Seite her angeschlagene Tamtam um diese gewiß wichtige Sache der Volksbildung hat bei den Massen — ich betone: bei den Massen — Fiasko erlitten. Wer den Zeitgeist kennt, dem war dies keine Überraschung. Massentum und Materialismus sind die Götzen der Zeit; wo sollte da in den einer oberflächlichen und leichtsinnigen Vergnügungssucht frönenden Massen der Wunsch nach Durchgeistigung und Höherstufung des Lebens emporkeimen! Vor allem hat gerade unsere Arbeiterschaft kläglich versagt — wenn sie nicht — wie man vielfach beobachten kann — von Partei wegen in eine rein sozialistisch geleitete und betriebene Volkshochschularbeit hineingeschickt wird. In meinem weltabgeschiedenen Städtchen ist dieser tiefbedauerliche Zwiespalt in der Volkshochschulpraxis nicht überwunden: hie bürgerlich — hie sozialistisch! Sowohl was Redner als auch was den größten Teil der Zuhörerschaft betrifft.

Es ist bezeichnend, wie dieser Zwiespalt auch nach der materiellen Seite hin zur Auswirkung kommt. Die übliche, zumeist „bürgerlich“ eingestellte Volkshochschule muß sich, abgesehen von ganz geringfügigen Zuschüssen aus städtischen Mitteln, auf Grund neuester ministerieller Verfügung allein aus den Honoraren der Hörer zu erhalten suchen; während die — wenn man so sagen darf — „Landes“-Volkshochschule bei ihren Unternehmungen eine finanziell ihr stets wohlgesinnte höchste Regierungsstelle hinter sich weiß. So hat z. B. die Volkshochschule Thüringen eine glänzende Finanzbasis aus den Einnahmen der ihr zugesprochenen Forsten. Aber in der örtlichen Praxis selbst wäre ohne den Idealismus der Hörer und vor allem der Lehrenden eine gedeihliche Durchführung dieser Arbeit gar nicht möglich. Augenblicklich (Dezember 1922) ist das Honorar für die einstündige Vorlesung — die zeitraubende und oft mit erheblichen Unkosten belastete Vorbereitung inbegriffen — auf dreihundert Mark festgesetzt. Dasselbe erhält hierzuorten ein Strumpfwirker als Stun-

Digitized by Google

denlohn. Die Unterbewertung der geistigen Arbeit tritt in der Volkshochschulbewegung äußerst kraß zutage.

Fort endlich mit der unfruchtbaren Parteipolitik aus diesem Bezirk ernsten geistigen Ringens! Bildung ist keine Parteisache, sondern von innen her errungenes Menschheitsgut. Volkshochschularbeit will versöhnen, will Überbrückung der Klassengegensätze. Aber was bekommt man zu hören, wenn man diese Meinung der Gegenseite gegenüber vertritt! Dabei soll auch hier gern zugestanden werden: was ich in unserm Städtchen von der sozialistisch eingestellten Volkshochschularbeit zu hören bekam, war ermutigend und im besten Sinne wirklich edler Volksbildung gewidmet. Ich denke da an lehrreiche Lichtbildervorträge erdkundlicher Art und an einen Kammermusikabend des Schachtebeck-Quartetts vom Leipziger Gewandhaus zu Eintrittspreisen, die jedem den Besuch ermöglichten. Das soll gewiß freudig anerkannt werden. Aber weshalb bleibt die Arbeiterschaft den Vorträgen von „bürgerlichen" Rednern so geflissentlich fern? Ist das eigner Wille oder Parteizwang? Wir kommen ja gar nicht zusammen!

Freilich: auch die mittleren und höheren Stände haben Willen und Ziel der Volkshochschule vielfach noch nicht begriffen, wenn man nach der Zahl der Besucher urteilen darf. Was kann man da noch immer für törichte Reden hören! Nein, ihr Deutschen, es handelt sich hier wirklich um eine sehr ernsthafte Angelegenheit, für die leider anscheinend die Zeit noch nicht reif ist. Die Masse werdet ihr nie mit edelgeistigen Dingen in die Hörsäle locken. Der Gral leuchtet nur der ringenden Einzelpersönlichkeit, die sich aus dem Dunkel der Niederungen ins Licht eines freischöpferischen Daseins emporsehnt.

So habe ich meine Volkshochschultätigkeit von Anfang an auf den auch im Türmer vertretenen Auslese-Gedanken eingestellt und möchte schwerlich die Abende aus meinem persönlichen Erlebniskreise missen, wo ich im vergangenen Winter über Leben und Werke des jungen Wagner (mit musikalischen Erläuterungen am Flügel) zu sprechen hatte, und gegenwärtig im Winter der furchtbaren deutschen Not deutscher Dichter und Dichtung der Gegenwart behandle. Es sind zwanzig bis dreißig Personen, die sich einfinden und auch treu aushalten in dem auf zwanzig einstündige Vorträge berechneten Zyklus. Ehrlich für die Sache begeisterte und empfängliche Gemüter, suchende Seelen im Wirrwesen der Zeit, sehnsuchtstief nach den Meistern verlangend. Der Anblick dieser Menschen in jenen stillen Abendstunden schenkt einem immer aufs neue Liebe zum deutschen Volke, dessen Seele in einer Auslese edler Menschen gesund geblieben ist trotz aller Schlacken der Zeit. Da kommen sie aus ihrer Hausarbeit, aus Kontor und Laden; die Frauen und Männer! Es ist nur eine Stunde an einem der Werktagsabende: aber sie eint uns zu einer schönen Lebensgemeinschaft.

Dr. B.

*

## Gundolfs „Kleist"

Keine Anzeige, höchstens eine Warnung. Es geht jetzt durch das deutsche Geistesleben eine bedenkliche Richtung, die mit ihrem Stoff geradezu spielt, ja den literarischen Stoff wesentlich benützt, um ihren eigenen konstruktiven Intellektualismus darüber auszuschütten, in möglichst unbedingter Diktion, anschwellend zu rhapsodischer Prosa, mit einem Unterton von geistigem Hochmut. Wir haben es schaudernd an Gundolfs „George" erlebt; wir versuchten, mit stärksten Bedenken, seinen ungoethischen „Goethe" zu lesen; wir legen unmutig soeben seinen „Kleist" aus der Hand. Prof. Gundelfingers Geist und Kunst in hohen Ehren: aber sie ist für die deutsche Jugend, die wirklich schlicht und rein an das Wesen heran will, geradezu eine Gefahr. Auch dieses Buch (Berlin, Georg Bondi, 1922) ist eine freie Phantasie über das Thema Kleist, widergespiegelt in dem äußerst subjektiven und gewalttätigen, ja übertreibenden Erlebnis-Spiegel Gundolfs, der sich und seine Hörer berauscht. Beispiel: „Die tiefe Ungebärdigkeit, die Lust und Qual des Andersseins und Vonvorneanfangens, die Unsicherheit und der Trotz des Selbstlerners und Selbstgrüblers, die dunkel-

Digitized by Google

glühende Heimlichkeit und die verbissene Sucht nach dem unbedingten Du für das höchbedingte Ich — Züge fast jedes genialen Deutschen seit Luther, wenn nicht durch Luther — sind bei Kleist mehr als bei irgendeinem anderen zum Schicksals- und Schaffensgrund geworden" (S. 7) . . . Durch Luther! Der genial angelegte, doch embryonale Kleist neben dem weltumwälzenden Vollmann Luther: das verblüfft, das klingt in der Prägung neu, seherisch, umfassend — aber ich versichere euch, Freunde, es ist schillernder Schaum! Es sind keine Gedanken: es sind Einfälle; es ist, unbewußt, eine Verblüffungstechnik, die man allerdings nicht widerlegen kann. „Da niemand schlechthin aus der Natur und Geschichte herausfallen kann, und auch diese Einsamkeit nur mit Bezug auf die menschlich faßbaren Gemeinschaften gilt, so mag Kleist dastehen als der geschichtlich äußerste Ausdruck einer Idee, die im All (!) einmal erscheinen mußte: der einsamen Tragik einer volk- und götterlosen Seele" (S. 9) . . . Bitte, nochmals zu lesen: der Preuße Kleist ist der geschichtlich äußerste Ausdruck einer Idee, die „im All" — und so weiter! „Im All" — einfacher tut er's nicht. „Was er zu sagen hatte, konnte er auf keine gemäßere Weise sagen als auf dramatische: seine Gedichte sind ausdruckslos und seine Erzählungen sind versetzte Dramen, wie Lessings Dramen versetzte Abhandlungen, Schillers Dramen versetzte Reden, Goethes Dramen versetzte Epen, Gedichte oder Gemälde sind, ihrem Grundgehalt und ihrem Ursprung nach" (S. 14) — ja, und Gundolfs Literaturbücher versetzte Psalmen und Rhapsodien.

Versteht man nach diesen kurzen Proben, was wir meinen? Wir wollen nicht in Spott geraten gegenüber einem so ernsthaften und treuen George-Schüler, dessen Zwang zur Unbedingtheit, Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit seine Stärke — oder Scheinstärke — und zugleich seine Schwäche ist. Erscheinungen wie Spengler und Keyserling vermehren diesen ärgerlichen Hang, mit konstruktiven Behauptungen zu verblüffen. Gewiß ist Überschwang zu schätzen, wenn er aus liebendem Gemüt kommt; hier aber stammt er aus der Begrifflichkeit und gebärdet sich als absolute Erkenntnis: ist aber in Wahrheit nur ein gewaltsames Spiel mit suggestiven Worten, immer etwas Forciertes — man muß schon zu Fremdworten greifen, um das Un-Einfache und Un-Einfältige dieser Prägungsweise zu kennzeichnen.

Sicherlich findet sich innerhalb dieser Manier und Phraseologie manch geistvolles, die Sache treffendes Wort; daran zweifeln wir nicht. Wenn Kleist als „unser einziger ursprünglicher Tragiker" oder „als sühnender Träger eines deutschen Fluchs, der volklosen Einsamkeit des schöpferischen Genius" hingestellt wird, wohlan, so mag man das eben annehmen oder nicht. Es wäre übrigens — wenn man sachlich sprechen könnte —, da hier das Wort „deutscher Fluch" fällt, einer psychologischen Untersuchung wert, festzustellen, wieviel Gundelfinger aus der Leidensgeschichte und Wesensart seiner eigenen jüdischen Volkszugehörigkeit unbewußt hineinprojiziert hat in die hier behandelte tragische deutsche Gestalt. Erst von da aus könnte man vielleicht diesem in seiner Art bedeutenden Sprecher gerecht werden. L.

*

## Adolf Bartels „Deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart"

ist in drei Bänden neu erschienen (Leipzig, H. Haessel 1922). Das Werk hieß früher „Die Alten und die Jungen" und zeichnet sich durch Fleiß und Mut aus. Durch Fleiß: denn es gehört viel Augen- und Gehirnkraft dazu, sich durch so viele Bücher, besonders der verworrenen Gegenwart, hindurchzulesen und die Masse sichtend zu ordnen; durch Mut: denn ein Kapitel wie „Der Sensationalismus und die Herrschaft des Judentums" kann eben nur Adolf Bartels schreiben. Hier ist des zähen und hartnäckigen Dithmarschers Besonderheit, worin er einzigartig dasteht. In dieser Hinsicht ist sein Buch schlechterdings unentbehrlich. Sein fataler Hang, Zensuren auszuteilen, statt in feiner und nüancenreicher Charakterisierung liebevoll nachzuzeichnen, ist unaus-



Digitized by Google

rottbar in seiner dogmatischen Natur verwurzelt.

Doch wir haben schon im Novemberheft dieser Zeitschrift, bei aller Achtung vor Bartels' Verdiensten, einen bewußten Abstand betont und wollen uns hier mit einem Hinweis begnügen.

Politisch gehört Bartels der deutschvölkischen Gruppe an und gibt als Halbmonatsbeilage des rechtsradikalen „Reichswart" (Graf Reventlow) ein kleines literarisches Blatt „Deutsches Schrifttum" heraus.

Nachträglich kam uns auch eine „Festgabe zum 60. Geburtstag von Ad. Bartels" zu Gesicht, herausgegeben vom Bartelsbund durch Walter Loose (Leipzig, H. Haessel Verlag). Sie enthält Beiträge von Gutberlet, Kraeger, Schrickel, Theodor Fritsch, Stau von der March, Lobsien, Schwarz, F. Andersen, H. Claß, Hans von Wolzogen, Hans Severus Ziegler und andren Vertretern des völkischen Gedankens.

L.

*

## Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide

Das deutsche Volk ist in der größten sozialen Umschichtung begriffen, die je noch ein Volk erlebt hat; es ringt um seine Existenz als Weltmacht; jeder Tag zeigt ihm aufs neue, daß in diesen Jahren der Entscheid fällt über seine Zukunft und über die deutsche Kultur, vielleicht für immer, jedenfalls aber auf Jahrhunderte hinaus. Und wie nimmt die geistige Oberschicht dieses Volkes die Gegenwart auf? Im Jahre 1921 erschienen in deutscher Sprache fünf Werke über das Rätsel der Cheopspyramide!

Die Wirklichkeit erfindet eben immer die besten Anekdoten, um die Kulturgeschichte ironisch zu kommentieren.

Man bedenke: Fünf Bücher, darunter ganz umfangreiche, in vielen tausend Exemplaren eines auch in mehreren Auflagen, werden verschlungen, in vielen Aufsätzen besprochen, sogar empfohlen, sonst würde ja die Welle nicht weitergegriffen haben. Und was enthalten sie?

Die Türmerleser wissen schon wenigstens in den Grundzügen Bescheid. In Vorahnung der kommenden Welle habe ich hier das Nötlingsche Werk, von dem sie ausging, kritisch besprochen, habe auch Proteste geerntet und die ganze Feindschaft, mit der man in unserem Volk jeden zu verfolgen pflegt, der anderer Ansicht ist als der Verfolger.

Da aber eine ganze „Nötling-Bewegung" losgebrochen ist, muß ich wohl noch einmal in Kürze wiederholen, was das Werk über die Cheopspyramide enthält. Es stützt sich auf einen Roman (Eyth) und „beweist" auf Grund von dessen Behauptungen, daß die alten Ägypter durch die Abmessungen des Sarkophages in der Königskammer jener Pyramide folgendes niedergelegt haben: die Kenntnis der Umlaufszeit der Erde, die Sonnenentfernung, das spezifische Gewicht der Erde, die Umlaufszeit der Planeten u. dgl. m. Auf Grund dieser ägyptischen Geheimnisse wird es Nötling klar, daß die Inschrift J. N. R. I. über dem gekreuzigten Heiland — eine geometrische Formel, nämlich $\pi^{2}{}_{3}{}^{-3}$ bedeutet.

Das ist der traurige Ernst des Nötlingschen Buches. Lustig ist nun, daß eine ganze Anzahl ernster Männer, Doktoren und Grafen diese „Geheimniserklärungen" noch zu überbieten trachten; das Lustigste aber ist, daß nun ein Gelehrter nach dem anderen aufsteht und daß jetzt in den Jahren 1922 und 1923 wieder Bücher und Schriften erscheinen (E. Landt, Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide. Mit 3 Tafeln. Berlin 1923), die mit großem wissenschaftlichem Material die Pyramidenphantasten bekämpfen und widerlegen, teilweise sogar mit solchem empörtem und verbissenem Haß, daß die rabies pyramidologorum bald ein noch berühmteres Gegenstück zu ihrer älteren theologischen Schwester sein könnte.

Lustig ist — ach nein, tieftraurig ist es, daß ich mit meinem absprechenden Urteil über die Pyramidenphantasien erst von hochberühmten Ägyptologen Recht und Sukkurs bekommen muß. Wo sind wir hingeraten? Ist diese Zeit wirklich reif für das große Gericht?

Jetzt, in diesen furchtbaren Jahren, da unser Volk ein Neues, endlich das „Gute und Rich-

Digitized by Google

tige" erkennen muß, wenn es noch leben soll, ein Streit um solche Fragen!

In meinem Büchlein „Vom ewigen Wald" habe ich mit Herzblut einige Sätze niedergeschrieben, und sie fallen mir ein, als ich die Feder, die solches festnageln mußte, niederlegen will, die Worte von „dieser unterganggeweihten Menschheit, deren Beste wissend den Abgrund sehen, in dem sie versinkt ... Und da ist es mir, als durchbohrten sieben Schwerter mein Herz und alles Leid der Welt sei mir aufgeladen ... Denn auch ich bin ein Mensch und versinke mit euch, wenn ihr sinkt... Wißt ihr noch nicht, was ihr tun müßt?!..."

R. Francé

*

## Aus dem Briefe eines Verbindungsstudenten

Es war mir erschütternd, als mir — nach Versailles — ein Besucher aus einer Universitätsstadt erzählte: es habe starkes Ärgernis erregt, als dort frühmorgens Arbeiter, die zur Werkstätte eilten, betrunkene Studenten in der Gosse gefunden. Das mag ein vereinzeltes Ereignis sein, gewiß; aber der Fall gehört in das überaus ernste Kapitel: Trinksitten und Studentenkomment. Es ist zum Verwundern, daß hier noch keine durchgreifende, aus dem Studententum selbst kraftvoll emporquellende Erneuerung nach diesem aufwühlenden Weltkrieg eingesetzt hat. Wir wollen unsrerseits nicht in moralinsaurem Ton hineinpfuschen; man kann dies nicht von außen machen. Doch sei die folgende Zuschrift, die von persönlichen Unterredungen begleitet war, ein Beispiel dafür, wie es in manchen studentischen Herzen und Köpfen jetzt nach vertiefter Lebensauffassung ringt.

Jena, den 16. Febr. 1923.

„... Wir erkennen mehr und mehr, daß in der deutschen Studentenschaft das Bedürfnis nach einer reformatorischen Bewegung, die den Klassen- und Kastengeist in ihr ausgleicht um höherer Ziele willen, notwendig geworden ist. Wir stehen nicht mehr allein, wir wissen stille Kämpfer an allen Universitäten. Um näher miteinander Fühlung zu nehmen, fand vorige Woche in Halle eine Besprechung dortiger und hiesiger Studenten statt. Wir konnten feststellen, daß in uns allen dasselbe Bedürfnis ist. Wir wissen, daß die Jugend, die aus der Not dieser Zeit geboren ist, nach Glauben, Tiefe und Begeisterung dürstend verlangt. Wir frieren in dieser Zeit, die kalter Mammongeist durchweht. Wir glauben an eine kraftvolle Auferstehung eines Deutschtums aus dem tief innern deutschen Wesen heraus.

„Den heutigen Studenten stellt die Zeit vor schwere Aufgaben; wir sind bereit, mit Glauben und Kraft an ihrer Lösung zu arbeiten. Aufbauend auf ein innerlich tief und heiß empfundenes Deutschtum, wollen wir heilend den Riß zwischen Arbeitern und Wissenschaft zu mildern suchen, indem wir uns an alle arbeitenden Deutschen wenden; wir wollen die akademische Jugend, die auf die Universitäten gekommen ist, um ihren Lebensblick zu weiten, zu einem Ganzen fest zusammenschweißen. Wir wissen, daß grad auch aus der akademischen Jugend die Führer aller am Wiederaufbau unseres Vaterlandes Arbeitenden hervorgehen müssen und werden. Eine sittliche Erneuerung, eine Festigung und Zusammenfassung der akademischen Jugend zu einem Ganzen, zu einem festen deutschen Willen: das ist erforderlich.

„Es ist schade, daß gerade die Verbindungen in ihrem starren Festhalten an ihren der heutigen Jugend gar nicht mehr entsprechenden Formen und Traditionen diese innere Glut den jungen Studenten dämpfen, ja löschen: und zwar dadurch, daß in den Verbindungen die äußeren Formen über den Ideen-Gehalt und nicht umgekehrt triumphieren. So wird Begeisterung und echter jugendlicher Frohsinn zu einem künstlich hervorgerufenen, oft erzwungenen Fröhlichsein und widernatürlicher Ausgelassenheit gemacht. Erziehen die Verbindungen ihre Mitglieder auch zu angemessenem Verhalten in Gesellschaft anderer, so stehen sie in ihrer bestehenden Form nur zu leicht der Entfaltung und Entwicklung des inneren Menschen im Wege. Das habe ich als Verbindungsstudent tief empfunden; und das wissen und empfanden alle jungen Studenten, die als

Digitized by Google

junge Füchse in den Verbindungen ihr Inneres in der Krisis des sogenannten ‚Fuchsenkaters' den bestehenden Formen ihrer Verbindung zuliebe schweren Herzens hingeben. Um hier nun Wege zu finden, wenden wir uns an unsere berufenen Führer, in der Erkenntnis, daß die Jugend in solchem schweren Beginnen des Rates der Ältern bedarf. Erachten Sie es in diesem Sinne nicht für aufdringlich, wenn wir zu Ihnen, die Sie uns gewiß unterstützen werden, kommen, um zu Ihnen zu sprechen von unseren Gedanken und Sorgen.

„Im Namen mancher stiller tapferer Kämpfer M."

*

## Hans Sterneder

ein junger österreichischer Erzähler, in Gloggnitz am Semmering als Lehrer wirkend, hat einen schönen, ernsten und warmen Entwicklungsroman („Der Bauernstudent") geschrieben, dem soeben ein zweites Buch („Der Sonnenbruder") sich anschließt. (Beide bei L. Staackmann, Leipzig.) An jenem Buche und an vielen Einzelheiten des zweiten Werkes hätte der alte Peter Rosegger herzliche Freude gehabt.

In diesem „Bauernstudenten" ist viel Erlebtes, das sich mit dichterisch Erschautem in einer sonnigen, menschenschöpferisch veranlagten Seele glücklich vereinigt. Ruhige Einfachheit der Erzählung läßt die Bilderfolge im Gleitfluß am Leser vorbeiziehen. Die hartarbeitende Großmutter bringt das Waisenkind der Tochter empor, so gut sie kann; der freundliche Lehrer, der sich so trefflich auf Kinder und Bienen versteht, hat seine stille, förderfame Freude an dem klugen Jungen; aber der unmittelbare Einfluß von Natur und Scholle dringt wie durch geheimnisvoll verästeltes Röhrenwerk in dies junge Gemüt, scheinbar ohne vermittelnde Zwischenstufen. Man lese, wie der kleine Wolf die Käfer und Schmetterlinge beobachtet, wie er als Hüterjunge mit seinen Tieren befreundet ist! Das sind kleine Meisterschafts-Idyllen. Aber eben dies elementare Verhältnis zur ländlichen Heimat läßt den begabten, lerneifrigen Jungen, der den Besuch des Gymnasiums erstrebt und mit Ehren abschließt — vor dem Gedanken zurückschrecken, daß ihn die höhere Bildung in der Folge einmal zum Stubendasein eines Beamten verurteilen könne. Ich werde wieder Knecht! erklärt der Maturus, denn „auf den Lehrer hat er ja nicht studiert", so daß ihm der Gedanke an diesen Lebensplan trotz Lehrgeschick und Kinderliebe und der Möglichkeit, auf dem Lande zu wirken, nicht gleich einleuchtet. Als dann aber die reiche und gütige Mutter eines Privatschülers ihm die Hindernisse geebnet hat, tut sich die Tür zu einem wundervollen Berufsleben am Herzen der Natur für ihn auf; eine liebe Frau teilt sein frohes Dasein, und zum Überfluß findet er den ersehnten verständnisvollen Verleger für ein heimlich gehegtes Buch.

Das ist ein gutes, weil weiterknospendes Geschichten-Ende. Und wenn man dahin gelangt ist beim Lesen, tut man gut, zurückzublättern und bei diesem und jenem Abschnitt noch einmal zu verweilen, der lebenstrotzende Beobachtung und durchseelende Vertiefung um den Helden gewoben hat. Es ließe sich da vieles hervorheben, aber der Leser mag es selber ausspähen, und dabei wird er sich mit stiller Freude sagen: Hans Sterneder ist eine Hoffnung unter den deutschen Erzählern.

Das zweite Buch („Der Sonnenbruder") wirkt zwar zunächst wie ein mächtiges Aufatmen in einer erweiterten Welt, läßt aber in seinem Gesamtbau zu wünschen übrig. Es ist etwas Absonderliches, das in seinem Überwiegen der Zustandsschilderung wenig gemein hat mit dem Erstlingswerk. Es sucht Grenzen zu sprengen, es deutet Geheimnisse an, es spricht von einem „Wunderapostel", der aber nicht auftritt. Dieser Sonnenbruder ist ein Gemisch von Eichendorffscher Romantik mit realistischem Landstraßen-Erleben in Wind und Wetter und übelriechenden Herbergen, Erfahrungen mit der Polizei, Krankheit, Schmutz und Roheit. Daß der eine der Helden, der kindlich schelmische Vögeli Heini, diesen Zustand der Dinge über zwölf Jahre ausgehalten haben soll, können wir dem Verfasser nicht ohne Schwierigkeit glauben, trotzdem Freiheits-

Digitized by Google

drang und Naturzauber ja starke Förderer eines solchen regellosen Lebens sind. Umblüht, ja umwuchert sind die drei „Tippelbrüder" von allerlei märchenhaftem Geschehen und mystischem Getriebe, womit gleich auf der ersten Seite das Buch etwas langatmig (und oft mit zu langen Sätzen!) einsetzt.

Es scheinen da Erlebnisse des Verfassers mitzuwirken; und der „Wunderapostel" ist schwerlich eine nur erdachte Person. Aber von einem reinigenden Einfluß auf die Liebesabenteuer merkt man nichts. Das Buch hat keine rechte innere Entwicklung. Dieses „Getippel" auf der Landstraße könnte immer so weitergehen. Es verdichtet sich nicht zu einem Problem. Die Mädchen und Frauen, besonders die vornehme Schloßherrin, sind nicht recht greifbar; und die Episoden durchgleiten sein Leben nur, statt es zu durchpulsen. Überhaupt ist das ganze Buch mehr eine Zustandsschilderung, ein Lebensausschnitt, fast möchte man sagen: eine weit ausgeführte, farbenbunte Skizze oder, bildlich ausgedrückt, ein Strauß Schnittblumen, an denen man Pflanzenwachstum nicht beobachten kann, während der tiefer forschende Leser doch unwillkürlich den Drang nach oben, das Sichranken ins Licht hinein an den Menschen und Dingen einer guten Geschichte feststellen möchte.

Immerhin: das kindliche Gottvertrauen, angelehnt an Paul Gerhards prächtiges Lied, und die allmähliche Ergebung des Beatus in sein leider nur zwischen den Zeilen sichtbares Lebensleid (warum?) sind Blüten eigner Art in dem reichen Strauße, die einen Samenansatz auch nach dieser Seite zeigen.

Sterneders Schaffen ist noch keine Erfüllung, aber, wir wiederholen es, eine reiche Hoffnung für unser deutsches Erzählertum.

A. M.

*

## Eine christliche Sittenlehre

Eine Ethik entwerfen ist doch das Größte. Unser Handeln soll an die letzten sittlichen Prinzipien oder Namen, an den Ursinn der Wirklichkeit geknüpft werden; das sittliche Leben soll in seinen innersten Kräften sich enthüllen, aus seinen Wesensgründen vor unsren Augen entspringen. Das Deuten wird zum Begründen, zum Nachschaffen; und Nachschaffen enthält immer etwas vom Schaffen selbst. Es ist eine Aufgabe, die alle Denkenden angeht. Das Sittliche ist unsere wahre Lebenssphäre.

„Unter schweren Kämpfen, oft mit brutaler Härte einzelne Triebe vergewaltigend, ringt es sich in der Menschheit durch, um dann auf einer höheren Stufe, über den Kampf von Pflicht und Neigung erhaben, schließlich doch wieder zur Natur, zum jetzt bewußten Triebe zu werden..." „So nimmt es eine ganz eigenartige Stellung im Haushalt des geistigen Lebens der Menschheit ein. Mit bitterstem Ernst auftretend, steht es den geheimnisvollen Lebenswurzeln näher als andre, der Krone des Baumes zugehörigen Mächte, wie etwa Kunst und Wissenschaft, und trägt daher, dem Religiösen ähnlich, einen elementaren Charakter oder, im kühnen Bilde gesprochen, einen Erdgeruch an sich, der Kunst und Wissenschaft so nicht zu eigen ist."

E. W. Mayer, früher lange Jahre segensreich in Straßburg, jetzt in Gießen wirkend, ist der Verfasser der „Ethik", auf die hier hingewiesen sei (Gießen, Töpelmann 1922). Das Werk, den Untertitel „christliche Sittenlehre" führend, tritt (in der „Sammlung Töpelmann") neben eine „Glaubenslehre" von Horst Stephan, die ebenfalls um gewisser selbständiger und bedeutsamer Momente willen Beachtung verdient, beide zunächst als Studentenbücher gedacht, beide zugleich an alle suchenden Gebildeten sich wendend, zumal die Mayersche Ethik durch klassische Klarheit und einen lebendigen, nie papierenen Stil ausgezeichnet.

Es ist ein Werk der Reife. Unser Bewußtsein ist heute so zerrissen; einseitige Stimmen reißen die Aufmerksamkeit an sich, das Denken wird oft anklagend, ungerecht. Was uns wohl tut an dieser Ethik, das ist die abgeklärte, ruhig abwägende, Abstand haltende und darum objektiv würdigende Art, mit der hier auch die Formen der sittlichen Wirklichkeit (Familie, Recht, politisches Leben) beleuchtet werden. Das flößt Vertrauen ein. Es ist noch der Mühe

Digitized by Google

wert, an seinem Platz seine Pflicht zu tun. Hier erfüllt sich der Sinn unseres Lebens und der Gesamtheit. Im Hintergrund, alles tragend, webt ein tiefsinniger Glaube: der Glaube an eine Gottheit, worin Schöpfer und Erlöser zur Einheit vereint geschaut sind, aus deren Hand wir alles, Natur und Kultur und Kirche als Felder sittlichen Wirkens empfangen.

An dem grundlegenden Teil dieses Werkes fällt die Aufgeschlossenheit und der umspannende philosophische Geist auf, mit der die Frage nach dem Wesen des Sittlichen gestellt und einer Lösung entgegengeführt wird. Daß die Entstehung, die Begründung, die Aufstellung der sittlichen Normen auf ein Transempirisches zurückführe, wird in Auseinandersetzung mit den wichtigeren ethischen Deutungsversuchen mit dialektischer Kunst dargetan. Der Zusammenhang des Sittlichen mit dem religiösen Leben kann nicht abgeleugnet werden; er ist in der Sache selbst gegründet. Daher die Unbedingtheit des Sittlichen, daher auch seine tieferen Verschiedenheiten wie seine nicht minder unverkennbaren übereinstimmenden Züge in der Geschichte. So daß die letzte Entscheidung zugleich eine Glaubensentscheidung, eine religiöse Stellungnahme ist.

Eine solche Auskunft gibt Anlaß, das sittliche Bewußtsein der Menschheit vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen; dies gewissermaßen die Gegenprobe. Es handelt sich nicht sowohl um eine Geschichte der Ethik als um eine Geschichte des Ethos der Menschheit in dem Reichtum seiner Entwicklunsformen. Der Weg führt uns durch alle Kulturen und Religionen; die Geschichte der Religionen ist auch eine Geschichte der Moralen! In diesem Rahmen, auf diesem Hintergrund werden die Differenzen der wissenschaftlichen Ethik kleiner; wir behalten gegenwärtig, daß das Leben, die religiöse Wirklichkeit zumal, den schaffenden Gründen näher steht als die ethische Wissenschaft, so sehr diese durch ihre Arbeit die sittlichen Gedanken zu klären und ihre Wucht zu sichern vermag.

Prof. Dr G. Wehrung

*

# Zur Frage: „Schnapskonsum und Volksernährung"

Wie die Zahlen des Herrn Ackermann im Februarheft des „Türmer" zu werten sind, dafür nur zwei Beispiele:

1. Ackermann: 0,45 l Schnapskonsum auf den Kopf der Bevölkerung 1920/21.
   „Neuland" (Blätter für alkoholfreie Kultur, Hamburg 30): 1,3 l also annähernd das dreifache.
2. Ackermann: In Wahrheit wurden für Zwecke der Branntweinbrennerei verbraucht 1920/21 270 000 t (= 5,4 Millionen Zentner).
   „Neuland": 1920/21 durften 50 % des Brennrechts ausgenutzt werden, davon 20 % mit Kartoffeln. Dafür waren nach einer Angabe der Zeitschrift für Spiritusindustrie 5,3 Millionen Zentner Kartoffeln erforderlich; nach einer Mitteilung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft vom 9. 1. 22: 8—9 Millionen Zentner.

Das sind die Zahlen, die statistisch erfaßt werden können. Aber wieviel Kartoffeln und sonstige Lebensmittel werden durch „Schwarzbrennen" dem Volk entzogen! Im letzten Sommer sagten mir gelegentlich eines Besuchs in einem kleinen Albdörfchen Pfarrer und Lehrer, daß in der vergangenen Woche sechs neue Brennapparate mit der Bahn angekommen seien!

Welch ungeheuren Verluste der deutschen Volksernährung und Volkswirtschaft durch die Alkoholherstellung entstehen, darüber kann man sich ein Bild machen durch die zuverlässige statistische Zusammenstellung von Goesch in der Februarnummer der Hamburger „Neuland"-Zeitschrift, die jedem Volksfreund zu eingehender Beachtung empfohlen werden kann und die sich die Bekämpfung des Alkoholismus aus reiner Nächstenliebe heraus angelegen sein läßt.

Nun noch etwas von der vielgelobten Schlempe, „jenem eiweißreichen, überaus nahrhaften Rückstand, der ein stark begehrtes und äußerst wertvolles Futter für Rinder und Schweine darstell". Mehr Nährstoffe können

Digitized by Google

auch nicht drin sein als in der ursprünglichen Kartoffel. Die rationellste Ernährungswirtschaft ist doch wohl die, daß die Nahrungsmittel, die sich zum menschlichen Gebrauch eignen, unmittelbar hiefür verwendet werden und nicht erst den langen Umweg über Gärbottich und Tiermagen machen müssen, denn da geht zu viel verloren. Der Umweg lohnt sich wohl für die Beteiligten, für die „Interessenten", nicht aber für ein hungerndes Volk. Übrigens ist bekannt, daß die Milch der mit Schlempe gefütterten Kühe minderwertig ist. Aber wir müssen Branntwein brennen (und dazu außer den Kartoffeln eigens noch 6,5 Millionen Zentner Mais einführen), um die Schlempe zu erhalten, „die wir notwendig brauchen, weil wir keine Kraftfuttermittel bei den Valutapreisen einkaufen können". Das ist eine solch kuriose Logik, daß einem der gesunde Menschenverstand darüber stillsteht.

Es ist die Logik der Interessenten, die Logik der Kreise, die es vorziehen, dem deutschen Volk Schnaps statt Nahrungsmitteln zu liefern, weil es mehr einbringt.

Wer heute die Bekämpfung des Alkoholismus durch Schönfärberei zu bremsen sucht, versündigt sich am deutschen Volk.

Dr. med. Reinhold Höfer
(Heidenheim)

Nachwort des Türmers. Es sind zu diesem Gegenstand noch weitere Zuschriften eingelaufen. Man sieht aus dem Mitgeteilten, wie wie schwer es hält, sich nur schon über das Statistische zu einigen! Wir brechen für diesmal die Erörterung ab. D. T.

*

## Theater-Luxus

In einer Stuttgarter Zeitung war folgender Bericht über die Erstaufführung der russischen Oper „Boris Godunow" an der Dresdner Staatsoper zu lesen:

„Mit unglaublich verschwenderischen Mitteln hatte man das Werk herausgebracht, mit einer künstlerischen Beschwingtheit und Stilechtheit und einer äußeren Pracht, die sogar zu Schuchs Zeiten in Friedenstagen hier kaum erreicht wurde. Die Aufführung mag einen ansehnlichen Bruchteil einer Milliarde verschlungen haben. Das Geheimnis, wieviel, wird nicht gelüftet werden."

Was verschlägt es auch, ob fünf Milliarden oder eine halbe? Die Empörung, daß (und ausgerechnet in einem sozialistisch regierten Staat — welche Ironie!) solche Unsummen in Zeiten höchster Volksnot dem Luxus geopfert werden, bleibt dieselbe. Und sie wächst, wenn man sich vorhält, daß man es hier keineswegs mit einem Ausnahmefall zu tun hat, daß vielmehr die deutschen Theater überhaupt, und die Staatstheater an der Spitze, sich durchaus nicht dazu bequemen wollen, der Verarmung und Verelendung Deutschlands in ihrem Finanzgebaren Rechnung zu tragen. Wenn wenigstens der wahren Kunst damit gedient würde! Aber es ist doch unter allen Verständigen unbestritten, daß äußerer Prunk nur die Sinne vom Wesentlichen der dramatischen und musikdramatischen Vorgänge abzieht. Rückkehr zu einer möglichst vereinfachten Stilbühne ist das Gebot des Tages, nicht aber Überbietung der Scheinwerte des jetzt verflossenen Zeitalters. Das Schlimmste an der Sache ist jedoch, daß durch die sinnlose Prachtentfaltung die Eintrittspreise allmählich zu einer unerhörten Höhe hinaufgetrieben werden und schließlich außer Fremden der valutastarken Länder nur noch das moderne Protzentum sich den Theaterbesuch leisten kann. Eine Fülle edlen Genusses wird dadurch den besten und tüchtigsten Volkskreisen entzogen; und die Theater verlieren mehr und mehr gerade den Teil des Publikums, der ihnen die stärksten und echtesten Antriebe geben kann und um dessentwillen sich ihre Kunstübung am meisten verlohnt.

Dr R. Krauß

*

## Stadt und Land

Einen Dichterwettstreit über die Vorzüge von Stadt und Land zwischen Theodor Fontane und der Fürstin Eleonore Reuß, Tochter des Erbgrafen zu Stolberg-Wernigerode, veröffentlicht Wilhelm Hertz aus dem

Digitized by Google

Nachlaß der Fürstin. Aus dem anmutigen Wechselgesang, der in einem Gespräch auf einer Berliner Abendgesellschaft im Jahre 1862 seinen Ursprung hatte, geben wir nachstehend den zweiten Teil:

Theodor Fontane:

Wir werden schier zu ernst in unsern Strophen,
Statt plaudernd über Stadt und Land zu gehn,
Durchschreiten wir den „Steig des Philosophen",
Wo wir vor Bäumen Stadt und Land nicht sehn.
Das Rätsel alles Lebens, alles Ringens,
Nicht löst es die Terzine, mit Vergunst,
Doch, sicher freud'gen Ineinanderklingens,
Nenn' ich die Stadt jetzt — Stätte aller Kunst.

Eleonore Reuß:

Studieren Künstler an den Pflastersteinen?
Ich sage: nein! im Feld und grünen Wald;
Und dann: die Kunst, die unsre Herzen meinen,
Hat in der Stille ihren Aufenthalt,
Die Kunst, der wir zu eigen sind ergeben,
Die heil'ge, hochgeliebte Poesie —
Will unter Gottes freiem Himmel leben,
Im Stadtgewühl allein gedeiht sie nie.

Theodor Fontane:

Dem Schwan von Avon – ländlich grüne Wiesen,
Sie weckten nicht das Lied, das in ihm schlief,
Erst London war's, der Lärm des Themse-Riesen,
Der Macbeth, Hamlet auf die Bühne rief.
Wohl frommt's dem Dichter, Wald und Feld zu lieben,
Es frommt ihm wie Erholung, Ruhe, Schlaf,
Doch nur in Städten ward von je geschrieben
Das Wort, das zündend alle Herzen traf.

Eleonore Reuß:

Ob Menschenworte da geschrieben werden —
Doch Gottes Wort gar stille Wege geht.
Jehova rief einst Mosen von den Herden,
Elisa ward am Pfluge ein Prophet,
Johannes predigte am Jordanstrande,
Und als das ew'ge Wort in heil'ger Nacht
Fleisch wurde, ist das Heil für alle Lande
Den Hirten auf dem Felde kund gemacht.

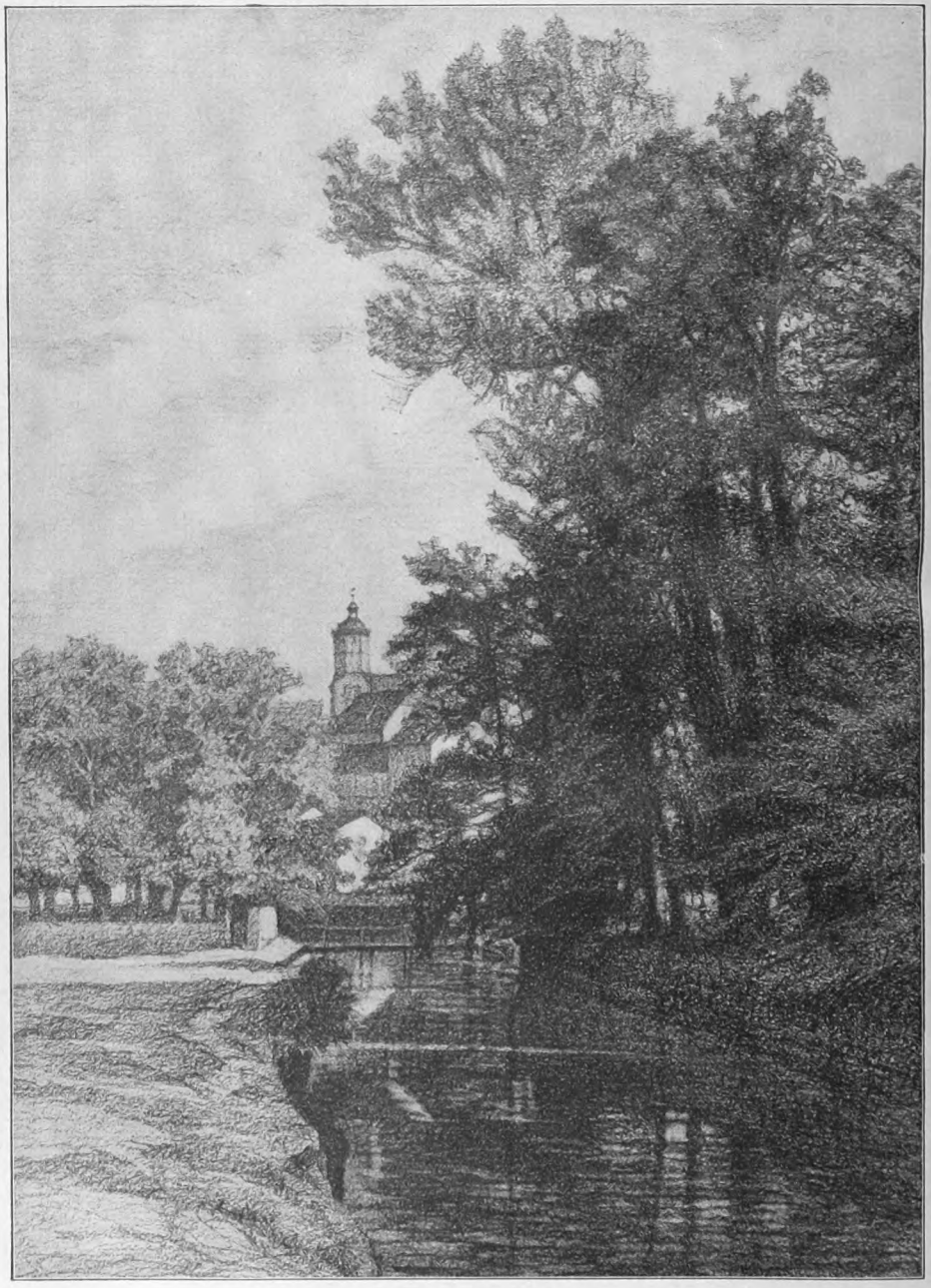
Theodor Fontane:

Sie brechen auf, wir folgen ihren Schritten;
Klein-Bethlehem war jener Hirten Ziel;
Wie lächelnd liegt's in unsres Streites Mitten —
Als Stadt zu wenig und als Dorf zu viel.
Versöhnung sei von dorten her genommen,
Wo deutungsreich des Friedens Wiege stand,
Aus Bethlehem ist alles Heil gekommen,
Und Bethlehem ist beides, Stadt und Land.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google



Aus Schwäb. Hall: Alte Bäume am Kanal — A. Schirmer



Digitized by Google

25. Jahrg. Mai 1923 Heft 8

# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

## Der deutsche Wald

Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die echten Waldbörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter, sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperret die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in gleichgeschliffener, gleichgefärbter Stubenkultur ausebnen wollt! Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind; und ein großer Teil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, sondern auch das Volk. ... Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Wilhelm Heinrich Riehl



Digitized by Google

# Von den Arten des Sozialismus

## Von Rudolf Paulsen

Die schärfste Absage an den mechanischen Massen-Sozialismus, wie er als marxistisches Truggebilde dem „Proletariat" vorgegaukelt wurde und noch wird, finden wir seltsamerweise bei Gustav Landauer. Er versteht unter Sozialismus etwas rein Ethisches, das sich hoch über Verelendungstheorie, Lohnstreitigkeiten und Klassenkampf erhebt. Seine Predigt, an die Menschheit gerichtet, trägt aber die Überschrift: „Aufruf zum Sozialismus!"

Das führt zu der Erkenntnis, in welcher Verlegenheit sich der Sozialismus befindet und immer befand. Er wird einmal als wirtschaftliches Heilmittel angepriesen, ein andermal als sittliche Forderung aufgestellt. Es gibt keine einheitliche Begriffsbestimmung des Wortes Sozialismus. Daher wird auch immer wieder die Frage gestellt: Sozialisierung oder Sozialismus?, wobei jene mehr die materielle Umsetzung des Marxismus in die Wirklichkeit, dieser mehr die ethische Erneuerung der Gesellschaft bedeutet. Unter Sozialismus versteht, kurz gesagt, jeder etwas anderes.

Um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, haben wir außer dem Marxismus und ethischen Sozialismus noch den nationalen Sozialismus eines Fichte, Berthold Otto und anderer.

Landauer, der alles Elend vom Geiste der Gerechtigkeit aus heilen und rein Menschliches im Sinne der Humanität will, verabscheut naturgemäß den Staat und überhaupt jede Autorität. Die kleinen Gemeinschaften (föderalistisch) sollen es leisten, statt der Zentralgewalt. Damit sitzt er schon mitten in der Utopie (denn wie sollen Konsum- und Produktionsgenossenschaften das Ganze nach außen vertreten, ohne doch wieder eine Zentralstelle zu schaffen?); und er hat ja auch in der Revolution die Erfahrung gemacht, daß auf Erden sich die Sachen hart stoßen. Ihn selbst hat es das Leben gekostet, daß sein Idealismus keine Füße hatte. Er sagt: „An die Stelle des Geistes ist ein überaus absonderlicher und komischer Wissenschaftsaberglaube getreten. Kein Wunder, daß diese kuriose Lehre eine Travestie des Geistes ist, da sie ja auch ihrer Entstehung nach eine Travestie wirklichen Geistes, der Philosophie Hegels nämlich, vorstellt. Der diese Droge in seinem Laboratorium ertüftelt hat, heißt Karl Marx. Karl Marx, der Professor. Wissenschaftsaberglaube an Stelle geisthaften Wissens; Politik und Partei an Stelle des Kulturwillens hat er uns gebracht."

Daß Landauer den Staat ablehnt, ist nicht nur auf Konto seines Judentums zu setzen. Wenn Wilhelm von Humboldt als jüngerer Mann die Staatsgewalt wenigstens stark verengerte, so sagte z. B. auch der durchaus nationale verstorbene Nationalökonom Ruhland stets nur: „Der Staat, das Aas!" Und Nietzsches Ausfälle gegen das kälteste aller Ungeheuer sind ja bekannt genug.

Nun meine ich aber, gegenüber der idealistischen Perspektive, die das Endziel staatlosen Paradieses wohl zeigen darf, werden wir heute praktisch tagtäglich belehrt, wie notwendig der Staat ist. Wenn W. Stapel von „volksbürgerlicher" Erziehung spricht, so hat er sicher recht; sie tut uns not, weil sie uns hilft, unser Volks-

Digitized by Google

tum in seiner Tiefe zu erfassen; aber sie kann doch nur die Vorstufe der staatsbürgerlichen Erziehung sein. Nach innen sind wir Volk, nach außen aber können wir nur Volk sein, wenn wir zugleich Staat sind. Deshalb müssen wir als Volk den Staat in unseren Willen aufnehmen, damit er immer mehr nur das natürliche Außen eines wohlverstandenen Innen werde. Man lese doch einmal nach, was der so stark religiös und human gestimmte Novalis über die mystische Möglichkeit des Staates zu sagen weiß! Gegen Thomas Mann, der kürzlich Novalis als Republikaner in Anspruch nahm, sei hierbei die Anmerkung gemacht, daß eben dieser Novalis das Hohelied der Monarchie in glühender Sprache gesungen hat!

Schließlich wußten wir ja auch 1914, was der Staat war, und hatten vielleicht im Volke mehr Verständnis für die res publica als der heutige „individualistische" Republikanismus hat.

Der „Wissenschaftsaberglaube" des Marxismus führte zum Umsturz des Staates. Es hat sich dann die Streitfrage erhoben, ob Revolutionen naturgesetzmäßige Folgen eines naturgesetzmäßigen Klassenkampfes seien oder ob sie „gemacht" würden. Das „laisser faire" neigt dazu, die Dinge einfach gehen zu lassen und dann zu sagen: da sie so geworden sind, sind sie vernünftig. Aber menschlicher Idealismus oder auch Fanatismus, seine Entartung, stemmt sich dem ehrgeizig entgegen; und so betonte besonders E. Barth, „Volksbeauftragter" (von eigenen Gnaden), in seinem Buche: „Aus der Werkstatt der Revolution" mit dem Ausdruck grimmiger Verachtung der Masse seine Ansprüche auf den Ruhm des Machers bei dem Novemberumsturz.

Freilich: die Versprechungen des Marxismus sind bis heute nicht eingelöst worden. In einem Wiener Blatt schrieb der Genosse Viktor Adler einen rührenden Aufsatz über „die Tragik des Sozialismus", die darin läge, daß man ihn nun, wo er vor der Verwirklichung stünde, nicht verwirklichen könne; denn nun — so hieß es dem Sinne nach — sei der Kapitalismus zwar an sich schlachtreif, aber durch den Krieg so entfettet, daß er leider des Schlachtens nicht lohne. Man müsse ihn also erst wieder mästen.

Hier fiel ein interessantes Streiflicht auf eine gewisse Sorte von Sozialisten, und wir vermuten, daß solche den Sozialismus jederzeit ungenießbar finden werden, weil ihnen der Kapitalismus in seiner Entartung durchaus wohlschmeckt. Recht hübsch ist in diesem Zusammenhang auch eine Bemerkung der Lily Braun in ihren „Memoiren einer Sozialistin": sie sorgt für höfliche Behandlung einer ihr unsympathischen Erbtante, damit ihr Sohn sich dereinst, unbeengt von wirtschaftlichen Sorgen, ganz der großen und heiligen Sache des Sozialismus hingeben könne!

War nun, wenn schon der praktische Sozialismus nicht durchführbar schien, wenigstens für den ethischen etwas gewonnen? Kerschensteiner erklärte: Demokratische Staatsverfassungen setzen eine aristokratische Seelenverfassung voraus. Nun, niemand wird behaupten wollen, daß diese Voraussetzung erfüllt war; und es fällt schwer zu glauben, daß sie sich nachholen läßt. So wird uns also die Demokratie, wie sie ist, kaum zum Segen gereichen. Im übrigen zeigt auch dieser Ausspruch Kerschensteiners wieder, in welche „Aporie" uns die Probleme gekettet haben. Irgendwo ist immer die Decke zu kurz, mit anderen Worten: der Kampf um die

Digitized by Google

Autorität ist ebenso unvermeidlich wie diese selbst. Es fragt sich nur, wer im Staate das Übergewicht haben soll. Ist aber diese oder jene Autorität oben und gesichert, so kann kein Zweifel sein, daß sie die Gedanken dem unerschütterlichen und ewigen Urbesitz an sittlichem Gut zu entnehmen und danach ihre Maßnahmen zu treffen hat.

Im Mittelpunkt steht die Gerechtigkeit, einerlei, ob Monarchie oder Demokratie. Es gibt eine echte Monarchie und eine echte Demokratie, aber keine ist für sich in Deutschland möglich, jene nicht, weil unser Land zu groß ist, diese nicht, weil sie für die Herrschaft des rücksichtslosen Geldsacks zu viele Türen offen läßt, falls sie nicht von einer überlegenen Stelle aus kontrolliert wird. Monarchie und Demokratie begegnen und vereinigen sich im sozialen Kaisertum, auf dessen Erstehen wir die Hoffnung nicht fallen lassen, einerlei, ob das heute für reaktionär oder romantisch gilt. Es braucht nicht an militärische Machtentfaltung und an den Glanz des Hofes gedacht zu werden, wenn das Wort „Kaiser" ausgesprochen wird. Das neue Kaisertum mag äußerlich bescheiden genug aussehen, wenn es nur die innere Kraft hat, sich wider die Zersetzung zu stellen. Woher es nun wiederkehrt, fragen wir nicht. Aber wir müssen es vorbereiten. Ob Erb-Dynastie, Wahlkönigtum oder Diktatur, das alles sind Fragen zweiten Grades. Die Hauptsache ist, daß Deutschland einen Pfeiler, daß der morsche Leib ein Rückgrat zurückgewinnt.

Wie stellt sich aber die neue Monarchie, die aus dem Volke geboren wird — dann nämlich, wann es innerlich stark und frei genug geworden ist, einen Repräsentanten der Volksautorität zu verlangen —, zum Sozialismus? Sie wird ihn als Marxismus ablehnen, als christliche Charitas aufnehmen und als Staatssozialismus zu Ende führen. Das ist noch eine schwere Aufgabe, weil zuvor die Macht des Geldes gebrochen werden muß. Freilich nicht im marxistischen Sinne, sondern in der Richtung auf Wiederherstellung einer Art Lehnsverhältnis. Es wird niemandem etwas genommen, aber er behält es von nun an als Verwalter eines Volksgut-Anteils, ohne damit wuchern oder es um Geldes willen an das Ausland verraten zu können. Das Geld verschwindet und wird durch die Rechenwirtschaft, die „Buchführung der Volkswirtschaft" ersetzt. Dem steht, wie der bargeldlose Zahlungsverkehr beweist, in den Dingen selbst nichts entgegen. Wenn jeder Deutsche ein Postscheckkonto zu führen gehalten wäre, dann schon kämen wir der Erkenntnis näher, daß das Geld überflüssig ist. Notwendige Voraussetzung ist natürlich die Erklärung alles Einzelbesitzes zum Volksbesitz. Bei dieser Umwandlung kann die echte Heiligkeit des Privatbesitzes vielleicht besser gewahrt werden als heute, wo wir den Urväter-Hausrat verschachern müssen.

So gewänne der Sozialismus, sich durchwindend und durchkämpfend zwischen Marxismus und Liberalismus, eine ganz andere und urdeutsche Gestalt; und man sieht ein, daß gegenüber dem sinnlosen Wettrennen in die Armut bei stetem Anwachsen der Zahlen und des Scheinreichtums diese Lösung aussichtsreich wäre. Wie die Ausgleichung im Warenverkehr, wie die Befriedigung der Ansprüche sich vollzieht, wie die umfassende Buchführung geleistet werden kann, das alles hat Berthold Otto in zahlreichen, tiefdurchdachten Schriften gezeigt. Er hat sich nicht in die Arena des Parteigezänks begeben, sondern in der Stille über die Rettung

Digitized by Google

des deutschen Volkes gesonnen, und es gibt keine einzige Partei, in der er nicht aufrichtige Freunde hätte. Ihn, den nunmehr 63jährigen, endlich zu hören, wäre hohe Zeit. Bei ihm ist keine Spur von Wissenschaftsaberglauben, sondern sein Werk wächst ganz organisch aus geschichtlicher Kenntnis, seherischem Vermögen und tiefer Liebe zum ganzen deutschen Volke hervor. Zudem spricht er eine einfache, klare und doch eindringliche Sprache, wie sie nur dem Meister eignet.

# Das Heidelied

(Zu Annette von Drostes 75. Todestag, am 21. Mai)

## Von Alfred Zimmer

Fern klingt ein stilles Lied in unsre wehen Tage,
Gar mannlich und so herrlich-herb aus Frauenmund.
(Das Leben jener Frau war fast wie zarte Sage) —
Hör' ich das Lied, verlärmt die Welt. Im Mergelgrund

Schwebt Moorrauch. Aber weithin über Myriaden
Hellroter Blüten sonnt sich süß das Immenvolk.
Und dort, wo Frosch und Wasserspinne lustig baden,
Stelzsteigen Storch und Kranich gierig in dem Kolk.

Es rieselt sacht im Rohr. Und wirren Windes Munkeln
Rumort wie Spuk in Sand und Halm und Kraut,
Daß tausend Nachtgespenster gehn im Dunkeln,
Wenn leichter Nebel lose überm Bruche braut.

Dann geistert jeder Strauch. Und von der Ginsterdüne
Schweift Moosfrau stumm und Drude und der schwarze Mahr, —
Vom Binsenteich der Wassermann, der alte Hüne,
Und opfern auf dem Runenstein, wie einst es war.

Irrlichter glühn und ferne Hirtenfeuer weit — —
O köstlich Lied der lebensvollen Heideheimlichkeit!

Digitized by Google

# Das heilige Lachen

## Eine Legende von Marga von Rentzell

Der Tod atmete auf. Sein Werk war geschafft. Er hatte das Lachen auf der Erde erschlagen. Wenn es noch vereinzelt emporflackerte, dann klang es schrill und grell — so in Hohn — in Haß — in Gier getaucht, daß alle Teufel der Hölle sich daran labten.

Aber die Engel weinten — — —

Und ein Englein, eins von den ganz kleinen, hauchzarten, mit einer Haut wie Silberschaum, sterngelben glatten Haaren und saphirklaren Strahlenaugen kniete vor Gott und bat:

„Ewiger Vater, laß mich auf die Erde eilen und den Menschen das Lachen wiederschenken!“

Da neigte sich Gott und streichelte voll unendlicher Vaterzärtlichkeit die flaumfeinen Härchen des Engels:

„Lebt denn auf Erden das Lachen nicht mehr?“

„Nein, Vater. Denn der Tod — und der Krieg — und der Hunger — die haben das Lachen erwürgt“, antwortete der Engel.

Doch Gottvater schüttelte schwer das Haupt.

„Dann war es das rechte Lachen nicht. Denn nicht Schwert — nicht Pest — nicht Hunger — nicht brennend Sehnsuchtsweh, noch abgrundtiefe Höllennot, ja nicht einmal der Sünde Gallenschärfe — so sie die Reue in sich birgt —, können das echte Lachen töten. Das rechte Lachen entfließt den Quellen der Ewigkeit. Darum vermag nur die Seele aus ihm Erquickung zu trinken, die in Überwindungsgluten geläutert ist. Geh, mein Kind, du sollst den Menschen das heilige Lachen schenken!“

Und Gott reichte dem Engel eine Schale, die war wie ein einziger regenbogensprühender Kristall, und von so wundersamem Feuer durchglüht, daß der Engel geblendet die Augen schließen mußte. Als er sie wieder aufschlug, sah er, daß jener überirdische Glanz aus seltsam köstlichen Kleinodien aufflammte, die sich in der Tiefe der durchsichtigen Schale — gleich Muscheln auf meeresklarem Grunde — bargen. Da waren Diamanten, Rubinen, Perlen, Smaragde, Saphire und unzählige andere Wundersteine aus den Bergwerken der Ewigkeit, deren unvergleichliche Hoheit jedes Erdengeschmeide verdunkelt. Es durchleuchteten die Schale auch nur vollwertige Juwelen, ihr sonniges Licht verschleierte kein Halbedelstein.

Und Gottvater sprach:

„Siehe — das sind die Kronkleinodien aus meinem Liebesschatz. Ich opfere sie der Menschheit. Die strahlenschönsten nennen sich: Anbetung des Höchsten — Vaterlandsbegeisterung — Hilfsbereitschaft — Gattenliebe — Dankbarkeit — Geduld — Pflichterfüllung — Opfermut — Selbstentäußerung. Aber auch die anderen, die ich dir nicht alle zu weisen brauche, haben ihren hohen Wert. Überschütte damit die Menschen, und aus ihren Herzen wird das heilige Lachen aufblühen. Mein Segen gehe mit dir.“

Digitized by Google

Gottvater berührte mit lindem Segen das lichte Haupt des Engels.
Und der Engel schied.

* * *

Lange, lange irrte der arme Engel nun schon auf der Erde einher.

Er wußte es selbst nicht, waren Tage, Monäte oder waren Jahrzehnte verrauscht, seit er das selige Himmelstal verlassen hatte. Sein Silberkleid war im Erdenstaub ergraut, die lichtgelben Haare von Reiflocken getupft, und die saphirdunklen Augensterne hatten zahllose, heimlich vergossene Tränen getrübt. Das Tröpflein Himmelstau zu seiner Labung versiegte langsam, und die Lippen begannen ihm zu verdorren.

Er empfand aber voll unsagbarer Wehmut nur das eine, daß sein Opferweg vergeblich war und ihn nie das Wanderziel seines Sehnens grüßen würde.

Wohl hatten sich die Menschen voll wahlloser Wut mit lüsternen Augen auf die Juwelen gestürzt — hatten in ihnen gewühlt — während wilde, begehrende Worte wie Giftschlangen ihren Lippen entsprangen.

Denn die Herzen der Menschen waren erfroren und ihre Seelen verhungert.

Da — von unheiligen Händen entweiht und besudelt — verloren die Kronkleinodien Gottes ihren Glanz und ihre geheimnisvolle Kraft. Es blieb ihnen nur der äußere Wert. Den suchten die Menschen nun zu erfeilschen — zu erlisten — zu erjagen. Um den befehdete sich Bruder mit Bruder, entbrannte Haß zwischen Eltern und Kind, wurde das Heiligtum der Freundschaft von fressender Habsucht entehrt.

So wandelte sich der schwergesunkenen Menschheit Gottes Gnadengabe nicht in Segen, sondern in Fluch.

Sie gingen hin und kauften heimlich von dem unerhörten Wert der Steine all das, was bisher ihrer ungezügelten Gier, der Lüsternheit ihrer Sinne unerreichbar geblieben war. Sie kauften — rafften und — praßten ...

Im Genuß erstickten sie den Rest ihrer Scham — — —

Da erschauerte die Seele des Engels in Grauen vor den Menschen.

Er floh weit — tief hinein in weites Waldland. Dorthin, wo am violettgetönten Horizont Himmel und Erde zu einer einzigen keuschen Umschlingung ineinanderfließen. Dorthin, wo schwarzschweigende Kiefernwälder gleich heiligen Totenhainen emporragen und lichte Seen das Lächeln des Himmels spiegeln.

Ein einsam winzig Häuschen grüßte ihn dort aus einem Siedelungsgelände verheißungsvoll. Blitzhelle Fensteraugen winkten mit schmeichelnder Lockung ihm entgegen. Unwiderstehlich gebannt eilte das Engelkleinchen herbei. Aber o weh — der Lenzwind war ein unartiger Bub, der gar zu wild tanzte und tollte und zu übermütig das Lied vom Weißglöckchen und Blauveiglein sang. Das arme Engelkind fror zum Erbarmen. Schon lösten sich große Frosttränen aus seinen Äuglein, und sein Näschen, dessen schneeige Zartheit rosig erblühte, wetteiferte mit ihnen. Zitternd huschelte das Englein sich eng zusammen, drückte mit der einen Hand seine leere erblindete Schale fest an das Herz, mit dem anderen Handrücken aber ... wischte es — und wischte ...

Ein jähes Erwachen hieß es auffahren — — —

Digitized by Google

Was stieg dort empor zum Äther, frisch und perlend, wie Lerchensang am Sommersonnenmorgen, was schwang sich über die Lande, schwer und melodisch, wie Glockenton zum geheiligten Ostertag, und jauchzte wie Kinderseligkeit in der Christnacht? Was durchflutete so märchenzart, so geheimnisstark den lockenden Klang, wie ein herztiefes Rätsel?

Da jubelte auch das Englein frohbefreit auf:

„Das heilige Lachen!"

Und seine Augen hoben sich.

Vor ihnen weitete sich ein welliges Erdmeer, von tiefbraunen kantigen Schollen durchschwommen. Dieser dunklen Flut entquoll ein Duft — so herbsüß, lindkräftig, so einzig berauschend, daß der Engel schwer und schwerer atmete. Scheue Andacht durchbrannte seine traumheißen, vorwärts drängenden Blicke.

Gegen den grellblauen Frühlingshimmel zeichnete sich eine muskelkräftige Frauengestalt, scharfumgrenzt, wie ein strengliniger Schattenriß ab. Unermüdlich lockerte ihr Spaten das Erdreich in machtvollen Würfen auf und schleuderte dabei die schwerdunklen Flocken weit hinaus über das lenzträumende Land. Ihrer kraftvollen Kehle war bei der drollig hilflosen Haltung des winzigen Schelms in seiner ungewohnten Bedrängnis der quellfrische Lachakkord entschlüpft.

Es entströmte aber etwas so wundersam Gütevolles, so Mutterwarmes der nüchternen Frauenerscheinung, daß der Engel wie ein frierendes verirrtes Kind auf sie zulief und vertrauend ihre Hand faßte.

Sie zog ihn einfach mit sich ins Haus hinein. Sie erlabte ihn dort an derbem heilkräftigem Landbrot und an schäumender Ziegenmilch, die ihn so lieblich erfrischte wie der silberklare Saft aus den Himmelsfrüchten. Sie salbte seine armen wunden Füßchen, hüllte ihn in schneefrisches Linnen und segnete seine Stirn mit dem Mutterkuß zur Gutenacht.

Aber sie schwieg.

Und der Engel zersann und vergrübelte sein Köpfchen.

Welch ein Geheimnis umwob mit so seltsamem Zauber diese Frau? Hatte sie ihm nicht soeben durch die Tat herrlich offenbart, daß sie nicht nur mit dem heiligen Lachen, sondern auch mit den Kronjuwelen Gottes begnadet war?

Endlich preßte er sein Herz fest in beide Fäustchen — begann zu beichten — zu klagen — und zu forschen. Die Frau aber blieb stumm. Stumm griff sie das geschändete Heiligtum und eilte damit ins Freie. Als sie zurückkehrte, trug sie es vor sich mit hocherhobenen Händen — wie ein geweihtes Symbol — gefüllt mit dem schwarzbraunen Erdsegen.

Da — seliges Wunder — verströmte die Schale die gleichen Lichtfluten wie droben im Himmelssaal, und das ärmliche kleine Gemach wurde davon in Klarheit gebadet!

Nun endlich lösten sich auch Worte von den Lippen der Frau. Scheu — abgebrochen — spärlich rannen sie, wie erste Gewittertropfen in Hochsommerglut: „Hier ist meine Heimat . . . hier bin ich geboren . . . Ich aber wanderte in die Welt . . . Der Mann, den ich liebte, liegt in Rußland begraben . . . Weiß nicht wo . . . Meine älteren Kinder starben an grimmiger Seuche . . . Mein Jüngstes

Digitized by Google

verhungerte mir an der Mutterbrust. Da begann Gift mir die Seele zu zerfressen. Um den Rest meiner Seele zu retten, entlief ich der Stadt. Und ich aß Heimatkraft . . . Und ich trank Heimatduft."

Mit unsagbar mütterlich zärtlicher Gebärde ließ sie die rauhen Flocken durch die Finger rieseln.

„Sieh — daran bin ich genesen. Denn es ist alles eins und ist kein Geheimnis dabei: Das heilige Lachen wird uns von den Kronkleinodien Gottes geschenkt. Denn so nennst du ja die Ewigkeitswerte, nach denen die Menschenseele Heimweh trägt. Diese aber spendet in unerschöpfbarer Segensfülle die blühende, geheiligte Gotteserde denen — die gläubigreinen Herzens sind. Nun geh und gib dies den Menschen!" . . .

Scheu streichelte ihre arbeitsreiche Hand das Wunderkleinod mit der unscheinbaren Krume . . .

Wieder durcheilte das Englein mit seinem funkelnden Schatz die Erde und verstreute allüberall seinen schweren körnigen Segen.

Siehe — ein Wunder geschah! Wo der dunkelflockige Sand sich mit dem Mutterschoß vermählte, blühten Blumen von purpurdunklem berückenden Reiz, erwuchsen wundersüße Früchte, schon durch Farbe und Duft ein Labsal, sprossen schwer goldene Ähren empor.

Es neigten die Mägdlein sich zu den Blumen, ließen sie an ihren Herzen sich entfalten und atmeten wonnevoll das Duftgeheimnis der Blüte. Da löste es sich aus ihren Kehlen, lieblich und jubelnd, wie Lerchenlocken am Sommersonnenmorgen: Das heilige Lachen!

Die Frauen brachen die köstlichen Früchte. Sie erquickten, sättigten und nährten sich mit ihren Kindlein an der Wundergabe. Da sprang es aus ihrem verschütteten Herzquell heiß und segnend, wie Osterglockensang über die Lande: Das heilige Lachen!

Und die Männer, die voll grämlicher Schlaffheit begonnen hatten, den erntereifen Segen zu schneiden, wuchsen und erstarkten an ihrer heiligen Arbeit, bis es sich auch ihrer Brust gewaltig entrang: Das heilige Lachen!

Nun nahm der Engel Abschied von der Erde, denn seine Mission war erfüllt.

* * *

Wieder kniete der Engel vor Gott, in seinen Händen die Schale mit den winzigen Körnlein hebend.

Wohl war er verstaubt — zerzaust — zerschunden — von der endlos schweren Weltenreise. Noch tauten die Reifperlen auf seinen sterngelben Haaren, aber seine Saphiraugen strahlten in einem sieghaften Leuchten wie nimmer zuvor.

Da beugte Gottvater sich leise zum Segen auf des Engels Haupt.

Im gleichen Augenblick barst mit tiefmelodischem Klang der sprühende Kristall und vor dem überwältigten Blick des Engels breiteten sich, anstatt des schwarzen Sandsegens, die Kronkleinodien Gottes aus. Sie wuchsen — wuchsen und tauchten den seligen Raum in ein Strahlenmeer, vor dem alle Himmelssonnen verblichen.

Digitized by Google

„Mein Kind," sprach Gottvater, „ich habe deine mühselige Erdenpilgerfahrt verfolgt und geleitet. Ich führte dich zu der Frau. Durch die erdgeborene Mütterlichkeit löste ich deinem gebundenen Auge das Geheimnis des heiligen Lachens. So durftest du es den Menschen schenken, als lieblichste Frucht keimkräftiger Heimatseele. Denn wisse: keine Entbehrung — keine Krankheit — keine Blutbäche — kein Tod — kein höllenheißes Abgrundweh — keine bekannte Schuld kann ganz das rechte Lachen morden. Das heilige Lachen träumt schon im kaum erwachenden Auge des lallenden Kindes, und es verklärt das erlöschende Antlitz des Greises. Aber nur der versteht es recht, der aus den Urtiefen des Schmerzes emporgewandert ist zu den strahlenden Gipfeln der Erkenntnis."

# In Nachbars Garten

## Von Paul Wolf

Das lärmte weidlich sonst im Nachbargarten,
Gar oft schloß ich das Fenster mit Gebrumm —
Nun wehen wieder blaue Lenzstandarten,
Und drüben ... ist es stumm.

Der braune Schlingel, der mir zum Verdrusse
So oft die Klingel zog und spornstreichs schwand,
Lüpft das umflorte Mützchen ernst zum Gruße,
Am Arm das schwarze Band.

Die Schwester spielt im Sand, wo mit Behagen
Das Fell sich Hektor wärmt, das treue Tier —
Der Dogge Augen scheinen stumm zu fragen:
Was wollt ihr nicht mit mir?

Am Fenster droben starrt mit blasser Miene
Die junge Mutter in des Maien Glanz —
Ist es das Spiel der wehenden Gardine,
Ist weiß — der Locken Kranz? ..

Digitized by Google

# Wildenbruch und Weimar

## Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

### Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Berlin W., 7. Juni 1903.

Teurer Freund,

ich weiß nicht, ob Adelheid Schorn Ihnen gesagt hat, daß wir Dienstag Nachmittag 3½ ankommen. Jedenfalls drängt es mich, Sie persönlich davon zu benachrichtigen und Ihnen zu sagen, wie sehr wir uns freuen würden, wenn wir nach unserer Ankunft mit Ihnen im Russischen Hof Thee trinken könnten. Es drängt mich — denn ich habe Ihnen für Ihre Trau-Rede zu danken, die ich mit tiefer Ergriffenheit gelesen habe, und es verlangt mich, gleich nach unserer Ankunft an dem lieben Ort mit den uns liebsten Menschen des Orts zusammenzusein. Denn ich weiß nicht, ob das nur die Nervosität vor der Abreise ist, — es liegt wie eine dumpfe Ungewißheit auf mir, wie man eigentlich in Weimar uns gegenüber empfindet. So viele von denen, die uns nahe stehen, haben sich in ein Schweigen gehüllt, das mich zu trüben Vermutungen veranlaßt. Darum, wenn Sie können, lassen Sie uns Ihr Gesicht gleich nach der Ankunft sehen. Meine Frau schickt Ihrer lieben Gattin innigen Gruß.

Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Weimar, 20. Juni 1903.

Werter Freund,

ich schicke Ihnen durch Ihren Kleinen die Depesche, durch die ich zur heutigen Besprechung auf das Schloß geladen bin.

Sie werden, wenn Sie den Wortlaut lesen, mit mir empfinden, daß ich danach nicht anders annehmen konnte, als daß ich im freundlichen Sinne zu freundlicher Begrüßung erwartet würde und daß ich nachher das Gefühl bekommen habe, als wäre ich in eine Falle gelockt worden.

Bewahren Sie das Dokument, bis Sie Gelegenheit finden, es mir persönlich zurückzugeben.

Es grüßt Sie Ihr

Ernst v. Wildenbruch

[Es gab bei dieser persönlichen Aussprache mit dem Großherzog, in Nachwirkung von Wildenbruchs Schrift über den Goethetag, einen heftigen Zusammenstoß. L.]

Berlin, 15. Dezember 1903.

Werter, lieber Freund!

Ihr Brief ist so von edlem Feuer erfüllt, daß er mich wahrhaft erwärmt und mir recht fühlbar gemacht hat, wieviel wir doch entbehren, indem wir nicht in

Digitized by Google

dauernder Verbindung mit Ihnen und überhaupt nicht in Weimar sind. Die großen allgemeinen Angelegenheiten des Geistes stehen bei Ihnen doch wirklich im Vordergrund der Dinge, während sie hier immer wieder durch Alltagsfragen in den Hintergrund geschoben werden. Das fühle ich, indem ich Ihren Brief lese, da ich zu meiner Beschämung gestehen muß, daß ich, von persönlichen Sorgen in Anspruch genommen, lange nicht so viel an den Herder-Tag gedacht habe, als ich es hätte tun sollen. [Herders 100jähr. Todestag, 18. Dezember.] Mit um so größerer, an Bewunderung grenzender Freude erfahre ich nun von Ihnen, mit welchem famosen Enthusiasmus man in Stadt und Land Weimar die Begehung des Tages vorbereitet. Beinah den größten Eindruck macht es mir, daß alle Prediger im Lande am 20sten Herders in ihrer Predigt gedenken müssen. Abgesehen davon, daß es an sich gut und schön ist, empfinde ich es, angesichts der Äußerungen des Großherzogs über Herder, als einen Sieg des liberalen Kirchenregiments über den Orthodoxismus und rückschrittliche Gesinnung. Meinen Glückwunsch dazu, lieber Freund! denn ich glaube in Ihnen den Veranlasser der Maßregel zu sehen. Recht aber haben Sie, wenn Sie die Entscheidung über die Goethe-Gartenmauer-Frage, die grade jetzt erfolgt ist, als ein glückliches Zusammentreffen mit dem Herder-Tag empfinden. Die Angelegenheit, für ganz Deutschland von Wichtigkeit, ist meines Erachtens für Weimar von entscheidender Bedeutung. [Die Mauer um Goethes Stadtgarten sollte, auf einen Vorschlag van de Veldes, niedergerissen werden.]

Der junge Großherzog, von dem doch nun einmal die geistige oder nicht geistige Zukunft Weimars abhängt, ist genötigt worden, in einer prinzipiellen Streitfrage Stellung zu nehmen. Gut, daß er es getan hat, wie er es getan hat. Er ist, meiner Ansicht nach, nun für alle Zukunft an diesen Standpunkt gebunden, und mit Ihnen gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die „Opportunitäts-Barbaren“ in seiner Umgebung, wenn nicht gleich, so doch allmählich zum Schweigen werden gebracht werden. Ich schicke Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen einen hübschen Aufsatz, der vorgestern in der Vossischen Zeitung über den Gegenstand erschienen ist.

Um endlich vom Großen aufs Kleine, von Herder und Goethe auf mich zu kommen, so muß ich Ihnen ankündigen, daß Sie Ihre Erwartungen auf den „unsterblichen Felix“ ein wenig aufschieben müssen. Der Schauspieler, der am hiesigen Lessing-Theater die Gestalt auf die Bühne stellen soll, Georg Engels, ist an einer Ohrenentzündung erkrankt. Dadurch ist die für den ersten Weihnachtsfeiertag geplante Aufführung in Fortfall gekommen, und wieder aus dem Grunde hat Herr von Vignau, auf meinen Wunsch, die in Weimar auf den 2. Weihnachtsfeiertag angesetzte Aufführung des Stückes verschoben.

Lassen Sie sich das nicht grämen — ich gräme mich auch nicht. Wenn das Stück Eindruck auf die Menschen macht, ist es gleichgültig, ob es vier Wochen früher oder später geschieht. Aber freilich — wenn! Immer deutlicher kommt es mir zum Bewußtsein, daß die Gestalt des Felix Mannhardt eine so individuell-neuartige, ungewöhnliche ist, daß die triviale Majorität mit dumpfem, halb oder gar nicht verstehendem Verwundern davor steht. Eine um so größere Freude hat es mir gemacht, als vor acht Tagen der alte Heltzig aus Weimar, der dort die Rolle spielen soll, bei mir war und wir gemeinsam die Aufgabe studiert haben. Ich hatte

Digitized by Google

in dem Manne, den ich für einen tüchtigen Komiker, aber nicht mehr hielt, diese feinfühlige Empfindung gar nicht geahnt! Wahrhaft entzückt hat es mich zu hören und zu sehen, wie er auf die Sache einging, wie er sich mit der Gestalt identifiziert. Und indem ich die Rolle von Anfang bis zu Ende mit ihm — nicht nur durchsprach, sondern durchspielte, habe ich mit inniger Befriedigung gefühlt, welch eine Fülle dramatischer Lebenskraft in der Gestalt enthalten ist. Aber die kurzen Andeutungen werden Ihnen verraten, welch eine Fülle nervenzerreibender Sorgen diese letzten Wochen wieder auf mich geladen haben. Wir müssen einmal doch ganz nach Weimar übersiedeln, das fühle ich, man ist da wenigstens persönlich etwas mehr außerhalb der Schußlinie. Und nun adieu, bis zum Festgeläute am 18. Meine Frau sendet der Frau Spinnerin und ihren Kindern tausend Grüße. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 23. Dezember 1903.

Werter Freund,

eben, da wir den Weihnachtsbaum anputzen, kommt uns Ihr Brief, auf den ich umgehend mit einigen Zeilen antworten muß, weil ich ein Wort darin finde, das, wenn es, ohne Widerhall zu finden, in Ihnen fortwühlte, gefährlich werden könnte: Sie haben sich mit Abgangsgedanken getragen! Nach den Vorgängen, die Sie mir schildern, begreife ich, daß derartige Empfindungen sich in Ihnen regen konnten — grade im Hinblick aber auf diese Vorgänge halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zuzurufen: „Halten Sie stand!“

Instinktiv also hatte ich das Richtige getroffen, als ich in meinem vorigen Briefe die von Ihnen bewirkte Anordnung der Herder-Feier als einen Sieg über die innerste Gesinnung des Großherzogs bezeichnete. Mag der Sieg ein nur äußerlicher sein, — auf die Tatsache, daß er die Herder-Feier hat vor sich gehen lassen müssen, darauf kommt es an. Denn durch diese Tatsache ist er festgenagelt. Sie wissen, daß nachdem er im Frühling seine Depesche aus Wien an mich gerichtet hatte, er sich privatim das Vergnügen gemacht hat, alles zurückzunehmen, und wie sich seitdem mein persönliches Verhältnis zu ihm gestaltet hat. Aber die Welt weiß nur von seiner Depesche, und durch diese ist ihm die Marschroute vorgeschrieben. So glaubt auch jetzt die Welt, daß die kirchliche Herder-Feier nicht nur mit seiner Zustimmung, sondern in seiner Gegenwart stattgefunden hat, — dadurch ist ihm wiederum der Weg geschrieben, den er gehen muß. Daß ein persönliches Verhältnis zu dem Großherzog für Sie, der Sie genötigt sind, persönlich mit ihm zu verkehren, peinlicher ist, als für mich, der ich das nicht brauche, begreife ich natürlich. Das aber müssen Sie um der Sache willen ertragen. Denn Sie müssen fühlen, und fühlen, daß Ihre Persönlichkeit die Sache der freigesinnten Evangelischen Kirche verkörpert, und daß diese verloren ist, wenn Sie die Flinte ins Korn werfen. Die freigesinnte Kirche Thüringens — der gegenüber der evangelischen Kirche Preußens eine von Stunde zu Stunde wachsende Bedeutung innewohnt. Sie sagen, das nächste Jahr müsse eine Entscheidung bringen — aber Sie wissen so gut wie ich,

Digitized by Google

und noch besser, daß diese Entscheidung im schlimmsten Sinne besiegelt ist, wenn Sie den Großherzog den Einflüssen überlassen, die von der andern finsteren, äußerlich und innerlich stupiden Seite auf ihn eindringen. Soviel für heute mit herzlichem Gruß an die Ihrigen

von Ihrem

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin W., 5. Februar 1904.

Werter, lieber Freund,

heut, nach Stunden voll tiefer Erregungen, nur ein kurzes Wort, ein Wort des Dankes für Ihren schönen ausführlichen Brief, dem man in jeder Silbe anhört, daß er ein wahrheitsgetreues Bild des Hergangs gibt. Ich bin froh, daß dies mein deutsches Stück in der deutschen Stadt Weimar ans Licht gehoben worden ist. Wieviel Freundschaft und Liebe ist von dort zu mir herübergeströmt und hat mein Herz warm und weit gemacht!

Ich fange an, es als ein Bedürfnis zu empfinden, mich von der häßlichen Berliner Theater-Wirtschaft ab- und dem Weimarer Theater immer mehr zuzuwenden. Seit den neulichen Proben weiß ich, was man mit dem Weimarer Theaterpersonal leisten kann, seit ich von neuem gefühlt habe, welch ein Schatz von Liebeskraft für meine Werke in diesem Personal ruht, fasse ich den Gedanken ins Auge, den König Ermanarich gleichfalls in Weimar geboren werden zu lassen. Für heute aber hiermit genug. Wir sehen uns bald wieder, und dann sprechen wir, statt zu schreiben.

Gruß Ihrer Frau Laura von

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 3. März 1904.

Werter, lieber Freund,

soeben erhalte ich Ihren erfreulichen Brief. In Berlin ist seit einiger Zeit das Gerücht verbreitet, der Großherzog hätte das Theaterprojekt abgelehnt. Ich hatte dem widersprochen — nachdem ich jetzt Ihre Mitteilungen gelesen habe, begreife ich, wie es entstehen konnte. Zu verfrühtem Siegesjubel scheint mir noch kein Anlaß geboten zu sein — in hohem Maße aber erfreut es mich zu hören, daß in Weimar, gegenüber der philisterhaften und wirklich untergeordneten Art, mit der die Angelegenheit dort aufgenommen worden ist, eine vornehmere Denkweise Boden gewinnt. Sie halten mich hoffentlich nicht für eingebildet, wenn ich annehme, daß ein bißchen vielleicht mein Aufsatz dazu mit beigetragen hat. Hier in Berlin hat er Eindruck gemacht, und zwar, was mich wirklich wundert, ohne Ansehn der Partei, in allen Kreisen. Daß er im Kreise der Familie Richard Wagner Anklang finden würde, hatte ich im stillen wohl erwartet — jedenfalls aber hat es mich gefreut, durch einen Brief des Professors H. Thode in Heidelberg, der mir seine und seiner Frau begeisterte Zustimmung aussprach, die Bestätigung dafür erhalten zu haben.

Digitized by Google

Des Kaisers Depesche, von der meine Frau Ihnen geschrieben hat, füge ich zu Ihrer Kenntnis im Original bei; schicken Sie sie mir bitte, wenn Sie sie gelesen und vielleicht Vignaus und Rothe mitgeteilt haben, zurück. Diese Depesche, die mich in Weimar gesucht hatte, weil hier alle Welt denkt, wir wären dorthin übergesiedelt, ist charakteristisch: die Kundgebung eines gesunden, kraftvoll-initiativen Temperaments, zugleich aber darin hervortretend das Bestreben, all' und jedes seinen persönlichen Wünschen und Zwecken dienstbar zu machen. Denn was hat mein Aufsatz mit der „bildenden Kunst" zu schaffen? Der Reichskanzler hatte Todesangst, ich würde die Depesche veröffentlichen und sie würde Anlaß zu einer erneuten „Kunstdebatte" geben. Ich konnte ihm die beruhigende Versicherung geben, daß wenn der Kaiser von mir die Veröffentlichung verlangt hätte, ich es abgelehnt haben würde. Der ganze heilsame Eindruck des Aufsatzes wäre vernichtet gewesen; Feinde und Verleumder würden sofort von „bestellter Arbeit" gesprochen haben. Darum habe ich dafür gesorgt, daß auch nicht einmal die Tatsache, daß er mir telegraphiert hat, in die Öffentlichkeit gelangt ist. Daß Sie mit Ihrem Empfinden hierbei auf meiner Seite stehen würden, hatte ich wohl gehofft, — daß Ihr Brief es mir bestätigt, freut mich. Und so verharren wir, Ihren weiteren Mitteilungen gewärtig, mit Grüßen an die werte Gattin beide in Freundschaft, von beiden am meisten aber Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin W., 23. März 1904.

Werter Freund,

soeben kommt Ihr Brief, der mir die Kaiserdepesche wiederbringt. Haben Sie Dank dafür. Hat denn Minister Rothe, oder hat Vignau mit dem Großherzog darüber gesprochen? Ihre Nachrichten über Weimar klingen mir wieder bedenklich; der Zustand der Ungewißheit scheint ja chronisch werden zu wollen. Neulich las ich, daß Geißler seiner Redakteurstellung an der Weimarischen Zeitung enthoben sei. Vignau, den ich danach befragte, hat nicht geantwortet, wie sich denn Weimar seit einiger Zeit überhaupt in Schweigen hüllt. Adelheid Schorn schreibt seit Wochen keinen Laut. Bestätigt sich die Nachricht, dann wäre es ein böses Symptom. An dem Aufschwung des evangelischen Lebens in Thüringen freut sich mit Ihnen

Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 26. März 1904.

Werter Freund,

wie ich vor einigen Wochen unmittelbar nach Empfang eines Briefes von Ihnen mich hinsetzen mußte, ihn zu beantworten, weil der Brief mit seinen Nachrichten mich so erfreut hatte, so geschieht es heute aus umgekehrtem Grunde: Ihr Brief von gestern, dem ich anhöre, aus wie gedrücktem Herzen er kommt, nötigt mich, Ihnen umgehend zu sagen, daß sein Inhalt mich gradezu niederdrückt.

Ich könnte mir ja Kummer und Sorgen mit einem Fingerschnippen vom Herzen wälzen, indem ich einfach sagte: „was geht mich Weimar an?" Mein Leben ist

Digitized by Google

ausgefüllt genug, und meine Tätigkeit wahrlich an Weimar nicht gebunden. Aber ich kann es nicht. Ich habe meine Seele an diesen Ort gehängt, und sein Schicksal geht mir nah, wie das einer Vaterstadt, und aus Ihren Mitteilungen dämmert mir die Wahrscheinlichkeit auf, daß wieder einmal ein gutes, hoffnungsvolles Stück Deutschtums verloren und zugrunde gehen und unter den erbärmlichen Erbfehlern der deutschen Art, unter der Philister-Gesinnung, die nach kleinem, schmutzigem Gewinn giert, die zu charakterlos ist, eine eigene Meinung durchzuhalten, sobald sie merkt, daß „höheren Ortes" eine entgegengesetzte Windrichtung herrscht, und zu national-miserabel, um eigne deutsche Art vor fremden Spekulanten, und wären es auch die schlechtesten und schmutzigsten, zu retten. Meine schlimmsten Befürchtungen also bestätigen sich: der treffliche Geißler wird von der Weimarischen Zeitung fortgejagt, damit der belgische [hier muß ein Wort ausfallen. L.] v. d. V. das Gebiet behaupte! Und dazu reicht der Minister R., ein Mann, den ich bis heute hochgeschätzt habe, die Hand! Nicht verhehlen kann ich Ihnen, daß ich dadurch mein ganzes inneres Verhältnis zu ihm geändert und verwandelt fühle. Wenn Geißler in seiner Polemik gegen den v. d. V. hier und da über die Stränge geschlagen hat, so hat er sich andere Zeitungen als die Weimarische dazu ausersehn; in der Weimarischen Zeitung hat er es nicht getan. Wenn man ihn dafür also bestraft, indem man ihm die Weimarische Zeitung entzieht, so ist das nichts weiter, als eine gemeine Brutalität, eine Mundtotmachung schlimmster Art! Die drei Departements, die das einstimmig beschlossen haben, sind in meinen Augen nichts anderes als Speichellecker, die sich nicht entblöden, einen braven deutschen Mann zu vergewaltigen, damit ein Haufe von Nichtdeutschen und Semiten freie Hand bekommt. Das ist, wennschon es sich in einem Winkel Deutschlands abspielt, ein Verrat am ganzen Deutschland, das ist die Denk- und Handlungsweise von Bedienten-Seelen. Denn diese Herren, der Minister R. an der Spitze, mußten wissen, daß dieser Mann ehrlich und mit Begabung für eine gute deutsche Sache kämpfte, mußten wissen, daß sie der guten gesunden Bewegung, die er vertrat, der Heimatkunst, einen tödlichen Streich versetzten, indem sie ihn entfernten. Als wir im vergangenen Herbst Weimar verließen, den Kopf mit Ankaufsplänen gefüllt, habe ich nicht gedacht, daß ich sechs Monate später das Schicksal segnen würde, daß aus dem Ankauf nichts geworden ist. So aber ist meine Empfindung jetzt. Wenn ich jetzt an Weimar denke, denke ich an Sie und an Vignaus — wen hätte ich sonst noch? Denn daß in der gebildeten Gesellschaft Weimars eine der unsrigen verwandte Gesinnung Platz griffe, daran zu glauben, fällt mir, ehrlich gestanden, schwer. Bezeichnend für mich ist in dieser Beziehung das Verhalten Adelheid von Schorns, die es in der ganzen Zeit, seit wir zuletzt in Weimar waren, nicht für nötig gehalten hat, ein Wort an uns zu schreiben, obwohl sie wußte, mit welchem Anteil wir den dortigen Vorgängen folgen. Es liegt nicht in meiner Art, jemandem nachzurechnen, was er von mir empfangen hat, unempfindlich gegen Undank aber bin ich darum doch nicht. Und dieses undankbare Verhalten kann ich mir nicht anders erklären, als dadurch, daß sie den Mantel nach dem Wind hängt, der von P. und v. d. V. herweht. Und Adelheid von Schorns Gesinnung ist typisch für die Gesinnung eines großen, wenn nicht des größten Teils von Weimar. Sie äußern die Hoffnung, daß wir uns, bevor

Digitized by Google

wir in den Süden reisen, noch wiedersehen — Sie wissen, wie von ganzem Herzen wir solchem Wunsche entgegenkommen. Dann aber muß ich hinzufügen: kommen Sie zu uns nach Berlin; in Weimar wird man uns in absehbarer Zeit nicht sehn. Die Menschen machen einen Ort, und die Weimarer Menschen sind mir abhandengekommen, wie der unsterbliche Felix sagen würde „futsch"!

Zürnen Sie diesem Briefe nicht, der Ihre Seelenlast, statt zu heben, vermehren wird. Aber das muß ein Freund vom andern ertragen, Sie also auch von Ihrem Freunde

Ernst v. Wildenbruch

[Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser temperamentvolle Brief über die Schnur haut, besonders in bezug auf den wirklich wohlgesinnten Minister Rothe und Adelheid von Schorn. Gegenüber dem damals hier einflußreichen Kunstgewerbler und Architekten Henry van de Velde war Wildenbruch ein unversöhnlicher Gegner, da er von seinem Standort aus den Belgier als undeutsch empfand. L.]

Berlin, 17. Mai 1904.

Teurer, Lieber,

ich schreibe Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß wir übermorgen, Donnerstag, Vormittag 11.26 auf der Reise nach Heidelberg durch Weimar durchkommen und uns unsäglich freuen würden, wenn wir Sie auf dem Bahnhof begrüßen könnten. — Wir fahren an Weimar vorbei. — Das sagt soviel, daß ich kein Wort hinzuzufügen brauche. Wie eine Last liegt es auf meiner Seele, und indem ich im Geiste Ihr kummervolles Gesicht über diese Zeilen gebeugt sehe, verdoppelt sich die Last. Seit dem letzten wütigen Briefe, den ich an Sie geschrieben, haben Sie nichts mehr von mir gehört. Und Ihr Schweigen ist wie eine stumme Frage in mir gewesen: „Bist Du uns ganz abhanden gekommen?" Nein, mein Freund, und nochmals nein! Stärker denn je fühle ich, daß ich Weimar nicht verlieren darf. Aber die Dinge, die sich im letzten Winter in Weimar begeben haben, sind von so böser Wirkung auf mich gewesen, daß ich Zeit brauche, um zu Weimar mich zurückzufinden.

Wenn ich am Goethe-Tage im Saale der Erholung wäre, müßte ich mich hinter den vor mir stehenden Personen verstecken, damit der Mann mich nicht sieht, dessen Gast ich nicht sein kann, nachdem er den billigen Weg von der Hand gewiesen hat, den ich ihm anbieten ließ, seine Unschicklichkeit wieder gutzumachen. Ich brauche meine Nerven zu sehr, als daß ich sie solchen überflüssigen Aufregungen aussetzen könnte. Auf der anderen Seite aber drückt mich der Gedanke, daß ich grade am Jahrestage nach meinem „Wort über Weimar" nicht beim Goethe-Tage sein soll, zu Boden. Wenn wir von Reisen zurückkehren — Ende Juni denke ich — kommen wir vielleicht durch Weimar wieder durch und steigen für ein paar Tage aus. Das wäre dann herrlich! Dann hätten wir Sie und die Freunde, die wir noch in Weimar besitzen. Sind es noch viele? Dann lese ich Ihnen vor, was ich in diesen Monaten geschrieben habe, mein „Drama mit Musik", die „Lieder des Euripides", die eben fertig geworden sind. Ich hoffe, ich hoffe, sie werden Ihnen gefallen. So viel für heute mit tausend Grüßen von mir und meiner Frau an Ihre liebe Frau Spinnerin. Werden wir Sie Donnerstag auf dem Bahnhof sehen? Es wäre mehr als Freude für

Ihren

Ernst v. Wildenbruch

* * *



Digitized by Google

Heidelberg, 25. Mai 1904.

Lieber, Werter!

Daß Sie in Ihrer Überlastung Zeit gefunden haben zu dem schönen ausführlichen Brief, ist wieder einmal ein Stück Freundschaft, für das ich Ihnen danke. Sie haben recht getan, mir zu schreiben, denn ich muß wissen, wie die Dinge in Weimar stehen und wie die Menschen zu den Dingen empfinden. Wenn ich aus Ihren Zeilen die Witterung aufnehmen soll, kommt es mir vor, als herrschte dort ein verworrener Zustand der Seelen. Weimar ist nun einmal von jeher daran gewöhnt gewesen, von seinem Fürsten Richtung und Ziel zu bekommen — sobald von dorther keine Weisung mehr erfolgt, wie es jetzt der Fall ist, kann es nicht auf den Füßen stehen und verliert den Kopf. Schön ist das gewißlich nicht, aber es ist so. Daher nun die große Frage, wie wird dieser jähe Tod der Mutter auf den wirken, auf den es ankommt, den Sohn. Sie haben mir Ihre Ansicht angedeutet, und sie klingt nicht hoffnungsvoll; meinerseits habe ich ein Anzeichen erhalten und das hat mich erfreut. Sobald ich heute vor acht Tagen in der Zeitung den Tod der Erbprinzessin las, setzte ich mich, dem Drange meines Herzens folgend, nieder — und richtete ein Beileidschreiben an den Großherzog. Mitleid mit ihm hieß mich alles beiseite tun, was ich gegen ihn auf dem Herzen hatte. Er scheint es verstanden zu haben: einen Tag nach unserer Ankunft hier erhielt ich anliegende Depesche, die mir seinen Dank übermittelte. Ich schicke sie Ihnen, weil ich der Meinung bin, daß Sie, der Sie der Berater seines Innern sein sollen, jede Kundgebung seines Innern kennen müssen. Und als eine erfreuliche Kundgebung erscheint mir dies; ich werfe nun alles feindselige Empfinden über Bord und fühle unser ehemaliges, einst so freundliches Verhältnis wieder hergestellt.

Die Depesche geben Sie mir wieder, wenn wir durch Weimar zurückkehren. Wir hatten von hier aus einen Kranz an das Hofmarschallamt abgeschickt, in der Art, daß er zur Beisetzung noch eintreffen konnte; vielleicht finden Sie irgend einmal Gelegenheit, sich zu erkundigen, ob er angekommen ist. Auf das Band hatte ich die Worte gesetzt: „Wer die Herzen der Menschen mit Freude füllte, dessen Name wird bleiben in den Herzen der Menschen.“ Das durfte ich der lieben Frau mit gutem Gewissen nachrufen, denn sie war mir und meiner Frau, so oft wir in Weimar waren, ein guter Geist. Der Abend, als ich ihr im vorigen Sommer den unsterblichen Felix vorlas, lebt in meiner Erinnerung als einer der liebenswürdigsten meines Lebens. Ihr Heimgang hat uns beiden tiefen Schmerz bereitet, und wenn wir Weimar und das verödete Belvedere wiedersehen, wird sich das verdoppeln. Ja — verödet! daß einem das Wort doch nicht immer im Ohr erklänge, so oft man jetzt an Weimar denkt!

Wir leben hier in einer von goldenem Sonnenlicht überfluteten Gegend, die, je tiefer man in sie dringt, um so reichere Schönheiten darbietet. Gerade vor uns, zu unseren Füßen, die Schloßruine, das Memento mori Deutschlands. Wer sie ansieht, fühlt, als läse er es in steinernem Buche geschrieben und bewahrt, was dieses Deutschland an Schönheit, Macht und Herrlichkeit besessen, was es durch das furchtbare 17. Jahrhundert verloren hat! Und jetzt wieder, unter der alten Ruine und rings herum dies neu, in Fülle und Kraft aufblühende neue Deutschland! Es steckt

Digitized by Google

wirklich in diesem alten „heiligen“ Reich eine geheimnisvolle Urkraft, freilich auch immer noch und jetzt erst recht der selbstmörderische Drang, zum „heiligen Römischen Reich“ zu werden. Frankreich setzt dem Papst den Stuhl vor die Türe, und er bittet um Absolution — Deutschland bettelt beim Papst um Absolution und bekommt Fußtritte. Wir Deutschen sind eben Weimaraner im Großen, wir lernen Bibliotheken auswendig, nur die Hauptsache nicht, Persönlichkeit zu sein.

Aber mein Brief ist von Weimar über Heidelberg in die Weltgeschichte gewandert — wohin soll er noch gehn, wenn ich ihm nicht Halt gebiete? Ich tue es, weil mir Raum bleiben muß, Sie zu bitten daß Sie uns über Art und Ausgang des Goethe-Tages Bericht geben. Wir sind noch bis zum 5. Juni und vielleicht noch länger hier, Ihre Nachricht erreicht uns also unter der bisherigen Adresse. Für heute noch tausend Grüße von uns beiden an die Frau Spinnerin und die Kinder, denen es hoffentlich besser geht? In Treuen

Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 28. Dezember 1904.

Werter, lieber Freund,

allzu lange schon hat das Schweigen gedauert, das zwischen uns herrscht — als ein böses Omen würde ich es empfinden, wenn das Jahr darunter zu Ende ginge. Sei es denn durch einen kräftigen Zuruf durchbrochen!

Ganz Weimar freilich ist mir gegenüber zu solch stummem Orte geworden, daß ich eigentlich nur noch von meinen geographischen Erinnerungen her weiß, daß es einen Ort dieses Namens in Deutschland gibt. Eine Karte Adelheid Schorns vom 23. November, worin sie mir mitteilte, daß Frau Obrist-Jenicke in der Erholung mein Gedicht „Auswanderers Kind“ gesprochen hatte, war das einzige schriftliche Lebenszeichen, das Weimar mir im Laufe dieses Winters gesendet hat. Dieser Schweigsamkeit hat denn freilich auch die meine, durch eine neue große Arbeit bedingte, gegenübergestanden. Jetzt aber, da diese Arbeit beendet ist, raff' ich mich auf und stürze mit der Frage „wie geht es Ihnen? Wie geht es den Ihrigen? Wie geht es der Stadt mit dem kleinen Umfang und der großen Torheit, dem geliebten Weimar?“ auf Sie zu.

Und weil ich nicht nur mit Fragen zu Ihnen kommen möchte, erlaube ich mir, gewissermaßen als nachträgliches Weihnachtsgeschenk das Büchlein mitzuschicken, dessen Inhalt Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist.

Die Erzählung, die es enthält, war seinerzeit noch in der Tiefurter Allee zu Weimar angefangen und ist dann gerade vor einem Jahre hier fertig geworden. Im Herbst ist das Buch erschienen. Von hier, wo ich mit meiner Frau wochenlang wie ein Einsiedler gelebt habe, wüßte ich Ihnen nichts zu berichten, was die Zeitungen Ihnen nicht schon erzählt hätten.

Für den Januar hat Herr von Vignau in Aussicht gestellt, daß im Theater das Hexenlied mit der Schillingschen Begleitmusik vorgeführt werden soll. Vielleicht kommen wir dazu hinüber. Und, indem ich dieses schreibe und fühle, wie mir warm

Digitized by Google

um das Herz wird, indem ich mir vorstelle, daß ich Sie und so manchen anderen lieben Menschen und den Ort wiedersehen soll, merke ich wieder einmal, wie unwiederbringlich ich an diesen Ort, dieses Weimar, mit seinem einstigen und seinem jetzigen Inhalt verloren bin. Und mit diesem Ausblick will ich das alte Jahr abschließen und Ihnen und den Ihrigen ein gutes neues wünschen. Mit tausend Grüßen schließt meine Frau sich an

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

(Fortsetzung folgt)

# Der Wald

## Von Ernst Ludwig Schellenberg

Wie holde, seltsame Legenden
Ein milder Greis voll Andacht singt,
So will der Wald mir Segen spenden,
Der mich mit Dunkel sanft umschlingt.

Blank durch die Schwermut starrer Fichten
Tropft Sonnengold in flüchtigem Spiel.
Hier träumt ein würdiges Verzichten,
Hier weiß das Wünschen Trost und Ziel.

Was ich gekämpft in stürmischem Wollen
Ward feierstill und wogt nur sacht,
Gleichmäßig freudig wie die vollen
Urtöne dieser Waldesnacht ...

Digitized by Google

# Bär und Elfe

## Ein Bühnenscherz für Kinder

## Von Friedrich Lienhard

Es ist uns oft schon der Wunsch nach kurzen, leichten Bühnenspielen für Volk und Jugend geäußert worden. Wir werden hier und da einiges im „Türmer" bringen. Hier als Auftakt ein einfacher Kinderscherz, der in den Mai passen mag. L.

Waldgegend. Die Elfe kommt in leichtem Gewand lachend gelaufen, Kränzchen im Haar, hinter ihr der Schwarm der andren Elfchen.

Erstes Elfchen: Halt, Schwesterlein, halt! So sei doch verständig!
Zweites: Da huscht und da jauchzt sie und ist ganz unbändig!
Drittes: Dort graust ja der Wald! Dort haust ja Er!
Die Elfe: Ei, wer denn? Wer?
Alle andern: Der Bär! Der Bär! Der Bär!
Erstes Elfchen: Der ist noch in dicksten Winter vermummt,
Hat schwarzen Pelz um — und tappt und brummt
Und wird dich holen!
Die Elfe (übermütig): Den werd' ich mit Haselgerten versohlen!
Den werd' ich umtanzen, den werd' ich necken,
Den werd' ich umhüpfen wie fliegendes Licht!
Glaubt ihr, mich werde Herr Petz erschrecken?
Seid unbesorgt, der fängt mich nicht!
Die andren Elfchen: Ja aber — so hör' doch — horch! Brummt er nicht schon?
Macht euch davon, davon, davon! (Der Schwarm läuft fort.)
Die Elfe (allein, lacht laut; zu den Zuschauern):
Da seht ihr, wie meine Schwestern sind!
So scheu wie ein Wisperblättchen im Wind!
Da zittern sie hin, ein Schein, ein Schaum,
Man sieht sie kaum im schimmernden Raum,
Ein Überall und Nirgendwo — —
Ich aber, seht, ich bin nicht so.
(Setzt sich sinnend hin, stützt das Köpfchen)
Mir hat meine Mutter ein Liedel gesagt —
Meine Mutter, die weiß viel Mären —
Es gibt weitwo ein Menschenland,
Dicht hinter dem Lande des Bären.
Dem sind die Wege dahin bekannt,
Und er kann mich geleiten —
Doch läßt sich sein Reich nicht durchschreiten,
Man muß es durchreiten —
Und zwar auf dem Rücken des Bären.
Nun hab' ich ein einziges großes Begehren:
Wie zähm' ich den Bären?

Der Bär kommt auf allen Vieren, erhebt sich oft auf die Hinterfüße, brummt mächtig; die Elfe erschrickt sehr und springt auf)

Digitized by Google

Der Bär: Ich bin der Bär! Du Leichtfuß, steh' sogleich!
Den Paß! Woher?! Hier ist mein Reich!
Die Elfe (ängstlich): Ich bin eine Elfe -- entschuld'ge, Herr Bär —
Ich komme vom Lichtland her,
Wo man nicht Paß noch Büttel kennt —
Ich weiß nicht recht, wie man es nennt —
Ich verflog mich — ich hab' meine Heimat vergessen —
Der Bär: Vergessen?!
Die Elfe: O weh, nun wird er mich fressen!
Der Bär: Dich kenn' ich! Du kannst nur hüpfen und lachen!
Du treibst nur Spiel und alberne Sachen
Und singst und summst wie die Bienen —
Doch willst du nicht schaffen noch dienen!
Die Elfe (mutiger): Verzeih, Herr Bär, was schaffst denn du?
Der Bär: Laß mich in Ruh'!
Dies Land ist mein! Ich kann hier machen,
Was mir beliebt!
Elfe: Ei nun, wenn's aber Geschöpfe gibt,
Die gerne tanzen und lachen?
Bär: Die werd' ich in diese Tatzen pressen,
Daß ihnen Tanzen und Lachen vergeht!
Elfe: Ei wohl! Doch hast du nur eins vergessen:
Erst mußt du sie fangen! Fange mich, Bär!
(Sie hat ihren Mut wiedergefunden und tanzt in lachender Anmut um ihn herum)
Bär: Dich fangen, Grashüpfer? Das ist nicht schwer!
Elfe: Du nennst mich Grashüpfer? So heiß' ich ja nicht!
Bär: Wie heißt du denn?
Elfe: Frau Phantasie!
Meine Mutter heißt Anmut, mein Vater heißt Licht.
Bär: Was? Phantasie? Das hört' ich nie,
Und stampfe doch weit genug durchs Land.
Ich heiße Verstand.
In Höhlen ist meine Sippe daheim,
Ich schnuppre in hohlen Bäumen nach Honigseim
Und halte den Schädel bedächtig nach unten geduckt;
Ich fresse viel — und auch du wirst verschluckt!
Elfe: Mein Herr Verstand, du scheinst zwar gelehrt
Und bist mit begrifflichen Tatzen beschwert;
Doch statt mich zu fressen, solltest du führen,
Solltest du mich zur Braut erküren!
Ja, ja, es wär' entzückend
Und dich beglückend,
Herr Klügling, wenn sich mein Lichtgewand
Mit dir vermählte, Herr Taps, Herr Verstand!

Digitized by Google

Bär: Du — meine Braut?! So 'n federleichtes Ding?!
Du kannst ja nur tändeln, du kannst ja nicht trotten,
Du hast ja 'n Spinnwebhemdchen, doch keine Zotten,
Du bist mir zu luftig, zu dünn, zu gering —
Und wagst es trotzdem, mich zu verspotten?!
Elfe: Mein Herr Verstand, versprich mir was!
Bär: Ich dir versprechen? Ich bringe dich um!
Elfe: Sei nicht so dumm!
Versteh' doch endlich ein wenig Spaß!
Hör' also, Bär: wenn du mich kriegst,
Wenn du im Wettlauf über mich siegst,
So darfst du mich fressen mit Haar und Haut —
Oder ich bin deine artige Braut.
Doch fängst du mich nicht — was gibst du mir dann?
Bär: Ich dich nicht fangen? Lauf' nur! Fang' an!
Elfe: Nein, erst versprich! Sieh meine Schuhe,
Wie leicht die sind!
Bär: Hallo, mein Kind!
Auch ich hab' Schuhe und kann drin schreiten!
Elfe: Ei, wo denn?
Bär (geht ins Gebüsch und holt ein paar grobe Holzschuhe):
Hier! Meine Sonntagsschuhe!
Elfe (lacht): O Bär! Pantoffelbär!
Erdenschwer!
Wie reizend! Hast du noch mehr in der Truhe?
Vier Füße hast du, so viel ich sehe!
Bär: Oho, nur zweie, sobald ich stehe!
Und stehen kann ich und stampfen und schreiten!
(Er zieht die Holzschuhe an, wirft sie aber nachher bald wieder ab)
Elfe: Doch kannst du auch schweben und fliegen und reiten?
Siehst du, das kann nur ich allein!
Drum, wenn ich im Wettlauf siege —
Bär: Was dann?
Elfe: So fang' ich auf dir zu reiten an!
Jawohl, so sollst du mich tragen!
So werd' ich dir auf den Buckel springen,
Den Wald durchreiten und Lieder singen
Und dich mit der Gerte zum Trotten bringen — —
Dann reit' ich hinab ins Menschenland
Und bin deine Herrin, mein Herr Verstand!
Versprichst mir das?
Bär: Gut, will's versprechen!
Elfe: Und halten und ja nicht brechen?
Bär: Was ich versprochen, pfleg' ich zu halten!

Digitized by Google

Elfe (klatscht in die Hände und ruft in die Bäume hinauf):

Ihr Finken und Amseln, ihr habt es vernommen!
Zaunkönig, Grasmücke, sollt alle kommen!
Wetzt eure Schnäbelchen, stimmt das Konzert!
Dem Trampelmann sei nun ein Tänzchen beschert!

(Es beginnt eine lustige Musik)

Elfe: Rundaradei! Meine Füßchen sind nimmer zu halten!
Auf, Bär, nun magst du schalten und walten
Und magst mich fangen! Fange mich, Bär!

(Nun tanzt sie gewandt um den schwerfällig in Holzschuhen verfolgenden, manchmal auch suchend im Walde verschwindenden Bären herum und spricht in anmutiger Tanzbewegung das Lied „Elfentanz" [aus meiner Sammlung „Lebensfrucht"], bis der Bär schließlich erschöpft zusammenbricht)

Raschelgewänder und seidene Schuh',
Krone, Korallen und Bänder dazu —
Rundaradei!
Rauschen und schleifen wir, singen dabei,
Rauschen und singen wir,
Rund um den Eschenbaum, rund in den Mai,
Rundaradei, eia, rundaradei!

Willst du uns greifen?
Mußt du mit schleifen!
Hast du auch Füßchen so seiden wie wir?
Bist du so biegsam,
Bist du so schmiegsam,
Bist so geschwind und so schwingend wie wir?

Die Blättlein am Strauche,
Sie drehen im Hauche
Die grasgrünen Röcklein und flimmern dabei!
Und kam aus dem Blauen
Der Nächte ein Tauen,
So tanzt und so funkelt am Morgen der Mai!

Trinke das Licht und so tanze dich munter!
Trinke das Licht und dann hügelhinan!
Spritzt dir ein Perlchen vom Frühgras herunter,
Denk dir, ein Elfelein springe dich an!
Finken, o sieh doch, wie fliegende Lichter,
Wölkchen, o sieh doch, wie fliegender Schwan —
Überall, überall Sonnengesichter,
Du nur darin als verdunkelter Mann!

Willst du uns greifen?
Mußt du mit schleifen!

Digitized by Google

Hast du auch Füßchen so seiden wie wir?
Bist du so biegsam,
Bist du so schmiegsam,
Bist so geschwind und so schwingend wie wir?

Poltert der und holpert der,
Mit dem Holzschuh stolpert der,
Zottelbär! — Zottelbär! — Zottelbär! . . .

(Sie hat inzwischen eine Haselgerte im Walde gebrochen, tanzt flink um ihn her und kitzelt oder haut den erschöpft hinsinkenden Bären)

Der Bär: Genug! Halt' ein! Au, laß mich frei!

Elfe (sich zu ihm neigend): Gestehst du nun, daß ich flinker sei?

Bär: Mit meiner Herrschaft ist's vorbei!

Elfe: Jawohl, da liegst du, plump und schwer!
Was hast du versprochen? Auf, Herr Bär! —
(Sie ruft)
Ihr Elfenschwestern, kommt alle her!

Bär (will auf und davon): Ich troll' mich davon.

Elfe: Erst meinen Lohn!
Den Buckel her!
Frau Phantasie darf reiten! Auf, auf, auf!
Lauf, lauf, lauf!
Hü, Bär, es wird schon gehn!

(Sie reitet, nach Damenart sitzend, auf dem Rücken des Bären davon, den Kindern zuwinkend)

Lebt wohl, ihr Kinder! Auf Wiedersehn!

(Zugleich laufen lachend die andern Elfen von allen Enden wieder auf die Bühne und singen jauchzend hinter ihr her:)

Elfenchor: O seht, o seht! Da reitet sie!
Der Herr Verstand! Frau Phantasie!
Hahahaha! Welch köstlich Paar!
O Schwestern, wie sie mutig war!
Sie hat ihn umtanzt, sie hat ihn umsungen,
Sie hat ihn tanzend zu Tode bezwungen — —
Des Bären Herrschaft ist zu Ende!
Zeitenwende! Zeitenwende!
Nun wird die Welt voll Melodie — —
Heil, Königin, Frau Phantasie!

Ende

Digitized by Google

# Treue

## Von Paul Bülow

Vor meinem inneren Auge sehe ich den alten Organisten von St. Jakobi in meiner Vaterstadt. Er schreitet in Mantel und Hut die breite Flurtreppe seines alten Hauses hinab. Die Noten für den Sonntagsgottesdienst trägt er unterm linken Arm, den mächtigen Schlüssel der Kirchentür in der rechten Hand. Sonnenleuchten flutet durchs Fenster im Flur und setzt den schweren eichenen Schrank auf der Diele in volles Goldlicht. Der betagte Meister weiß den Enkeln manch schaurig Histörchen aus dem Leben dieses Hausrats während der Franzosenzeit zu erzählen. Wer genau hinschaut, sieht an den Schrankseiten tiefe Narben. Die rühren her von böswilligen Säbelhieben wutwilder Reiter aus der Armee des Korsen....

So geht der Greis nun die fünfzig Jahre hindurch, Sonntag für Sonntag, nach St. Jakobi hinüber. Selten hat er während dieser vielen Jahre seinen Dienst versäumen müssen; kaum ein einziges Mal hat die Orgelbank zu Gottesdienst, Kindtauf oder Abendmahl einen andern gesehen als ihn, den treuen Mann, der seine ganze Seele in die Töne legt, wenn er sie dem Wunderbau seiner Orgel entströmen läßt....

Geruhsam und pflichttreu geht der Greis noch heute den Weg zu seiner geliebten Orgel....

In den Unfrieden der Zeit trägt er stillen Frieden himmlischer Kunst.... Die Kirche ist oft traurig leer; aber dann schallen seine Orgeltöne um so mächtiger ins Gemüt der wenigen Andächtigen, als riefen sie ihnen zu: „Bleibt erst recht in eurer Stille stark! Bleibt erst recht euren Idealen treu!“

Ich wünschte, ein Maler hielte diesen Anblick fest: ehrwürdiges Greisentum in nimmermüder Treue zu frommer Kunst....

Treue ist in allem, was sein Leben erfüllt! Treue im Kleinen, im ehrwürdigen Hausrat bis zum Spinnrad in der Fensternische, Treue aber vor allem auch in allem Großen: in der Pflicht, im Gottvertrauen, im Festhalten wertvoller Erinnerungen an alles Schöne der Kunst und des Menschenlebens.

Möge aus den Tönen deiner Orgel noch manch reine Kunde in neudeutsche Herzen hinüberfluten, du einsamer, du vorbildlich treuer Meister!

# Pfingsten

## Von Ludwig Bäte

Ernste Eichen kronenbreit,
Alte Niedersachsenkaten.
Mittendrin das Gotteshaus,
Und ringsum die jungen Saaten.

Orgelrauschen schwillt herbei,
Helle Kinderstimmen beten.
Flehend quillt der Pfingstgesang
Aus der ernsten Stunde Nöten:

„Heil'ger Geist, kehr' bei uns ein!“
Wunderreiche Glaubensweise!
Über Turm und Felder ziehn
Lerchen ihre Liederkreise.

Digitized by Google

# Rundschau

## Wartburgbriefe einer weimarischen Fürstentochter

Vorbemerkung. Was wußten und wissen eigentlich die durchschnittlichen Deutschen vom inneren Leben ihrer Fürsten und fürstlichen Kreise? Gab es dort überhaupt etwas wie „inneres Leben“ — oder ging alles im Repräsentativen und Höfischen unter? Ohne Zweifel hatte auch da, wie überall in der Neuzeit, eine bedenkliche Veräußerlichung überhandgenommen; die Erziehung war von vornherein zu einseitig auf das Soldatische, auf Jagd, Sport, Salon und Formen der Außenwelt eingestellt, zu wenig auf Durchgeistigung und Beseelung. Und doch müssen wir nach und nach dahin kommen, daß wir unseren Fürsten, wenn ihnen auch das Politische genommen, wieder Kulturaufgaben zuweisen müssen, damit sie sich aufs neue als tätige Mitglieder in das zu belebende Kulturganze einfügen, wie das ja bereits da und dort geschieht.

Daß es einige gab, die in diesem Geiste — abseits vom seelenlosen Zuge der Zeit — ihre Aufgabe erfaßten, beweisen die folgenden Briefstellen. Und zwar handelt es sich hier nicht nur um die räumliche Wartburg und ihren Landschaftszauber. Das Besondere dieser Briefe ist der Umstand, daß hier zum ersten Male — ich weiß wenigstens kein anderes Beispiel dieser Art — von einem bestimmten Geist und Wesen der „Burg“ wie von einer selbstverständlichen und festen Weltanschauung und Lebensführung gesprochen wird. Noch mehr: daß dieses „Weben und Wirken des Geistes, der von der Burg ausgeht“ und „der mit Weimar, als Begriff, verwoben ist“, als ein wünschenswertes Gut für ganz Deutschland empfunden wird.

Es ist eine Tochter des Großherzogs Karl Alexander, des Wiederherstellers der Wartburg, die sich in diesen Briefen an den Oberburghauptmann v. Cranach ausspricht. Prinzeß Marie war mit dem Prinzen Heinrich VII. Reuß j. L. vermählt: mit einem deutschen Staatsmann, der seit den sechziger Jahren als Botschafter in verschiedenen europäischen Großstädten tätig war und 1906 auf seiner Besitzung Trebschen bei Züllichau (Neumark) gestorben ist. Sie selbst schied vor Jahresfrist aus dem Leben (6. Mai).

Der Sohn der Verstorbenen (Heinrich XXXIII. Reuß j. L.) schreibt u. a. im Begleitbrief in genau demselben Geiste wie seine edle Mutter: „Wartburg und Weimar sind zwei untrennbare Begriffe — ja: ein Begriff. Und diese Briefe sind echte deutsche Wartburgbriefe, so ganz das Wesen, den Segen der Burg empfindend und wiedergebend — und weit, weit vorausschend. Es sind deutsche Briefe. Mögen sie Segen wirken, grade jetzt in Deutschlands höchster Not, und Kraft geben, auch vielen, vielen die Burg noch mehr erschließen! Denn der Deutsche braucht ein sichtbares Ideal, heute mehr denn je. Und das sollte unser deutscher Gral, die Wartburg, sein.“

In diesem Sinne lese man die folgenden Briefstellen! F. L.

* * *

Digitized by Google

Trebschen, den 24. März 1913 (Ostermontag).

... Selbstredend ziehen meine Gedanken zur lieben Burg. Mut, lieber Cranach, und jenes stolze, kernige Wort: „Je maintiendrai!“ Das Beste bleibt, das ist unüberwindbar, das ist das Fazit der sieghaften Osterzuversicht — auch für dieses Leben — ja just für dieses Leben mit allem, was es birgt! Man darf nicht nachgeben, was das Leben uns oft vorstellt und aufdrängt, mit Beweisen sogar aufdrängt, und uns aufbinden will und womit es uns betrügen und vergiften will. „Seinen Standpunkt immer höher stellen!“ rief meine Mutter in das Getümmel hinein. Wir Burgleute wissen's auch besser als die „Welt“, was da bleibt, was da weiterwirkt und schafft, zwingt und erringt. Es muß es, weil es „Leben“ ist: das ist Ewigkeitsstoff. Diese Gewißheit gibt wunderbaren Segen, Kraft und Ruhe. Was freut's mich, daß das Hoflager zur Burg kommt! Hoffentlich der Kaiser. Sein künstlerisch intuitives Leben empfindet das innerste Burgleben, dies wunderbar-geheime, feine Weben des ewig-schaffenden, nie rastenden, nie irrenden, stets wirkenden Idealen. Das alles ist so intim verbunden mit der Urnatur des Deutschen! Und deshalb ist's jedem Deutschen auch so, als habe er ganz selbstredend Anteil an diesem Wesen der Burg, als gehöre sie ihm, zu ihm! Ach ja! wenn man doch überhaupt viel mehr in und für das Leben die gewaltigen ethischen Kräfte in Berücksichtigung zöge! Denn sie sind die Bestimmenden. Ein wunderbares, ernstes, unsichtbares Ringen, Trachten und — will's Gott, Siegen. Zu wenigen kann man davon reden. Nur wenige schauen. Wenige empfinden diese Geheimnisse, die uns doch überall umgeben und die oft so zwingend oder heischend wirken!

Trebschen, 29. Juni 1913.

.. Ja — eine nicht hinwegzudisputierende Tatsache — Seelenband. Und man beachtet es gar nicht genug im Leben, wie man ja überhaupt lange nicht genug nach innen horcht ... „Bessere Zeiten!“ Ach, kämen die! Man darf ja nichts erwarten. Das „Bessere“, das „Gute“ fällt unverhofft in den Schoß. Wir alle sind verwöhnt, sehr verwöhnt durch die Vergangenheit. Es heißt aber: Der Gegenwart leben! Im Goetheschen Sinne „schön“ leben; praktisch, erschöpfend. Tun wir das, dann erweisen wir erst, ob jene „Verwöhnung“ wirklich eine war, oder eine „Ge-wöhnung?“ ... Also Leben heißt die Losung — „und wenn die Welt voll Teufel wär'“! Gegen Wind und Flut. Kampf ist Lust. Und unser getreuer Herrgott verläßt uns nicht. Bilder unserer geliebten Burg stehen immer vor mir — und das Sehnen meiner Seele webt dorthin in die geliebte Heimat ...

Norderney, 10. Juni 1914.

... Mit Liebe und durch Liebe Böses vergelten und überwinden: das ist die hehrste Pflicht, die uns unser Meister anvertraut. Er hat uns damit auch die größte Macht und Kraft anvertraut. Er selbst mit seinen Heerscharen steht dann hinter uns und steht für uns ein. Für Feinde beten! Für die beten, die uns beleidigen, verleumden, besudeln, die uns verfolgen. Es kostet ein großes inneres Zerbrechen und es ist einem sonst nicht möglich. Aber, überwindet man das innere Aufbegehren dagegen und tut es, so werden einem wunderbare Kräfte in Seele und Charakter gelöst und lebendig, und man tritt in ein innigeres Verhältnis zu dem Meister. Wie sehr bedauernswert sind doch die Menschen, die keine Feinde haben!... Zutrauen zu Ihm sollten wir uns klarleuchtend erhalten und fleißig wegputzen davon, was sich an Staub, Dunst und Wust gar so gerne ansetzt, wenn nicht beständig gesäubert wird. Auch dafür gilt der alte Klingenspruch: „Rast' ich, so rost' ich!“ Mir sind die Stunden in der Heimat, in dieser besonders geweihten Heimat, ein köstlicher Quickborn gewesen. Intensiv habe ich das Wesen der Burg empfunden, auf mich wirken lassen und es voll genossen. Segensströme sind es.

Trebschen, 27. Sept. 1915.

... Ich habe so feste Zuversicht in Gottes Barmherzigkeit. Und das trotz ernstester Eindrücke — Stets den Kopf oben — und mutvoll trauen! Ach, wie muß es jetzt herrlich auf der Burg im geliebten Thüringer Lande sein!

Digitized by Google

Trebschen, 7. Okt. 1915.

... Sehr viele meiner Gedanken sind in Thüringen ... Glauben kann man ja nur, wenn man nicht sieht. Wolle Gott es schenken können, daß wir die Erfüllung unseres Glaubens sehen! Und der Krieg entwickelt sich weiter und windet sich allumfassend weiter, große Umwälzungen anbahnend — ein Wundersames ist es. Gott helfe uns und erhalte uns nüchtern, rein, demütig! ... Das ganz stille Sitzen auf dem Lande kommt einem schwer an, besonders wenn man in der Großstadt war, die vielen Nachrichten erhielt und dort allerhand Menschen sprach. Es gehört eine tüchtige Summe Selbstzucht dazu, eben hier draußen still auszuhalten. Und wie undankbar ist der Mensch! ...

Trebschen, den 9. Mai 1916.

... „Wohl dem, der Ohren hat zu hören, was die Burg spricht und ihm zu sagen hat! Das ist Glück an sich. Damit soll man begnügsam werden. Es gilt Zuversicht haben, trotzdem, daß man nicht sieht, trotzdem, daß unser Verstand und dessen Logik uns vordenkt und vordemonstriert und uns blendet. Zuversicht auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit haben, das dürfen wir und das sollen wir. Seine Wege sind nicht unsere Wege! „Glauben" ist eben Zutrauen, das weiß, obwohl es nichts „weiß" und meist das Gegenteil sieht. Jawohl, ein schwerer Gang, ein mühebeladenes Gehen für unsere Seele, denn diese läßt doch meist sich vom Verstand regieren. Doch erhält sie Zu-Trauen, wie verändert wird dann alles, das Wirken der Beeindruckungen, die sie erhält, Erfahrungen, Arbeit, Menschenbewertung, Schicksal. Lassen Sie es sich nur so recht von der lieben Burg sagen, was es ist, Leben, Ringen in Zutrauen und in Zuversicht! Ein' feste Burg ist unser Gott! Und das stolze und so bedeutsame Oranierwort reihe ich an: „Je maintiendrai!" Die Entwicklungskrisis der Menschheit, die wir miterleben, läßt sich gar nicht in Worte bannen. Täglich und stündlich sieht und fühlt und überall fühlt man es ja, daß es ein Kampf der Geister, der seelischen Gewalten ist. Und stets kommt es schließlich darauf zurück, auf das Schlichteste, scheinbar Einfachste: — treue Pflichterfüllung. Das schichtet sich endlich zusammen zu ungeheurer Kraft und Macht. Mir scheint, es gilt noch schwere Läuterungsprozesse, es gilt noch ungeheuere Aufgaben zu lösen! Den einen unserer erbittertsten Feinde — England — haben wir ja erst kaum berührt ... Möchte Gottes Sturmposaune doch unsere verlullte, verblendete Regierung emporschrecken zu Bewußtsein und Erkenntnis! Ein viel tieferes, dringenderes Gebetsleben und Gebetsringen sollten wir führen als macht- und kraftvolle Hilfsphalanx für die Streiter draußen; herinnen die heiße Arbeit, das Geistesringen. Das brauchen die draußen. Diese Hilfstruppe just! Man empfindet's deutlich. Und wir — ein jeder — sollte solch siegesgewisser Ringer in seinem Kämmerlein, und darf er dafür die Zeit nicht haben, in seinem Herzen sein, überall, stündlich, öfter kämpfen in aller schneidigen Freudigkeit! ...

Trebschen, 20. August 1916.

... Das Weben und Wirken des Geistes, der von der Burg ausgeht, der mit „Weimar", als Begriff, verwoben ist, der ist ein Lebendiges, daher nicht Rastendes, nicht Rostendes. Er dokumentiert sich als solcher. Er ist einer jener geheimnisvoll wunderbaren Quickborne, eine der Quellkräfte, welche die deutsche Seele in dieser Zeit sich bewähren macht; sie stählt, ihr Schwungkraft gibt ... Die Arbeit der Pflichttreue seit Generationen, der Pflege des Idealen als des wirklich Realen. Das ist alles so wunderherrlich. Jauchzen und Lobpreisen tut die Seele darob ..

Digitized by Google

# Bismarck und sein Wald

Daß Fürst Bismarck als echter Deutscher ein Freund des Waldes war, daß sein Name mit dem Sachsenwald untrennbar verbunden ist, wissen wir alle. Doch in besondrer schlichtmenschlicher Weise bestätigt uns dies ein sachkundiger Erzähler: sein pommerscher Oberförster und Gutsverwalter Ernst Westphal. In einem hübschen Buche „Bismarck als Gutsherr“ (Leipzig, K. F. Koehler) gibt er uns seine Erinnerungen, denen wir das Folgende entnehmen:

Die erste und letzte Liebe des Grafen in Varzin galt seinem Walde. Die weiten Forsten und der große prächtige Park haben ihn wohl vor allem dazu veranlaßt, gerade Varzin zu kaufen. Hier konnte er als Gutsherr in weltferner Einsamkeit sich von der Unruhe der Politik und der großen Welt erholen.

Als wir einmal im tiefen Wald gingen, sagte er, wie befreit aufatmend, zu mir: „Hier erreicht mich kein Depeschenbote!“ In einem seiner Briefe aus Varzin hat er selbst einmal sein dortiges Leben beschrieben: „Wenn ich gefrühstückt und gezeitungt habe, wandere ich mit Jagdstiefeln in die Wälder, bergsteigend und sumpfwatend, lerne Geographie und entwerfe Schonungen; sobald ich heimkehre, wird gesattelt und dasselbe Geschäft bis zum Überdruß Josephs [Reitknecht], Röschens und Walters [Reitpferde] fortgesetzt. Letzterer schreckt bergauf vor nichts zurück, bergab läßt er mitunter seine vier Hufe Wurzel schlagen und erklärt mit resigniertem Schweigen, es ginge nicht. Es gibt doch sehr dicke Buchen hier, auch Balken und Blöcke, Wüsteneien, Schonungen, Bäche, Moore, Heiden, Ginster, Rehe, Auerhähne, undurchdringliche Buchen- und Eichenschläge und andere Dinge, an denen ich meine Freude habe, wenn ich dem Terzett von Taube, Reiher und Weihe lausche oder die Klagen der Pächter über die Untaten der Sauen höre.“

Mein hoher Herr liebte seinen Wald, aber er war auch scharf dahinter her, daß vorteilhaft gewirtschaftet wurde. In der Forst- und Landwirtschaft, meinte er öfter, müsse man nach den Grundsätzen verfahren: „Probieren geht über Studieren“ und „das Beste ist des Guten Feind“...

Der Varziner Park ist 75 ha groß und liegt auf einem kupierten Boden mit oft steilen Abhängen. Der Verschiedenartigkeit des Bodens entspricht die Mannigfaltigkeit der Bestände. Der Park umgrenzt das Schloß in Süden, Westen und Norden: im Osten liegt der Gemüsegarten. Die Wirtschaftsgebäude stoßen nicht an das Schloß, sondern liegen für sich am Ende des Dorfes. Unmittelbar am Schloß steigt der Boden bedeutend an; zum Teil hat man hier durch künstliche Einschnitte kleine Hochflächen und Terrassen geschaffen. Auf der untersten Terrasse befindet sich ein kleiner Teich, der von einer oberhalb entspringenden Quelle gespeist wird; er ist reich an Goldfischen und Karpfen; eine Brücke führt über ihn zur oberen Terrasse. Zwischen Schloß und Teich ist ein Rosengarten angelegt, an dem besonders die Frau Gräfin-Fürstin ihre Freude hatte.

Weiter südlich gelangt man auf ein kleines Plateau mit einem Pavillon aus Holz mit Rohrdach, von wo aus der Vorbesitzer zwei Schneisen hatte aushauen lassen, durch die man das Schloß von Beßwitz und die Kirche von Wussow sehen konnte. Diese Anlage gefiel dem Herrn Grafen nicht; er gab Befehl, die Schneisen zu bepflanzen und äußerte: „Ich will bei meinen Gängen im Park den Eindruck haben, daß ich mich in dichtem, großem Walde befinde, wo mich niemand finden kann.“

Ein zweiter Teich, tief und mit steilen Ufern, liegt ungefähr in der Mitte zwischen Schloß und Pavillon. In diesem Wasser hätte 1874 ein hoher Beamter beinah sein Leben gelassen. Im November schickte Staatssekretär von Stephan zwei höhere Postbeamte mit einem Telephon nach Varzin, um dem Fürsten die neue Erfindung vorzuführen. Da die Herren erst 6 Uhr nachmittags ankamen und am nächsten Morgen zurückkehren sollten, mußte das telephonische Gespräch noch am Abend erfolgen, während es stark regnete. Es gelang, eine Leitung zwischen

Digitized by Google

Schloß und Pavillon herzurichten und ein Gespräch zwischen dem Fürsten und den Herren zu führen. Währenddessen ging der Geheime Legationsrat von Holstein in der Dunkelheit auf und ab, fiel in diesen zweiten Teich und wäre ertrunken, wenn nicht die Herren sein Geschrei gehört und ihn herausgezogen hätten.

Die Quelle, die beide Teiche speist, hat man abgefangen und durch ein Rohr weitergeleitet. Neben dem Rohr wurde eine Konsole angebracht und auf diese ein Glas gestellt, woraus der Fürst eine Zeitlang täglich vor dem ersten Frühstück ein Glas Wasser trank, um festzustellen, ob dies Quellwasser die gleiche Wirkung habe, wie der Kissinger Brunnen. Wenn er auf die Heilkraft des Kissinger Wassers zu sprechen kam, erzählte er wohl, daß sein starker und nervöser Vater durch diese Kur immer schlank und gemütlich geworden sei.

Mein Wunsch, daß das auch beim Fürsten eintreten möchte, erfüllte sich, aber nicht durch das Quellwasser, sondern durch Dr. Schweninger, der mit Energie die Befolgung seiner Anordnungen durchsetzte, namentlich bezüglich der Überladung des Magens. Doch hat er oft genug seine Not mit dem Fürsten gehabt. Denn Bismarck nahm in 24 Stunden eigentlich nur eine Mahlzeit, das Mittagessen, aß da aber so reichlich, daß ich 48 Stunden daran genug gehabt hätte. Wie er selbst sagte, schmeckte ihm das Essen vortrefflich, und am besten das, was er nicht essen durfte.

Hinter dem Eiskeller liegt eine 4 Morgen große Fläche, die mit wenigen alten, kurzstämmigen, knorrigen Kiefern bestanden war und zur Anlage von Kartoffelmieten benutzt wurde. Das gefiel meinem hohen Herrn gar nicht. Ich erhielt daher den Befehl, die Fläche mit Unterholz zu kultivieren. Ich nahm dazu Buchenpflanzen aus dem sogenannten Gehege. Diese Anpflanzung fand so sehr den Beifall des Fürsten, daß ich später alle mit Kiefern bestandenen und licht gewordenen Stellen des Parkes ebenso unterbauen mußte, um die Fernsicht zu beschränken und dem Wilde Schutz zu bieten.

Besonders liebte der Fürst den südöstlichen Teil des Parks, der mit alten starken Eichen, Buchen und Kiefern dicht bestanden war. Trotzdem drohte er den Bäumen eines Tages mit der Faust und sagte: „Ihr seid schuld daran, daß ich Varzin gekauft habe."

Unter hohen Bäumen, in schattigen Gängen zu wandeln, war des Fürsten Freude und Erquickung. Oft ist er nachts mit seinen Hunden in den Park gegangen, wenn Sorge und Unruhe ihn quälten, und hat in der Kühle und Stille der Natur Beruhigung gefunden für Herz und Geist.

Seine Bäume waren sein Luxus. Der nach Süden vorspringende Parkstreifen hat vorzüglichen Boden, der sich gut zum Acker geeignet hätte. Er war mit hohen, hübschgewachsenen, noch nicht sehr alten Laubholzstämmen bestanden, die ihre Äste weit über den angrenzenden Acker breiteten und ihre Wurzeln noch weiter in ihn hineintrieben zum Schaden der Fruchtbarkeit. Der Bruder des Grafen, der überhaupt der Meinung war, daß die Erhaltung und Pflege des 300 Morgen großen Parkes auf meist gutem Ackerboden doch ein recht teures Vergnügen sei, wenn sich der Graf doch nur durchschnittlich 6—8 Wochen im Jahre in Varzin aufhalte, und der Pächter Zutz machten eines Tages den Vorschlag, dieses Stück Park zu roden und zu Acker machen zu lassen. Zutz wollte sogar 4 Taler mehr Pacht für einen so gewonnenen Hektar geben. Der Graf aber sagte: „Wollt ihr mich aus Varzin vertreiben? Wenn es mir Vergnügen machte, mir die Weizenähren in meine Schlafstubenfenster spielen zu lassen, könnte ich ja in Schönhausen wohnen."

Seine Liebhaberei ging soweit, daß ich alle verkrüppelten Bäume stehen lassen mußte, z. B. die alten Kiefern auf dem Gurkenberge gegenüber Chorow und die sogenannte Katzenfichte am Wege von Wussow nach Wendisch-Puddiger. Er begründete solche Befehle mit den Worten: „Das wünsche ich aus landschaftlichen Gründen." Er äußerte einmal zu mir: „Mancher meiner Kollegen pachtet sich bei Berlin eine sehr teure Jagd, ein anderer versucht sein Glück an der Spielbank. Hiervon treibe ich nichts, dafür bin ich ein Baumnarr."

Digitized by Google

Der Park hatte mit der Forst keine Verbindung. Äcker, Wiesen und Moorflächen umgrenzten ihn. Dem Grafen war es aber ein Bedürfnis, möglichst weite Spaziergänge und -fahrten, auch bei schlechtem Wetter zu machen. Daher wünschte er, daß die beiden Parkteile nicht nur untereinander, sondern auch mit den nächstliegenden Waldflächen in Verbindung gebracht würden. Ich legte zu diesem Zwecke Anpflanzungen an, über die sich der Fürst nach ihrer Vollendung im Jahre 1881 sehr freute.

Zu seinem und seiner Frau Gemahlin Empfang auf dem Bahnhof Hammermühle hatte ich außer dem Gepäckwagen zwei Kutschwagen gestellt; auf dem zweiten spielte der erst 16 Jahre alte Hofgänger Julius Heyer den Rosselenker. Dem Zuge entstieg auch der kommissarische Landrat des Kreises Rummelsburg, Graf Königsdorff, im Leibrock mit weißer Binde, um den Fürsten an der Kreisgrenze zu begrüßen. Der Fürst war sehr verdrießlich; kein Wunder: er kam ja aus Berlin! Seine Mißstimmung zeigte sich bei der Verabschiedung des Landrats und bei meiner Begrüßung. Bei den Wagen angelangt, sagte die Fürstin: „Ottochen, ich werde auf dem zweiten Wagen fahren", worauf der Fürst erklärte: „Dann werde ich Westphal mitnehmen." Sobald sich die Wagen in Bewegung gesetzt hatten, schimpfte der Fürst über die Berliner Verhältnisse, besonders über die Zeitvergeudung mit der Etikette, und sagte unter anderem: „Wenn ich die verfluchte weiße Binde um den Hals sehe, dann werde ich schon aufgeregt!" Ich fragte: „Befehlen Durchlaucht, daß der Weg durch den Richtberg gefahren wird?" — „Was ist denn da zu sehen?" fragte der Fürst. — „Die gut angewachsene Schonung in dem Verbindungsteil." — „Gut," sagte er, „fahren wir!" In der Schonung angekommen, stieg der Fürst aus und besichtigte die Anpflanzungen. Zurückgekehrt lobte er die Arbeit und erzählte vergnügt allerlei aus der Zeit, wo er Kaiephof bewirtschaftet hatte. Seine gute Laune steigerte sich beim Mittagessen, Forellen und Wein mundeten ihm vortrefflich. Bei Tisch äußerte die Fürstin: „Westphal, was haben Sie mir heute für einen Kutscher gegeben?" Auf meine Gegenfrage: „Haben Durchlaucht zu klagen?" erwiderte sie: „Nein, das nicht, aber ich fürchtete immer, daß die Pferde mit ihm durchgehen würden, er ist doch noch ein zu kleiner Junge." Ich antwortete: „Das ist mein bester Kutscher von den jungen Leuten." Nach Tisch fragte mich die Fürstin, was nur mit ihrem Gemahl geschehen wäre, daß sich seine Stimmung so schnell gewandelt habe. Ich konnte antworten: „Das hat der gute Stand der Schonung am Richtberg bewirkt . . ."

Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge 1870/71 kam der Fürst nach Varzin und sagte bei einer Gelegenheit zu mir: „Wie die Franzosen herausgekriegt haben, wo Varzin liegt, ist mir wunderbar. Denn sie haben in die Ostsee eine Flotte geschickt mit dem besonderen Auftrage, Varzin zu zerstören. Aber was hätte ich mir daraus gemacht, wenn sie den alten Kasten (das Schloß) abgebrannt hätten?! Dann hätte mir der Kaiser sicherlich ein schönes, neues Haus aufbauen lassen." Worauf ich bemerkte: „Durchlaucht, aber der Park!" Da fuhr der Fürst ganz erregt auf: „Was? Meinen Park hätten die verfluchten Kerls abgesengt? Das wäre allerdings ein harter Schlag für mich gewesen . . ."

Nachwort des Türmers. Als Ergänzung zu obigem verdient eine höchst bemerkenswerte Stelle aus den „Gedanken und Erinnerungen" (III) hier Erwähnung: „Ich kann nicht leugnen, daß mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers [Caprivi] einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, daß er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Kaiser Wilhelm I., der in dem Reichskanzlergarten glückliche Jugendtage verlebt hatte, wird im Grabe keine Ruhe haben, wenn er weiß, daß sein früherer Gardeoffizier alte Lieblingsbäume, die ihresgleichen in Berlin und der Umgegend nicht hatten, hat niederhauen lassen, um un poco più di luce zu gewinnen. Aus dieser Baumvertilgung spricht nicht ein deutscher, sondern ein slawischer Charakterzug. Die Slawen und die Kelten, beide ohne Zweifel stammverwandter als jeder von

Digitized by Google

ihnen mit den Germanen, sind keine Baumfreunde, wie jeder weiß, der in Polen und Frankreich gewesen ist; ihre Dörfer und Städte stehn baumlos auf der Ackerfläche, wie ein Nürnberger Spielzeug auf dem Tische. Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehn, als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauchs eines Staatsgrundstücks durch Deterioration desselben mißbraucht hat."

# Von neuer Jugend

Wenn etwas uns trostvoll und zuversichtlich in dem Zusammenbruch aller realen und ideellen Werte bei uns stimmen kann, so ist es das Sehnen und Suchen in den Reihen unserer Jugend. Freilich nicht in ihrer Gesamtheit — das ist im Hinblick auf die heutige parteipolitische Zerrissenheit leider unmöglich. Aber in einem besten Teil Jungdeutschlands lebt der heilige Wille, dem tiefgesunkenen Vaterlande zu helfen, eine neue Segenszeit in deutschen Gauen aufstrahlen zu lassen.

Es gilt nun für uns Erwachsene, mit teilnehmenden Herzen der Jugendbewegung in den vielgestaltigen Formen größte Aufmerksamkeit zu schenken. Denn die Jugend ihrerseits sucht Führer auch in den Reihen der älteren. Und wir freuen uns, wenn eine Jugend einen so anregenden Führer ihr eigen nennen kann, wie wir ihn kennen lernen in der Persönlichkeit Leo Fußhöllers als Verfasser des Buches „Die Dreiheit eines neuen Schul-Lebens: Wandervogel, Werktat, Dramatik" (Greifenverlag, Hartenstein i. Sa.). Es lohnt sich, den Inhalt mit einigen Strichen wiederzugeben.

In der weitgespannten Einleitung versucht der Verfasser eine Erklärung unserer sogenannten Gegenwartskultur zu geben. Viel Treffliches wird da gesagt; nicht alles freilich hält einer vorurteilsfreien Kritik stand. Zunächst die Frage: Wann beginnt die neue Zeit? Darauf wird die Antwort erteilt: „Heinrichs IV. Drang vor dem Wehgang nach Canossa, des heiligen Franz entfesselte Seelengewalt, der die Vögel lauschten, die heilige Not der Albigenser und Waldenser durchbrachen das scholastische, das kritisch-romanische Joch, sangen das Sturmlied der Neuen Zeit, die auch das Lied der Alten Welt, des nachtdunklen Dionysosmenschen aller Zeiten war: die Freiheit des Individuums, die Entfesselung der Seele. Das war die wahre Renaissance des Abendlandes." Die Hohenstaufen träumten ihr Imperium als Durchdringung mit dem siegreichen germanischen Geiste. In der deutschen Mystik eines Eckehardt, Seuse, Tauler loderte germanische Seelenkraft und Gottschauung, und so steht jener junge Feuerkopf, der die flammenden Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, nicht am Anfang der neuen Zeit, sondern bereits mitten drin. Aber neben Luther besteht die Renaissance, die ihren romanischen Ursprung nie verleugnen konnte, selbst da nicht, wo der Germane seine Eigenart in sie hineinzulegen suchte. Es wird dann ausführlich dargetan, daß die Bedeutung der Renaissance in der Förderung der Wissenschaften, nicht in der Entwicklung der Kunst liegt. In der Kunst macht sie nicht mehr das Kunstwerk selbst dem Volke zugänglich; sondern die Person des Künstlers, die früher hinter dem Werke stand, ist jetzt die Hauptsache: „Dahin führte der Renaissance-Individualismus: die Kehrseite, die hohle Geste, die Karikatur des germanischen Herrenmenschen, die Herrenmenschentum mit Egoismus verwechselte." Wir sehen den Typus des dünkelhaften Gelehrten sich entwickeln, „des Alleswissenden", des immer „sachlichen" Verstandesmenschen, „der glaubte, jedes Gefühl verstehen und alles begreifen zu können, der im Grunde aber sich erhaben dünkte über jenen Menschen mit der „Tiefe des Gemüts" und in seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein darüber lächelte. Ein gutes Gedächtnis und vieles Lesen ertöteten in ihm, wenn er künstlerische Veranlagung zeigte, den Schöpfergeist." In zwei Linien ist vom



Digitized by Google

alternden Luther an die Entwicklung der deutschen Geisteskultur geteilt: „Während von dem Mönch von Wittenberg eine aufsteigende Linie zu Rousseau und zu dem Schöpferkreis von Weimar und Jena führt, weist eine andere Spur, die von dem alternden zwiespältigen Renaissance-Luther ausgeht und den Gleisen eines fesselengen, nüchternen ‚Protestantismus' folgt, der eigentlich gar keinen ‚Protest' der Seele mehr bedeutet, nach Potsdam und Königsberg."

Alles sehr anregend, aber auch mit Vorsicht zu lesen!

Eine knapp gehaltene Charakteristik gibt Fußhöller von der Arbeit und den Persönlichkeiten der Hohenzollern. Er spricht hier Erkenntnisse aus, die im gegenwärtigen Zusammenbruch Allgemeinbesitz zu werden scheinen. Er sieht den Hauptfehler ihrer geschichtlichen Sendung in dem Entindividualisierenden ihres Systems: „Die Hohenzollern waren in erster Linie Willensmenschen, sittliche Persönlichkeiten. Sie erzogen einen pflichttreuen, arbeitstüchtigen, unkünstlerischen Durchschnitt . . ." „Das preußische System, an sich hervorragend, nur zu einseitig entwickelt, war eben ein Erzeugnis der Willens- und Verstandeskraft und drückte sich als solches im ganzen Staatskörper vom preußischen Geheimrat bis zur preußisch militärischen Forstpflanzung aus . . ." „Solche Nur-Organisation, solches Nur-Pflichtbewußtsein schuf eine starre Mechanik, löste aber keine warme Volkskraft." Mit einem Worte: das Deutschland der Hohenzollern hat „Weimar" vergessen. Das lesen wir erschüttert schon im Kaisergespräch auf der Wartburg in Lienhards „Spielmann" mit dem ironisch-wehmütigen Ausklang. Aber dieser Dichter weist uns auch für die Zukunft den rechten Weg: „Nicht Weimar oder Sanssouci, sondern Weimar und Sanssouci! Deutschland braucht beide: den König und den Dichter, Friedrich und Goethe." („Der Meister der Menschheit", 2. Bd.) Im harmonischen Zusammenklang dieser einst noch zu verwirklichenden symbolischen Lebensbegriffe liegt der deutsche Aufstieg beschlossen, und in diesem Sinne will auch die von deutschem Geiste beseelte Jugendbewegung verstanden sein, der Fußhöller mit seinem Buche zielsichere Bahnen weisen möchte.

Es lag mir daran, diese Hauptpunkte des einleitenden Abschnitts herauszuarbeiten. Auf die trefflichen Ausführungen über die deutsche Kultur in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart und ihre Ergebnisse kann hier nur verwiesen werden. Den Türmer-Lesern werden diese Gedanken aus Euckens oder Lienhards Werken bekannt sein, wenn hier aufs neue begründet wird, wie das Zeitalter einer seelenwürgenden Technik den inneren Adel des Menschen vernichtet: „Dieser neudeutsche Mensch wurde nach und nach zum Arbeitstechniker; die Technik aber ist die Dienerin der Zivilisation, schafft also nicht Seelenkräfte, sondern Behaglichkeit", allerdings eine Behaglichkeit unter dem Banne des Trieblebens: „Dieses System erstickt alles Seelische im Menschen, den es nach der stumpfsinnigen Arbeit statt zu Natur und Kunst, statt in Wald und Gotteshaus in Kientopp, Kabarett und Tingeltangel, die jede Kunst zermürbenden technischen Tempel der zwischenvölkischen Mode treibt. Diese Errungenschaften des Komfortismus reizen das niedere Triebleben des menschlichen Arbeitstieres zu Auswüchsen und untergraben so die Volksgesundheit. Nur aber in einem gesunden Volksleibe kann der gesunde Geist wachsen und gedeihen."

Auf der Grundlage des geschichtlich Gewordenen baut sich nun folgendes Ziel auf: „Der deutschen Volksseele muß, ihrer ganzen Entwicklung nach, der Menschheitsgedanke noch ein fernes Ziel sein. Erst gilt es, eine Volkskultur zu schaffen. Für den Deutschen gibt es Höheres als eine Menschheitszivilisation. Und eine Menschheitskultur, d. h. eine Gemeinschaft der Völkerseelen ist ein Undankbares. Wir sind kein auserwähltes Volk, aber wir wollen unsere Wesenheit entwickeln, und darum wollen wir alles tun, um unsere Urbegabung, die Quellen unserer Kraft, das Mythisch-Künstlerische wieder sprudeln zu lassen." Entfaltung eines schöpferischen Nationalbewußtseins und einer von idealen Werten durchglühten, deutschgestimmten Volkskultur — diesem Aufbau und Ziel strebt die Edeljugend entgegen.

Das sind in der Tat Ideale, die alt und jung zu gleichem Wollen zusammenführen.

Digitized by Google

Die Seiten über den Wandervogel gehören zum Schönsten des ganzen Buches und sollten zur Aufklärung und Vertiefung dieser Erscheinung von vielen gelesen werden. Das ist doch eben unbestreitbare Wahrheit, um nur das Grundsätzliche in dieser umfehdeten Frage hervorzuheben: während die vier Unheilsmächte — der Renaissance-Mensch eines zersetzenden kritischen Spezialistentums und ehrfurchtslosen Artistentums, der neudeutsche Arbeitsdenker des Jahrhunderts der Technik und des Großkapitals, das undeutsche Händlertum der Internationale, die materialistische Weltanschauung der westeuropäischen Sozialdemokratie — unser Volk bedrohten und ihm die Seele aus dem Leibe tranken, „gebar sich in der höchsten Not mitten aus der Großstadtjugend heraus eine lebenheischende Bewegung, der ein heiliges Feuer durch die Glieder lief: der deutsche Wandervogel." Und sein Sang fand Widerhall in ungezählten Herzen: „Wir wecken die heilige Kraft der Seele, wir wecken den Glauben an den Menschen, an die Persönlichkeit, wir wecken die Ehrfurcht vor uns selber, die Ehrfurcht vor dem Volke, die Ehrfurcht vor Schöpfungswille und -tat: vor Gott." Was der heranwachsenden Jugend ewig bleibt, das ist der starke Wandertrieb und damit die Sehnsucht nach neuer Lebenstat, die Befreiung von der Starrheit und Lüge der Gesellschaft, die „Entfesselung der Seele". Mit Recht wird auf ein nicht zu unterschätzendes Verdienst hingewiesen: der echte Wandervogel will nicht Parteihader und Tagesgezänk, sondern Lebensbekenntnis und Weltgestaltung. Er hat an der Seele gerade der unteren Schichten des Volkes gebaut: „Wer rief dem ganzen Volke die Sehnsucht wach für die Natur, wer trieb die Hunderttausende an den Feiertagen mit Rucksack und Zupfgeige aufs Land? Wer jagte die Kinder der Proletarier aus Kabarett und Kientopp und machte die Sinne und das Herz offen für Freilichtbühne und dramatischen Schwung? Und wer trägt die Schuld daran, daß heute die neue Schule die Frage des deutschen Volkes geworden ist?"

Überzeugend versucht Fußhöller eine Abwehr gegen die Wandervogel-Feindschaft, die wegen Entartungen dieser Bewegung in manchen Kreisen besteht.

Unserm herrschenden Schulsystem steht Fußhöller ablehnend gegenüber. Es wird seiner Meinung nach nicht imstande sein, die vorhin angedeuteten Ziele unserer neuen Volkskultur zu erreichen oder auch nur die Wege dahin zu zeigen. Es hat zu wenig Beseelungskraft. Auf diesen Seiten ist viel Allzuschroffes und nicht immer Zutreffendes gesagt, wenn auch zugestanden werden muß, daß in unsern Schulen manches zu ändern sein wird, um den Lebensidealen der neudeutschen Jugend die ihr gebührende Beachtung und Beherzigung schenken zu können.

Ich muß es mir versagen, des Verfassers Zukunftshoffnungen näher zu behandeln. Nur in diesen entscheidenden Sätzen seien die Ziele dieser neuen Schulgattung wiedergegeben: „Vom Kindergarten an bis zur Hochschule hinauf wird die neue Schule eine freie Gemeinschaft, eine Familie sein, in der der germanische Geist der Genossenschaft als Grundlage und der der persönlichen Selbständigkeit als Aufbau durch die Tat-Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen sollen, in der der junge Mensch auf Fahrten und Wanderungen, also durch die Natur, Heimat und Volk erleben und lieben lernt und dadurch seine natürliche Einordnung in den Staat als lebendige Volksgemeinschaft und nicht als begriffliches Abstraktum erfährt." Dies ist eben die unbedingt sich ergebende Folgerung aus der Jugendbewegung: „Das ist der eine wertvollste Gedanke, der aus dem Beispiel der Jugendbewegung erwachsen ist: ein Gemeinschaftsleben der Freude und der Tat. Und jener andere Gedanke: das Bekenntnis zum inneren Führertum, das eine nur äußere Autorität streng ablehnt und doch eine stramme Zucht hält, weil sie aus Liebe und freiem Willen stammt, hängt mit dem ersten unmittelbar zusammen. Damit hat der Wandervogel den Weg der neuen Erziehung in weitere Kreise getragen. Das Maß und die Art der Bildungsideale aber legt er voll Vertrauen in die Hände gereifter Männer, die Lebensjahre voll Erfahrung durchwandert und einen hellen Blick für die Not der Jugend bewahrt haben." Es werden dann in aller Ausführlichkeit die praktischen Möglichkeiten und Richtlinien für diese neue Schule erörtert. Eine reiche Fülle des Wertvollen und Beachtlichen

Digitized by Google

strömt uns hier entgegen; und manches davon wird die gegenwärtige Schule sich gern zu eigen machen, vor allem die Anregung zu einer wirkungsvollen und innerlich bereichernden Ausgestaltung des dramatischen Unterrichts durch Einführung der Dramatik als eines neuen Wahlfaches.

Das Buch als Ganzes ist ein dankenswerter Wegweiser in die Jugendbewegung unserer Tage; seine aufklärenden und aufrüttelnden Worte werden Widerhall finden.

Dr. Paul Bülow

# Politik und Wissenschaft

Der Streit über das Wesen der Politik ist alt. Vielleicht so alt wie die Politik, d. h. das bewußt auf die Zwecke des Staats und der Gesellschaft gerichtete Handeln der Menschen selber. Ist sie Kunst? ist sie am Ende doch Wissenschaft? Fast jedes Zeitalter hat der Frage eine andere Antwort ersonnen. Je nachdem die Tatmenschen überwogen, die hinreißenden Gestalter geschichtlichen Lebens, und einer Epoche das Gepräge gaben oder die hinterher kommenden Denker und Theoretiker. Bisweilen hat diese Antwort sich mit der auf die andere freilich nicht ganz so alte Streitfrage berührt, ob Männer die Geschichte machen. Bisweilen, nicht immer. Auch als der historische Materialismus noch nicht erfunden war und an der Welten bewegenden Kraft des menschlichen Willens den Mitlebenden kein Zweifel aufkeimte, lehrten Descartes und Malebranche und ihnen nach der französische Klassizismus, sich auf den gesunden Menschenverstand des „honête homme" (des Mannes von Bildung und Kinderstube, würden wir Heutigen sagen) zu verlassen und die Geschichte hochgemut zu verachten. Und später prägte aus solcher Treibhausluft heraus der Abbé Sieyès die barocke Narrheit: „Die Politik ist eine Wissenschaft, die ich vollendet zu haben glaube". Hyppolyte Taine, der den Ausspruch überliefert, fügt bissig hinzu: „Und zwar auf einen Schlag, nur mit einer Anstrengung des Kopfes, etwa auf die Art, wie Carteſius die analytische Geometrie ersann."

Ein wenig sind auch wir Nachbismärckischen, die wir im Schatten des Großen und im beglückten, mitunter nur zu gedankenlosen Anschauen seines Werks erwuchsen, die gleichen Wege gegangen. Vielfach, auch hier, aus „mißverstandenem Bismarck". Wir hielten uns an den stolzen Satz aus der Rede vom 29. Januar 1886 (er kehrt in mannigfacher Einkleidung auch sonst bei dem ersten Kanzler wieder): „Ich kann versichern, die Politik ist keine Wissenschaft, die man lernen kann, sie ist eine Kunst, und wer sie nicht kann, der bleibe davon." Aber wir vergaßen zumeist, daß von dem nämlichen Otto von Bismarck auch dieser Ausspruch herrührte: „Es ist ein gefährlicher Irrtum, aber heute weit verbreitet, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird." Das ist kein Widerspruch, ist nur dieselbe Wahrheit, von zwei Seiten gesehen. Gewiß gibt es in der Politik wie bei allem menschlichen Schaffen Dinge, die sich überhaupt nicht erlernen lassen. Die man hat oder nicht hat. Die „geniale Nüchternheit", die Mommsen als Höchstes an Julius Cäsar rühmte, den Sinn für das Mögliche, das Witterungsvermögen auch für das Keimende, Verständnis für die Unwägbarkeiten der Volksseele und die Fähigkeit, sich ihnen anzuschmiegen und sie mit zarter Hand zu leiten, kurz alles das, was man heute mit einem Modewort das „Fingerspitzengefühl" zu nennen pflegt. Aber nicht alle, die so oder so mit Politik sich zu befassen haben, sind Schaffende, können Schöpferische sein. Zum Mitraten indes und damit, in gewissem Ausmaß, doch auch zum Mittaten sind in diesen demokratischen Zeitläuften viele berufen, im Grundsatz sogar alle stimmfähigen Staatsbürger. Selbst dem engen Kreis der Schöpferischen

Digitized by Google

aber, wenn man will: der in politicis Erwählten wird es wohl anstehen, sich zu jeder Frist des Erbes der Vergangenheit bewußt zu bleiben.

Das ist es, was in der Politik erlernbar ist und was erlernt werden muß. Was auch dem geborenen Führer nicht von ungefähr anfliegt. Es ist niemand (oder doch nur da und dort ein Gottbegnadeter), der ohne wissenschaftliche Schulung die Macht des Vorurteils zu überwinden vermöchte. Wie er diese Schulung sich aneignet, ist gleichgültig. Aber er soll wissen, daß Politik keineswegs in der Abwandlung bestimmter Grundsätze besteht; daß es eine objektive, noch dazu parteimäßig abgestellte Wahrheit nicht gibt, noch geben kann. Soll zudem vor dem Aberglauben gefeit sein, daß gerade ihm es gelang, den Stein der Weisen zu finden oder festzuhalten; daß nicht auch schon andere, längst Vergangene, daheim und in der Fremde, Ähnliches gedacht, geplant, versucht und gebaut haben. Der Bereich des für den Politiker Wissenswerten ist so weit, wie, mit seinen unendlichen Wechselwirkungen, das Leben selber. Wäre Polyhistorie dem heutigen Geschlecht noch erreichbar, man müßte, wie im Altertum, sagen: die ἐγκύκλιος παιδεία, die Erziehung zum ganzen Bildungskreis, gehöre dazu. Wir Spätgeborenen, Traditionsbelasteten werden uns zu beschränken haben; der eine mehr, der andere, nach seinen Gaben, weniger. Aber ohne Geschichte, Staatswissenschaften, einem Schuß Juristerei, ohne lebendige Anschauung von den Ländern und Völkern, mit denen wir an erster Stelle in freundlichem oder feindlichem Wettbewerb stehen, ist Politik, die mehr sein soll als Bierbankgeschwätz und naiver Dilettantismus, zu treiben nicht möglich. Auch (nie ward mit einem Begriff gröberer Mißbrauch geübt) die sogenannte Realpolitik nicht. Und also leiten alle Überlegungen und Untersuchungen im Grunde immer wieder auf Leopold von Ranke zurück, der schon als junger Privatdozent, 1836 in seiner Antrittsvorlesung, gefunden hatte, daß die Politik ebenso wie die Historie „zugleich eine Wissenschaft und eine Kunst" sei.

* * *

Tatsächlich hat man denn auch nicht aufgehört, Politik als wissenschaftliche Disziplin zu behandeln. Auf deutschen Universitäten sind Historiker, Nationalökonomen, Soziologen, zuweilen auch Juristen ihr genaht und haben sie zum Gegenstand mehr oder weniger tief dringender Vorlesungen gemacht. Der eine und andere, so Roscher und Holtzendorff, haben diese Vorlesungen, erweitert und umgearbeitet, auch als Buch erscheinen lassen. Treitschkes berühmtes Kolleg, das auf die zwischen 1870 und 1900 aufgewachsene Generation, auch wo sie nicht selber zu seinen Füßen saß, wohl am stärksten eingewirkt hat, ist, aus Niederschriften einigermaßen rekonstruiert, erst nach seinem Tode herausgegeben worden. Den Gegenstand in seinem ganzen Umfang zu erfassen und auszuschöpfen, haben derlei Veröffentlichungen selbstverständlich nicht vermocht. Was Hermann Oncken einmal von Treitschkes Politik anmerkt, gilt in gewissem Sinn von allen diesen Versuchen: es handelt sich nur um eine systematische Ordnung der eigenen politischen Überzeugungen. Mehr als sonstwo wies die Natur des Gegenstands gerade hier auf die enzyklopädische Form, nationalökonomisch gesprochen: auf Arbeitsteilung und Arbeitszusammenlegung hin. Vielleicht wird man sagen dürfen: als Diderot und d'Alembert Anno 1751 ihre „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers" begannen, schufen sie damit zugleich auch das erste Handbuch der Politik. Die „Encyclopédie", die den Geist des klassischen Frankreich (und auch einen Teil seiner besten Geister) mobil machte zum Kampf gegen die Tradition, gegen das Bestehende in Staat und Gesellschaft, hat ihresgleichen nicht mehr gehabt. Auch in der Wirkung nicht. Kein Staatslexikon, kein Konversations- und kein Reallexikon hat je wieder sich berühmen dürfen, Throne umgestürzt und Revolutionen hervorgerufen zu haben. Aber alle sind sie mehr oder weniger — und manche nicht nur in Anordnung und Gewand — die nämliche Bahn gezogen. Am meisten wohl das „Staatslexikon", zu dem in den Jugendjahren des deutschen Liberalismus, im Frührot der ersten staatsbürgerlichen Bewegungen auf deutschem Boden, der Badener Karl von Rotteck und der Rheinhesse Karl Theodor Welcker sich verbunden hatten. Das war keine ἐγκύκλιος παιδεία mehr wie die 28 Pariser

Digitized by Google

Folianten, aber es war, auf das politische Gebiet beschränkt, doch desselbigen Geistes Wehen: eine Kodifikation des Naturrechts mit dem Anspruch, aller Weisheit letzten Schluß zu bringen. Die Kodifikation kam zu spät, um noch viel Unheil anzurichten. Als Rotteck und Welcker den contrat social auf deutsch verwässerten, hatte, von der Jurisprudenz ausgehend, die historische Schule bereits ihren Siegeslauf durch alle Wissensbereiche begonnen. Immerhin hatten sie, billig gerechnet, zwei Geschlechterfolgen in ihre Phrasennebel zu hüllen vermocht. Wie stark dieser uns Heutigen kaum noch verständliche Einfluß war und wie peinlich er empfunden wurde, beweist die Lebhaftigkeit der Gegenwehr. Dem Rotteck-Welckerschen Staatslexikon setzte, vom Standpunkt der preußischen Altkonservativen, Hermann Wagener sein „Neues Konversationslexikon, Staats- und Gesellschaftslexikon" entgegen. Und den katholischen Volksteil lud man — damals zum ersten Mal — ein, sich um Herders Konversationslexikon zu sammeln.

Grundsätzlich einen anderen Weg hat (nach einem früheren, inzwischen veralteten Versuch von Bluntschli und Brater) vor rund einem Jahrzehnt das „Handbuch der Politik" (Verlag von Dr. Walter Rothschild, Berlin und Leipzig) eingeschlagen. Das wollte von Anbeginn nicht beeinflussen, nicht Anhänger sammeln und bei einer Richtung festhalten, es wollte informieren. Soweit und so unbefangen und voraussetzungslos, wie das bei der Unvollkommenheit menschlicher Natur möglich ist. Diesem Vorsatz sind die Herausgeber auch bei der neuen Ausgabe, die trotz der Ungunst der Zeiten nunmehr in fünf stattlichen Bänden abgeschlossen vorliegt, treu geblieben. Fünf von den Männern, unersetzliche darunter, die über der ersten Auflage gewacht hatten, sind seither abberufen worden: Laband, Liszt, Jellinek, Adolf Wagner und Lamprecht. Andere sind gekommen mit anderem, hier und da wie bei dem Hamburger Mendelsohn-Bartholdy, sichtlich lokal gefärbtem Geschmack. Aber an dem obersten Prinzip der Wissenschaftlichkeit und reinlichen Objektivität ward nicht gerührt. So wenig gerührt, daß über die mittlerweile versunkene Bildung der unabhängigen Sozialdemokratie sich gar der in jedem Betracht unzulängliche Herr Dittmann vernehmen lassen darf. Am wertvollsten bleibt, auch in der neuen Ausgabe, die theoretische Grundlegung. Sie wird dem Wandel der Jahre am ehesten standhalten. Von anderem, was in dieser vornehmlich durch Krieg und Kriegsausgang veranlaßten Ausgabe einen breiten Raum einnimmt, ist zu befürchten, daß es durch neue Erkenntnisse und Einsichten bald überflügelt sein wird. Diesem Geschick entgeht freilich keine gelehrte Arbeit; nur daß die schwerfällige Form der Enzyklopädie den Irrtum länger bewahrt. Der letzte Band hält trotz seinem anspruchsvollen Titel „Weg in die Zukunft" mehr, als er verspricht: neben vereinzelten Journalaufsätzen und erweiterten Leitartikeln allerhand fundamentale Betrachtungen über Grundfragen deutscher Zukunft, die dem Geschlecht von heute, leider, kaum noch über die Bewußtseinsschwelle traten. Die Arbeit des jetzt in Hamburg lehrenden Österreichers von Laun über das Recht der nationalen Minderheiten und die deutschen Gebiete unter der Fremdherrschaft zählt hier mit an erster Stelle.

Alles in allem: ein Kompendium zum Nachschlagen, zur Belehrung über den Einzelfall und das Problem, das der Tag einem just zuträgt, aber auch, mit seinem umfangreichen und sorgfältigen gelehrten Apparat, ein Werk zu tiefer schürfendem Studium. Keine Arbeit, der man kritiklos sich nahen darf und in dem jeder Beitrag unbesehen hinzunehmen wäre: dergleichen Bücher wurden, im wissenschaftlichen Bereich, wohl überhaupt nicht geschrieben. Aber für jeden, der zu lesen und zu prüfen weiß, ein nicht hoch genug einzuschätzendes Hilfsmittel eigenen Forschens und Erkennens. Der Würzburger Jurist Robert von Piloty hat in dem Aufsatz, der den ersten Band eröffnet, ein paar hübsche und feine Sätze gefunden. „Politik," sagt er, „als Wissenschaft ist ohne ein umfassendes Wissen in allen politischen Hilfszweigen gar nicht denkbar, aber noch wichtiger ist ein hoher Grad psychologischer Reife. Politik als Wissenschaft ist der höchste Grad von Menschenkenntnis. Was allen Menschen gemeinsam und den einzelnen Völkern eigentümlich ist, was allen Ländern und Meeren wesentlich und den einzelnen Völkern nach Lage und Beschaffenheit besonders zugehört, was seine Geschichte aus einem Volke gemacht hat und machen

Digitized by Google

kann, wie umgekehrt seine Geschichte zum Teil auch das Ergebnis der Eigenart eines Volks sein kann und wie endlich aus Art des Volks, Umständen und Zeitverhältnissen die großen und führenden Persönlichkeiten erwachsen, was ihre gemeinsamen Züge und ihre oft so schwer erforschlichen besonderen Anlagen und Fähigkeiten ausmacht: dies alles und noch so manches andere bildet den Gegenstand der Politik als Wissenschaft."

Vielleicht nicht „dies alles", aber doch einiges davon und nicht Unwesentliches hilft das „Handbuch der Politik" aufzeigen. Dr. Richard Bahr

# Westeuropäischer und deutscher Parlamentarismus

Seit 1748 Montesquieu in dem berühmten Kapitel seines Esprit des Lois, de la constitution d'Angleterre, das Idealbild eines konstitutionellen Staates gezeichnet hatte, wie er in England selbst tatsächlich nie bestanden hat, galt den gebildeten Klassen des Festlandes die englische Verfassung als erstrebenswertes Ideal. Wo die altständischen Einrichtungen sich gegenüber dem Absolutismus behauptet hatten, suchte man sie mit den neuen Gedanken des Konstitutionalismus zu verknüpfen. Die Württemberger rühmten sich in naiver Weise ihrer alten verzopften Verfassung der Pfaffen und Schreiber, sie gleiche am meisten der „engelländischen".

Bei dieser allgemeinen Schwärmerei für England ist wohl die überraschendste Erscheinung, daß eine wesentliche Stütze des englischen Konstitutionalismus, das parlamentarische Regierungssystem, außerhalb Englands vollständig unbekannt blieb. Während die Stuartschen Könige die beiden großen Adelsparteien der Whigs und Tories, die sich unter Karl I. gebildet hatten, noch gleichmäßig unter ihrer Herrschaft hielten und in ihrem Privy Council gegeneinander ausspielten, hatte sich Wilhelm III. nach der zweiten Revolution genötigt gesehen, 1694 ein einheitliches Ministerium aus der im Parlamente vorherrschenden Whigpartei zu bilden. Damit war auf die Dauer das parlamentarische System begründet. Schon seit Karl II. trat der alte unförmige Privy Council nur noch zu gewissen feierlichen Akten zusammen, die laufenden Geschäfte erledigte der König mit einigen vertrauten Mitgliedern des Rates in seinem Kabinette. Damit war das Kabinett begründet, das der englischen Verfassung bis auf den heutigen Tag unbekannt ist und nur tatsächlich besteht. Nach dem parlamentarischen Systeme beschränkt sich die Regierung des Königs darauf, den Führer der Mehrheitspartei mit der Kabinettsbildung zu beauftragen, dann die vorgeschlagenen Ernennungen vorzunehmen und die vom Kabinette in Übereinstimmung mit dem Parlamente unterbreiteten Vorlagen zu vollziehen und endlich bei einem Wechsel der parlamentarischen Mehrheit die Entlassung des Kabinetts anzunehmen und den Führer der neuen Mehrheit wieder mit der Kabinettsbildung zu beauftragen.

Dieses parlamentarische System verbürgt, solange der parlamentarische Führer eine geschlossene Mehrheit seiner Partei hinter sich hat, in höchstem Maße die einheitliche Zusammenfassung der Staatsgewalt an oberster Stelle. Die königliche Gewalt ist im wesentlichen erloschen und auf formale und repräsentative Obliegenheiten beschränkt. Der allmächtige Mann in England ist der Premierminister, der im Parlamente seine Partei hinter sich hat und aus ihren fähigsten Mitgliedern sich seine Mitarbeiter nach eigenem Ermessen aussucht. Der Premierminister von England vereinigt daher in sich eine viel größere Macht als früher der deutsche Reichskanzler mit den ihm unterstellten Staatssekretären. Denn die monarchische Gewalt über ihm ist ausgeschaltet, und die parlamentarische Mehrheit steht unbedingt zu seiner Verfügung.

Digitized by Google

Das parlamentarische Regierungssystem durch ein der Parlamentsmehrheit entnommenes Kabinett ist nun freilich dem englischen Verfassungsrechte ebenso unbekannt wie das Kabinett selbst und besteht nur tatsächlich seit über zweihundert Jahren kraft der damals begründeten Omnipotenz des Parlamentes. Die Mitglieder des Ministeriums erscheinen daher nicht als solche im Parlamente, sondern nur als Parlamentsmitglieder. Es gibt keine Ministerbank, die Regierungspartei sitzt auf der rechten, die Opposition auf der linken Seite, auf den ersten Bänken die führenden Persönlichkeiten, bei der Regierungspartei die Minister, die daher selbstverständlich auch der Disziplin des Hauses unterworfen sind. Deshalb muß jedes Ministerium trotz der Einheit der Leitung doppelt besetzt sein, um in jedem Hause vertreten zu sein: Ist das Haupt des Ministeriums ein Commoner, so muß sein parlamentarischer Unterstaatssekretär ein Lord mit Sitz im Oberhause sein und umgekehrt.

Wie die englische Verfassung weder das Kabinett überhaupt noch das parlamentarische Regierungssystem kennt, so blieb die parlamentarische Regierung auch über ein Jahrhundert dem Auslande ein Buch mit sieben Siegeln. Montesquieu führt die politische Freiheit Englands gleich seinem Vorbilde Locke auf die Teilung der Gewalten zurück, daß jede Gewalt einen besonderen, von den anderen verschiedenen Träger habe, die gesetzgebende dem Parlamente, die vollziehende dem Könige, die richterliche unabhängigen Gerichten zustehe, die sich wechselseitig im Gleichgewicht halten sollen. Und klingt es nicht wie Selbstverhöhnung, wenn er sagt: Sollte jemals in England der Zustand eintreten, daß die vollziehende Gewalt auf einen Ausschuß der gesetzgebenden überginge, dann wäre es zu Ende mit der politischen Freiheit? Dieser Zustand, eben das parlamentarische System, bestand in England bereits seit über einem halben Jahrhundert, ohne daß Montesquieu es ahnte, als er sein Idealbild der englischen Verfassung zeichnete. Aber es kommt noch seltsamer. Im Jahre 1776 erklärten die dreizehn amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande und begründeten ein Jahrzehnt später statt des lockeren Staatenbundes ihren Bundesstaat. Trotzdem ihre Verfassungen denen des Mutterlandes nachgebildet waren, finden wir weder in Einzelstaat noch Union eine Spur des parlamentarischen Systems, sondern man macht überall Ernst mit dem Lockeschen Gedanken der Teilung der Gewalten auf dem staatsrechtlichen Hintergrunde der Volkssouveränetät. Nicht als ob man das parlamentarische System bewußt als unzweckmäßig verworfen hätte. Denn bei dem amerikanischen Zweiparteiensystem hätte es ebenso gut wirken können wie im Mutterlande. Nein, die amerikanischen Kolonisten kannten es einfach nicht und suchten daher die politische Freiheit auf älteren Wegen der Gewaltenteilung zu verwirklichen.

Erst nach den Napoleonischen Kriegen tritt der englische Parlamentarismus dem Festlande als Ausdruck englischen Verfassungslebens näher. Im Jahre 1814 gab Benjamin Constant, der Freund von Madame de Staël, in seinem Cours de droit constitutionnel den zurückgekehrten Bourbonen ein Lehrbuch des konstitutionellen Staatsrechts, in dem zuerst das parlamentarische Regierungssystem, verbunden mit der Gewaltenteilung, erscheint. Die vollziehende Gewalt ist danach, wie es in England tatsächlich der Fall war, auf die aus dem Parlamente hervorgegangenen Minister übergegangen, und für den König bleibt, wie für den Roi fainéant, der nichts mehr zu tun hat, nur ein Pouvoir modérateur, die anderen Gewalten im Gleichgewicht zu halten, in dem sie bei der Übermacht der Volksvertretung auch ohnehin sein oder nicht sein würden. Die verflossenen monarchischen Verfassungen von Portugal und Brasilien sind hierin Benjamin Constant gefolgt.

Die Bourbonen haben sich freilich an dieses Lehrbuch wenig gekehrt, sie haben parlamentarisch regiert, solange die Parlamentsmehrheit einer Chambre introuvable königlicher gesinnt war als das Königtum selbst, sie haben es dann, als die Mehrheitsverhältnisse sich änderten, auch anders versucht und sind daran gescheitert. Das Julikönigtum Louis Philippes, eine Monarchie von Parlaments Gnaden wie das englische Königtum Wilhelms III., hat nicht mehr versucht, eine eigene königliche Gewalt hervorzukehren, sondern als Beauftragter der zur Herr-

Digitized by Google

schaft gelangten Bourgeoisie streng parlamentarisch regiert. Seine Lage war dabei sogar noch günstiger als die des englischen Königtums, da es keine geschlossenen großen Parteien sich gegenübersah, sondern die einzelnen Parteigruppen und ihre Führer nach dem Grundsatze „ôte-toi que je m'y mette" sich wechselseitig abnutzen ließ. Freilich, man merkte die Absicht, und diejenigen Gruppen, die bei diesem Schaukelspiele nicht auf ihre Rechnung kamen, erhoben das Banner der Verfassungsreform und dann der Revolution. Im zweiten Kaiserreiche war es mit der parlamentarischen Regierung dann vorläufig zu Ende.

Das parlamentarische Musterland wurde aber neben England sehr bald das gleichfalls aus der französischen Julirevolution hervorgegangene Königreich Belgien. Das aus der Revolution erwachsene Schattenkönigtum konnte die ihm verfassungsmäßig zugesprochene vollziehende Gewalt nicht behaupten und mußte sich ohne weiteres dem parlamentarischen Regierungssystem unterwerfen. Die herrschende Bourgeoisie war lediglich nach ihrer Stellung zur Kirche in die beiden politischen Parteien der Katholiken und Liberalen geteilt, wobei die Liberalen selbstverständlich auch Katholiken, wenn auch Voltaireaner waren. Und in anmutvollem Wechsel katholischer und liberaler Ministerien spielte sich bis zur Verfassungsrevision von 1892 das ab, was man euphemistisch belgische Geschichte nennen kann. Dem belgischen Verfassungsrechte war freilich der Bestand eines Ministeriums bekannt, das für den unverantwortlichen König die Verantwortlichkeit gegenüber den Kammern trug und deshalb auch zu den parlamentarischen Verhandlungen einer jeden der beiden Kammern Zutritt haben mußte. Aber das parlamentarische Regierungssystem war ebenso wenig verfassungsmäßig verankert, wie der schöne deutsche Ausdruck seit dem November 1918 lautet, wie in England. Es bestand nur tatsächlich kraft konstitutioneller Übung nach den gegenseitigen Machtverhältnissen der politischen Faktoren untereinander.

Für die deutschen Einzelstaaten bedeutete der Übergang zum Konstitutionalismus die Rezeption englischen Staatsrechtes auf dem Umwege über Frankreich und Belgien, wobei für die deutschen Mittelstaaten neben altständischen Einflüssen die französische Charte constitutionnelle Ludwigs XVIII. von 1814, für Preußen die belgische Verfassung von 1831 von vorbildlicher Bedeutung war. Von parlamentarischem Regierungssysteme war in keiner dieser Verfassungen die Rede. Die Voraussetzungen für den Parlamentarismus lagen in Deutschland auch wesentlich anders als in Westeuropa. Die deutschen Einzelstaaten waren lediglich Schöpfungen ihrer Dynastien, aus deren freier Entschließung ihre konstitutionellen Verfassungen hervorgegangen waren. Die deutsche Monarchie wußte daher auch nach dem Übergange zum Konstitutionalismus ihre ausschlaggebende Stellung im Staatsleben zu behaupten und namentlich das Recht freier Ernennung der Minister aus den Spitzen des Beamtentums zu wahren. Das Verhältnis der Gewalten stand in dem neuen konstitutionellen Staate so, daß nach wie vor die Bureaukratie unter oberster Leitung des Monarchen oder auch bloß unter Benützung seiner Autorität regierte, und die Volksvertretung auf die Teilnahme an der Gesetzgebung und die Kritik der Regierungsmaßnahmen beschränkt war.

Demgegenüber erhob sich allerdings um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Lehre des allgemeinen konstitutionellen Staatsrechtes, der die Rezeption des westeuropäischen Staatsrechtes nicht weit genug ging, namentlich soweit sie an der starken deutschen Monarchie gescheitert war. Die Widersprüche und Streitfragen, die mit jeder Rezeption fremden Rechtes verknüpft sind, suchte man zu lösen durch weitere Aufnahme englisch-belgischer Einrichtungen als vermeintlich allgemeinem konstitutionellen Brauche entsprechend, insbesondere vermöge tatsächlicher Ausschaltung der monarchischen Gewalt durch das parlamentarische Regierungssystem. Die liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses hat während der Konfliktszeit der sechziger Jahre mit Riesenanstrengungen um das parlamentarische System gegen das Ministerium Bismarck gerungen und ist schließlich unterlegen. Denn wie Bismarck damals ausführte, werden alle Fragen des öffentlichen Rechtes zu Machtfragen, und wer die Macht hat, trägt auch das Recht

Digitized by Google

in sich. Der Erfolg des Krieges von 1866 hatte der Regierung recht gegeben, und seitdem schien der Kampf um das parlamentarische System in Deutschland zu dessen Ungunsten entschieden. Es hatte sich der besondere Typus des deutschen Konstitutionalismus entwickelt, der konstitutionelle Staat des monarchischen Prinzips.

Für das Reich verbot sich das parlamentarische System, wenn es nicht auch hier der inneren Berechtigung entbehrt hätte, schon aus rein äußerlichen Gründen, wegen des notwendigen Zusammenhanges der obersten Reichsverwaltung mit der preußischen und des Zusammenfließens der Einzelstaatsgewalt mit der Reichsgewalt im Bundesrate. Daß Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus verschiedene parlamentarische Mehrheiten haben konnten, ließ von Anfang an eine einheitliche parlamentarische Regierung beider Staatswesen als ausgeschlossen erscheinen. Und Bismarck hat immer wieder das parlamentarische System als unvereinbar mit der verfassungsmäßigen Stellung des Bundesrates bezeichnet.

Die deutsche Monarchie mußte sich erst während eines Menschenalters selbst zugrunde richten, ehe das parlamentarische System in Deutschland möglich war. Die Verfassungsreform vom Oktober 1918 hatte mit Einführung der parlamentarischen Regierung auf Befehl Wilsons den radikalen Parteien unter Wahrung der Rechtskontinuität eigentlich schon alles gewährt, was sie verlangen konnten. Die trotzdem einige Wochen später erfolgende Revolution war gegenüber dem bereits Erreichten nichts als eine überflüssige Torheit, bestätigte aber die alte Erfahrung, daß Revolutionen immer nur eine Folge der Schwäche der Regierenden sind. Daß auch die neue Ordnung der Dinge das parlamentarische Regierungssystem brachte, ist selbstverständlich.

Abweichend von den Verfassungszuständen Westeuropas hat man in Deutschland sich nicht mit der tatsächlichen Einführung der parlamentarischen Regierungsform begnügt, sondern sie mit deutscher Gründlichkeit „verfassungsmäßig verankert". In Reich wie Ländern muß das Ministerium das Vertrauen der Volksvertretung genießen.

Die erste Folge des parlamentarischen Systems war für Deutschland die Zerschneidung der organischen Verbindung zwischen Reich und Einzelstaat, namentlich zwischen dem Reiche und Preußen, wie sie die Bismarcksche Verfassung in so genialer Weise begründet hatte, damit den Partikularismus in den Dienst des Reiches stellend. Die neue Reichsstaatsgewalt schwebt machtlos vollständig in der Luft wie einst das Verfassungsgebilde der Paulskirche. Der letzte Zwischenfall zwischen dem Reiche und Bayern zeigt aufs deutlichste, in welchem Maße das Reich auf den guten Willen der Einzelstaaten angewiesen ist. Man kann eben nicht durch Reichstagsmehrheiten Gesetze machen, unbekümmert darum, ob man auch die Möglichkeit hat, sie durchzuführen. Diese Zerschneidung der organischen Bänder zwischen Reich und Einzelstaat bildet die Voraussetzung für die Durchführung des parlamentarischen Systems in beiden, ist aber gleichzeitig ein Nagel zum Sarge der neuen Reichsverfassung. An dieser verfehlten organischen Grundlage muß sie über kurz oder lang zugrunde gehen. Man denke nur einmal daran, wie etwa ein ernster Konflikt zwischen dem Reiche und Preußen gelöst werden sollte. Dann wird aber auch das parlamentarische Regierungssystem für uns nur eine geschichtliche Episode gewesen sein.

Dazu kommt ein weiteres. Zu voller Blüte hat sich das parlamentarische Regierungssystem nur entfalten können, wo die Verfassung die Beherrschung des ganzen Staates durch eine bestimmte Gesellschaftsklasse verbürgte, wie die englische Gentry oder die belgische Bourgeoisie, deren leitende Staatsmänner über die Grundfragen des Staatslebens einig waren, und deren Parteianschauungen nur in verhältnismäßig untergeordneten Punkten auseinandergingen. Damit ergab sich von selbst das System der zwei Parteien, deren Häupter je nach den Mehrheitsverhältnissen in der Regierung abwechseln. Sobald mit Erweiterung des Wahlrechts die sozialen Klassengegensätze in die Parteien der Volksvertretung hineingetragen werden, hört das Zweiparteiensystem von selbst auf, und es beginnt das System der Parteikompromisse und des politischen Kuhhandels. Das parlamentarische Regierungssystem hat daher in Westeuropa bereits

Digitized by Google

gründlich abgewirtschaftet, es besteht nur vorläufig fort, weil man noch nicht weiß, was man an die Stelle setzen soll.

In demselben Augenblick wird Deutschland mit dem abgetragenen Kleidungsstücke des westeuropäischen Konstitutionalismus beglückt. Denn die Voraussetzungen, die in Westeuropa das parlamentarische Regierungssystem als für die Zukunft unmöglich und schon dem Verfall nahe erscheinen lassen, bestehen in Deutschland schon längst. Deutschland war politisch nie ein Klassenstaat, der Herrschaft einer einzigen Bevölkerungsklasse preisgegeben. Die breiten Grundlagen unseres Wahlrechtes ließen selbst unter dem preußischen Dreiklassensysteme alle Klassen der Bevölkerung zur Geltung gelangen. Damit ergibt sich aber eine Zersplitterung der Parteien und eine Schärfe der Parteigegensätze, wie sie bei einer Parteibildung auf einheitlicher sozialer Grundlage ausgeschlossen erscheint. Da keine Partei die parlamentarische Mehrheit hat, bleiben für die Regierungsbildung nur Parteiverbindungen unter Parteien von zum Teil grundsätzlich verschiedener Richtung.

Damit ist im Gegensatz zum westeuropäischen Parlamentarismus in seinen guten Zeiten die Bildung einer einheitlichen starken Regierung nach dem deutschen parlamentarischen Systeme geradezu ausgeschlossen. Der Reichskanzler oder Ministerpräsident soll zwar die allgemeinen Richtlinien der Politik bestimmen. Solche kann es aber unter den künstlich zusammengeschweißten gegensätzlichen Parteien gar nicht geben. Die Parteien, welche eine Regierungsmehrheit bilden wollen, verständigen sich untereinander zunächst über den wechselseitigen Anteil an der Futterkrippe. Dann bestimmt jede Partei in sich die von ihr zu stellenden Minister. Es ist wie bei einer studentischen Bestimmungsmensur, bei der die einzelnen Verbindungen ihre Paukanten herausstellen. Der Leiter des Ministeriums hat also bei dessen Bildung gar nichts zu sagen, sondern diejenigen als seine Mitarbeiter entgegenzunehmen, die ihm von den einzelnen Parteien gestellt werden. Der ganze Parlamentarismus läuft damit hinaus auf ein Fortwursteln bis zur nächsten Ministerkrisis. Bei der Bildung des Ministeriums Cuno hat man es einmal etwas anders versucht, da der parlamentarische Apparat bereits versagte — ob mit dauerndem Erfolge muß die Erfahrung zeigen.

Wie das Beispiel der Vereinigten Staaten und der Schweiz zeigt, ist die politische Freiheit eines demokratischen Staatswesens sehr wohl möglich ohne parlamentarische Regierung. Der deutschen Demokratie blieb es vorbehalten, in dem abgewirtschafteten westeuropäischen Parlamentarismus der politischen Weisheit letzten Schluß zu sehen. Trotzdem dürfen wir diese Entwicklung nicht bedauern. Auch in der Politik geht Probieren über Studieren. Und in der Überzeugung, daß die Sache schon schief gehen wird, werden wir den deutschen Parlamentarismus bald als einen überwundenen Standpunkt betrachten können.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Shakespeares Geheimnis

(Man vergleiche dazu die vorausgegangenen Aufsätze, im September- und Novemberheft des Türmers, von Schneider, Brandl und Bleibtreu!)

Die Überzeugung, daß die sogenannten Shakespeareschen Werke weder vom Verfasser der Überlieferung noch auch von dem vielfach an seiner Stelle vorgeschlagenen Bacon, sondern vom Grafen Rutland verfaßt seien, hat eine merkwürdige Geschichte. Auf den Grafen Rutland als Schöpfer Shakespeareſcher Werke wurde zuerst von einem in Würzburg lebenden, aus der Pfalz stammenden bayerischen Militärarzt hingewiesen, der sich hinter dem Decknamen „Peter Alvor" verbarg. Der Mann, der meiner Überzeugung nach damit den einzig möglichen und darum den richtigen „Shakespeare" entdeckt hat, beging indessen den unbegreiflichen Fehler, „seinem" Verfasser nur einen Teil der Werke — irre ich nicht, die Lustspiele — zuzuschreiben, während doch wahrlich nichts klarer ist, als daß die Shakespeareschen Lust- und Trauerspiele einen und denselben Verfasser haben, daß beispielsweise der gleiche Dichter, dem wir den „Kaufmann von Venedig" verdanken, auch den „Mohren von Venedig" geschrieben haben muß. Alvors Nennung war eben im Grunde ein Zufallsfund, nicht eine nach allen Seiten geprüfte und durchgedachte Theorie; besteht doch das Wesen echter wissenschaftlicher Theorienbildung nicht im Aufstellen einer Behauptung, daß etwas so und so sei, sondern im Erbringen des Nachweises, daß etwas so und nicht anders sein könne. Man kann also fast sagen, daß Alvor seiner eigenen Theorie, wenn man seine Nennung Rutlands so bezeichnen will, nicht gewachsen gewesen sei; und zum Zeugnis dessen ist die noch seltsamere Tatsache festzustellen, daß Alvor später selbst seine Aufstellung wieder preisgab und auf Grund einer ganz unzulänglichen, jeder Überzeugungskraft baren Beweisführung Lord Bacons jüngeren Bruder Anthony Bacon als Verfasser darzutun suchte. Alvors Hinweis wurde indessen von Karl Bleibtreu aufgegriffen und mit einer durchgreifenden, jedem Anspruch wissenschaftlicher Logik genügenden Beweisführung zu einer richtigen „Shakespeare-Theorie" in dem Sinne ausgestaltet, daß Graf Rutland der wahre und zugleich der einzige Verfasser der „Shakespeareschen" Werke sei. Man darf, ja man muß also heute die Rutland-Theorie, unbeschadet der anstoßgebenden Rolle Alvors, die Bleibtreusche Shakespeare-Theorie nennen; in seinem 1907 erschienenen Buche „Die Lösung der Shakespeare-Frage" ist diese meiner Überzeugung nach endgültige Beantwortung der Shakespeare-Frage erfolgt und bereits ausreichend begründet. Natürlich können zu den dort vorgebrachten Gründen noch reichlich Tatsachen und Überlegungen im gleichen Sinne nachgetragen werden, und es ist namentlich angesichts der Aufnahme, die Bleibtreus Aufstellungen bei der zünftigen Literaturwissenschaft gefunden haben — eine Probe davon konnte ich im vorigen September am Beispiel von Brandls neuem „Shakespeare" an dieser Stelle geben —, für die

Digitized by Google

Anhänger der Rutland-Annahme in Aufbau und Widerstreit wahrlich noch genug Gelegenheit zu lohnender Arbeit.

In seinem soeben bei Ernst Bircher in Bern erschienenen Buche „Shakespeares Geheimnis“ hat nun Bleibtreu selbst eine Art Fortsetzung und Ergänzung seines oben genannten Buches veröffentlicht, und er hat darin die inneren und äußeren Zeugnisse, die mit einer in ihrer Gesamtheit geradezu erdrückenden Wucht für die Verfasserschaft des Grafen Rutland sprechen, durch eine große Zahl neuer Tatsachen gestützt; haben doch gerade die letzten fünfzehn Jahre darin mehr ans Licht gebracht, als es vorher in einem Jahrhundert der Fall war. Auf die Fülle dieser Zeugnisse, die sich vor allem auf die bei dem Stratforder nach Lebensverhältnissen und Bildungsgang undenkbare geistige Höhe und den Wissensumfang dieses durchaus gelehrten und — von allem Anfang an — literarischen Dichters, insbesondere seine gründliche Belesenheit in der alten Literatur, seine genauen juristischen Kenntnisse, seine Vertrautheit mit Oberitalien, den oberitalienischen Städten von Mailand bis Venedig und ihrem gesellschaftlichen Leben, auf seine gesellschaftliche und politische Einstellung, die zweifellos die eines streng nationalgesinnten englischen Adligen ist, sowie ferner auf zahlreiche, oft wahrhaft verblüffende Übereinstimmungen von Rutlands Lebensschicksalen mit Stimmungen und Begebenheiten seiner Werke beziehen: kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden; es genügt wohl die tatsächliche Feststellung, daß die urkundlich erwiesenen Erlebnisse Rutlands in ihrer Gesamtheit allen Voraussetzungen, die aus den Werken für die Persönlichkeit ihres Schöpfers erschlossen werden müssen, nicht minder vollständig und lückenlos entsprechen, als dies etwa im Verhältnis von Werken und Leben bei Goethe — und wohl bei allen Dichtern der Fall ist, deren Lebensgang wir im einzelnen verfolgen können. Ist doch alles Dichten, wie Goethe und Ibsen übereinstimmend in bekannten Äußerungen der Welt offenbart haben, nichts anderes als ein Verarbeiten eigener Erlebnisse und insofern eine Lebensbeichte, ein „Gerichtstag über sich selbst“ oder „eine große Konfession“.

Darf ich als überzeugter Anhänger der Rutland-Annahme daher dem Verfasser dankbar sein, daß er uns in seinem neuesten Werke wiederum viel wertvolle Tatsachen und Gesichtspunkte an die Hand gegeben hat, die diese Annahme stützen, und andere, die ja neuerdings in erstaunlicher Menge auftreten, entkräften, so kann ich doch unmöglich an manchen Mängeln vorbeigehen, die dem Buche unbestreitbar anhaften und bei manchen Lesern, die mit Bleibtreus Art und dem bereits zum Erweis seiner Annahme beigebrachten Stoff nicht genügend vertraut sind, der von ihm vertretenen Sache vielleicht mehr schaden als nützen. Das Buch bietet, kurz gesagt, nach der einen Seite nicht genug, nach der andern zu viel. Nicht genug nach der Seite der Sammlung und Verarbeitung der Zeugnisse für Rutland, die die neuere Shakespeare-Forschung — häufig ohne und mitunter selbst gegen die Absicht derer, die diese Zeugnisse ans Licht brachten — zutage gefördert hat; zuviel teils an literar-ästhetischen und -psychologischen Auseinandersetzungen, die nicht immer unmittelbar zum Gegenstand gehören, teils und vor allem aber an streitbarer Auseinandersetzung mit zahlreichen Gegnern, von denen manche doch wahrlich solcher Ehre nicht würdig sind. So hätte er sich die eingehenden Widerlegungen der von Professor Paul Lefranc vom Collège de France vertretenen Ansicht, der einen Lord William Stanley Derby zum Verfasser machen will, oder gar die Auseinandersetzungen mit Oskar-Wilde, der die Freundschaftsergüsse der Sonette zu unlauteren Beziehungen herabwürdigen wollte, mit dem Bacon-gläubigen Sterndeuter Kniepf oder mit einem amerikanischen Richter Cenn, der Shakespeares Werke Marlowe zuschreiben möchte, gewiß ohne Schaden schenken können; denn das Unhaltbare ist von selbst widerlegt, sobald eine haltbare Aufstellung überzeugend dargetan wird. Eben darum ist bedauerlich, daß Bleibtreu auf die Sammlung und übersichtliche Zusammenstellung des neuen, seit seiner letzten größeren Veröffentlichung zutage geförderten Materials viel zu wenig Wert gelegt hat. Natürlich enthält auch „Shakespeares Geheimnis“ sehr wertvolle neue Tatsachen, die zugunsten seiner Aufstellung sprechen, aber sie sind einerseits etwas unübersichtlich auf die verschiedenen Abschnitte des Buches verteilt, andrerseits nicht immer hinlänglich ausführlich be-

Digitized by Google

handelt, um überzeugend wirken zu können; auch ist eine ganze Reihe anderer Shakespeare-Funde, die in den letzten Jahren durch die Presse gegangen sind, leider nicht von ihm verwertet worden.

Ein Beispiel. Vor etwa zwölf Jahren fand ich in der Neuyorker „Nation" eine Mitteilung, wonach „Shakespeare" in seinem „Julius Cäsar" einige Wendungen aus dem Stück „Il Cesare" von Orlando Pescetti verwertet habe, das 1594 in Verona erschienen war. Nachprüfungen, die ich alsbald auf der Kgl. Bibliothek in Berlin anstellte, setzten die Richtigkeit der Angaben außer Zweifel, und ich ließ eine entsprechende kleine Mitteilung an die Presse gehen, die sie zum Teil auch abdruckte. Auch hier ist es nun völlig unverständlich, wie ein in London lebender Shakespeare dazu gekommen sein soll, ei n italienisches Stück lesen und verwerten zu können, das in Italien selbst zweifellos nur ein ganz kleiner Kreis in die Hand bekommen hatte. 1595 aber war Rutland in Verona, das ja „Shakespeare" auch nach anderen Zeugnissen gesehen und gekannt haben muß; und daß ihm dort das Stück beim Buchhändler in die Hand fiel und er sich daraus die eine oder andere Anregung entnahm, ist ohne weiteres verständlich. So löst auch hier der Schlüsselname „Rutland" jede Schwierigkeit, während der bisherige Glaube an den Mann aus Stratford nur immer aufs neue handgreifliche Unmöglichkeiten zumutet. Auf einen fast drollig zu nennenden Selbstverrat des wahren Shakespeare möchte ich an dieser Stelle noch aufmerksam machen. In den „Beiden Edelleuten aus Verona" reist bekanntlich der eine der Helden — Valentin — von Verona nach Mailand, um dort die Universität zu beziehen. Trifft die hier vertretene Annahme zu, haben wir also unter Valentin auf alle Fälle den nach Padua reisenden Rutland, unter dem in Verona = London zurückbleibenden Proteus — vermutlich — den Grafen Southampton, seinen vertrauten Freund, zu verstehen, so muß doch Padua, nicht Mailand als die Stadt, nach der die Reise geht, vor dem inneren Auge des Dichters gestanden sein. Und wie lauten die Worte, mit denen Diener Speed seinen Gesellen Launce begrüßt, als er ihm (2. Akt, 5. Auftritt) in den Straßen von Mailand begegnet? „Launce! Meiner Treu, willkommen in Padua"! Zufall — oder nicht vielleicht ein kleines Vergessen des Dichters, daß die Handlung doch von Padua nach Mailand verlegt ist?!

Ein Mangel des Buches ist ferner, daß Bleibtreu den Lesern die Nachprüfung seines Materials nicht immer in dem Maße ermöglicht hat, wie es bei der Wichtigkeit der Sache zu wünschen gewesen wäre. So erwähnt er zum Beweis dafür, daß „Shakespeare" in der Hamletfabel die geheime Familiengeschichte des Hauses Essex verarbeitet habe, eine seltsame verschollene Schrift „The common wealth of Lord Leicester", die damals ohne Namen in Paris erschienen, ihm aber bekannt geworden sei, und in der — unter anderem — auch der von Leicester am Vater des Grafen Essex begangene Giftmord angeführt sei. Natürlich bezweifelt niemand, daß Bleibtreu diese wichtige Schrift tatsächlich kennen gelernt hat; aber warum gibt er nicht an, in welcher Gestalt und auf welchem Wege das der Fall war? Hat er sie selbst in der Hand gehabt? Vielleicht hält Bleibtreu diese Art philologischer Genauigkeit, die gewiß an sich etwas Untergeordnetes ist, angesichts der inneren Wucht seiner genial erschauten Beweisführungen für entbehrlich — das wäre sicherlich ein Irrtum; gerade im heutigen Stadium der Rutland-Angelegenheit, die aus der mehr gefühlsmäßigen und psychologischen Erfassung des Sachverhalts inzwischen zu einer Sache strengster, sozusagen gerichtlicher Beweisführung geworden ist, können solche Angaben gar nicht unangreifbar genug gemacht werden — nicht zuletzt mit Rücksicht auf die erbitterten Verteidiger der überlieferten Shakespeare-Lehre in der Anglistenzunft, die schon darum strengste Peinlichkeit in allen tatsächlichen Dingen fordern, weil sie jeden Verstoß dagegen zum Beweis für die „Unwissenschaftlichkeit" und „Unzuverlässigkeit" ihrer Gegner stempeln können.

Läßt somit, wie schon gesagt, Bleibtreus neues Buch in der Sammlung und Behandlung des Beweismaterials methodisch manches zu wünschen übrig, so hat der Verfasser nach anderer Richtung, nämlich in der streitbaren Auseinandersetzung mit seinen Gegnern, entschieden des Guten zu viel getan. Bleibtreu ist niemals ein sogenannter sanfter Heinrich gewesen, und sowohl

Digitized by Google

vielfache, wohl nicht immer unabsichtliche Unterschätzung seines dichterischen Schaffens wie das offensichtlich unbillige Verhalten, das die akademischen Shakespeare-Philologen in der Frage der Verfasserschaft der Shakespeareschen Werke ihm gegenüber an den Tag zu legen pflegen, erklären vollends eine tiefe Verbitterung; ich möchte hier außer an das schon erwähnte jüngste Buch Alois Brandls nur an die geradezu empörende, jeder wissenschaftlichen Sachlichkeit ins Gesicht schlagende Art erinnern, mit der Professor Max Förster in Bd. 46, Jahrgang 1910, S. 319 des Shakespeare-Jahrbuchs Bleibtreus „Lösung der Shakespeare-Frage" zu behandeln beliebt hat. Wird man daher diesem rückhaltlos offenen, leidenschaftlich für das von ihm für wahr Erkannte eintretenden Temperament gern manchen Ausbruch grimmigen Zornes und ätzenden Hohnes nachsehen, namentlich wo er bei Berühmten und Hochbewürdeten Unfähigkeit oder gar bösen Willen glaubt feststellen zu müssen, so ist doch sicher, daß eine Beschränkung des Polemischen, eine ruhigere Art des Vortrags der von Bleibtreu vertretenen Sache dienlicher gewesen wäre; er hätte darum noch immer nicht aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen brauchen. Möchte man aber, wie gesagt, an dem Buche manches anders wünschen, so bleibt es in seinem sachlichen Inhalt dennoch ein wertvoller Beitrag zur wichtigsten Streitfrage, die die Literaturpsychologie je beschäftigt hat, und deren Beantwortung ein für allemal mit dem Namen Bleibtreu verbunden sein wird. Und selbst das grimmige Angehen Bleibtreus gegen seine Gegner und — Totschweiger wird, wie wir hoffen, in Zukunft wenigstens ein Gutes haben: darin nämlich, daß in dem Verhalten der akademischen Zunftkreise wie der breiteren Öffentlichkeit in der „Shakespeare-Frage" von nun ab ein gründlicher Wandel eintreten wird. Die „Shakespeare-Frage" muß nach diesem Buche auch in Deutschland, genau wie es in England längst der Fall ist, als eine ernsteste Auseinandersetzung werte Streitfrage betrachtet und behandelt werden, für deren Entscheidung nur das Gewicht der von beiden Seiten beigebrachten Gründe, niemals aber das Ansehen einer äußeren Stellung geltend gemacht werden kann.

Dr. Karl Schneider

Nachwort. Karl Bleibtreu verwahrt sich in einer Zuschrift gegen die Ausfälle „eines mir unbekannten Prof. Dr. Schröer in der Köln. Ztg. vom 14. Februar" [es ist wohl der Kölner Anglist. O. T.]. Ohne auch nur „eine Silbe von Anordnung und Beweisführung" des Bleibtreuschen Buches zu verraten, erginge sich „dieser sogenannte Wissenschaftler" in wüstem Schelten, daß „derartiger müßiger Schund einen Verleger findet". Nach den Proben, die Bleibtreu mitteilt, ist es in der Tat eine üble Kritik. Nun sind wir selber gegenüber der Bacon- sowie der Rutland-Theorie zwar sehr zurückhaltend, können aber der Shakespeare-Fachwissenschaft den Vorwurf nicht ersparen, daß sie über diese Dinge mit bequemem Achselzucken hinweggeht. Das darf nicht so bleiben! O. T.

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Zu W. H. Riehls 100. Geburtstag

Meister Wilhelm Heinrich Riehl, der am 6. Mai 1823 zu Biebrich am Rhein das Licht der Welt erblickte, war ein echt deutscher Mann: deutsch in der Vielseitigkeit und dabei Gründlichkeit seiner Interessen und seines Wissens; deutsch vor allem in seinem ganzen Empfinden und Denken, in der warmen Liebe zu Wald und Welt, zu „Land und Leuten", wie er eines seiner Bücher benannte.

Vierzehnjährig bezog er das Gymnasium in Weilburg. In dem lieblichen Lahntal erhielt der junge, durch die Umgebung seiner Heimat freilich verwöhnte Naturfreund neue schöne Eindrücke. Dies „Idyll eines Gymnasiums" schilderte er später in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen". Nach dem Abiturientenexamen folgte ein fröhliches Studentenleben in Marburg, Gießen und Tübingen. Die größte Freude des hochbegabten stud. theol. waren Wanderungen durch die schöne Gotteswelt. Aber es war nicht nur die Natur, die ihn anzog. Mehr noch „die Poesie des Gewachsenen und Gewordenen", wie er es in einem seiner Bücher einmal nennt. Und er fügt hinzu: „Das Volksleben ist gesättigt von dieser Poesie." Westerwald, Taunus, Neckartal und Schwäbische Alb, das Rheinland wurden durchstreift; überall schaute Riehl mit offenem Blick um sich und erkannte die kulturgeschichtlichen Erinnerungen und Zusammenhänge mit rascher, sicherer Auffassung. Mancher kleine Aufsatz entstand als Frucht dieser Wanderungen und wurde in den verschiedensten Blättern gedruckt. Daneben wurde eifrig gezeichnet und Musik getrieben, auch das Studium der Musikgeschichte nicht vernachlässigt. Auch hier spürte Riehl der kulturgeschichtlichen Entwicklung nach.

In Bonn machte er sein erstes theologisches Examen und hielt in der kleinen Universitätskapelle seine Probepredigt. Dann aber sattelte er um. In Gießen wurde Sozialwissenschaft studiert. Darauf nahm er eine Stellung als Schriftleiter der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung an. Dort lernte Riehl die Opernsängerin Berta von Knoll kennen und lieben. Sie ward seine Gattin, die Mutter von sechs Kindern und sein treuster Lebenskamerad. Nicht nur die Liebe zur holden Kunst der Musik war ihnen gemeinsam. An allem seinem Schaffen nahm sie innigsten Anteil. Wie manche Anregung und Förderung in künstlerischer Beziehung empfing er von ihr. Keine schriftstellerische Arbeit ging in die Öffentlichkeit, die sie nicht geprüft und gutgeheißen hatte.

Das glückliche Paar lebte in Wiesbaden. In den Revolutionstagen des Jahres 1848 übernahm Riehl hier eine politisch vermittelnde Rolle; in dem allgemeinen Wirrwarr der demokratischen Umwandlungen sogar eine Zeitlang die musikalische Leitung des Hoftheaters. Eigene Erlebnisse dieser Zeit hat er später in den Novellen „Der Märzminister" und „Das Theaterkind" verwertet. Von seinen Aufsätzen gelangten auch einige in die Augsburger Allgemeine Zeitung. Daraufhin bot ihm der Verleger Cotta die Leitung des schöngeistigen Teils des Blattes an. Riehl griff freudig zu. Wie anregend wirkte auf ihn das Leben in Augsburg mit den vielen Denkmälern der Vergangenheit. Wie spürte er allen noch vorhandenen Zeichen altdeutschen Lebens in der „durch ihr zähes Korporationswesen ausgezeichneten Stadt" nach; wie interessierte ihn u. a. der frühere eigene Stadtdialekt, der „sogar scharf geschiedene Stufen für die

Digitized by Google

einzelnen Stadtquartiere" gehabt hatte. Eine herzliche, lebenslange Freundschaft entspann sich zwischen Riehl und dem Hauptschriftleiter der „Augsburger Allgemeinen" Moebold. So mag es Riehl wohl nicht leicht geworden sein, dem Rufe des Königs Max von Bayern zu folgen, der ihm den eben erst gegründeten Lehrstuhl für Staatswissenschaft in München antrug. Der Lehrstuhl war eigens für Riehl geschaffen und ist nach seinem Tode nicht wieder besetzt worden. München bot Riehls Arbeitsfreudigkeit neue Wirkungsfelder und die Anregung des Umgangs mit Liebig und Geibel, zu deren Zusammenkünften sich oftmals der König Max gesellte.

Auf des Königs Wunsch und Kosten bereiste Riehl die bayerische Pfalz; das Ergebnis war das Buch „Die Pfälzer". Aus den Wanderungen wurden im Laufe der Jahre Vortragsreisen, auf denen Riehl über die verschiedensten kulturgeschichtlichen und musikalischen Gegenstände sprach. Mehrere Jahre hindurch erteilte der Professor auch den musikgeschichtlichen Unterricht an der Musikhochschule in München. Nach seinen „Musikalischen Charakterköpfen" zu urteilen, müssen diese Stunden sehr fein, belehrend und zugleich unterhaltend gewesen sein. Neben einer genauen Kenntnis der Musikliteratur bringt Riehl in diesen drei Bänden reizende persönliche, zum Teil sehr humoristische Schilderungen. So die des „Bänkelsängers" Wenzel Müller, des Komponisten der Wiener Zauberposse und so mancher Volkslieder. „Bei vielen seiner Lieder", schreibt Riehl, „kommt man in Zweifel, ob er sie dem Volk oder das Volk sie ihm gestohlen hat." Als Müller in eine glänzende Stellung als Operndirektor nach Prag berufen wurde, hielt er's dort nicht aus. Er wurde krank vor Heimweh nach seinen Volkspossen; er „konnte sich nur bei seiner Bänkelsängerei heimisch und glücklich fühlen". Wie eine kleine Novelle liest sich die Schilderung des ersten Zusammentreffens des jungen sächsischen Musikers Hasse mit der schönen Sängerin Faustina Bordini, die seine Frau wurde und für die er „in steter Berechnung auf die möglichste Entfaltung dieser einzigen Sängerin" mehr als hundert Opern komponierte. Und so fort! — Riehl gewann für die „moderne" Musik Richard Wagners kein Verständnis, aber seine Charakteristiken älterer Tondichter sind vermöge seines feinen kulturhistorischen Sinnes noch heut sehr lesenswert. Überhaupt findet man in seinen kulturgeschichtlichen Büchern viel Fesselndes, viel Aneignungs- und Beherzigenswertes. Wie lebensvoll treten die mittelaltrigen deutschen Stände in seiner Schilderung vor uns! Wir lernen mit seinen Augen sehen und begreifen, daß „in der Ständevertretung jener Zeit die Keime der modernen Volksvertretung schlummern". Wie charakterisiert er oft mit wenig Worten deutsche Eigenart: „Luther selber in seiner zwiespältigen Natur ist ein wahres Urbild eines deutschen Bürgers. Der Drang, eine verrottete Welt aus ihren Angeln zu heben, und zugleich das Bewußtsein, daß nur in dem Anklammern an das Beharrende und Bestehende die wilden Schwarmgeister gebannt werden könnten, kämpfte unablässig in seiner Brust. Daher so manche Widersprüche in seinem Leben . . . es sind die Widersprüche des deutschen Bürgertums." Auch dürfte es wenige gegeben haben, die 1850 schon so klar über die Entwicklung des „vierten Standes" geurteilt und solche Schlaglichter auf den heutigen Kommunismus zu geben imstande gewesen wären, wie Riehl in seiner „Bürgerlichen Gesellschaft". (Eine Auswahl aus Riehls Werken erschien übrigens neulich bei Eugen Diederichs, Jena; und Cotta bringt soeben auch die Novellen.)

Die ersten kulturgeschichtlichen Novellen entstanden 1857, wo Riehl nach schwerer Typhuserkrankung in Starenberg zur Erholung weilte. U. a. schrieb er damals seinen „Stadtpfeifer". Anfang der 1880er Jahre übernahm der vielseitig tätige Mann noch die Leitung des bayerischen Nationalmuseums. Ob er sich da ebenso hat überrumpeln lassen, wie er es von dem Helden seines Romans „Ein ganzer Mann" humorvoll erzählt —? Riehl legte diesen Posten erst etwa 1895 nieder, bald nach dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin. Noch in seinen letzten Lebensjahren war er unermüdet tätig und versuchte bis kurz vor seinem Tode — obwohl sehr leidend —, seine Vorlesungen zu halten. In den letzten zwanzig Monaten seines Lebens ward ihm eine zweite Gattin, Antonie Ethart, eine Nichte seines Freundes Moebold, eine treue Pflegerin. Er starb am 16. November 1897.



Digitized by Google

Zum Schluß ein Wort dieses Kenners unseres Volks, das in den heutigen schweren Zeiten trostreich anmutet: „Das am persönlichsten geartete Volk, und dies ist das deutsche, kann sich eine Weile zersplittern und ohnmächtig werden in solcher Zerfahrenheit, aber es birgt auch eine kaum zu erschöpfende Kraft steter Wiederverjüngung."

Sophie Charlotte von Sell

# Zur neueren deutschen Literaturgeschichte

Wer sich über die literaturgeschichtliche Forschung in den Jahren 1914—1920 unterrichten will, greife getrost zu Paul Merkers Abriß „Neuere Deutsche Literaturgeschichte" (Wissenschaftliche Forschungsberichte, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Hönn, VIII; Friedrich Andreas Perthes A.-G., Stuttgart und Gotha 1922). Die reiche Sachkenntnis und das sichere Urteilsvermögen des Verfassers stempeln sein Buch, in dem eine Fülle von Arbeit steckt, zu einem zuverlässigen Führer, für den wir ihm nicht genug Dank sagen können. Bedauerlich bleibt nur die Nichtberücksichtigung Richard Wagners, dessen literaturgeschichtliche Bedeutung heute unmöglich noch bestritten werden kann. Auch Wildenbruch hätte nicht übergangen werden dürfen. Die grundlegenden Erscheinungen sind durch den Druck vor den weniger wichtigen hervorgehoben, und die Einteilung des umfangreichen Stoffgebiets der deutschen Literatur von der Reformation und dem Humanismus bis zu Konrad Ferdinand Meyer ist klar und übersichtlich. Während die in die Jahre 1920—22 fallenden Arbeiten nur bibliographisch verzeichnet sind, werden die früheren mit wenigen Strichen charakterisiert.

Um so unbefriedigender ist der Versuch Friedrich Schöns, eine „Geschichte der deutschen Mundartdichtung" zu schreiben (Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. 1920/21). Der erste Teil der Arbeit umfaßt die Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu den niederdeutschen Klassikern, der zweite die nieder-, mittel- und oberdeutsche Mundartdichtung von den niederdeutschen Klassikern bis zur Gegenwart. Der in der Zusammenstellung des Materials bewiesene Fleiß soll nicht verkannt werden; aber das geistige Band zu schaffen vermag der Verfasser nicht, die Charakteristik ist vielfach schief, dürftig und trivial, die Darstellung ungepflegt.

Mit der mundartlichen Dichtung Schlesiens beschäftigt sich unter anderem auch die gediegene Monographie von Dr. L. Hillebrand: „Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung" (Breslau 1922, Ferdinand Hirt). Die aus der Breslauer Germanistenschule hervorgegangene Verfasserin gibt mit größtem Fleiß eine jahrhundertelange Entwicklung und belegt ihre Darstellung mit reichen Literaturangaben. Die Warmbrunner Quellen, die schon frühzeitig Fremde in das Riesengebirge lockten, zu einer Zeit, als Bergwanderungen noch nicht im Schwange waren, gaben die erste Anregung zu Dichtungen; dann erwies sich die Besteigung der Schneekoppe als literarisch fruchtbringend; und schließlich gesellten sich zu den Natureindrücken als erregende Momente die Sagen des Landes, besonders die Rübezahl- und die Kynastsage. Unter den zahlreichen Dichtungen, die im Laufe der Zeit als Folgen der allmählichen Erschließung des Gebirges entstanden, ist künstlerisch wenig Wertvolles, aber vom kulturgeschichtlichen Standpunkt ist die literarische Wanderung lohnend. Alles in allem muß die Arbeit als ein dankenswerter Beitrag zur schlesischen Literaturgeschichte bezeichnet werden.

Der erste, der das Riesengebirge besang, war der Humanist Conrad Celtes in seinem Fragment „De situ et moribus Germaniae" (1495). Er eröffnet auch zugleich den Reigen der vielen Dichter, die Heidelberg, die „Stadt an Ehren reich", im Laufe der Jahrhunderte feierten. Nachdem Fritz Sauer und Philipp Witkop mit Monographien über „Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur" und „Heidelberg und die deutsche Dichtung" vorangegangen sind, empfangen wir

Digitized by Google

jetzt die langersehnte Darstellung der „Heidelberger Romantik“ (München 1922, Parcus & Co.) aus der Feder von Dr. Herbert Levin. Was Haym für die ältere Romantik, die von Berlin bzw. Jena ausging, getan hat, gibt Levin für die jüngere Romantik, deren Brennpunkt die reizvolle Neckarstadt war. Mit gründlichster Sachkenntnis werden die gesamten dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Heidelberger Kreises, in dessen Mittelpunkt Clemens Brentano und Achim von Arnim standen, behandelt. Die Darstellung umfaßt die Jahre 1803 bis 1820 und wird von einem Stadtplan und mehreren schönen Abbildungen nach zeitgenössischen Originalen begleitet. Neben der literaturgeschichtlichen hat das Buch Levins auch seine ortsgeschichtliche Bedeutung; denn der Verfasser hat keine Mühe gescheut, uns das Stadtbild des damaligen Heidelberg zu vergegenwärtigen. Wir wissen jetzt genau, wo des „Knaben Wunderhorn“ entstand, wo seine beiden Herausgeber 1808 bei Beendigung des Werkes wohnten und wo ihr Gegner Johann Heinrich Voß hauste. Levins Stil ist knapp und sachlich, aber zum Schluß findet der Verfasser warme Töne für die Romantik der Dichterstadt: „Immer wieder ergreift sie jeden Tieferfühlenden, der zuerst Stadt und Schloß vor sich liegen sieht, mit ursprünglicher Kraft, und es ist ihm, als schildere Brentano in seinem Lied von eines Studenten Ankunft das eigene Erleben:

Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlich denkend schaut' das Schloß
Und dunkel, still das Tal sich schloß,
Und ums Gestein erbraust der Fluß,
Ein Spiegel all dem Überfluß,
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da tut das Land sich herrlich auf...

Und des Dichters Schmerz ist der Schmerz unserer Tage, wenn es weiter heißt:

Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland,
Und wie ans Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht'.“

In enger Beziehung zu Levins Buch steht die Arbeit „Die Entstehung der Rheinromantik“ von Dr. Heinz Stephan (Rheinische Sammlung, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Enders und Dr. Paul Bourfeind, Nr. 3; Rheinland-Verlag, Köln 1922). Aufbauend auf Forschungen Oskar Walzels zeigt der Verfasser, wie die Entstehung der Rheinpoesie tief im Wesen der Romantik wurzelt. Er geht der Erscheinung, „die mehrere Dichtergeschlechter stark beeinflußt hat“, auf den Grund und stellt dar, wie die Rheinromantik aus der landschaftlichen Schönheit und der großen geschichtlichen Vergangenheit „Leben und Nahrung“ sog, wie sie allmählich ein nationales Gepräge erhielt und das vaterländische Empfinden stärkte. Ein ungeheures Material ist in der nur wenig mehr als hundert Seiten umfassenden Schrift verarbeitet worden. Ihr Hauptergebnis ist: Die Rheinromantik stellt sich uns dar als „Sieg des Gefühls über den Verstand, als Sieg des Germanentums über das Romanentum“. Zur Entwicklung des Naturgefühls im Zeitalter der Romantik gibt Stephan besonders aufschlußreiche Beiträge, er spricht über das landschaftliche Gesamtbild im Spiegel der Literatur, über die Burgen- und Ruinenromantik, über den Einfluß von Märchen und Sagen und widmet der romantischen Rheinweinpoesie einen besonderen Abschnitt, in dem ich nur einen Hinweis auf Wilhelm Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller“ vermisse, die köstlichste Gabe, die uns der frühverstorbene und heute vielfach unterschätzte Schwabe hinterließ. (Eine neue Ausgabe mit zierlichen Bildern und Buchschmuck von H. Stubenrauch erschien im Phöbus-Verlag, München.)

Digitized by Google

Aus der Romantik führt eine gattungsgeschichtliche Arbeit in den Realismus: „Von der Droste bis Liliencron", so lautet der Titel der Beiträge zur deutschen Novelle, die der Italiener Lorenzo Bianchi 1922 im Verlage von H. Haessel in Leipzig herausgab. Der Verfasser sucht an einer Reihe von Dichterpersönlichkeiten und ihren Werken ein wichtiges Formproblem zu erhellen, indem er untersucht, von welchen Voraussetzungen jeder einzelne zur Kunstform der Novelle gelangt. Mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache und des Gegenstandes tritt der Ausländer an seine Aufgabe heran, die er meisterlich löst. Er wirkt auch da anregend, wo er nicht ganz zu überzeugen vermag. Am wertvollsten sind B.s Ausführungen über Konrad Ferdinand Meyer, in dem er den Meister der psychologischen Novelle sieht. Er weist nach, wie die innere Wiedergabe empfangener Eindrücke sich bei dem Schweizer durchaus auf dem optischen Vermögen aufbaut. Nur seine seltene Gabe, in das Wesen psychologischer Verwicklungen und Probleme einzudringen, hinderte ihn, Maler oder Bildhauer zu werden und trieb ihn zur Novelle, und zwar zur historischen Novelle, „die ihm psychologisches Material in höchster Vollendung an inneren Kämpfen großer Männer" darbot. Höchst lehrreich sind die Bemerkungen über Meyers Schaffensart und Technik, besonders über die Verwendung der Rahmenerzählung, unrichtig nur die Behauptung, daß ihm der Humor „fast gänzlich" fehlte; „Der Schuß von der Kanzel" und „Plautus im Nonnenkloster" sprechen dagegen. Auch die Analyse von Kellers und Storms Novellistik und die Ableitung ihrer Form aus der Wesensart der beiden Dichter ist sehr fein und wird weitere Arbeiten fördern. Ebenso wird Wilhelm Raabe richtig charakterisiert; Bianchi übersieht dessen künstlerische Mängel nicht, wird aber dem „ehrlichen, bedeutenden, unvergeßlichen" Menschen vollauf gerecht.

Einen anderen bedeutsamen Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes gaben Emil Doernenburg und Wilhelm Fehse in ihrer Arbeit „Raabe und Dickens" (Magdeburg 1921, Creutzsche Verlagsbuchhandlung), auf die schon im Anhang des Aprilheftes hingewiesen wurde. Die gemeinsame Studie ging hervor aus einer Magisterdissertation Doernenburgs, die dieser an einer amerikanischen Universität eingereicht hatte, ohne sie drucken zu lassen. Fehse, als Raabeforscher bereits rühmlich bekannt, hörte davon und drängte den Verfasser zur Veröffentlichung, da ihn das Thema interessierte. Doernenburg, außerstande, das Manuskript druckfertig zu machen, sandte es an Fehse, der es, ergänzt durch seine eigenen Untersuchungen, der Öffentlichkeit übergab. Die Studie geht durch ihre weitschauenden allgemeinen Betrachtungen über die durchschnittlichen Leistungen dieser Art hinaus. Sie begnügt sich nicht mit der äußerlichen Feststellung von Entlehnungen und Beeinflussungen, sondern dringt tief in das Wesen der beiden Dichter ein, die mehr Trennendes als Gemeinsames haben, und zerstört manches Vorurteil.

Während Raabe an die Politik Preußens zwar scharfe Kritik anlegte, aber sich doch nicht der Überzeugung verschloß, daß das Heil Deutschlands allein auf Preußen beruhe, stand der Österreicher Moritz Hartmann auf der Seite der Großdeutschen, verkannte völlig die Größe Bismarcks und verschonte mit seinen Schmähungen selbst die ehrwürdige Persönlichkeit König Wilhelms nicht. Davon zeugen Hartmanns Briefe, die Prof. Dr. Rudolf Wolkan mit einer ausführlichen Einleitung im Wiener Rikola-Verlag herausgab. Sie sind lebendig geschrieben und geben ein gutes Bild von dem Leben und Schaffen eines namhaften Schriftstellers, der als Politiker irrte, aber als Mensch sympathische Züge trägt. Der Herausgeber hat uns mit seinem Buch, das von der Frankfurter Nationalversammlung bis zum Deutsch-Französischen Kriege führt, eine ergiebige zeitgeschichtliche Quelle erschlossen. Die Briefe fesseln schon allein durch den ständigen Wechsel des Schauplatzes.

In der Kaiserstadt Wien, aus der Hartmann aus politischen Gründen verbannt war, spielt ein anderes Briefbändchen: „Der Dichterinnen stiller Garten. Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica van Handel-Mazzetti, Bilder aus ihrem Leben und ihrer Freundschaft", dargestellt von Johannes Mumbauer. (Mit 2 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) Österreichs größte Dichterinnen werden uns hier auf das reizvollste ver-

Digitized by Google

lebendigt. Der Verfasser führt uns zunächst in das vormärzliche Wien in dem alten österreichischen Polizeistaat, dessen Opfer ein Moritz Hartmann wurde, und wir erleben unter seiner liebenswürdigen Führung die dichterischen Anfänge der siebzehnjährigen Komtesse Dubsky, ihre Entdeckung durch Grillparzer. Zwei Menschenalter später fördert die greise Ebner die jugendliche Baronin Handel, die dankerfüllt hier ihre dreizehn Jahre währenden Beziehungen zu ihrer großen Kollegin schildert. Den Hauptinhalt des zierlichen Bändchens bilden die Briefe, die Enrica von der Ebner empfing, menschliche Dokumente von hohem Wert, die niemand ungelesen lassen sollte.

Prof. Dr. Werner Deetjen

# Neue Bücher über Anton Bruckner

Vordem verkannt, verachtet, verspottet, ist heute Anton Bruckner einer Beachtung gewürdigt, die überraschen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sich das Edle, Wahre und Große immer Bahn brechen wird. Kein noch so derbes Hindernis kann dauernden Verzug bringen — der Höhenflug des Ewigen wird es immer übersteigen. Anschließend an meinen Aufsatz über Bruckner, den ich vor einiger Zeit im „Türmer" veröffentlicht habe, will ich heute die wesentlichsten Bücher nennen, welche uns in das Schaffen dieses abseitigen, dieses — wie man heute schon bekennen darf — größten Symphonikers einführen wollen. Es ist erstaunlich, wie gerade in den letzten zwei bis drei Jahren immer wieder auf diese Kunst des Übermorgens verwiesen wurde, auf diese glückhaft reine, wahrhaft mythische Musik.

Grundlegend bleibt vorläufig noch immer die Biographie von Rudolf Louis, dem verstorbenen Münchener Musikhistoriker. (Verlag Georg Müller, München.) Nach dem Tode des Verfassers ist sie in neuer, verbesserter Auflage erschienen und dem Stande der heutigen Forschung angepaßt worden. Das Buch ist gründlich, sachkundig und mit fleißiger Liebe geschrieben, wenn auch ein wenig trocken, manchmal vielleicht sogar philisterhaft. Aber es hat das niemals zu vergessende Verdienst, zuerst des Meisters Schaffen umfänglich gewürdigt zu haben. Unwichtig ist die Broschüre von Albert Knapp (A. Bagel, Düsseldorf); dagegen hat Max Morold (Millenkovich) eine knappe Biographie gegeben (Breitkopf & Härtel, Leipzig), die als erste Einführung wohl zu empfehlen ist, da sie Wärme atmet und erfreuende Klarheit, wenn sie hie und da auch überholt wurde. Kürzlich nun veröffentlichte der ausgezeichnete Ästhetiker Karl Grunsky eine Lebensbeschreibung (J. Engelhorn, Stuttgart), die in jeder Hinsicht zufriedenstellt. Hier wird auf knappem Raume eine Fülle Vortreffliches und Nachdenksames gesagt; hier redet wirklich ein Berufener. Wie denn auch Grunsky uns die bis heute besten Führer durch Bruckners Symphonien schenkte (1., 6. und 9. Symphonie, Verlag Schlesinger); während diejenige von Walter Niemann und Kretzmar ziemlich belanglos sind und nicht das Wesentliche erfaßt haben. Jetzt hat sich auch der Verlag Gustav Bosse, Regensburg, in den Dienst Anton Bruckners gestellt und gleich zwei volkstümliche Schriften über ihn herausgebracht, verfaßt von Hans Tetzmer und Franz Gräflinger. Auch hier wirbt Liebe und Treue; aber eigentlich bieten die beiden Bändchen nichts Neues oder gar Entscheidendes. Gräflinger hat ehedem in seinem leider vergriffenen Werke „Bausteine zu Bruckners Lebensgeschichte" (Piper, München) wirklich Beachtliches gesammelt und dargelegt. Nun aber fiel er sowohl wie Tetzmer manchmal in jene unfruchtbare hermeneutische Methode, welche im Grunde höchst selbstverständliche Dinge gewichtig nachredet. Wenn es einmal heißt (ich greife willkürlich ein Beispiel heraus, nur um zu zeigen, was ich meine): „Der erste Satz beginnt mit einer Misterioso-Einleitung: Streichtremolo auf d, acht Hörner tastend von d nach f, nach a . . .", so ist mit solchen Worten eben gesagt, was ein jeder Musiker im Notenbilde vor Augen hat und nicht be-

Digitized by Google

sonders betont zu wissen braucht. Wenn man etwa ein Bild von Grünewald nur dahin deuten würde: „Hier steht der Prophet Johannes im roten Gewande, ihm gegenüber der Jünger Johannes ebenfalls rot gekleidet...", so wäre mit einer solchen Erklärung sicherlich wenig geleistet.

Und nun wartet noch das schöne Buch von Ernst Decsey (Schuster & Löffler, Berlin), das ich in meinem früheren Aufsatz bereits erwähnt habe. Hier ist besonders das religiöse Moment hervorgehoben, wie denn diese gute und tüchtige Arbeit auch sprachlich einer dichterischen Gehobenheit sich befleißigt; nicht, ohne auch manchmal auszugleiten. Das Modewort „Gebärde" ist sicherlich bei dem schlichten, abgewandten Bruckner falsch am Orte. Aber Decsey führt mit warmen Augen in das Märchenland, in das Heiligtum, das so verloren abseits von unserem entgotteten Zeitalter ruht und leuchtet. — Der Verlag G. Bosse kündigt übrigens auch die lang erwartete Biographie von August Göllerich an, deren erster Band in Vorbereitung ist; Bruckner hat diesen Schüler selbst zu seinem Biographen bestimmt. Hoffen wir, daß die sehr geraume Zeit, welche Göllerich sich gegönnt hat, dem Unternehmen zu Segen und Gewinn ausgeschlagen ist! Nach Erscheinen des vollständigen Werkes soll hier darüber geredet werden.

Auch das Brucknerbüchlein des Komponisten Richard Wetz ist von starker Liebe getragen (Reclam, Leipzig). Wie nicht anders zu erwarten, weiß der Verfasser viel Wahres und Klares zu sagen, wenn auch manchmal mit der Rechten gegeben und mit der Linken zurückgenommen wird. Über die einzelnen Werke selbst freilich erfährt der Laie nicht eben viel; das spezifisch Musikalische wird allzu häufig von mehr lauten als starken Worten niedergehalten. Es ist wenig über das Adagio der 8. Symphonie mit den Sätzen ausgedrückt: „Das Adagio, das tiefste, das Bruckner gedichtet, spricht vom Höchsten, was der Mensch im Leben gewinnen kann: von der Offenbarung der Gottnatur in ihm selber, seinem Durchdrungenwerden von der Weltseele. Es ist ein Lied voll heiligender Gewalt, groß und rein, emporbringend zu Sternenhöhen, aufblühend in seraphischer Schöne und königlicher Erhabenheit." Recht gut —, aber wie gestaltet sich der innere Aufbau des Werkes, seine thematische Führung, die Instrumentation usw.? Davon will der Laie auch etwas erfahren, der Musik wirklich verstehen möchte. Im Scherzo ein Trutzlied mit Keulen- und Schwertschlägen zu erblicken, erscheint mir recht gewagt; die huschenden, klingenden Streicherfiguren der Begleitung deuten doch auf eine Art Elfentanz, das Thema selbst auf Falstaff oder einen Rüpel aus dem „Sommernachtstraum". Jedenfalls ein im ganzen gediegenes und fleißiges Büchlein.

Soeben erschien eine vorzügliche und umfängliche Würdigung Anton Bruckners von Max Auer (Amalthea-Verlag in Wien); hier ist eine Fülle neuen Materials zusammengetragen, so daß sich das Bild des liebenswerten und treuen Künstlers prächtig entfaltet und den Leser immer von neuem zu Bewunderung und gerührter Dankbarkeit zwingt. Auer schreibt mit herzlicher Hingabe, ohne jedoch sich in nebelhaften Überschwang zu verlieren; und wenn man auch hie und da seine Ansicht nicht völlig teilen mag, so wird man doch immer gefesselt und belehrt. Dankenswert sind die zahlreichen Notenbeispiele, welche das Studium wesentlich erleichtern; auch einige neue Bilder wurden beigefügt, sowie Autographen. Ohne Zweifel eine der wichtigsten Veröffentlichungen, die wir in den letzten Jahren erhalten haben.

Außer denjenigen Büchern, die ausschließlich Meister Bruckner gewidmet sind, gibt es noch manche andere, die ihn lobend und dankbar gewürdigt haben. So Karl Storck in seiner Musikgeschichte, Louis in seiner „Deutschen Musik der Neuzeit" oder Niemann in seiner „Musik der Gegenwart", die ja hinlänglich bekannt sind. Aber ich will noch einer anderen Schrift Erwähnung tun, die mit jugendlichem Eifer den Weg des Heiles weist und mit so manchen Modegötzen unerbittlich Abrechnung hält: „Die neue Musik" von Walther Krug (Eugen Rentsch, Erlenbach bei Zürich). Am Schluß dieses lesenswerten Büchleins weiß der Verfasser recht kluge und eindringliche Worte zu sagen und im Lobpreis Anton Bruckners Halt und Aufrichtung zu finden. Ernst Lissauer gab „Gloria Anton Bruckners" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart); die Verse

Digitized by Google

zum Teil voll kühler, flacher Leuchtkraft; man empfindet die Absicht, mag sie auch eine löbliche sein. Der angefügte Aufsatz „Zur seelischen Erkenntnis Bruckners“ bietet dagegen die bessere Hälfte und zeigt, wie vielfältig die Wirkung dieses wunderbaren Meisters auszustrahlen vermag.

Und zum Schluß noch drei spezifisch musikalische Arbeiten. Ohne Zweifel hat August Halm bisher das Umfassendste und einzig Wegweisende kundgetan: „Die Symphonie Anton Bruckners“ (Georg Müller, München). Endlich einmal ist mit dem schon gerügten dichterisch-malerischen Standpunkte einer ungültigen Hermeneutik gebrochen. Hier wird die Tonkunst als solche gewertet; nicht nur als Sinnenrausch oder „Erhebung“. Halm untersucht die Art der Thematik, die Harmonie, den Rhythmus auf ihre Eigentümlichkeiten; er will den Aufbau der Symphonien aus sich selbst erklären, aus dem inneren Muß und Willen. Man darf getrost bekennen: dieses bedeutende Buch stellt einen Markstein dar; es redet nicht über Musik, sondern kommt gewissermaßen aus ihr heraus. Dergleichen Untersuchungen dienen zur Einsicht; sie allein geleiten zum Entscheidenden: zum Wesen. Gerade heute, wo das Dilettantengeschwätz sich breit macht und mit behäbigem Genügen sich Autorität anzumaßen im Begriffe steht, sollte man — namentlich auch auf den Konservatorien — dem Beispiel Halms Gefolgschaft leisten; aus der neuen Jugendbewegung, die sich um die „Laute“ schart, die kleine und doch so inhaltvolle Zeitschrift (Zwißler, Wolfenbüttel), welche von Fritz Jöde geleitet wird, ist eine tüchtige Knappenschaft erwachsen. — Nicht so bedingungslos vermag ich der sehr emsigen Studie von P. Griesbacher über Bruckners Tedeum beizustimmen (Friedrich Pustet, Regensburg); ich frage mich, was wohl der Komponist selber zu dieser rastlosen Zerfaserung gesagt haben würde, die sich in allerlei thematischen Klügeleien verliert, welche zwar unterhaltsam, aber nicht allzu aufschlußreich sind. Hier scheint mir ein Übermaß geleistet worden zu sein, das eher zu verwirren als zu erläutern vermag. — Sehr bedeutend dagegen ist die thematische Analyse zur fünften Symphonie von Dr Armin Knab (Universal-Edition, Wien), dem erhabensten gotischen Wunderbau, den die Musik geschaffen. Wie sich die scheinbar schwierigen Durchdringungen so einfach lösen, vor allem jedoch, wie prachtvoll organisch, aus sich selber wachsend dieses Riesenwerk gestaltet ist, das hat der Verfasser in ebenso eindringlicher wie überzeugender Sicherheit dargelegt. Möge er uns auch zu den anderen Symphonien die lang entbehrten Leitfäden bescheren, die nur auf diesem Wege möglich und fruchtbar sind!

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Gesamtlage
## Wo bleibt das geistige Weimar?
## Goethe-Gesellschaft

Die Ruhrdrangsal dauert an; der westfälische Widerstand desgleichen; die kaltherzige Unempfindlichkeit der englisch-amerikanischen Staatspolitik nicht minder. Am Ostersonnabend erlebte man in Essen ein Blutbad: ein Kommando von zehn Franzosen schoß mit Gewehren und Maschinengewehren in eine unbewaffnete Menge; 13 Tote und an die 40 zum Teil schwer Verletzte blieben liegen. Diese gefallenen Deutschen hat man in einem Massengrab beerdigt: Denkmal deutscher Not, Denkmal französischer Schmach. Dem mörderischen Trüppchen ist kein Haar gekrümmt worden; die Pariser Blätter erfinden, man hätte die Soldaten mit Revolvern bedroht. Es war gar keine Waffe vorhanden; wir haben überhaupt keine Möglichkeit, etwas wie Kampf aufzunehmen; und doch schreit dieses wahnsinnige, von allen guten Geistern verlassene Frankreich, bis an die Zähne bewaffnet, ununterbrochen nach „nationaler Sicherheit"!

Eine befreundete Dame aus dem besetzten Gebiet besuchte uns dieser Tage: ihre Schilderungen sind grauenhaft; und nicht minder der Haß, der sich in dieser feingebildeten Persönlichkeit ausgebildet hat. Was sie erzählte, stimmt zu einem Ruhrbericht in der „Mitteldeutschen Zeitung", dem wir folgendes entnehmen: „... Der Deutsche endet im Gefängnis in Zweibrücken in langsamem Hungertode; er bekommt so wenig (oft im Nachtgeschirr gereichtes) Essen, daß er eines Tages ‚an Herzschwäche' eingeht. Eine Witwe aus Essen besucht ihren zu zwei Jahren Gefängnis verurteilten Sohn in Zweibrücken. Das erste, was er, fast nur hauchend, ihr sagt, ist: ‚Mutter! Hunger!' Sie kann ihm nichts geben; die mitgebrachten Lebensmittel sind ihr am Eingang von den Wächtern abgenommen worden. Im Zuchthaus in Werden an der Ruhr sitzen 252 Deutsche, zum Teil seit vielen Wochen, ohne daß sie abgeurteilt werden. Alle Stände stellen die Märtyrer, vom Prinzen aus ehedem regierendem Hause bis zum armseligsten, zufällig aufgegriffenen Landstreicher, dazwischen Direktoren, Former, Monteure, Druckereibesitzer, Bürgermeister, Bergarbeiter; Greise und Halbwüchsige, Arme und Reiche. ‚Ein Deutscher!' Das genügt. In Aachen und in Bonn sind Tonkinesen und andere Farbige die Aufseher. Sie sind fast durchweg geschlechtskrank und reichen das Essen mit den Händen, an denen sich offener Syphilisausschlag

Digitized by Google

befindet. In Wiesbaden ist unser General Mudra fünf Tage in einem schmutzigen Loch ohne Fenster eingesperrt gewesen; er könne die Zelle ja selbst reinigen, wurde ihm gesagt. Wer hier im Ruhrgebiet die Leichen von Deutschen gesehen hat, deren Rücken rohes, gänzlich zerpeitschtes Fleisch und deren übriger Körper eine einzige formlose Masse war, wer hin und wieder aus Wachstuben fürchterliche Schreie hört, wenn dort gewisse ‚Operationen' an Deutschen vorgenommen werden, wie es die Abessynier an den Verwundeten nach der Schlacht bei Adua taten, der weiß, daß wir es mit Bestien zu tun haben, deren Ausrottung die größte Wohltat wäre, die in der Weltgeschichte dem Menschengeschlecht zuteil geworden ist. Wer da noch ‚von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt' spricht, wer da noch an eine Internationale, an Weltgewissen, an Völkerversöhnung glaubt, der ist reif für das Irrenhaus."

Man fragt sich grauengeschüttelt: wo bleibt diesen Bestialitäten gegenüber das Rote Kreuz?

Ein scheußlicher Dämon geht in der heutigen Menschheit um; sein Januskopf zeigt auf der einen Seite Lüge, auf der andren Seite Haß. Man schreibt mir soeben aus Kanada: „Lieber Türmer! Es wird für Sie von Interesse sein, zu sehen, wie erbärmlich und nichtswürdig noch jetzt führende Männer über unser armes Deutschland reden. Und man kann ihren Lügen nicht beikommen! Denn keine englische Zeitung würde eine Richtigstellung aufnehmen. Ein Arbeiter-Abgeordneter brachte im Dominion-Parlament die Resolution ein, Deutschland die Kanada schuldige Kriegsentschädigung zu erlassen. Hiergegen sprach besonders scharf der frühere Premierminister Hon. Arthur Merghen. Er sagte, man hätte Deutschland schon 1871 für die Verbrechen (!) des damaligen Krieges strafen sollen. Er kam auf die Grausamkeits-Märchen zurück und sagte, die Zeit sei noch nicht gekommen, wo man den ‚Schlächtern von Kindern' (!) vergebend zurufen könne: ‚Gehe hin und sündige fortan nicht mehr!' Wenn man Deutschand die Schulden erlasse, würde das soviel bedeuten, als neue Angriffs- und Raubkriege zu begünstigen"...

Wir würden denn doch empfehlen, daß Freunde Deutschlands draußen in der Welt von Fall zu Fall, in der Sprache des betreffenden Landes, kraftvoll und würdig für die Wahrheit eintreten möchten, etwa in persönlichem Brief oder sonstwie. Die Lüge hat ihre Heerscharen; wann siegen die Kämpfer für die Gerechtigkeit?

Das fragen uns manche. Gerade an diesem Punkte droht uns etwas wie eine seelische Zermürbung: jene verderbliche Stimmung, daß ja doch alles umsonst sei! Immer wieder hebt die Frage ihr Haupt: Wie ist denn das gekommen? Und immer wieder lautet die Antwort: Wehe dem Volk, das sich entwaffnen läßt im Vertrauen auf seiner Feinde Edelmut! Es weckt nicht Edelsinn, sondern niederste Gelüste. Denn Völker sind elementare Kraftmassen: versagt und weicht die eine, so rückt und drückt die andre automatisch nach.

* * *

Doch heute von andren Dingen!

Wir beschäftigen uns an dieser Stelle insgemein mit der deutschen und europäischen Gesamtlage. Und zwar, wie oft betont wurde, parteilos deutsch. Der Herausgeber hat nie einer politischen Partei angehört, hat aber auch nie das vaterländische Grund-

Digitized by Google

gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Lebensfamilie außer acht gelassen. Wenn er sich zur „Humanität" bekennt, so hat er dieses Wort, das nach weltbürgerlichem 18. Jahrhundert schmeckt, längst eingedeutscht und benutzt es sprachlich als „Edelmenschlichkeit", was keinem Deutschbewußtsein widerspricht. Edeldeutsch und großdeutsch — so habe ich neulich an dieser Stelle unser Ideal einer inneren Zucht und einer äußeren Umspannung zusammengefaßt.

Wir werden also nicht in die Gefahr der Enge geraten, wenn ich heut' einmal unsre Betrachtung nur auf Weimar einstelle. Den wenigsten Deutschen ist es unter den heutigen schweren Zeitumständen wichtig, daß vor kurzem (am 23. März) das ehemalige Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach endgültig verschwunden ist: es hat sich mit den übrigen thüringischen Kleinstaaten zu einem Ganzen verschmolzen. Und nun haben wir einen Freistaat Thüringen mit der Hauptstadt Weimar. Der sozialdemokratische Staatsminister Baudert beschließt seinen Nachruf (Zeitung „Deutschland", 23. März) mit den Worten: „Sachsen-Weimar-Eisenach geht nun vom 1. April ab im geeinten Lande Thüringen auf. Die Eigenart der ehemals selbständigen Staaten wird sich zwar nicht so rasch verwischen. Die besonderen Bezeichnungen werden sich im Volksmunde noch lange erhalten. Aber, ob Weimar, ob Gotha, Altenburg, Meiningen, Reuß oder Schwarzburg, schon früher haben wir uns als Thüringer gefühlt. Wünschen wir, daß die sieben silbernen Hoffnungssterne im Wappenschild die Hoffnung in Erfüllung gehen lassen, das Thüringer Volk einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Thüringen Glück auf!"

Der Demokrat Dr. Rosenthal wünscht am Schlußtage der Verhandlungen, „daß der große und gute Geist Weimars auch im Lande Thüringen seine Stätte finden möge," wonach Baudert im Schlußwort diesen Geist dahin bestimmt: „Daß auch im neuen Thüringen der Geist der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts immer triumphieren möge."

Wir haben keinen Grund, nicht auch unsrerseits diesen Wünschen herzlich beizustimmen.

Freiheit! Ein beliebtes Schlagwort der Gegenwart. In denselben Tagen, in denen sich das neue Thüringen herausgestaltete, wurde der Schriftsteller Leonhard Schrickel, aus einer altweimarischen Familie, vor Gericht gestellt, weil er sich gegen das „Gesetz zum Schutze der Republik" vergangen hatte. Der Staatsanwalt — ich hätte nicht übel Lust, seinen belanglosen Namen zu brandmarken, will es aber um der Sache willen nicht tun — beantragte gegen diesen bisher unbescholtenen Ehrenmann eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr und 4 Monaten nebst Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte! Ein unerhörtes Strafmaß. Schrickel ist national gestimmt, aber kein politischer Agitator; er hatte sich in einigen Artikeln gegen Maßnahmen der neuen Regierung, nicht gegen Personen gewandt. Und dafür — Gefängnis und Aberkennung der bürgerlichen Ehre! Das Gericht begnügte sich mit 50000 Mark Geldstrafe, wozu noch die Unkosten kommen, so daß der bescheiden lebende Schriftsteller (der täglich nach Apolda fährt, um an der Schreibmaschine sein Brot zu verdienen!) tief in die Tasche greifen muß. Den Lesern des „Türmers" ist Schrickel, dem wir auch gute Romane verdanken, durch sein allerliebstes Idyll in Hexametern „Hedwig und

Digitized by Google

Bernhard“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) bekannt, auf das wir in diesen Heften wärmstens hingewiesen haben.

Der Herr Staatsanwalt hätte in Weimar sehr viel bessere Arbeit zu tun als das freie Wort im Freistaat Thüringen zu unterdrücken. Denn Weimar ist berüchtigt durch seine vielen Einbrüche. Auch vor den heiligsten Stätten (Fürstengruft!) machen die Frevler nicht halt; und in den meisten Fällen werden sie nicht erwischt. Neben diesem Mangel an Energie des Rechtsgefühls hebt sich jenes unglaubliche Strafmaß gegen einen geistigen Arbeiter auf das übelste ab.

Nach diesem Auftakt komm' ich nun auf den springenden Punkt, wo diese örtliche Sache sich ins Allgemein-Deutsche erweitert. Man fragt uns oft: Wo bleibt denn in unsrem unberuhigten, immer aufs neue erschütterten, aus den Sorgen gar nicht herauskommenden Deutschland von heute der ruhige und große Geist Weimars? War nicht sein Wesen einst Harmonie in jenem edlen und weiten Sinn, wie sie schon in einem Leibniz und noch in einem Wilhelm von Humboldt lebendig war? Was könnten wir heute nötiger brauchen als Harmonie, Ausgeglichenheit, Totalität und Gleichgewicht der Kräfte — und wie sonst jene Ausdrücke des großgeistigen weimarischen Zeitalters lauten mögen?

Ganz recht, meine Freunde! Und in solchem Geiste suche ich ja selber seit Jahrzehnten auf meine Deutschen einzuwirken. Aber ich habe im Laufe dreißigjähriger schriftstellerischer Tätigkeit einen lang gehegten Traum endgültig begraben: weder ein geistiges „Königreich Alemannien“ hat sich dort am Wasgenwalde gestaltet, noch hat sich im Berliner Literatengeist auch nur ein Jota geändert, ob wir auch noch so eifrig am Ufer hin und her liefen und den Fischen Predigten hielten wie einst Sankt Antonius von Padua. Demnach fällt es uns nicht im mindesten ein, von Neu-Weimar als Ort etwas zu erwarten, was auch nur annähernd als führend und vorbildlich in ganz Deutschland empfunden werden könnte.

Hierbei erkennen wir im kleinen die gesamte deutsche Not. In alles, aber auch in alles, mischt sich auch hier irgendwie, wenn auch nur im Untergrunde, die Parteipolitik hinein, so daß man das Vertrauen zu streng sachlicher Behandlung allgemeiner Angelegenheiten verloren hat. Neuschöpferisches kann man ja weder aus der Erde stampfen noch durch Parlamentsbeschlüsse erzwingen; aber eins kann guter Wille immerhin: die große Überlieferung in vornehmen Formen verehrungsvoll lebendig halten. Eins könnte z. B. die weimarische Bühne mit dem tönenden Titel „Deutsches Nationaltheater“: ein musterhaftes Programm durchführen, in einem vorzüglichen Personal alle guten Kräfte entfalten, vorbildliche Sprecher erziehen, in erster Linie große klassische Kunst pflegen, so daß Weimars Theater wirklich als ein Tempel berühmt wäre. Man kann mit bestem Willen nicht sagen, daß dies der Fall ist. Der Generalintendant hat — unter der Psychose jener Übergangszeit — von vornherein die Parteipolitik in die Kunst einfließen lassen: indem er, der Geistesmensch und Dichter, sich programmatisch auf das Podium stellte und eine demokratische Rede hielt, wonach ihn die revolutionäre Regierung an Stelle des jäh abgesetzten Herrn von Schirach an die Spitze stellte. Das hatte also gleich im Anfang einen unliebsamen Beigeschmack. Das bürgerliche Weimar, besonders die Rechte, war verstimmt. Kamen nun Angriffe gegen Ernst Hardts Tätigkeit, so hieß

Digitized by Google

es naturgemäß: das ist Hetze der Deutschnationalen. Übrigens mußte man dem früheren Generalintendanten (Schirach), nach gerichtlicher Entscheidung, das Gehalt weiterzahlen; und außerdem geht bis zum heutigen Tage noch an den vorvorigen Intendanten (Vignau) die Pension weiter. Weimar hat also ungefähr drei Generalintendanten zu unterhalten. Ein teurer Posten!

Der unbefangene Zuschauer fragt sich nun vergebens, weshalb denn diese Kostspieligkeit eines wahrhaftig nicht reichen Staatswesens nötig ist! Gefährdete es die Republik, wenn Herr von Schirach in der Blüte seiner Mannesjahre auf seinem Posten bliebe, während er jetzt spazieren geht und dennoch sein Gehalt einsteckt?! Aber dies ist eines der Beispiele, wie sehr wir auch hier in Weimar, nach dem Verschwinden des Hofes, ins Experimentieren geraten sind. Ein oft dilettantisches Experimentieren überall: im Schulwesen, in jener Kunstgruppe, die sich „staatliches Bauhaus" nennt, in Verwaltungs- und Steuersachen — die betroffenen Beamten stöhnen unter der Arbeitslast des Umlernens, wobei sie oft, aus größerer Erfahrung heraus, von vornherein wissen, daß manche dieser Maßnahmen undurchführbar ist und nach einiger Zeit rückgängig gemacht werden muß. Von dem expressionistisch und kommunistisch gestimmten „Bauhause" schrieb das „Berliner Tageblatt" anerkennend, es sei „außer in Sowjet-Rußland die radikalste Kunstschule Europas". Wir haben durchaus nichts gegen kühne, ja kühnste Experimente, selbst wenn sie morgen wieder weggeblasen sind, falls geniale Männer und viel Geld dahinter stehen; fragen uns aber denn doch kopfschüttelnd: Was soll dies Experimentieren in Weimar?

Daß zum Ostersonntag einem vielfach von auswärts zusammengeströmten Publikum im Theater statt des „Parsifal" die „Walküre" (ohne Walküren!) vorgesetzt wurde, weil das Chorpersonal vier Stunden vorher in den Streik getreten war; daß am Ostermontag, aus demselben Grunde, statt des althergebrachten „Faust" plötzlich „Torquato Tasso" eingerückt werden mußte — beweist just nicht, daß zwischen Leitung und Personal ein republikanisch-brüderliches Verhältnis herrscht. Wobei nicht nur den Intendanten, sondern mehr noch die dahinter stehenden Vertreter der Behörde schwerster Vorwurf trifft. Denn so etwas muß in Weimar zu den Frühlingsfeiertagen vermieden werden, nachdem das Chorpersonal seit Jahresfrist um Einreihung in den Tarif gebettelt hatte.

Kurz und gut: All diese Andeutungen geben einen Querschnitt durch ein Neu-Weimar, das durchaus vom Geist oder Ungeist der augenblicklichen Gegenwart beherrscht ist. Da ist nirgends eine in sich selbst ruhende, von innen heraus in die Umwelt strahlende Mittelpunktskraft. Die Vertreter z. B. der Bauhaus-Idee, an den Gedanken der mittelalterlichen Bauhütte anknüpfend, vergessen die Hauptsache: daß dort eine gemeinsame Weltanschauung Volk und Kunst allverbindend zur gegenseitigen Belebung zusammenschweißte. Hier und heute jedoch, wo wir nicht mehr im Zeitalter der Dome und der Zünfte sind, empfindet die Mehrheit der Bürger die sogenannten „Bauhäusler" als Fremdkörper.

Die Mehrheit? Es ist bezeichnend für die Schlaffheit des Bürgertums, daß die Linke zwei Stimmen Mehrheit errang, weil die bürgerliche Bevölkerung wahlfaul war, ist und vermutlich bleiben wird. Diese zwei Stimmen „rote Mehrheit" geben

Digitized by Google

also keinen Begriff, wie die eigentliche Gesamtbevölkerung denkt. Und doch sind wir mechanisch in jene Hände gegeben.

Weil — und da sind wir wieder beim Anfang — weil nun einmal unter den heute krankhaft aufgewühlten politischen Verhältnissen die Parteipolitik überall, aber auch überall nervös mitvibriert, was auch an die Öffentlichkeit treten mag. Das gilt für rechts wie für links; die wahlmäßige Minderheit ist aber dabei der leidende und verärgerte Teil. In Gera hält der Fürst ein angesehenes Theater im Gange, ohne daß es die republikanische Volksfreiheit beeinträchtigt. Schon bringt der linksstehende Stadtrat Seubert zu Jena in Anregung, dort Anschluß zu suchen, statt beim Republikaner Hardt in Weimar, der den Jenensern bereits zum elften Male die „Zärtlichen Verwandten" des verblichenen Benedix vorsetze. Es scheint sich also die regierende Linke langsam auf die Sache und ihre künstlerische Wertung umstellen zu wollen. Und das wäre immerhin ein Fortschritt. Unsre Fürsten und ihr Kreis werden wohl entpolitisiert bleiben, aber — Kulturaufgaben dürfte man ihnen doch wohl nach wie vor anvertrauen, wenn sie in dieser Form mitarbeiten wollen am Volksganzen. Die Auseinandersetzungen zwischen Volk und Fürsten waren schwierig und voll Bitterkeit für die Entthronten, die zum Unglück des Vaterlandes noch ihre eigene Verbannung und Ausschaltung tragen müssen. Aber ein gesunder und dauerhafter Zustand ist noch nicht geschaffen. Man versetze sich einmal in die Lage dieser Kreise! Eine Fürstin schreibt mir soeben: „Mein Mann und ich gehen weiter einen Weg der Enttäuschungen, und es ist besonders hart für meinen Mann, diese an seinen einstigen Beamten immer wieder zu erleben. Das sehen wir jetzt wieder bei der Verschmelzung, wie manche unsrer einstigen Beamten den jetzigen Machthabern nicht genug schöne Dinge sagen konnten"... Treue ist ein gutaltes deutsches Wort; „deutsche Treue" klingt bieder; aber an der Spitze der deutschen Geschichte steht die Ermordung des Arminius, des Siegers in der Teutoburger Schlacht, durch die eigenen Verwandten; und es wäre wohl ein herber Ton, wenn man das lange Lied von der deutschen Untreue, vom deutschen Parteihader singen würde.

Mit diesen Zeilen will der Verfasser kein Schrittmacher für eine „reaktionäre" Stimmung sein. Auch soll bei alledem nicht vergessen werden, daß Volk und Regierung gegenwärtig zu viele wirtschaftliche Kleinsorgen zu bekämpfen haben, so daß für Geistiges die Spannkraft nicht ausreicht. Aber schmerzlich glüht in uns die Empfindung, daß es im höchsten Maße unfreiheitlich ist, wenn man — wie jetzt besonders in Thüringen und Sachsen, und damit streifen wir wieder den Prozeß Schrickel — von jedem Reichs- und Staatsbürger von heut' auf morgen republikanische Umfärbung verlangt und in Personal- und ähnlichen Fragen nicht die Sachkenntnis als solche, sondern wesentlich auch die Parteifärbung mitbestimmen läßt. Dies vergiftet das Vertrauen; dies unterbindet die schöpferische Freudigkeit.

* * *

Wo sind nun eigentlich in alledem die Vertreter des geistigen Weimars? Wo das Goethe-Schiller-Archiv, die Goethe-Gesellschaft, die Shakespeare-Gesellschaft — und andre hier wirkende Faktoren des geistigen Lebens? Sprechen sie in öffentlichen Angelegenheiten mit? Zieht man sie in Theater- und Kunstfragen zu Rate?

Digitized by Google

Nein, sie führen ein ziemlich isoliertes Dasein. Das Goethe-Schiller-Archiv gehört dem — in Schlesien auf seinem Landgut sitzenden — Großherzog und ist in schweren finanziellen Nöten; die beiden eben genannten Gesellschaften — die zweite geleitet von dem Direktor der Bibliothek, Prof. Deetjen — leiden, wie alle Wissenschaft, unter derselben Bedrängnis. Ein Ausbau von innen heraus, wie ich ihn vor einigen Jahren schon in längeren Betrachtungen (im „Tag") nach Friedrich von der Leyens Vorgang für die Goethe-Gesellschaft vorgeschlagen habe, ist unter dem wirtschaftlichen Druck jetzt unmöglich. Mit aller Mühe halten wir die Gesellschaft über Wasser. Trotzdem erleben wir alle Jahre das entwürdigende Schauspiel, daß eine winzige Berliner Minderheit an unsrem Vorstand herummäkelt und aus der Sitzung ein zankendes Parlament, ja eine aufgeregte Börse macht.

Wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben: der Riß, der durch Weimar und durch Deutschland geht, ist auch in der Goethe-Gesellschaft schärfstens spürbar. Die überwältigende Mehrheit steht rechts; aber der ätzende und erregende Angriffsgeist kommt von links: und zwar von wenigen Berliner Gästen einer ganz bestimmten Färbung. Am unfreundlichsten schrieben auch über die vorige Tagung wieder das „Berliner Tageblatt" und die „Vossische Zeitung". Hier heißt es (Monty Jacobs) unter dem bereits aufreizenden Titel „Goethes Geheimräte":

„Durch die Wahl ihres neuen Präsidenten ist die Goethe-Gesellschaft nun auch offiziell eine Roethe-Gesellschaft geworden. Das bedeutet zum mindesten eine Klärung. Denn Professor Gustav Roethe, als deutschnationaler Heißsporn ins Parteigetümmel verstrickt, hat schon in den letzten Jahren unter der Herrschaft belangloser Exzellenzen die Marschrichtung bestimmt (?). Nun ist er zum Führer gewählt worden. Nicht öffentlich von der Hauptversammlung, wie die verrufenen Berliner es fordern. Nein, in Verschwiegenheit, vom Vorstand, vom Kollegium der Geheimräte. Damit tritt eine starke Persönlichkeit, ein berufener Kenner der Goetheschen Welt, an die Spitze. Wie er regieren wird, soll wachsam, aber so unbefangen (?) abgewartet werden, wie es auch ein Fanatiker vom ‚Feindbunde' der Rückwärtsblickenden beanspruchen darf. Parteikämpfe jedoch unter Goethes Büste mit allem Zubehör, mit Nervosität, Gehässigkeit, Niederschreien der Minderheit — das sind Neuerungen, die ausgerottet werden müssen, soll die Gesellschaft nicht in Scherben gehen."

Glaubt Herr Monty Jacobs, daß er durch diese Form der Berichterstattung zum Ausgleich beiträgt? Wer hat denn die Neuerung der Parteikämpfe eingeführt? Er fährt beleidigend fort: „Auch jene Geheimräte, zu denen sich die Versammlung am Freitag so stürmisch bekannte, sind der alten Zeit eingedenk. Aber nicht im Goetheschen Sinne eines Hütens und Vergeistigens überkommener Werte. Von ihnen strömt vielmehr ein Geist aus, der Tradition als Selbstzweck heißt. Also Versteinerung."

Das läuft auf nichts weiter als auf eine hübsche Verleumdung hinaus. Vierzehn Männer und Frau Ricarda Huch sitzen im Vorstand, geistige Menschen, deren jeder auf irgendeinem vornehmen Gebiete der Goethe-Region fachmännisch gearbeitet hat, wenn auch oft recht entsagungsvoll in der Stille.

Es gibt wohl keine Tagung der Goethe-Gesellschaft, auf der sich Fritz Engel, Redakteur des „Berl. Tagebl.", nicht zur Erörterung meldet. Er schreibt in seinem Blatt:

Digitized by Google

„Herr Roethe hat die Wahl angenommen; im vorigen Jahr hatte er sie noch abgelehnt. Der bittere Witz liegt nun nahe, die Goethe-Gesellschaft eine Roethe-Gesellschaft zu nennen. Und so ist es. Wenn die Vorstandsgeheimräte diesen Mann in der Stille zum Haupt erwählten, ersparten sie sich eine Aussprache mit der ihnen so überaus unbequemen Minderheit, sie durften aber auch ihre Brust von dem Gefühl schwellen lassen, daß sie die Vollstrecker des Mehrheitswillens gewesen sind. Da hilft kein Versteckspielen: die kompakte Mehrheit der Goethe-Gesellschaft, soweit sie sich bei den Beratungen in Weimar äußern kann, ist roethisch bis in die Fingerspitzen. Dort sitzen ein paar hundert Menschen, die jeden Hauch von außerhalb absperren möchten (?) und jedem Nichtweimaraner mit hüllenloser, oft bis zur Frechheit gesteigerter Unliebenswürdigkeit begegnen (!). Sie bilden einen Ring, der jede, auch die geringfügigste Neuerung als den Vorklang einer Vernichtungskatastrophe ablehnt (!). Sie verweigern jede Erörterung, in der nicht eingestandenen, aber deutlichen Furcht, es könnte dabei etwas sachlich Wertvolles herauskommen (!). Es sind Hofdamen beiderlei Geschlechts, die der vergangenen großherzoglichen Zeit Tränen und Danksagungen nachweinen, die nun auf Titel, Orden und Diners verzichten müssen, ausgeschaltete kleine Ehrgeize, denen es unerträglich dünkt, nicht mehr von oben regiert, angelächelt, angebrummt zu werden, und die sich nun wenigstens in der Goethe-Gesellschaft von einigen Geheimräten führen lassen wollen...“

Wundert sich nach solchen Beleidigungen, die er hier ausstreut, Herr Fritz Engel, daß unser weimarisches Publikum nervös wird, sobald er im Armbrust-Saal den Mund auftut?!

In der „Deutschen Rundschau“ (leider!) äußert sich gleichfalls negativ Wolfgang Goetz: „Der Berliner Vorschlag wird von erdrückender Majorität vernichtet, ja man läßt den Vertreter kaum zu Worte kommen. Eine Begründung der Kandidatenliste ist unmöglich. Als Max Osborn, der treuesten einer, temperamentvoll, fast rührend (!) fleht, man solle doch einen schöpferischen Menschen in den Vorstand wählen, ertönt nicht als Solo, sondern als ein stattlicher gemischter Chor: Nein, nein!(?!) Nach mancherlei Geschäftsordnungsfragen ziehen die Berliner ihren Vorschlag zurück. Einzig Hofmannsthal wird für die nächste Vakanz ‚in Aussicht genommen‘. Der Vorgang entbehrte nicht einer lustspielmäßigen Stimmung; und doch wurde man traurig. Es hat selbstverständlich vieles für sich, wenn der alte Vorstand, der nun einstimmig wieder der neue Vorstand geworden ist, abermals gewählt wird, denn die verwickelten Geschäfte, die das nächste Jahr mit sich bringen wird, sind ihm vertraut. Aber ist es ein Verbrechen, ja auch nur eine Kränkung, neue Männer vorzuschlagen? Erscheint dem Weimarer der ‚unpolitische‘ Thomas Mann zu demokratisch; gilt ihm Pfitzner als ein Bolschewist?“

Herr Goetz färbt hier einen skandalösen Vorfall auf der letzten Goethetagung in unerlaubter Weise um. Der Berliner Osborn trat mit Entrüstung auf den Plan: im Vorstande säße „nicht ein einziger schöpferischer Geist, nicht ein einziger deutscher Dichter“ (wobei er auch Ricarda Huch unterschlug). Von allen Seiten rief man ihm den Namen „Lienhard“ zu, worauf Osborn erwiderte, vor Lienhard hätte er zwar alle Achtung, könnte ihn aber „nicht als Vertreter deutscher Dichtung

Digitized by Google

anerkennen", empfahl dagegen der Goethe-Gesellschaft den „echt deutschen Dichter" (wörtlich!) Hugo von Hofmannsthal aus Wien. Erst nach diesem taktlosen Ausfall gegen ein anwesendes Vorstandsmitglied wurde er von der Entrüstung der Mehrheit zum Schweigen gezwungen.

Auf die dabei mitwirkenden Unterströme spielt Friedrich Düsel, der Herausgeber von Westermanns Monatsheften, an, wenn er in der „Täglichen Rundschau" schreibt: „Waren sie den Berliner Herren ein zu deutliches nationales Programm, die Namen Prof. Gustav Roethe und Friedrich Lienhard? Schade, daß das Für und Wider dieser Frage in der Sitzung durch eine Ungeschicklichkeit der Leitung nicht offen zum Austrag kam: man sollte an solche Schwären, wie sie hier nun schon seit Jahren sich empfindlich bemerkbar machen, entschlossener das Messer des Wundarztes legen. Statt dessen blieb es wieder bei der alten Pflasterkur: ein kleines Zugeständnis an die Berliner Liste, im übrigen Wiederwahl des alten Vorstandes..."

Friedrich Düsel hat recht: man sollte den Mut haben, diese Dinge offen beim Namen zu nennen. Es ist ja schmachvoll, daß in Zeiten schwerster deutscher Not in der Goethe-Gesellschaft um die Zusammensetzung des Vorstandes in solcher Weise gehadert wird! In dieser Pfingstwoche tagt die Goethe-Gesellschaft wieder, zum erstenmal unter Roethes Vorsitz; wir bringen daher die obigen Erinnerungen an das Vorjahr in diesem Maiheft. Sitzungen, wie wir sie damals erlebt haben, dürfen sich nicht mehr wiederholen. Geht es nicht anders, so möge sich die Berliner Protestgruppe abtrennen und Goethe in derselben geräuschvollen Art feiern wie ihren Gerhart Hauptmann — oder die Goethe-Gesellschaft möge sich auflösen, weil sie ihren Zweck, edelstes Geistesgut zu pflegen, in solchen gemein gewordenen Formen nicht mehr erfüllen kann!

* * *

Ein Bekenntnis zu Weimar und zur Wartburg (beide gehören zusammen) bedeutet in tieferem Sinne keine Rückschau, sondern Aufschau. Ihr Grundgefühl ist Ehrfurcht; eine Tagung sollte Weihe, Weimar sollte ein Olympia sein. Man will eine Volksversammlung, ein Parlament daraus machen. Unter einer wahren Goethegemeinde verstehen wir aber jene Deutschen, die in bewußt sich beschränkender Stille an sich arbeiten, um das Edelste in sich immer reiner herauszugestalten, um die Pyramide ihres Daseins immer höher zu türmen, um ihrem Vollendungsdrang immer volleres Genüge zu tun. Man lese im heutigen Hefte die Wartburgbriefe der Prinzessin Reuß! Man lasse im nächsten Heft den Wildenbruch-Brief über die verberlinerte Goethe-Gesellschaft auf sich wirken! Wenn ich an die Spitze meiner „Wege nach Weimar" einen Heinrich von Stein und einen Emerson setzte, so bewies ich damit, daß jener Ausbau eines bedeutend und edel erfaßten Weltbildes heute genau so möglich ist wie zur Zeit eines Petrarka, der sich aus dem übervollen Avignon an der Quelle zu Vaucluse auf sein Inneres sammelte, oder zur Zeit eines Dante, der inmitten der kämpfeschweren florentinischen Welt die ehernen Tore zum Inferno, Purgatorio und Paradiso zu durchwandern wußte.

Genug für heute! Für die Wissenden ist diese Andeutung uralter Gegensätze ausreichend genug.

F. L.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Deutscher Wald in Not!

Es ist harte Notzeit, die über deutsches Land und Volk daherzieht. Und wehe, wenn nicht erkenntnisstarke und willensfeste Männer mit weitem Blick und warnendem Wort zu rettender Tat schreiten! Die Nachwelt wird uns mit ewigem Fluche beladen. Vor allem der Jungborn deutschen Lebens und deutscher Kraft muß dem deutschen Volke erhalten bleiben und in Dankbarkeit durchaus geschützt werden: das ist der deutsche Wald.

Schon ist die Axt zu Tausenden den einzelnen Bäumen, den kleinen Wäldern, den größeren Forsten an die Wurzel gelegt — um des Mammons willen. Man treibt Raubbau — wie einst in Spanien, Italien, Frankreich, England — an den Gütern der Väter und vergißt die Zukunft der kommenden Geschlechter. Deshalb mit lauter Stimme hinaus ins deutsche Land und Volk:

Schützet und erhaltet den deutschen Wald!

Diese Aufgabe will ein in Hamburg gegründeter Bund erfüllen: „Deutscher Wald", Bund zur Wehr und Weihe des Waldes.

Ziel: durch Wort und Weise, Buch und Bild, Gesetz und Gabe mitzuhelfen an der Erhaltung des deutschen Waldes,

dem Wahrer deutscher Art,
der Warte deutschen Wesens,
der Wiege deutscher Kraft!

Weg: durch Zusammenschluß der einzelnen und der Verbände (Vereine, Bünde, Orden, Schulen usf.), denen die Erhaltung des Waldes am Herzen liegt, den großen Bund zu schaffen, der, über ganz Deutschland gespannt, seinen Einfluß geltend machen kann und will. Zum anderen durch aufklärende Berichte in Zeitung und Zeitschrift, durch Vorträge in breiter Öffentlichkeit und durch künstlerisch gestaltete „Waldabende" (wie erfolgreich in Hamburg geschehen) auf die Not — auch das Letzte und Beste zu verlieren — hinzuweisen und zu rettender Tat zu sammeln.

Der Beitrag ist laut Satzung freiwillig und soll nach Vermögen und Wertung des Waldes für den einzelnen und den Verband dem Bankkonto „Deutscher Wald" Deutsche Bank, Filiale Hamburg, überwiesen werden. Zahlungsausweis ist der Post- bzw. Bankschein. Mitgliedskarten werden wegen der hohen Un- und Portokosten nicht gegeben. Alle Gelder dienen der Aufklärung und Werbung. Einzelmitglieder sind durch Beisitzer, Verbände durch ihren gesetzlichen Vertreter im Mitgliederausschuß des Bundes vereinsmäßig vertreten. Jährliche Hauptversammlung am 6. Februar jeden Jahres. Mitteilungen zur Gründung von Landesverbänden sowie Anmeldungen und Anfragen unter Anschrift: „Deutscher Wald" Hamburg, Hallerplatz 1

*

## Waldraub

Neulich ging ich im Walde spazieren — so erzählt der Thüringer E. Rau in der „Mitteldeutschen Zeitung", Erfurt — und begegnete einer Familie, bestehend aus Mann, Frau und zwei erwachsenen Knaben. Sie waren auf der Jagd gewesen. Auf welcher Jagd? Auf der Schneeglöckchenjagd! Und sie war ergiebig, denn die Knaben trugen Körbe voll Knollen, die ausgestochen worden waren und zu Hause den rußigen Garten schmücken sollen. Werden die Knollen wohl noch rechtzeitig, ehe die Triebe vertrocknet sind, eingepflanzt werden? Wir wollen es annehmen. Was ist aber gewonnen? Nur noch eine Fa-



Digitized by Google

milie kann sich dieses Lenzschmuckes freuen, denn die Blumen werden hinters Haus gepflanzt, damit sie vor begehrlichen Händen sicher sind. Der Wald ist aber wieder eines Teiles seines Schmuckes beraubt worden, er ist ärmer, leerer und einsamer geworden.

Das geschieht nicht allein in der Stadt! Auf ein Dorf kam ein junger Angestellter mit Familie. Spaziergänge führten ihn in den Wald. Bald auch erwacht bei ihm die Lust, einige der Frühlingsboten nahe bei sich im Garten zu haben. Und wirklich! Im dritten Jahre blühen überall in seinem Garten die Schneeglöckchen. „Auf ein paar Blümchen mehr oder weniger kommt es ja draußen im Wald nicht an!“ Allerdings! Aber das Beispiel steckt an; die Blumen sehen ja zu schön im Garten aus. Bald stehen in allen Gärten des Dorfes die Schneeglöckchen in Blüte. Wo die Gärten nicht ausreichen, pflanzt man die Blumen sogar in den Obstgarten. Es kommt zu einem Wetteifer unter den Dorfbewohnern. Jeder will die meisten Schneeglöckchen haben. Im Wald sind sie schon längst ausgestorben. Und in der Tat! Wer ein Sträußchen Schneeglöckchen haben will, der kann sich getrost den Gang in den Wald ersparen. Bei einem Gärtner wird ihm sein Vorhaben eher gelingen. Es ist aber bedauerlich, daß durch diesen Naturraub der Wald eine seiner größten Schönheiten einbüßt. Daß uns der Wald durch diese Naturräuber verleidet werden kann, das sei nur nebenbei erwähnt. Aber nicht nur mit Schneeglöckchen, sondern auch mit fast allen anderen Waldblumen verfährt man auf ähnliche grausame Weise. Ein beliebtes Wild geben die Maiglöckchen ab. Als Kinder haben wir am Ausgange des Bausenberges bei Koburg in dem lichten Laubholzbestand, der einen Maiblumenrasen hatte, uns manches Sträußchen zu Vaters Geburtstag geholt; jetzt hat man stundenlang dort zu suchen, um ein armseliges Sträußchen zusammenzubringen. Wo sind sie geblieben? Man sehe sich die Rabatten der Gärten in den umliegenden Dörfern an. Muß sogar die Schönheit des Waldes hinter Gitter gebannt werden, so daß man sie nur scheu von weitem hinter einem Holzkäfig bewundern kann? Der Taimbacher Forst mit dem Hühnerberg usw. war früher das Dorado der Orchideen. Was für seltene Arten wurden gefunden! Von der Epipactis, der Muscifera an bis Cypripedium calceolus, dem prächtigen Frauenschuh. Letztere Orchidee ist dort vollständig ausgestorben, Militaris gleich die Helmorchis, findet man nur noch im Banzerwald; die Spinnenorchis habe ich aber schon seit etlichen Jahren an den bekannten Plätzen nicht mehr gefunden, und die Fliegenorchis wird selten und seltener. In ganzen Scharen ergießen sich aus den umliegenden Städten die Naturräuber in jene herrlichen Laubwälder, um zu zerstören, was der Wald an Schönheit geschaffen hat. Die Wälder werden öde, der bunte Schmuck unter den Bäumen fehlt, und nur selten überrascht uns an einer Wegbiegung noch eine jener selten gewordenen Blumen, an deren Farbenschmelz wir uns ergötzen können. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo auch die letzten schönen Waldblumen verschwunden sein werden und man den „Türkenbund“ und das „Waldvögelein“ nur noch in botanischen Gärten gegen Eintritt wird bewundern können.

Wer verschuldet den Waldraub? Einesteils das schlechte Beispiel einiger Persönlichkeiten aus dem Dorfe oder in der kleinen Stadt, anderenteils die Schule. Ja, die Schule erzieht zum systematischen Waldraub. Das Sommerhalbjahr beginnt und mit ihm die Unterweisung der Schüler in der Pflanzenkunde. Nicht nur so viel Blumen als notwendig sind, werden nun in die Schulzimmer geschleppt, sondern aus Übereifer werden wohl häufig drei- bis viermal, manchmal zehnmal mehr Blumen von den Schülern gesucht, als zur Unterweisung notwendig wären. Ist es überhaupt notwendig, die Blumen in großen Massen zu Besprechungen in die Schule bringen zu lassen? Genügen nicht einige Exemplare? Wäre es nicht besser, wenn die Naturgeschichtsstunde überhaupt im Freien abgehalten würde, um Verwüstungen durch Schulkinder zu vermeiden? Einsichtige Lehrer werden es gewiß auch als ihre Pflicht betrachten, die Schüler durch Hinweise zum Naturschutz anzuhalten.

*

Digitized by Google

## „Waldbestände kauft laufend"...

Wem wäre nicht schon — sei's in einer der großen Berliner Zeitungen oder in irgend einem Lokalblättchen — die Anzeige begegnet: Waldbestände kauft laufend (!) Firma soundso! Ich denke nicht daran, den sprachlichen Blödsinn anzukreiden, der in diesem Kaufmannsdeutsch steckt, und den unsere Druckmaschinen täglich tausendmal erneuern. Aber den Götzen will ich brandmarken, dessen Schatten hinter dieser Anzeige aufragt in unheimlicher Machtfülle. Es ist das sogenannte römische Recht, das uns einst mit der papistisch verbrämten Mittelmeerkultur und dem beweglichen Weltkapital ins Haus gekommen und — immer noch Herr darin ist. Es hat unsere Freiheit und unsere urwüchsige Kraft zerschlagen mit dem Satz: Grund und Boden ist verkäuflich wie Krämerware. So ließen wir uns, gutmütig wie immer, das göttlichste aller Rechte, das Grundeigentumsrecht, entreißen. So kaufen und verkaufen wir auch Wälder, d. h. gewachsene Kathedralen, Jungbrunnen des Gemüts, Königshallen der Romantik. Lebt nicht in jedem Deutschen ein Stück Beethovenseele, wie sie in der Bemerkung auf jenem Notenblatt zittert: „Allmächtiger, im Wald bin ich selig, glücklich im Wald, jeder Baum spricht durch dich"? Wie sollen wir bestehen vor dem Geist unserer Väter, die im Schauer der Haine ihre Götter verehrt, und die aus der ewigen Anschauung der Waldesdome heraus die Baukunst der Gotik schufen? Unser erstes heiliges Gebot sollte heißen: Grund und Boden ist Volkseigentum und steht jedem Volksgenossen zu wie Luft und Licht.

Es darf einfach keine Möglichkeit mehr bestehen, daß jemand mit Wald und Erde Geschäfte betreibt. Einführung des deutschen Rechts ist notwendig, wie es im Sachsen- und Schwabenspiegel noch einmal aufleuchtete, wie es der geniale Bauernführer Wendelin Hippler auf seine Fahne geschrieben, und wie es neuerdings Planck, Wagemann und Lehmann-Hohenberg aus verschütteten Tiefen hervorgegraben. Deutsche Rechtsvergangenheit muß Wegweiser sein in eine neue, geläuterte Zukunft. Zur Scholle zurückgekehrt, werden wir auch wieder heimfinden zu Gott.

Ernst Hauck

*

## Ein stiller Deutscher,

eine jener vornehmen Naturen, wie wir sie uns grade jetzt als Vorbilder wünschen, ist neulich dahingeschieden.

Aus Davos kommt die Nachricht, daß am 7. Februar U. Chr. Hermann Burchard, Dr. med. h. c., Deutscher Konsul für Graubünden, gestorben ist. Wohl jeder, der in Davos war und daselbst Heilung suchte, hat diesen edlen Menschen kennen und, wenn er mit ihm zu tun hatte, hochschätzen gelernt. Er war ein Kerndeutscher im besten Sinne des Wortes, der durch seine gerade, schlichte Weise auch den anderen in Davos ansässigen Ausländern und dem Schweizer größte Hochachtung abnötigte. Durch sein echtes, wahrhaftes Christentum, das seiner niederdeutschen Art entsprechend sich nicht in Worte, sondern in wirkliche Taten umsetzte, ist er vielen Kranken, die auch seelisch den Halt verloren hatten, ein Retter gewesen; zwang doch sein abgeklärtes, in einem lebendigen Glauben verankertes Wesen wohl jeden, der in seinen Bann kam, dazu, seine Art zum Nacheifern sich zu erwählen.

Aus reiner Christenmächstenliebe, zu der er sich in dem steten Streben nach Vervollkommnung durchgerungen hatte, ist auch sein Hauptwerk, die Deutschen Heilstätten in Davos und Locarno, entstanden. Tausende haben hier Heilung gefunden; besonders während des Krieges und in heutiger Zeit sind diese Schöpfungen für Deutschland unschätzbar wertvoll geworden. Wohl nur verhältnismäßig wenige, die in Davos oder Locarno waren, haben einen Einblick davon bekommen, welche rastlose, mühevolle und auch viel verdrußreiche Tätigkeit nötig war, um auf fremdem Boden gewissermaßen eine deutsche Insel zu schaffen. Als ein mustergültiges, großartiges Werk, auf das wir Deutsche stolz sein müssen, sind die Anstalten jedem, der sie gesehen oder in ihnen Aufnahme gefunden hatte, in dauernder Erinnerung. Nach echt

Digitized by Google

deutscher Gründlichkeit aus bestem Material wie für die Ewigkeit gebaut, stehen sie in fremdem Land. Da ihr Gründer und Förderer, Konsul Burchard, sein Verdienst nicht ansah, sondern sein Wirken als Christenpflicht auffaßte und danach handelte, so ist der Fortbestand dieser seiner Schöpfungen, wie alle Werke, die nicht zur Befriedigung selbstsüchtiger Pläne dienen, auch für die Zukunft gesichert.

Man würde der Persönlichkeit des Dahingeschiedenen nicht voll gerecht werden, wenn man sein schönes Familienleben und sein selbstloses Wirken im deutschen Klub zu Davos nicht als vorbildlich hinstellen würde. Möge uns die Zukunft viel solcher Männer, die jetzt nötiger denn je sind, schenken!

G. Schäfer

*

## Dehmels Briefe

sind neulich in stattlichem Bande erschienen (Berlin, Schuster & Loeffler). Dazu bemerkt Wilhelm Schäfer in der von ihm geleiteten Zeitschrift „Die Rheinlande“:

...„Richard Dehmel fand vor dem Krieg noch Zeit, die Briefe seines Freundes Detlev von Liliencron herauszugeben; und nun er selber kaum unter dem Rasen liegt, ist schon ein erster 430 Seiten umfänglicher Band seiner Briefe da. Es fragt sich natürlich, ob dieser eifrige Betrieb nicht schon ein wenig das Bedürfnis voraussetzt, anderer Leute Briefe zu lesen. Damit, daß Richard Dehmel tot ist, sind seine Freunde nicht auch gestorben; und da ein rechter Briefwechsel persönlichste Aussprache zu sein pflegt, so können durch eine so frühzeitige Veröffentlichung recht peinliche Dinge entstehen. Um ein Beispiel zu nennen: am 23. Mai 1902 schrieb mir Dehmel einen äußerst kratzbürstigen Brief, weil er fälschlich annahm, daß ich der Verfasser eines in den ‚Rheinlanden‘ erschienenen Aufsatzes über Mombert wäre. Dieser Brief wird nun mit allen Ausfälligkeiten, deren Richard Dehmel in seiner Gereiztheit fähig war, ‚wegen der prinzipiellen Stellung Dehmels zur Judenfrage‘ abgedruckt. Da er meine eigene Stellung zu dieser Frage auf falscher Grundlage völlig verzerrt darstellt, da diese Verzerrung der Öffentlichkeit nun preisgegeben wird, geschieht praktisch nicht mehr oder weniger als eine fahrlässige Verleumdung. Solcher Dinge, andere Leute betreffend, könnte ich andere aus dem ersten Band anführen, denn Richard Dehmel war in seiner Jugend ein recht streitbarer Mann.

Der genannte Brief konnte übrigens in der Sammlung nur erscheinen, weil Richard Dehmel seit 1900 alle wichtigen Briefe kopierte; seit diesem Jahr, es war sein siebenunddreißigstes Lebensjahr, bewahrte schon ein Archiv auch alle irgendwie wichtigen Briefe an ihn auf. Das mag literarhistorisch richtig sein, mir geht dergleichen arg gegen das Gefühl, und ich habe erst in den letzten Lebensjahren die Scheu wieder überwunden, ihm mehr als geschäftliche Mitteilungen zu machen...

Oft genug sind es ganze Abhandlungen, die er schreibt; man spürt die Wollust, mit der er sich an ein ihm genehmes oder unangenehmes Wort klammert, um irgendeine seiner Gedankenketten abrollen zu können. Selbst seine persönlichsten Angelegenheiten drängten solcherart ins Wort; seine Dichtung starrt von Bekenntnissen, und die intimsten Briefe geben kaum mehr als einen Kommentar dazu. Wer die gleichzeitigen Briefe an seine erste Frau Paula, an die zweite Frau Ida und an die dazwischen schwebende Hedwig Lachmann liest, der hat lediglich ‚Aber die Liebe‘ und ‚Weib und Welt‘ noch einmal, freilich mit einer Steigerung des Verworrenen, die schaurig wirkt.

Die ‚dumpfe Sucht‘ und die ‚lichte Glut‘ in Richard Dehmel hatten ihren besonderen Lebensgrund. Am 16. September 1891 hat er an Carl du Prel einen langen und präzisen Brief über seine ‚epileptiformen Krampfanfälle‘ geschrieben. Er litt — wie Cäsar, Rousseau und Napoleon — bis zu seinem 25. Jahr an der Fallsucht. Wie er seine Anfälle als Seelenphänomene erlebte, beobachtete und beobachtend überwand, das gibt beide Seiten seiner Natur: seine visionäre Übersteigerung aller Eindrücke und seine grausame Sucht zur Feststellung. Er konnte schäumen vor Wut, rasen vor Lust, weinen vor Lachen; aber nichts

Digitized by Google

in und um ihn war sicher, in seinem Schmetterlingskasten mit der Nadel aufgespießt zu werden: alles sollte Wort werden.„

Von hier aus betrachtet und etwa mit Goethe in der dichterischen Bewältigung seiner Menschlichkeit verglichen, stellt Richard Oehmel dessen Gegenbild dar. Er hat sein erstes Buch ‚Erlösungen' genannt, aber von da ab ist weder in seinen Dichtungen noch in seinen Briefen Erlösung gewesen."

*

## Ein Reise-Erlebnis

das eine Warnung sein soll, erzählt L. Lejeune in dem von Guido Diehl geleiteten Eisenacher Blatt „Neuland". Der durchschnittliche Deutsche ist in der Tat bei seinen Reisen auf der Eisenbahn von einer unter den jetzigen politischen Verhältnissen unerhörten Redseligkeit — um nicht zu sagen Schwatzhaftigkeit.

Ich fuhr in Süd-Baden, der Franzosensperre wegen, auf großem Umweg durch den Schwarzwald von Basel nach Karlsruhe. Auf den kleinen Schwarzwaldstationen häuften sich die Koffer der Ausländer, der Bahnhof von Immendingen glich einem Großstadt-Bahnsteig, auf dem gerade ein internationaler Zug angekommen war, der seiner Reisenden sich entledigte. Mir kostete es schon viel, an mich zu halten, als ich das Stöhnen und Klagen, ja das Schimpfen über den „Umweg" in allen Fremdsprachen anhören mußte. Ich fand kaum Platz im überfüllten D-Zug, der diese Menschenmenge aufnehmen sollte. Mir gegenüber zog ein junger Mann einen Franken heraus, wog ihn in der Hand und sagte laut zu seinem Gegenüber: „Das ist doch noch einmal eine billige Fahrt! Ich fahre von Basel bis Stuttgart im D-Zug für diesen Franken, und in der Schweiz muß ich für 1 Station fast so viel bezahlen." Mit einem Blick verstanden sich die beiden. Dann kam langsam ein Gesamtgespräch in Gang, an dem sich 3 junge Deutsche beteiligten. Natürlich wurde über Politik geredet, über Preise, Valuta usw. Der vorhin vom Schweizer angeredete Herr, der angelegentlich des öfteren wiederholte, er sei aus dem Orient, schob ganz, ohne daß es die anderen merkten, die ganze Unterhaltung. Er selbst hatte keine Meinung bei allem, er stand immer auf der Seite desjenigen, der gerade sprach und ermutigte denselben dadurch, sich weiter und eingehender zu äußern. Schließlich kam die Rede auch auf die Ruhrbesetzung. Da stieß plötzlich ein hager aufgeschossener etwa 40jähriger Mann, gramvoll und blaß aussehend, zwischenhinein in die bis dahin scheinbar ruhig verlaufene Unterhaltung. Er packte alles aus, was er erlebt, erlitten, und dann ging's weiter — oder besser gesagt, es sollte weitergehen. Er fing an, von allerlei geheimen Plänen im besetzten Gebiete zu reden, von Waffen usw., bis ich schließlich kurzerhand mir die Weiterführung der Besprechung dieser Dinge ganz energisch verbat. Großes Staunen, doch ich blieb energisch und fest. Proteste zunächst von seiten der Deutschen, ich habe ihnen nichts zu verbieten, dann aber, als ich begründete, daß wir nicht unter uns seien, verstanden sie endlich und schwiegen. Der Orientale dagegen fing plötzlich unaufgefordert an, uns zu versichern, daß er kein Spion sei, sein Deutsch aber war leicht erkennbar: das Deutsch eines Franzosen. Daß sein Stammbaum allerdings nach Palästina zurückreichte, hätte er nicht erst besonders zu beteuern brauchen. Merkwürdig viel besser, als alle Deutschen, die im Abteil waren, wußte dieser Ausländer über jede Route, jeden Zug Bescheid. Er war zu seinem Amt sowohl gut ausgewählt, als gut unterrichtet. Da die Unterhaltung nicht mehr in Fluß kam, freute ich mich der landschaftlichen Pracht draußen. Ich hatte einen Eckplatz am Seitengang des D-Zuges, schaute, die Menschen nicht beachtend, die da standen, still hinaus. Da schnarrte plötzlich wieder eine Ausländerstimme, und aus kreisrunden Hornbrillengläsern sah mich ein Engländer an. „Bitte, was fixieren Sie mich", fragte er. „Ich? ich sehe Sie ja gar nicht an, ich freue mich über die Landschaft." „Nein," rief er wieder, „Sie wollen etwas von mir!" Das war nun wirklich nicht der Fall, aber man sah deutlich, daß auch aus diesem Menschen einfach das schlechte Gewissen sprach. Mir gab dies kurze Bild, der Inhalt einer Viertelstunde, viel zu denken.

Digitized by Google

Ich wünschte, daß in jedem Eisenbahnwagen, auf jeder Litfaßsäule, vor allen Dingen aber in jedes deutsche Herz geschrieben sei, daß wir mitten im Kriege sind, völlig umgeben und ausspioniert von Fremden. Es wäre darum nötig, daß wir keinen Augenblick vergessen, was wir dem Fremden, dem Spion und Schnüffler zu hören und zu sehen geben möchten. Daß wir an die Riesengefahren des Augenblicks in dieser Hinsicht noch gar nicht, ich möchte sagen, immer noch nicht denken, das bewies mir diese Schwarzwaldfahrt.

*

## Zur Lusitania-Frage

Wohl oder übel hat der amerikanische Gerichtshof in der Lusitania-Angelegenheit jenes Urteil fällen müssen, das für Deutschland eine glänzende Rechtfertigung ist — wenn auch im Augenblick fast nur von materieller Wirkung. Damit hat ein geschichtlicher Vorgang seinen äußeren Abschluß gefunden, der im Rahmen des ungeheuren Geschehens „Weltkrieg" nur geringfügig ist, aber Folgen von stärkerer Bedeutung als der einer verlorenen deutschen Schlacht hatte. Er trieb das amtlich längst entschlossene Amerika in den Krieg. Er war das Zweckmittel, die „gesittete" Welt von der Grausamkeit und dem völkerrechtswidrigen Vorgehen Deutschlands zu überzeugen und — wesentlich das Versailler Diktat mit vorzubereiten, zu begründen. Deshalb richtete sich das Bestreben vaterländischer Kreise und berufener Persönlichkeiten zielsicher vor allem auf die Klärung des Lusitaniafalles. Zu genau waren die amtlichen deutschen Kenntnisse vom wahren Geheim-Inhalt des sakrosankten Personendampfers, als daß sich ein zähes Beharren auf der Überzeugung rechtmäßiger deutscher Kriegsmaßnahmen (mit Versenkung der Lusitania) nicht doch endlich lohnen müsse.

Nun sind wir soweit. Draußen in der Welt wie im eigenen Volke, das nie den rechten Begriff vom wahren Wert der Dinge hatte, ist die ungeheure Wendung des Problems „Lusitania" fast unbeachtet festgestellt worden. Wenn wir soweit kamen, daß endlich der Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn auch nicht um ihrer selbst willen, Genüge geschah — und dies zum ersten Male wieder in einer vitalen geistigen Anschauungsfrage der Menschheit —, dann sollen wir auch der unermüdlichen Helfer und Rufer im Streite gedenken, vornehmlich der ausgezeichneten „Süddeutschen Monatshefte" und des Korvettenkapitäns Friedrich Lützow, der auf Grund genauer Kenntnisse jene unwiderlegliche Beweisschrift (in glänzender Form) schuf, auf der Deutschlands Forderung fußte: durch Hebung des Wracks an Ort und Stelle — unter Heranziehung unbeeinflußter, amtlicher neutraler Augenzeugen — den Nachweis zu erbringen, daß der Völkerrechtsbruch nicht auf deutscher, sondern auf feindlicher Seite lag. Es war ein Verbrechen der britischen Regierung, trotz mehrfacher Warnung der deutschen Regierung (durch ihren Botschafter in Washington), in voller Absicht der rechtswidrigen Verwendung das gewaltige Schiff zum Kriegstransport zu mißbrauchen und das Leben Tausender gewissenlos, ja mit dem ausgesprochenen Vorsatz, einen propagandistisch lohnenden Präzedenzfall zu schaffen, aufs Spiel zu setzen.

Wie schwer die englische Heeresleitung der Verlust des großen Munitionstransportes traf, zeigt die Äußerung eines höheren englischen Offiziers gegenüber norwegischen Bekannten des Artikelschreibers (zu Dresden im Sommer 1921): Kitchener war außer sich bei der Nachricht von der Versenkung, die er nicht für möglich gehalten hatte. Er sagte: Das wirft uns in unseren Maßnahmen um volle drei Monate zurück. Zuwiefern, das läßt sich nur vermuten; jedenfalls weniger wegen der Mengen des erwarteten Munitionszuschubes in einer für Englands Munitionsknappheit bedenklichen Zeit, als wegen der Wichtigkeit des mitgeführten Materials — wie man in englischen Zivilkreisen noch heute munkelt —, schwerer Geschütze, an denen es im Frühjahr 1915 besonders mangelte, und ihres Zubehörs. Vielleicht mag aber die Lusitania-Torpedierung als ein Präzedenzfall so abschreckend auf Rheeder- und Versicherungsgesellschaften gewirkt haben, daß von weiterer Verwendung

Digitized by Google

großer Personendampfer für Waffenbeförderung abgesehen wurde. Auch hieraus geht hervor, wie militärisch richtig, neben der rechtlichen Unantastbarkeit, die deutsche Heeresleitung mit der Torpedierung handelte.

Die deutsche Presse, die vaterländischen Verbände, vor allem die Regierung dürfen nicht locker lassen, mit allen Mitteln einer noch dazu aufrichtigen Propaganda der Welt die Tatsache dieses amerikanischen Rechtsspruches kundzutun. Wie hätte im entgegengesetzten Falle die Entente-Propaganda den Abschluß des Falles ausgebeutet!

Hans Schoenfeld

*

## Die Hand an den Pflug!

Endlich, wie immer in Deutschland erst in der äußersten Not, regen sich die Kräfte, die etwas Licht in unsere zerrüttete Volkswirtschaft bringen. Deutschland scheint doch noch zur Selbsthilfe durch Ausnutzung seines Bodens fähig zu sein! Während alle bureaukratischen und lauen Geister erklärten: die Leute wollen gar nicht siedeln, sie wollen lieber in der Großstadt bleiben — beweisen heute die Tatsachen das Gegenteil. Der Ruf nach einem Volksbegehren auf Abtretung eines Teils des Grundbesitzes, der zwei Ackernahrungen überschreitet, an Landbedürftige ist da — ob der Weg nicht ein unorganischer ist, mag eine andere Frage sein. Daß es im preußischen Landtag durch Wohlfahrtsminister Hirtsiefer endlich einmal ausgesprochen ist, daß die Akten gar nicht mehr geheftet werden konnten, soviel Auslandsverkäufe von Grundstücken werden gemeldet, kann auch nicht widerrufen werden. Daß endlich auf den Aufruf der jüngst gegründeten Siedlungsgesellschaft „Neuland", die in großzügiger Weise die Urbarmachung unseres Ödlandes in Angriff nehmen will, ein Strom von Siedlungsbewerbern sich meldete, ist nicht mehr zu leugnen. Die Rechnung ist zu einleuchtend:

3 Millionen Heide- und Moorland hat Deutschland.

3 Millionen Tonnen Getreide müssen wir im neuen Jahr einführen.

2 Millionen Tonnen Getreide und

1 Million Rinder könnten statt dessen auf unserem Ödland erzeugt werden.

Privatkapital ist genug vorhanden, das nach Möglichkeiten sucht, gut angelegt zu werden: also gründet Neuland eine Aktien-Gesellschaft.

Ödland ist auch da: also kauft die A.-G. es an.

Menschen sind zu Hunderttausenden da, die sonst zu Arbeitslosigkeit und Auswanderung verdammt wären: also wird das Land an sie verpachtet oder auf Abzahlung zu eigen gegeben.

Führer sind auch da, die fähig sind, diese Siedlungen zu straffen Arbeits- und Schicksalsgenossenschaften zusammenzufassen.

Angefangen wird mit 400 Hektar Moorland bei Hannover, wo 200 ledige Siedler, Arbeitslose, Werkstudenten die Vorarbeiten machen sollen: Straßen- und Kanalbau, Urbarmachung des Bodens mit Dampfpflug und Bagger.

Ja, die Kräfte sind da, auch in Hamburg. Von Bremen und Hamburg geht „Neuland" aus. Hamburg hat eine vorzüglich zentralisierte Kleingartenwirtschaft. Wie stark der Zug zum Kleingarten ist, zeigt, daß in Hamburg heute noch 10000 Bewerber auf einen Schrebergarten warten. Hamburg hat seit kurzem eine Hamburger Arbeitsgemeinschaft für gemeinnützige Bau- und Siedlungsvereinigungen, um gemeinsam Kapital, Land und Baumaterial für Siedlungen zu beschaffen und die Wohnungsnot in Verbindung mit dem Wohnungsamt anzupacken.

Es geht voran! Wer ein Paar Arme oder den Kopf oder Kapital und den durchdringenden Willen hat zu helfen, der helfe! Die Geschäftsstelle der Hamburger Bodenreform (Kohlhöfen 20) gibt über alle diese Fragen Auskunft. E. B.

*

## Türmerlieder aus Deutschböhmen

Ein herzerquickender Gruß kommt uns aus der Diaspora deutschen Volkstums, das heute innerhalb der tschechoslowakischen Grenz-

Digitized by Google

pfähle in schwerstem Kampf um die Behauptung seiner uralt-eingesessenen Muttersprache und Kultur steht. „Wach auf —! Festliche Weisen“ (Böhmerlandverlag Eger und Leipzig) nennt Walter Hensel (Dr. Julius Janiczek in Prag) seine schmucke Sammlung von alten und neuen Tonsätzen, die vor allem dazu dienen sollen, in Wiedererweckung schönen, ehrwürdigen Brauchs an hohen Festtagen von den Türmen geblasen zu werden und in solcher Verwendung meist bereits voll erprobt worden sind. Unsere wehrhaften Vorposten im Sudetenland wollen mit dem edelsten Tongut eines Isaac, Palestrina, Stoltzer, Bach, aber auch mit kampflichen Gesängen der eigenen, schweren Gegenwart den Lauen, Gleichgültigen in die Ohren schmettern, worum es eigentlich gehe, was die wahren Werte unseres völkischen Daseins seien, und man darf sich der kernhaften Auswahl, die auch im Chor gesungen werden kann, aber aller alltäglichen Liedertafelei in weitem Bogen aus dem Wege geht, von ganzem Herzen freuen. Möge der helle Weckruf, der aus diesen Blättern spricht, auch diesseits des Böhmerwaldes gehört und freudig aufgenommen werden! Möge man den begeisterten Vorkämpfern deutschen Wesens auf so bedrängter Insel durch tatkräftige Anteilnahme an ihren löblichen Bestrebungen beweisen, daß man gebührendes Verständnis für ihr Tun hat! Die Sätze, die meist vom Herausgeber, z. T. auch von dem trefflichen Volksliedkenner Prof. Heinrich Rietsch herrühren, sind schönklingend und gesund, ihre Verbreitung würde in heilsamster Weise wieder die strahlende Kraft der Volksmusik des 16. Jahrhunderts bei uns einbürgern und so manches Gute zur Wiedergesundung des allgemeinen Musikgeschmacks mit beitragen können. Dr. Hans Joachim Moser.

*

## Noch lebt der Idealist!

Unter dieser Marke bringt die „Stadt- und Landzeitung von Calbe“ (Saale) am 20. Februar d. Js. folgende Zeilen:

„Die Not der geistigen Berufe ist bekannt. Schriftsteller zu sein, ist immer ein aufopferungsvolles, mühseliges, von Kummer und Sorge erschwertes Leben gewesen. Wenige von den vielen, die zu Großem berufen waren, haben sich durchgerungen, und viele, die wir später verherrlichten, haben in bitterer Not den Leidensweg bis zu Ende gehen müssen. Jetzt ist diese Sorte von Menschen, die, mit wenigen Pfennigen in der Tasche, oft nicht wissend, wovon sie am nächsten Tage leben sollten, in Dachkammern hausten, wohl gänzlich verschwunden. Und die Welt ist undankbar geworden. Selbst berufene Schriftsteller haben sich einträglichen Berufen zuwenden müssen. Die Schriftstellerei ist nur Nebenbeschäftigung geworden. Indessen: der Idealismus lebt doch noch. Man konnte dieser Tage in einem Berliner Blatt folgende Anzeige lesen: ‚Wer leiht jungem Dichter 300000 Mark zur Herausgabe eines Buches?‘ Man bedenke diese Naivität, die in heutigen Tagen tatsächlich überraschen muß! Nicht einmal früher lieh jemand einem Schriftsteller Geld zur Herausgabe eines Buches, und jetzt sollte jemand 300000 Mark hergeben, wo nicht einmal einträgliche Unternehmungen Kredite erhalten und, wenn sie Geldleute finden, dann nur zu Zinsen, die in drei Monaten mehr ausmachen wie das Kapital. Aber vielleicht findet sich doch ein Herr Raffke, der, von soviel Idealismus und Naivität gerührt, in seine Tasche greift und etwas für die Menschheit tut?“

„Idealismus“ und „Naivität“ — in einem Atemzuge! Wem sollte bei diesem Nebeneinander nicht das Herz klopfen? Ist es nicht vielmehr Illusionismus, was hier gemeint ist?! O. R.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

25. Jahrg. Juni 1923 Heft 9

# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Dies gehört zum Schwersten: mit dem glühenden Durst, ein Vaterland zu haben, mit dem brennenden Schmerz, einem verachteten Volke anzugehören, sich ins Grab legen ohne Labung, ohne das gelobte Land geschaut zu haben; das ist ein schweres Los. Unsere Enkel werden sich mitleidig erzählen von den Vätern, die da lebten zu der Zeit, wo der Ausländer dem Deutschen ins Gesicht spucken durfte, ohne daß eine Hand in der Heimat sich für ihn regte. Das Gefühl dieses Lebensschmerzes, dieses schmachvollen Schattenlebens soll eben selbst der Hebel der Rettung werden. Es tiefer und tiefer in uns einzugraben, es zu verbreiten in alle Herzen, das ist unsere Lebensaufgabe.

Friedrich Theodor Vischer



Digitized by Google

# Aus Briefen eines Arbeiters und eines Großindustriellen an einen Professor

Ein im deutschen Geistesleben wohlbekannter Professor stellt uns Auszüge aus Briefen zur Verfügung, die ihm in Anknüpfung an seine Zeitartikel zugegangen sind. Ein Arbeiter von nicht gewöhnlicher Bildung nimmt zu den Problemen Stellung; ihm antwortet von seinem Standpunkt aus der Großindustrielle. Beide mögen unsren Lesern als Anregung dienen. Namen tun nichts zur Sache. O. T.

## I. Der Arbeiter

Erster Brief des Arbeiters: „In der heutigen Zeitung (3. Juni 22) lese ich Ihre Pfingstbetrachtung: Gott oder Satan. Zu meinem Bedauern muß ich feststellen, daß Sie die Gründe jener Erscheinungen, die Sie beklagen, ganz und gar nicht erfassen. Infolgedessen wird Ihre Mahnung, die Sie als im Auftrage „Gottes" auszusprechen meinen, eben auch nichts weiter als eine Maßnahme „Satans". Sie wollen das deutsche Volk zur „Einigkeit" aufrufen? Schön! Man hört diese Mahnung jetzt des öfteren. Sie liegt ja auch verhältnismäßig nahe, denn nachgerade wird den geistig Ärmsten klar, daß wahrscheinlich unser nationales und völkisches Fortbestehen davon abhängt, ob wir innerpolitisch einig werden können oder nicht. Soweit sind also auch wir beide vollkommen einig!

Es ist nun recht leicht, einfach zu fordern, die Deutschen möchten den einheitlichen Willen aufbringen, der allein das Vaterland retten kann. Wenn man diese Mahnung nur ausspricht in der Absicht, dem einen Teile des Volkes mit den Folgen der Uneinigkeit dermaßen bange zu machen, daß er de- und wehmütig auf die Verwirklichung seiner Ideale verzichtet und sich mit Haut und Haar dem andern Teile, mit dem er bisher uneinig war, verschreibt, so wird solche Mahnung eben, das meinte ich eingangs, nicht zur von Gott, sondern vom Satan eingegebenen Handlung.

Warum sind wir denn so uneinig?

Oberflächlicher Betrachtung könnte es scheinen, als seien wir Deutschen uneinig über die Frage, ob wir „deutsch" oder ob wir „international" sein wollen. Die Rechtsparteien haben das Nationalgefühl gepachtet, die Linksparteien treiben internationalistische Politik. Diese Scheidung ist nur scheinbar, ist ein Höllenspuk, veranstaltet von selbstsüchtigen Führern aller Parteien zur Täuschung und Nasführung des ganzen deutschen Volkes.

Wir sind nämlich gar nicht uneinig über die Frage „deutsch oder international". Die paar Leute, die in Deutschland wirklich aus Überzeugung internationalistisch denken, würden, wenn sie allein stünden, ein Kindergespött sein! Wir Deutschen sind national bis weit in die Kreise der linksradikalen Parteien hinein. Wer das

Digitized by Google

nicht glaubt, der kennt eben das deutsche Volk nicht. Wer gegen diese Behauptung spricht, den braucht man bloß auf das Aufflammen des ganzen deutschen Volkes 1914 hinzuweisen. Damals ergab es sich, wie verschwindend wenig Leute in Deutschland nicht national sind. Auch heute ist es noch so. Wer sich davon überzeugen will, der braucht nur in die Arbeiterkreise hineinzugehen und mit den Menschen dort ein Gespräch über nationale Fragen anzufangen. Kein einziger, es sei denn ein gänzlich entarteter, vom Zerstörungstrieb beherrschter Spartakist, hat etwas gegen den nationalen Gedanken, oder weiß überhaupt etwas Triftiges gegen ihn einzuwenden.

Uneinig sind wir über die Lösung der „sozialen Frage".

Schon einmal waren wir Preußen in derselben Lage wie heute wir Deutsche. Auch Napoleon strebte danach, gleich Herrn Punktquadrat, die Deutschen völkisch zu vernichten, um die „germanische Gefahr", die für Frankreich unzweifelhaft besteht, zugunsten Frankreichs endgültig zu beseitigen. Auch damals wollte Frankreich dieses Ziel erreichen, indem es zunächst einen „militärischen Frieden" in Europa aufrichtete. Auch damals ging dieser Versuch gegen Englands Interessen. Damals wie heute hatten wir von dem Gegensatz England—Frankreich nichts zu hoffen. Damals wie heute ergab sich eine Interessenharmonie zwischen uns und den Russen, die sich in einem Vertrag niederschlug. Damals wie heute entstand unser Zusammenbruch nicht aus militärischen, sondern aus sozialen Gründen. Damals war es die Abneigung der Bauern- und Bürgerbevölkerung gegen die Gesellschaftsordnung und damit gegen den Staat, diesmal war es der Irrwahn der Massen, die da glaubten, die Lösung der sozialen Frage wäre wichtiger als die Abwehr der äußeren Feinde. Heute haben sie zwar eingesehen, daß diese Bewertung falsch war, aber trotzdem verzichten sie natürlich nicht auf ihr Streben nach Lösung der sozialen Frage. Sie würden ja damit auch in der verfahrenen Außenpolitik sowieso nichts mehr bessern können.

Ein großer Unterschied aber besteht zwischen damals und heute.

Zwischen dem nationalen Zusammenbruch Preußens und dem Vertrag von Tauroggen lag die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung, durch die die soziale Frage nach den Erfordernissen der damaligen Zeit gelöst und damit der deutsche Gedanke geweckt, die Einigkeit zwischen den Ständen hergestellt, der Wiederaufstieg möglich gemacht wurde.

Was also fehlt uns zum Wiederaufstieg zunächst? Ein neuer Reichsfreiherr vom Stein. Vorbedingung für jeden nationalen Aufstieg ist die Wiederherstellung der nationalen Einigkeit. Vorbedingung für diese ist die Lösung der sozialen Frage!

Die soziale Frage ist es, die uns scheidet. Die Parteien benutzen den Nationalismus bzw. Sozialismus nur, um in verbrecherischer Weise das Volk über diese wahre Ursache seiner Uneinigkeit zu täuschen und damit den Eintritt der nationalen Einigkeit, der trotz sozialer Uneinigkeit ohne weiteres möglich wäre, zu verhindern.

Das deutsche Volk scheidet sich heute in zwei große Heerlager. Auf der einen Seite stehen die Unternehmer und ihr Anhang, auf der andern Seite die Arbeitnehmer und ihr Anhang. Auch alle solche, die eigentlich an diesem Kampfe kein unmittelbares Interesse haben (Ärzte, Künstler, sowie das große Heer der Unternehmer, die nicht zugleich Arbeitgeber sind), haben sich für und wider nach Gefühls-

Digitized by Google

oder Überzeugungsgrundsätzen entschieden, so daß die Scheidung des deutschen Volkes restlos durchgeführt ist.

Was erstreben beide Parteien? Die Unternehmer wollen möglichst viel vom Arbeitsertrag der schaffend Arbeitenden für sich haben und wollen dem wirtschaftlich Abhängigen möglichst nur so viel zubilligen, daß er gerade nicht verhungert. Die Arbeitnehmer wollen möglichst den ganzen Arbeitsertrag für sich haben und wollen den Unternehmer möglichst auf den Aussterbeetat setzen.

Zwischen diesen beiden gegensätzlichen Strebungen gibt es keinen Kompromiß, keinen Ausgleich und keinen Frieden. Dieser Kampf um den Arbeitsertrag muß ausgekämpft werden, muß also bis zur Lösung der sozialen Frage fortgeführt werden. Wer da meint, durch schöne Worte die Gegensätze überkleistern zu können und dadurch eine nationale Einigkeit herbeizuführen, der ist ein Trottel oder ein Satansagent.

Was also tut uns not? Wenn wir das Übel am Grunde kurieren wollen: ein Reichsfreiherr vom Stein, der die soziale Frage löst! Ob wir einen solchen unter uns Deutschen haben, weiß ich nicht. Die Leute, die sich zurzeit in den Vordergrund zu drängen suchen, sind nicht aus solchem Holze geschnitzt.

Eine Einigkeit aber, die auf Grund einer Lösung der sozialen Frage zustande käme, wäre die dauerhafteste und die glücklichste, denn sie wäre verbunden mit innerpolitischer Einigkeit, also innerem Frieden.

Könnten wir aber nicht ohne Lösung der sozialen Frage wenigstens national einig sein? Sicherlich!

Wir müßten uns nur dagegen zur Wehr setzen, daß die Rechtsparteien mit dem nationalen Gedanken Schindluder treiben und ihn vor den Wagen ihrer Unternehmerpolitik spannen, und dagegen, daß die Linksparteien mit dem sozialen Gedanken Schindluder treiben und ihn vor den Wagen ihrer internationalen Politik spannen.

Wenn wir Parteien haben, die sich nach ihrer Stellung zur sozialen Frage scheiden, so können diese Parteien sich geruhig gegenseitig bis zum Schädeleinhauen bekämpfen, sie können doch nach außen hin die „nationale Front" bilden, denn es gibt so gut wie nichts, was eine grundsätzliche Scheidung zwischen sozialem und nationalem Denken einerseits und nationalem und kapitalistischem Denken andererseits bedingt. Sowohl die Unternehmer wie auch die Arbeitnehmer können national sein. Oder meinen Sie nicht?

Wer aber verhindert diese Einigung auf der nationalen Ebene?

Die Parteiführer aller Schattierungen! Niemand weiter. Sie benutzen dazu die von ihnen abhängige Presse.

Warum bekämpfen die Parteiführer das Zustandekommen der nationalen Einigkeit? Weil sie wissen, daß diese Einigkeit ihr Tod ist. Die Rechtsparteien treiben Unternehmerpolitik. Sie wissen ganz genau, daß die Unternehmer viel zu schwach sind, um ihre wirtschaftlichen Belange allein vertreten zu können. Sie wissen, daß die soziale Frage unzweifelhaft im Arbeitnehmersinne gelöst werden würde, sobald sie die Armee ihrer Wähler verlieren, der sie jetzt mit dem Gaukelspiel „vom Vaterlande" die Augen blenden. Die Linksparteien treiben internationalistische, staats-, sitten-, familien-, religionsfeindliche Politik und benutzen dafür den sozialen Gedanken. Sie würden eine Rolle lächerlicher Machtlosigkeit spielen, wenn sie die

Digitized by Google

Massen ihrer Wähler verlören, denen sie heute mit dem sozialen Gedanken die Augen blenden.

Wenn Sie wirklich für die nationale Einigkeit kämpfen wollen, so kämpfen Sie dafür, daß endlich einmal der Schleier vor den Augen des Volkes weggezogen wird! Wenn Sie aber das nicht wollen, wenn Sie ebenfalls ein Vermögens- oder Einkommensinteresse daran haben, daß die unheilvolle Verquickung zwischen national und reaktionär auf der einen, zwischen sozial und international auf der anderen Seite bestehen bleibt, so sparen Sie Tinte und Papier! Sie sind dann eben kein Bote Gottes im Sinne Ihrer Pfingstbetrachtung."

### Zweiter Brief vom 2. Juli 22.

..."Der Marxismus ist *keine* Lösung der sozialen Frage, was unschwer zu beweisen ist und zudem durch die russische Praxis bewiesen wird. Solange aber keine bessere und nationale Theorie in Wettbewerb mit dem Marxismus tritt, wird dieser mehr und mehr Feld gewinnen. Man muß bedenken, daß die „Massen" ja überhaupt die Theorie als solche nicht kennen und nur die augenblickliche Auswirkung empfinden: ‚Mehr Lohn!' Ob hinter dieser Forderung der Lohnsteigerung der Marxismus steht oder eine nationale Theorie, ist den Massen vollkommen gleichgültig.

Ich halte es nun geradezu für blamabel, daß wir Deutschen, das Volk der Dichter und Denker, noch nicht imstande gewesen sind, der Welt diese fehlende Theorie zu liefern. M. E. ist es möglich, eine solche Theorie zu finden. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß der soziale Klassenkampf nichts weiter ist, als ein Kampf um den *Arbeitsertrag*. Mithin kann eine Lösung der sozialen Frage nur von den Faktoren ausgehen, die zur Entstehung des Arbeitsertrages beitragen. Diese Faktoren sind die Arbeit und das Kapital. Daran ist m. E. nicht zu zweifeln. Da die Arbeit eben der heischende Teil ist, kann die Lösung nur auf Kosten des Kapitals erfolgen. Insoweit bin ich mit dem Marxismus durchaus einer Ansicht.

Verkehrt am Marxismus erscheint mir das Streben, die Selbstsucht aus der Wirtschaft auszuschalten. Die Selbstsucht ist die Triebfeder der Wirtschaft. Wenn man sie fesselt, so erzielt man dasselbe, als wenn man aus einer Uhr die Feder entfernt.

Was die Nationalen neben dieser theoretischen Unzulänglichkeit der marxistischen Lehre weiter von ihr abstößt, ist ihre *Internationalität*.

Was aber andrerseits ihr außerordentliche Lebenskraft verleiht, das ist die zweifellose Ungerechtigkeit in der Verteilung des Arbeitsertrags, ferner die rücksichtslose Roheit des Kapitals in bezug auf Existenzsicherung des Arbeitswilligen usw. Diese Mängel lassen sich unter allen Umständen in unserem Wirtschaftsleben bessern. Gelingt es uns, eine brauchbare Theorie zu finden, so sind wir gerettet. Es wird dann möglich sein, die heute internationalistisch gerichteten, aber doch zum größten Teil national gesinnten Wähler der Linksparteien zum *nationalen Gedanken zurückzuführen*.

Erklärend möchte ich bemerken, daß für mich der Schlüssel zur Erkenntnis aller geschichtlichen Zusammenhänge, ja überhaupt der geistigen Entwicklung *der Mensch an sich* ist. Ich glaube, daß man alles Geschehen erklären kann aus der jeweiligen

Digitized by Google

Veranlagung des handelnden Menschen. Die Menschen sind geistig und körperlich in einem (zurzeit stark abwärts führenden) Entwicklungsprozeß begriffen, dem parallel die geschichtliche (politische) Entwicklung verläuft. Die Ursache des Verfalls ist m. E. immer und ewig der Rassenverfall...

Wenn ich nun fordere, daß die soziale Frage gelöst werden solle, so spreche ich von dieser Lösung nicht in den blauen Dunst hinein, sondern ich bin in der Lage, solchen, die da behaupten: Es gibt keine Lösung der sozialen Frage, und der Ansicht sind, daß die bestehenden wirtschaftlich-sozialen Ungerechtigkeiten eine Folge der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit seien, mit einer logisch unanfechtbaren Theorie zur Lösung der sozialen Frage aufzuwarten. Es ist nach dem Gesagten klar, daß die Theorie dieser Lösung nur auf Kosten der Besitzenden erfolgen kann und allgemeine Ablehnung finden wird. Infolgedessen unterlasse ich es, mit dieser Theorie an die Öffentlichkeit zu treten und beschränke mich darauf, der Allgemeinheit begreiflich zu machen, daß die Lösung der sozialen Frage an sich eine Lebensnotwendigkeit für das Deutsche Reich und das deutsche Volk ist...

Vielleicht geschehen inzwischen Dinge, die alle weitere Arbeit überflüssig machen, wenigstens auf Zeit! Niemand kann wissen, was gegenwärtig die Weltregierung mit uns vorhat..."

### Dritter Brief vom 22. Juli 22.

... „Die Forderung sozialen Denkens oder gar sozialer Reformen ist den zurzeit noch immer ‚oberen Kreisen' im Herzen zuwider. Daß der politische Zusammenbruch nur eine Folge unserer unsozialen Verhältnisse war, ist ihnen noch immer nicht aufgegangen, und ebensowenig, daß das Reich zugrunde geht, wenn wir nicht imstande sind, den sozialen Klassenkampf durch Regelung des Verhältnisses zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer zu beenden.

Wir alle, die wir glauben, daß Einigkeit keine Utopie ist, sondern herbeizuführen wäre, und daß es überwiegend die Pflicht der Besitzenden und nicht der Besitzlosen ist, die Grundlagen und die Möglichkeit der Einigkeit zu schaffen, wir alle sollten doch einigermaßen zusammenhalten und möglichst auch zusammenarbeiten. Ein sehr gutes System scheint mir, alle Zeitungsartikel, die im fraglichen Sinne gehalten sind, den Gesinnungsgenossen einzusenden und diese zu veranlassen, der betreffenden Zeitung zustimmend zu schreiben. Man glaubt gar nicht, wie viel Wert die Schriftleitungen darauf legen, solche Zustimmungen zu erhalten. Ich bin überzeugt, daß man auf diese einfache Art und Weise geradezu eine ‚Bewegung' für irgendein Ziel entfachen kann, womit zur Erreichung ungeheuer viel erreicht wird."

### Vierter Brief vom 4. September 22.

1. „Ihrem Artikel über das ‚Arbeitsdienstjahr' kann man natürlich nur beistimmen. Daß dieser Gedanke aber zur Tat werde, scheint mir vorläufig ausgeschlossen. Dazu wäre eine völlige Änderung der Regierung — nicht der Staatsform, denn diese ist m. E. belanglos — notwendig. Der Mob würde eine derartige Maßregel sofort als ‚Militarismus' bezeichnen. Tatsächlich würde sie ja auch ohne Zwang und Ordnung, also ohne das, was das Gesindel am ‚Militarismus' haßt, nicht durchzuführen sein...

Digitized by Google

2. Dir. K. stellt sich die Lösung der sozialen Frage als ein Kompromiß zwischen berechtigten Arbeitnehmerforderungen und dem Entgegenkommen (sozialem Denken) der Arbeitgeber vor. Das ist m. E. ein fundamentaler Irrtum. Die soziale Frage wird nicht durch Kompromisse gelöst, denn jedes Kompromiß wird nach kurzer Zeit, mindestens von einer Seite, als unzureichend empfunden. Die Folge ist dann immer: Vertiefung der sozialen Gegensätze, innere Spannungen, Katastrophe! Die Lösung der sozialen Frage muß endlich einmal grundsätzlich erfolgen. Diese Lösung kann kein Sturm im Wasserglase sein und kann nicht erfolgen nach dem Rezept: Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß! Die Lösung der sozialen Frage ist wahrscheinlich die größte Kulturaufgabe, vor die die Menschheit jemals gestellt worden ist.

... Die Lösung kann vom Erbrecht aus versucht werden, wie ich sie plane. Eine andere Lösung, aber eine, die wahrscheinlich theoretisch weniger vollkommen wäre, liegt m. E. im genossenschaftlichen Gedanken. Die Genossenschaft ist überhaupt dazu bestimmt, die heutige Unternehmerwirtschaft abzulösen. Auch der Abbau des Erbrechts würde m. E. zwangsläufig zur Genossenschafts-Wirtschaft führen.

3. Daß die Arbeitnehmer heute niedrig materialistisch sind, ist richtig. Ich sehe diese materialistische Gesinnung als ein Ergebnis der Herabzüchtung der Rasse an, die der unsoziale Klassenstaat mit sich bringt. Nach Lösung der sozialen Frage, die nichts weiter sein kann als eine Gleichmachung der materiellen Vorbedingungen für die Existenzbildung der einzelnen, würden m. E. alle fähigen Elemente aufsteigen und diese kulturelle Hebung würde sicherlich auch den Materialismus einschränken. Freilich, diejenigen Volksteile, die nicht aufsteigen können, weil die Natur selbst sie als völkischen Abfall gekennzeichnet hat, müßten unten bleiben. Ihnen kann keine Lösung der sozialen Frage helfen.

Herr K. scheint keine klare Vorstellung davon zu haben, was denn eigentlich ‚die soziale Frage' und was ‚unsozial' ist. [Der Briefschreiber bezieht sich hier auf den Brief des Großindustriellen, der im Nachstehenden als Nr. 1 zum Abdruck kommt.]

Von seinem Standpunkte als Unternehmer aus ist alles, was er schreibt, durchaus richtig. Die taktische Lage im Klassenkampf ist zurzeit so, daß die Arbeitnehmer die Stärkeren sind. Unter dem Einfluß der sie aufstachelnden Gewerkschaften mißbrauchen sie nun diese Macht und werden sie vielleicht mißbrauchen bis zum völligen Absägen des Astes, auf dem u. a. auch sie selbst sitzen. Die Kampflage kann sich aber auch mal wieder so ändern, daß Amboß wird, wer heute Hammer ist. Wenn dann die Unternehmer wieder die Macht haben, werden sie sie, wie bisher immer, ebenso mißbrauchen. Dieser wechselseitige Mißbrauch der Macht ist eine Folge der menschlichen Selbstsucht. Sache des Staates ist es eben, die Selbstsucht soweit zu zügeln, daß der heutige wilde Klassenkampf aufhört.

Wenn man die Ansichten des Herrn K. nicht als falsch bezeichnen kann, so kann man ebensowenig das Verlangen der Arbeitnehmer auf Überlassung des vollen Arbeitsertrags als unsittlich betrachten. Dieser scheinbare Unsinn — Gegensatz zwischen einer logisch richtigen und einer sittlich berechtigten Forderung bzw. Ansicht — löst sich m. E. dadurch, daß eben das Unternehmertum in der heutigen

Digitized by Google

Form keine sittliche, wohl aber unter unseren heutigen Verhältnissen eine sehr große praktische Existenzberechtigung hat.

... Letzten Endes kommt es immer auf die persönliche Einstellung an: Entweder man lehnt die Forderung der Lösung der sozialen Frage ab, oder man hält diese Lösung für ein sittliches, nationales und völkisches Gebot. Entweder man bekämpft alle ungerechtfertigten Abhängigkeitsverhältnisse, oder man hält schlechthin alle bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse für ‚gottgewollte' Abhängigkeiten."

## Fünfter Brief vom 28. September 1922.

... „Ich glaube nicht, daß Herr K. Aussicht hat, in der Richtung, in der er arbeitet, einen geistigen Aufstieg anstrebend, etwas zu erreichen. Man zitiert schon seit vier Jahren sehr viel Fichte. Genutzt hat es m. E. noch nichts! Im Klassenkampf geht es um rein materielle Dinge. Mit Ermahnungen ist da nichts zu machen. Die Arbeiter stehen heute auf dem Standpunkt: ‚Maul spitzen tut's nicht, es muß gepfiffen werden'. Beendet kann der Klassenkampf nur werden durch eine Lösung der sozialen Frage. Einen Waffenstillstand — Aufschub der Entscheidungen — könnte man vielleicht erzielen durch weitgehende soziale Reformen, die sich aber alle auf die materielle Ebene erstrecken müssen; ideelle Zugeständnisse haben gar keinen Wert.

... Herr K. ist anscheinend hinsichtlich der sozialen Frage sehr pessimistisch. Das kommt vielleicht daher, daß er sich noch nicht die Mühe genommen hat, sich hinsichtlich des Umfangs dieser Aufgabe klarzuwerden. Er denkt an die albernen Forderungen des Marxismus, und infolgedessen erscheint ihm die soziale Frage als ein fürchterliches Ungeheuer, das die ganze Welt verschlingen will und voraussichtlich auch dann noch nicht satt ist.

Wenn man sich aber klar ist, daß der Marxismus einen lebensunfähigen Staat bedeutet, so ergibt sich doch ohne weiteres, daß das marxistische Ideal, zusammengefaßt unter der Forderung ‚Beseitigung aller Abhängigkeitsverhältnisse' utopistisch ist. Der Marxismus stellt uferlose Forderungen auf, von denen nur ein kleiner Teil ‚sozial' und mithin sittlich berechtigt, der bei weitem größte Teil aber unsittlich, antinational, gegen die Staatsordnung verstoßend, antireligiös, den Bestand der Familie bedrohend usw. ist. Es scheint mir unzweifelhaft, daß die Lebenskraft des Marxismus nicht aus den unsittlichen, sondern aus den sittlichen Forderungen fließt. Gelingt es nun, die berechtigten sittlichen Forderungen zu erfüllen, so bleiben ihm nur die unsittlichen übrig. Er wird dann an seinem eigenen Gifte sterben...

Die Beseitigung aller Abhängigkeitsverhältnisse ist unmöglich. Insoweit also eine Lösung der sozialen Frage sich diese Aufgabe stellt, wird sie notwendig unzureichend sein. Der Dumme und Träge, also der, der von Natur nicht zum Aufstieg bestimmt ist, wird immer abhängig bleiben vom Klugen und Arbeitsamen, dem zum Aufstieg Bestimmten. Die Lösung der sozialen Frage kann also niemals herbeiführen, daß „alles, was Menschenantlitz trägt, gleich ist". Die Menschen sind von Natur ungleich. Das wird keine Gleichmacherei ändern können.

Würde es aber jedem Tüchtigen möglich sein, diejenigen Erfolge im Leben zu erringen, die ihm nach seiner natürlichen Veranlagung zustehen, so wäre unsere Wirtschaftsordnung — und damit die soziale Ordnung — einwandfrei. Tatsächlich herr-

Digitized by Google

schen bei uns aber nicht solche natürlichen Wirtschaftsverhältnisse, die die Menschen notgedrungen als gerecht anerkennen müßten, sondern es herrschen Verhältnisse, die es in zahllosen Fällen mit sich bringen, daß der Tüchtige und Arbeitsame in Abhängigkeit gerät vom körperlich, sittlich oder intellektuell Minderwertigen. Der Marxismus redet nun den Arbeitern ein, daß sie alle Opfer solcher ungerechten, unsozialen Verhältnisse seien. Von dieser Lüge lebt der Marxismus...

Wie Ihnen bekannt ist, bin ich der Ansicht, daß unser jeder natürlichen Ordnung Hohn sprechendes Erbrecht die letzte Ursache aller wirklich unsozialen Abhängigkeitsverhältnisse ist. Ich nehme daher an, daß eine erkenntnismäßig voll befriedigende Lösung der sozialen Frage eben nicht anders möglich ist, als unter Aufopferung des größten Teiles unseres Erbrechts. Ich bin aber nicht anmaßend genug, anzunehmen, daß ich nun gerade den einzigen Weg gefunden hätte, der zum sozialen Frieden führt. Vielleicht können andere noch bessere Wege finden. Wir sollten uns vereinen, um die deutsche Geisteswelt aufzurufen, die Theorie zu schaffen, die zugleich den Marxismus überwindet und den Klassenkampf beendet, also die nationale Einheitsfront schafft.

Es gibt nun eine Schule von Soziologen, die da meinen, die Lösung der sozialen Frage könne durch Stärkung des sittlichen Empfindens erfolgen. Man erwartet sehr viel von der Stärkung des ‚sittlichen Pflichtgefühls auf beiden Seiten'. Ich halte von derartigen Sentiments gar nichts. M. E. sind sittliche Begriffe lediglich Kulturideale, denen freiwillig allenfalls vereinzelte Idealisten oder Leute, die ethisch ihrer Entwicklungsepoche voraus sind, nachleben. Die Beobachtung des praktischen Lebens in allen seinen Erscheinungen, nicht nur der Wirtschaft, beweist mir, daß, abgesehen vom Verhalten Verwandter oder Befreundeter untereinander, ethisch positive Gefühle überhaupt keine Macht haben. Was nun das Wirtschaftsleben betrifft, so wird dieses lediglich beherrscht von der Selbstsucht. Das ist wahrscheinlich auch notwendig, denn die Selbstsucht ist m. E. die Triebfeder des Wirtschaftslebens. Die Selbstsucht ist es, die in dem Drang, sich zu betätigen, Werte schafft. Es ist eine Marxistische Narrheit, die Selbstsucht aus dem Wirtschaftsleben ausschalten zu wollen. Dagegen hat der Staat die Pflicht, der Selbstsucht insoweit Zügel anzulegen, daß die schrankenlose Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch die wirtschaftlich Starken verhindert wird.

... Wer annimmt, die soziale Frage könne jemals durch das Unternehmertum auf Grund einer ideologischen Einkehr zum ‚sittlichen Pflichtbewußtsein' gelöst werden, hofft auf den Sanktnimmermehrstag." —

## II. Der Großindustrielle

### Erster Brief vom 31. Juli 1922.

... „Ich komme nun auf Ihren Artikel ‚Einigkeit' (vom 27. d. M.), muß Ihnen aber leider in einer Sache widersprechen. Sie sagen, daß die Unternehmer möglichst viel vom Ertrag des Arbeitenden für sich und dem Schaffenden nur den notwendigsten Lebensunterhalt zubilligen wollen. Das stimmt ganz und gar nicht. Denn der Unternehmer kann gar nicht das tun, was er will, weil er abhängig ist

Digitized by Google

von seinem Konkurrenten im In- und Auslande. Würde er den Arbeitern zu viel geben, dann würde er nicht mehr konkurrenzfähig sein, und außerdem hat sich ja bisher immer die Bezahlung nach Angebot und Nachfrage gerichtet. Jetzt sind neue Tarife eingeführt, aber auch diese Tarife befriedigen den Arbeiter nicht mehr. Das ist ja auch ganz klar. Denn je mehr er bekommt, desto mehr will er haben nach dem alten Sprichwort, daß mit dem Essen der Appetit kommt. Würde der Arbeiter heute das Doppelte verdienen, dann würde er sofort sein Leben dementsprechend einrichten. Er würde mehr essen, mehr trinken, mehr Aufwand treiben, so daß es wiederum nicht reicht.

Früher, im alten Deutschen Reich, hat der Beamte, der doch ein sehr kleines Einkommen hatte, sich nach der Decke gestreckt. Er hat sich das und jenes nicht leisten können, weil er eben wußte, daß er nicht mehr bekam. Er mußte sein Leben nach den Verhältnissen richten. Der Arbeiter von heute will es aber anders. Der richtet sich nicht nach seinem Einkommen, sondern sein Einkommen will er nach seinen Verhältnissen einrichten. Ich habe täglich mit den Leuten zu tun, und als auch neulich wieder mal die Klage war, daß die Leute nicht auskommen, erwiderte ich, daß ich die Leute nicht verstehen könnte. Denn solange wie man Weißbrot essen könne, und zwar 5 Stück zum Frühstück und 1 Liter Münchener Bier dazu, könnte ich kein Mitleid haben, worauf mir gesagt wurde, den Dreck — damit meinte der Arbeiter Schwarzbrot — würde er nicht fressen. Wer kauft heute das teuerste Obst auf dem Markte? Der Arbeiter bzw. seine Frau. Früher hat die Frau des Arbeiters noch Dienste als Putz- oder Waschfrau verrichtet, heute hat sie das nicht mehr nötig. Wenn die Bezahlung in der Fabrik zu schlecht wäre, dann würde der Mangel an häuslichen Arbeitsdienstboten nicht so groß sein. Aber alles läuft in die Fabrik.

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß dem Arbeiter möglichst viel zugebilligt werden soll. Denn der Arbeiter hat nicht nur das Recht zum Leben, sondern er soll auch die Schönheiten des Lebens mit genießen können. Das Unglück ist dabei, daß der Arbeiter die Schönheiten des Lebens zurzeit nur im Essen und Trinken erblickt. Das schöne Wort Fichtes, daß der Mensch mit Lust und Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten soll, seinen Geist und seine Augen zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist, wird nicht gewürdigt. Gut leben und möglichst wenig arbeiten, das ist jetzt die Losung des Arbeiters.

Man sieht es ja auch immer wieder, daß der Arbeiter gar nicht darauf aus ist, durch Arbeit mehr zu verdienen. So ist es bei uns z. B. heute unmöglich, eine Abteilung dazu zu bringen, im Akkord zu arbeiten. Der größte Teil der Arbeiter ist wohl willig und bereit dazu, aber eine geringere Anzahl von radikalen Elementen hat es abgelehnt und zwingt die Mehrheit, ihr Gefolgschaft zu leisten. Wir haben uns unsägliche Mühe gegeben, die Leute zur Vernunft zu bringen, sie zu überzeugen, aber es ist alles umsonst. Der einzelne Arbeiter ist im großen und ganzen unbedingt anständig und vernünftig, aber die geringe Anzahl Radikaler haben das Heft in der Hand und lassen die ohne Zweifel bestehende Mehrzahl der Vernünftigen nicht zu Wort kommen.

Wir Arbeitgeber haben die Notwendigkeit einer Arbeitsgemeinschaft erkannt,

Digitized by Google

haben sie geschaffen, aber wir richteten nichts aus, weil wir unter den vernünftigen Elementen der Arbeiter keine Persönlichkeiten haben und diese von der Minderzahl Radauluſtiger und ewig Unzufriedener ins Schlepptau genommen werden. Wenn die Arbeiter nur wollten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer könnten sich ausgezeichnet verstehen, aber letztere wollen nicht, weil die Gewerkschaften es nicht wollen, weil die Sozialdemokratie auseinanderfällt, sobald die Leute zufrieden sind. Das ist der springende Punkt.

Die gemeinsame Grundlage, die Sie in Ihrem Artikel wünschen, wäre da. Die Arbeitgeber sehen vollständig ein, daß sie nur gedeihen können, wenn sie sich mit dem Arbeitnehmer verstehen, aber es wird ihnen zur Unmöglichkeit gemacht. Wir haben uns die größte Mühe gegeben, mit den Leuten gut auszukommen. Wir haben alles Mögliche gewährt; zufriedener aber sind die Leute nicht geworden, im Gegenteil, und nur, weil von hinten her gehetzt wird, weil eben alles unzufrieden gehalten werden muß, wenn das Gebäude der Sozialdemokratie nicht zusammenfallen soll.

Das ist leider der Standpunkt. Von allen Großindustriellen wird Ihnen dies bestätigt werden.

Wenn man sich Gedanken darüber macht, wie das weitergehen soll, so könnte man zu der Überzeugung kommen, daß es erst dann anders wird, wenn die Geschäfte nicht mehr gehen, Arbeitslosigkeit die Folge ist, und die Leute dann endlich aufhören, mit neuen Forderungen heranzutreten. Aber auch dann sind die Radikalen an der Arbeit und schüren und hetzen und lügen. Das Letztere ist das Schlimmste. So kommen wir nicht zur Ruhe, weil die straffe Hand von oben fehlt. Wie die Verhältnisse heute liegen, möchte man schier verzweifeln. Die Löhne steigen wahnsinnig, wodurch dann wieder alles verteuert wird und die Löhne dann wieder in die Höhe gehen. So treibt eins das andere in die Höhe, bis der Bau zusammenbrechen muß. Daß die Valuta dadurch sich verschlechtert, weil immer mehr Papiergeld benötigt wird, je größer die Lohnsummen sind, ist kein Wunder. Aber sie wird nicht dadurch allein verschlechtert, sondern auch durch unsere wahnsinnige Erfüllungspolitik; d. h. je mehr wir erfüllen wollen, desto mehr verlangt der Feind. Immer die alte Geschichte!

Zum Schluß möchte ich Ihnen nur nochmals sagen, daß die Arbeitgeber ganz bestimmt bereit sind, alles zu tun, und sogar den einen Fehler machten, daß sie immer zu sehr nachgegeben haben. Durch ihre viel zu große Nachgiebigkeit sind wir in diesen Morast geraten, weil sie immer sagten, daß sie die Löhne abwälzen könnten. Daß das aber zu der Lage geführt hat, in der wir uns heute befinden, das haben die allerwenigsten gesehen."

### Zweiter Brief vom 3. September 22.

... „Herr S. [der Arbeiter] will die ‚soziale Frage' schnellstens gelöst haben. Das ist ebenso unmöglich, wie das sofortige Kommen des Himmelreichs. In dem Augenblick, in dem die soziale Frage gelöst ist, haben wir den Himmel auf Erden. Denn dann gibt es keinen Krieg mehr; dann gibt es auch keine Nationen mehr. Dann gibt es keinen Kampf, aber auch kein Fortschreiten mehr.

Digitized by Google

In einem hat Herr S. recht, nämlich daß Selbstsucht die Triebfeder der Wirtschaft ist. Aber wenn das so ist, so ist auch die soziale Frage nicht zu lösen, weil dann eben jeder zuerst an sich denkt und nach dem andern nicht fragt. Auf die Lösung der sozialen Frage können wir in der Tat nicht warten. Die soziale Frage wird desto größer, je mehr sich die Industrie vergrößert. Man möchte letztere zu verfluchen geneigt sein, wenn sie nicht nötig wäre, aber es erscheint mir zweifelsfrei, daß wir immer größere Kämpfe bekommen werden, bis ein anderer Geist, der der Brüderlichkeit, einzieht. Da können wir freilich länger warten, als uns lieb ist. Das ist eine bittere, bittere Wahrheit.

Die größeren Fabriken haben alle möglichen Wohlfahrtseinrichtungen, aber alles hat nichts genützt. Gestreikt wird doch! Warum? Weil gehetzt wird von außen, weil die Führer davon leben, weil die Partei, möge sie heißen, wie sie wolle, sonst zugrunde ginge. Und das geht doch nicht!!

Warum ist der Marxismus so groß geworden, so erfolgreich gewesen und vorläufig noch so erfolgreich? Weil er den Menschen den Himmel auf Erden vorzauberte, vor allem wenig Arbeit und recht bequemes Leben. Diesem Marxismus haben wir nur eines entgegenzusetzen, und das wäre restloses Teilen des Gewinns. Das werden aber die Fabrikanten, Agrarier, Händler usw. niemals tun, weil es nicht zu machen ist und weil dann erst recht Streit darüber entstehen würde, wie die Bilanz aufzustellen ist. Der vorsichtige Kaufmann würde Reserven verlangen, weil er sie haben muß, während der Arbeiter nur geteilt haben will.

Ich habe in meiner Praxis herausgefunden, daß ich den Leuten nicht helfen kann, weil sie immer wieder verhetzt werden, weil, was man auch tut, nicht anerkannt wird und die Hetzer noch mehr verlangen und weil sie mit Mitteln arbeiten, die ein gutes Einvernehmen absolut unmöglich machen. Ich habe alles versucht und nichts erreicht.

Herr S. ist nicht gut unterrichtet, wenn er sagt, daß die Verteilung des Arbeitsertrags zweifellos ungerecht sei und wenn er von der rücksichtslosen Roheit des Kapitals in bezug auf Existenzsicherung des Arbeitswilligen spricht. Weiß er denn, was auf diesem Gebiet geschieht? Man darf auch nicht vergessen, daß die deutschen Werke mit denen anderer Länder konkurrieren müssen und sich keine Extravaganzen erlauben dürfen.

Ursache des Verfalls ist niemals Rassenverfall, sondern Mangel an Religion und dadurch, daß die Besitzenden den Mittellosen kein gutes Beispiel der Einfachheit und Demut geben. Das ist es, woran wir kranken!

Herr S. ist ferner im Irrtum, wenn er sagt, daß die Besitzenden, auf deren Kosten die Lösung gehe, die Möglichkeit der Lösung ablehnen würden. Was würden sie nicht daran geben, wenn die Frage zu lösen wäre! Würden sie dann wohl Ruhe haben, die sie so sehr ersehnen? Ich würde alles tun, aber der fürchterliche Appetit nach noch mehr würde uns zugrunde richten. Nur die Arbeit kann uns weiterbringen, und das wollen ja gerade die Arbeiter nicht! Ich denke Tag und Nacht über die soziale Frage nach und stehe beschämt, daß ich bekennen muß: Ich bin am Ende mit meinem Wissen."

Digitized by Google

## Dritter Brief vom 5. November 1922.

... „Herr S. kennt nur eins: Lösung der sozialen Frage. Aber das ist eine so große Bestellung, daß ich darauf erwidere: daß, wenn diese Frage gelöst ist, alles gelöst ist. Auch für mich ist diese berühmte Frage alles. S. sagt, ich sei zu pessimistisch und mir nicht klar, weil ich mir über den Umfang der Frage nicht klar geworden sei. Da scheinen wir doch aneinander vorbeizureden. Herr S. soll doch nicht meinen, daß die großen sowohl wie die kleinen Köpfe der Industrie der ganzen Erde darüber nicht schon nachgedacht haben und sich ihr Hirn zermartern, um eine Lösung zu finden. Daß sie einmal gefunden wird, ist m. E. fraglos, nur werden wir und unsere Kindeskinder es nicht erleben. S. nennt das Leben eine Affenkomödie. Ich *nicht*, und gerade da scheint mir, daß gefehlt wird.

Wenn S. den Sinn des Lebens noch nicht besser erfaßt hat, dann ist es kein Wunder, wenn er mit dem Leben unzufrieden ist. Ich aber sage, solange die Menschen nicht wieder zum *Christentum* zurückkehren, dann werden wir *nie* die soziale Frage lösen. Im Christentum liegt alles. Herr S. widerspricht sich aber auch, wenn er einerseits schreibt, daß die Selbstsucht die Triebfeder von allem sei und auch notwendig wäre, um weiterzukommen, was ohne Zweifel richtig ist, daß die Selbstsucht aber auch eingedämmt werden müsse. *Wo ist die Grenze?*

Auch da muß das Christentum einsetzen. Nicht unrecht hat Herr S. mit Bezug auf das *Erbrecht*. Aber auch hier nur mit Mäßigung. Auch das ist ein furchtbar schweres Kapitel, das z. B. gerade in jetziger Zeit, in der der Marxismus eine so große Rolle spielt, ein ganz gefährliches Experiment wäre.

Was er von den Dienstboten sagt, ist ohne Zweifel richtig. Da hat er meine ganze Billigung ... Ich betrachte die Beschäftigung von Frauen und Mädchen in den Fabriken als eine höchst gefährliche und verderbliche Sache. Wieviel besser würde alles sein, wenn das weibliche Geschlecht nur für das Haus tätig sein könnte, für Hospitäler, Schulen und Erziehungsstätten! Wieviel besser würde alles sein, wenn das Heim der Arbeiter von Frauen richtig geführt würde, wenn diese sich mehr dem Haushalt und den Kindern widmen könnten! Die Industrie ist in gewissem Grade und in dieser Hinsicht ein Unglück; und je mehr sie sich ausdehnt, Frauen und Mädchen beschäftigt, bringt sie Verderben. Die soziale Frage wäre der Lösung näher gerückt, wenn das *Arbeiterheim* geordneter wäre, sauberer, freundlicher, wenn der *gute Geist der Frau* darin walten würde.

„O Frauenmacht, wenn du dich recht verständest
Und nie begehrtest über dich hinaus,
Den Herrscherstab im Geist der *Stille* fändest:
Wir wären besser, heil'ger wär' das Haus."

So sind auch die Mietskasernen, diese Art Arbeiterhäuser, ein Unglück. Der Arbeiter braucht, wenn er heimkommt, Luft und Licht und Sonne im Heim und im Herzen. Dann wäre er zufrieden. Hätte er ein eignes, kleines Haus, einen Garten, in dem er sich sonnen kann, wieviel wohler wäre ihm!

Da hat die Arbeitgeberschaft *viel* gesündigt. Ich gebe gerne zu, daß nicht alle Fabriken in der Lage waren, da viel zu schaffen, aber die Regierung hätte helfen

Digitized by Google

müssen und können. Wäre auf diesem Gebiet mehr geleistet worden, dann hätte auch das Christentum sich mehr ausbreiten können, dann hätte sich der Arbeiter vielleicht nicht so abweisend ihm gegenüber gezeigt.

Unsere Fabrik hat Kolonien gebaut, allerdings auch nicht viel Freude dabei erlebt, aber warum wohl? Weil der Geist fehlte; weil an einem gewissen Punkt haltgemacht wurde. Vom Arbeiter allein kann nicht verlangt werden, daß er nun gleich zufrieden sei, denn viel mehr muß von dem Fabrikanten getan werden, und zwar auf geistigem Gebiet. Da ist nicht gesät worden ...

Ich bin von der Gewinnbeteiligung der Arbeiter nicht entzückt, wenigstens solange nicht, wie nicht bessere Lebensverhältnisse geschaffen sind. Was nützen dem Arbeiter die paar Groschen Anteil — denn so viel sind es nur im Verhältnis zu seinem Lohn — wenn er im Dunkel lebt! Und er lebt im Dunkel! Da haben Arbeitgeber, Regierungen, Stadtverwaltungen versagt. Eigenheime sind die Grundbedingung zu allererst, dann kämen wir der Lösung der sozialen Frage etwas näher. Und wenn dann die Reichen sich etwas beschränken würden und nicht so auftreten, wie sie es oft tun, sondern den Ärmeren mit besserem Beispiel der Bescheidenheit, Einfachheit und Gottesfurcht vorangehen würden: dann wäre der zweite große Schritt getan"...

# Der deutsche Wandersmann

## Von Fritz Halbach

**Auf, auf, mein Wandersmann! Die Wachtel schlägt im Feld!**
**Gott steht am Hügel dort und segnet froh die Welt.**

**Siehst du die Morgenau in tausend Perlen blinken?**
**So magst du Gottes Lieb' aus tausend Quellen trinken!**

**Wie ruht das goldne Licht auf grünbelaubten Bäumen!**
**Demüt'ger wird das Herz, kniet es in solchen Räumen.**

**Wem heilige Natur auftut des Herzens Türen,**
**Der kann sich nimmermehr an Menschenlug verlieren.**

**Frischauf, mein Wandersmann! Gott steht im Licht am Hügel!**
**Du ahnst ihn tiefbewegt! Dein Fuß wird Engelsflügel.**

**Schau' klaren Blicks dich um! Die Zeit ist voller Not:**
**So teile fromm und froh dein letztes Stücklein Brot!**

**Frag' nichts nach Lohn und Dank! Trag' Einfalt im Gemüte!**
**Schenkt Gott nicht freudig auch in niebegriffner Güte?**

**Häng' nimmermehr dein Herz an eitle Siebensachen!**
**Erhalt' dich frei und froh, so kannst du fröhlich machen!**

Digitized by Google

# Der verzauberte Musikant

## Eine Peter Gast-Novelle von Ernst Wachler

Der bekannte Gründer des Harzer Bergtheaters schildert hier in leichter novellistischer Verschleierung seine persönlichen Beziehungen zu Peter Gast, dem Freunde Friedrich Nietzsches. D. T.

Es war eine laue Vorfrühlingsnacht, als mit dem zwölften Glockenschlage zwei Männer aus der Gastwirtschaft zum Jungbrunnen in Weimar auf die Esplanade heraustraten — an der das Schillerhaus steht — und über den Karlsplatz ihren Wohnungen zustrebten. Neben dem hagern Enthusiasten schritt der Musikus mit dunklem wallenden Haupthaar: untersetzt, breitschultrig, in schwarzem Schlapphut, den Mantel umgeschlagen. Der Vollmond schien und warf gespenstige Schatten; nicht weniger aber spukte in den Köpfen der beiden der Geist des Rebensaftes und der Gespräche nach, die im Hinterstübchen der Wirtschaft, in dem kleinen Kreise der zechenden Künstler erklungen waren.

„Ach," sagte der Musikus mit einem tiefen Seufzer, „wer nur Musik treiben könnte! Sie ist doch mein eigentliches Handwerk, auf das ich mich verstehe. Statt über einem Haufen von Papier jahrein, jahraus zu sitzen und krause Schnörkel zu entziffern!"

„Kann sie sonst niemand lesen?" forschte sein Begleiter.

„Ich wüßte keinen! Und er war mein Lehrer und Freund, dem ich Treue über den Tod hinaus schulde. Sein Nachlaß ist ein Heiligtum. Was liegt an mir! Aber von ihm darf nichts der Welt verloren gehen. Es ist ein Dienst, den ich gerne leiste. Nur zuweilen überkommt mich das Gefühl, daß ich im Staube verdorre — dann drängt es mich hinaus aus meiner Höhle — verzehrt mich Sehnsucht nach den Klängen, die in mir schlummern, die Gehör verlangen!"

„Ließe sich da nicht Rat schaffen?" fragte der andere. „Reißen Sie sich los! Wagen Sie es, wenigstens für eine Spanne Zeit, sich selbst anzugehören! Das ist kein Verrat an dem Freunde, mit nichten; er selbst, der Liebhaber der Weisheit, würde es verschmähen, daß Sie sich ihm ganz zum Opfer bringen! Sie ehren sein Gedächtnis, seinen Glauben an Ihre Kunst, wenn Sie sie erneut, mit frischen Kräften ausüben!"

„Mir fehlt die Gelegenheit", versetzte der Musiker trübselig.

„Wenn es weiter nichts ist!" rief der Enthusiast. „Können wir nicht, im Sinne des Verklärten, eine heilige Frühlingsfeier begehen? Musik in weite Fernen: ins offene Waldgebirge — davon spricht er einmal; denn wenig bleibe noch übrig. Können wir nicht diesen Traum verwirklichen?"

„Wie wäre das möglich?" fragte der Musikus zögernd.

„Ungläubiger Zweifler!" gab der andere zurück. „So wissen Sie nicht, daß ich, von Wichart, dem Maler, angeregt, selbst ein Maispiel geschaffen habe? Mit Liedern, Reigen und Chören! Das für die Aufführung im Freien gedacht ist? Warum könnten wir es nicht, im nordischen Gebirge, zur Darstellung bringen? — Und Ihr, Maestro Pietro, müßt die Musik dazu schreiben!"

„Das wäre!" sagte der Musiker betroffen, indem er stehen blieb. „Die Aufgabe könnte mich locken. Geben Sie mir Frist zur Überlegung!"

Digitized by Google

„Behüte!“ erwiderte der Begleiter. „Wo denken Sie hin? Die Zeit ist knapp, wofern wir etwas zustande bringen wollen: nur wenige Monate! Entscheiden Sie sich! Nehmen Sie an!“

„Nun denn,“ gab der Tonsetzer, in die Enge getrieben, zurück, „ich will es versuchen!“

„Vortrefflich! Schon morgen habt Ihr meinen Text im Hause; und gefällt er Euch, soll Euch Frau Musika Tag und Nacht umgaukeln, bis Eurem Bunde mit ihr die reizendsten Kinder entsprossen sind!“

Der Gefährte brummte vor sich hin, daß seine Phantasie flügellahm, seine Erfindungsgabe eingetrocknet sei; aber das half ihm nichts. „Abgemacht!“ rief der Enthusiast. „Eure Hand darauf! Und nun lebt wohl, Meister, gute Nacht!“

Damit trennten sie sich und eilten ihren Behausungen zu; der Enthusiast vergnügt, daß er den Musikus gewonnen, und dieser besorgt, daß er sein Wort allzu rasch und leichtsinnig verpfändet. —

Andern Tages, als der Überrumpelte die Dichtung in Händen hielt, sah er erst, welches Wagnis er auf sich genommen, dazu die Musik in so kurzer Zeit zu liefern. Was gab es da nicht alles zu bedenken! Er lief fuchsteufelswild im Zimmer auf und ab und fuhr sich mit den Händen durch das Haar. Aber er mochte doch nicht absagen und den Mann in Verlegenheit bringen, der so viel Vertrauen in ihn setzte. So ließ er denn alles andere liegen und machte sich mit Feuereifer ans Werk.

Der Enthusiast drängte. Der Maestro versprach, das Ganze zu schaffen bis auf die Chöre am Schlusse des Werkes; dazu mangele es an Zeit; indes könne man ihre Ausführung gewiß dem jungen Chorrepetitor der Oper anvertrauen, der eine schöne Begabung zeige, zumal wenn er selbst den musikalischen Teil einübe. Der junge Kapellmeister ward ins Vertrauen gezogen und erbot sich bereitwillig als Helfer und Leiter.

Der Meister, jäh dem Wuste von Papier entrückt und in den Zauberkreis der Töne gebannt, wunderte sich im stillen selbst, wie schnell die Arbeit vorschritt, an der ein anderer verzweifelt war. Seine Traumphantasie, einmal vom Gotte beflügelt, sprühte gleichsam Blitzfunken, die sich zu wundersamen Gesichten und Gebilden entfalteten.

So kam es, daß nach geraumer Zeit der Enthusiast in der Dämmerstunde zu Besuch bei dem Musikus weilte, der am Klavier die fertigen Stücke zum besten gab. Das Spiel des Tonsetzers war, wie man dies häufig findet, keineswegs vollendet, aber kräftig und ausdrucksvoll. Er trug das Vorspiel vor, den Einzugsmarsch des Maigrafen, das Mädchenlied zum Maireigen, die Bauerntänze, und machte mit dem Schwertlied den Beschluß.

„Herrlich, herrlich!“ rief der Besucher und schüttelte dem Maestro einmal über das andere die Hand. „Damit habt Ihr Euch selbst übertroffen! Der Genius Mozarts, des Götterlieblings, ist neu in Euch erwacht! Wie beschwingt ist doch diese Musik, lockend und einschmeichelnd; wie heiter und voller Anmut! Wie gibt sie, in Rhythmus und Melodie, dem festlichen Übermut des Tanzes Ausdruck! Wie atmet sie Lebenslust und Freude, wie ist sie ganz beseelt von göttlicher Leichtigkeit!“

Der Künstler war erfreut, daß seine Schöpfung dem Hörer gefiel. „Das sind nur Andeutungen,“ sagte er bescheiden, „und sie geben von der Musik keinen Begriff.

Digitized by Google

Man kann die verschiedenen Stimmen auf dem Klavier nicht zur Geltung bringen. Aber lassen Sie uns erst den vollen Klang des Orchesters vernehmen: das ist etwas anderes!"

„Ich bin überzeugt", versetzte der Enthusiast. „Eilen wir; lassen wir die Stimmen ausschreiben; es drängt mich, Ihre Kunst der Öffentlichkeit zu übermitteln!"

„Sie beschämen mich", erwiderte der Tonsetzer. „Ich habe mich nie um die Vorführung meiner Sachen bemüht. Es genügte mir, wenn meine Musik einem einzigen Freude machte, für den sie bestimmt, der mein Zuhörer war, wenn ich in meinem buen retiro zu Venedig schuf."

„Ihr solltet eine Gesellschaft, solltet ein Volk als Zuhörer haben!" sagte der andere leidenschaftlich. „Ist die Lerche, die im Morgenlicht jubelnd zum Himmel aufsteigt, nicht ein göttliches Wunder? Schande über eine Mitwelt, die Euch nicht Gehör und Anerkennung zollt! Was ich dazu tun kann, soll gewiß geschehen!" —

Indes den Maestro nun die Instrumentierung, die Vollendung der Partitur in Anspruch nahm, war der Enthusiast nicht müßig. Er bereiste die Gegend, die er ins Auge gefaßt, traf seine Wahl, Maßnahmen und Anordnungen und bereitete alles für die große Veranstaltung vor. Und so geschwind gingen, unter dem dauernden Antrieb, die Arbeiten der Bauhandwerker vom Fleck, daß, als der Frühling ins Land kam, die Anlage fertig war.

Dabei galt es mannigfachen Widerstand der stumpfen Welt zu überwinden: der eine fürchtete, man könne in unserm Himmelsstrich im Freien nicht sitzen, ohne sich den Schnupfen zu holen; der andere besorgte, die Unberührtheit der Natur würde entweiht und verdorben, der dritte, dasselbe Bild der Landschaft möchte auf die Dauer eintönig wirken — und was derlei törichte Meinungen und Einreden mehr waren. Allein der Enthusiast ließ sich nicht beirren oder in seinen Entschlüssen wankend machen: er führte seinen Vorsatz durch. Als schließlich die Vorbereitungen beendet, wurden die Bewohner durch Anzeigen und Anschläge von überall her zur Frühlingsfeier geladen.

* * *

Es war ein strahlender Maientag, als der Maestro, auf seinen Knotenstock gestützt, die Reisetasche umgehängt, langsam den Bergweg hinaufstieg, am Steinbach entlang, durch das gewundene Tal. Nun lachte ihm die Freiheit statt der vier Wände, die ihn bisher umschlossen — nun umfing ihn, den allem Papier Entronnenen, der heimatliche Wald, der leise rauschende, wundersam erquickend — nun spendeten ihm die alten Buchen und Linden kühlen Schatten. Er aber sah ein anderes Bild vor sich: sein Zimmer in dem fernen Venedig, sich selbst musizierend, dabei den Freund, den unvergleichlichen, als einzigen Hörer, die Abendlichtfarben auf der Piazza — hörte das sanfte Geläut der Osterglocken über die Lagunenstadt hin... So kam ihr Frühling im Süden... Es war ein Traum — wie lange her?! Und doch, nahm denn die Fremde seine Gaben? Und wie würde nun die Heimat sie aufnehmen — das deutsche Volk, dem sein Schaffen gehörte? Wie wenig war bisher geglückt — wie kümmerlich der Erfolg! Wer schenkte denn seiner Kunst Gehör in der Welt? Sein Weg — seine Weisen lockten keinen; überall stieß er auf verschlossene Türen. Und was vermochte er, gemessen an den Großen?



Digitized by Google

Zweifel und Unruhe befielen ihn über das Gelingen des Vorhabens, Scheu vor dem Neuen und Ungewohnten; das eigene Werk erschien ihm mit einem Male seltsam fremd.

Schließlich, nach langem Steigen, erreichte er die Hochfläche, stand am Bergesrand und sah erstaunt und erschüttert auf das überwältigende Bild, das sich ihm darbot.

Unsere Bühne nah den Sternen
Haben hierher wir gebaut
Auf die Höhen, um zu lernen,
Daß in Tiefen und in Fernen
Hoher Sinn befreiter schaut.

Steigt herauf, wollt ihr verstehen
Erdendasein, Menschenlos,
Seht das Kommen und das Gehen,
Wie's die ewigen Götter sehen —
Hier ist alles ernst und groß.

Keiner wandeln hier die Schatten
Über niederm Staubgewühl,
Derer, die geduldet hatten;
Nimmermehr wird hier ermatten
Edler Seelen Mitgefühl.

All den Gipfeln in der Runde
Tönt der Dichtung heilig Wort
Von des höchsten Alters Munde
Zu der Dinge letztem Grunde —
Zu den Menschenherzen fort!

Diese Strophen Hermann Linggs, auf Epidauros gedichtet und eigentlich auf das altgriechische Theater gemünzt, waren an der schmalen Zugangspforte angebracht. Sie sollten den Besucher einführen in die andere Welt, die sich plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, vor ihm erschloß. Der Meister stand sinnend. Hier also sollte sich sein Künstlertraum erfüllen!

Ein Felsenheiligtum öffnete sich auf Bergeshöhe: an einer Stätte, die vordem kein menschlicher Fuß betreten. Wo früher unwegsame Wildnis war, breitete sich jetzt ein mächtiger Halbkreis mit zahllosen Stufen: zu Füßen eine Plattform, über die der Blick in ein grünes Waldtal fiel, von der Kette der Vorberge begrenzt, und über deren Saum hinüberschweifte nach der weitgedehnten prangenden Ebene, mit Ackerfluren und menschlichen Siedelungen. Zur Rechten stieg ein schroffer Felsen auf, Hunderte von Klaftern jäh in einen Abgrund stürzend, doppelt gespalten in ungeheuren Blöcken und ödem Geröll; in dessen Gipfel war die Anlage eingebettet wie ein Adlerhorst; auf seiner Spitze aber ragten zwei einsame Kiefern gleich einem trotzigen Wahrzeichen.

Der Eichenhain umschloß die freigelegte Schlucht. Ringsum der Bergwald; die schmale Kuppe begrenzt durch einen Steinwall, der einst als Befestigung diente und an dessen Rand noch eine Baumgruppe auf hügeligem Boden, ein Fundstein mit Radkreis und Opferbecken in graue Vorzeit zu deuten und diese Stätte als einen uralten Gerichts- und Versammlungsort der Freisassen zu bezeugen schien. Um so mehr, als der Name des Tanzplatzes, an dem Berggipfel haftend, hier ein Heiligtum der höchsten heimischen Göttin verriet: der mütterlichen Frau Holle, der Himmel und Erde geweiht waren; während der gegenüberliegende Felsengipfel, von alters durch die riesige Spur des Roßhufes geheiligt, gleichsam einen Altar des Himmelsgottes selber darstellte, dessen Namen der schäumende Bergfluß trägt. Hier verfolgt im Gewittersturm der furchtbare Gott, der Wode, der wilde Jäger auf schwarzer Wolke die fliehende Brünhild, die lichte Himmelsjungfrau, über den tosenden Abgrund; hier schaut den Walkürenritt in Frühlingsnächten, wenn der Mond durch zerrissene Nebelfetzen scheint, leibhaft noch heut der ehrfürchtige Wanderer. Eine

Digitized by Google

uralte Treppe, in den Stein gehauen, halb verfallen, führt in zahllosen Stufen aus dem Kessel des Bergflusses zur Höhe empor; droben aber empfängt den Müden die Waldschenke und gewährt ihm Rast und Erquickung. —

Was immer es sein mochte, das die Scharen herbeigelockt hatte, Schaulust oder Neugier: genug, sie füllten die gewaltige Runde. Staunend sah der Musikus, der den Reisestaub eben erst abgeschüttelt und nun vom Bauherrn geführt und bedeutet ward, auf das ungewohnte Treiben: auf ein in den Wald zur Festfeier zusammengeströmtes Volk. Aber es verwirrte den Einsiedler eher, als daß es den Aufruhr in seiner Brust besänftigt hätte.

Es war ein lauer Frühlingsabend; die Sonne ging im Westen purpurrot zur Neige. Ringsum tiefe Stille, seltsam nur durchbrochen vom späten Schlag eines einsamen Waldvogels. Die Unruhe, das leise Gesumm der Menge verstummte, und alles lauschte dem lieblichen Gesang.

Am Fuß der Mitteltreppe, die den Ring der Gäste durchschnitt, erhob sich ein schlichter Steinaltar; auf dem ward jetzt von einer fackeltragenden Jungfrau in weißem Gewand und Schleier, Eichenlaub im Haar, die bläulich zuckende Flamme entzündet: als Sinnbild, daß durch diese Handlung das Feuerheiligtum geweiht ward. Kein Laut erscholl; eine tiefe Andacht und Ergriffenheit senkte sich auf die Versammlung, und ein Hauch des Ewigen schien sie zu berühren. Ein traumhafter Zustand umfing sie und entrückte sie in eine höhere Welt.

Mit einem Mal ertönten, durch unsichtbarer Spielleute Hand, heitere Klänge. Das Vorspiel setzte ein, mit Geigen und Holzbläsern; es zog alles in seinen Bann; und willig überließ sich ein jeder in der köstlichen Luft dem berückenden Zauber. Kein Laut ging verloren in der weiten Runde; die leiseste Schattierung und Färbung der Töne drang noch vernehmlich an jedes Ohr.

Die Musik schwieg. Der lauschende Künstler war gespannt. Das Mädchen kommt in der heiligen Frühe des Maitages, den Quell mit Blumen zu kränzen und Glück zu erflehen; dabei fällt ihr Auge auf die Maien vor ihrem Fenster, mit wehenden Bändern in der Krone, die ihr über Nacht gesetzt sind. Aber kaum hat sie sich von ihrer freudigen Überraschung erholt, als die Erscheinung einer hoheitvollen Fremden ihr ein neues Rätsel aufgibt. Die Unbekannte bittet um Schutz und Herberge und erlangt sie von dem Bauer. Jetzt setzt das Spiel wiederum ein: der festliche Zug des Maigrafen naht, auf dem freien Platze den Maibaum aufzurichten und die Braut einzuholen; der Freiwerber pocht ans Haus, die Heraustretende wird von den Gespielinnen mit Blütenkranz und Schleier geschmückt und der Ring um sie geschlossen; dann ertönt das Mädchenlied zum Maireigen:

Laßt uns die Königin grüßen,
Hei, juchhei!
Streut Blumen ihr zu Füßen,
Hei, juchhei!
Der harte Winter ist vorbei,
Im grünen Kleid kam der Herr Mai!

„Das klang nicht übel", sagte der Maestro befriedigt vor sich hin und wandte kein Auge ab von dem Spiel.

Digitized by Google

Der Maigraf, kraft alten Rechtes, ergreift von der Braut Besitz, besteigt den laubumwundenen Thron und eröffnet das Fest. Die Mädchen werden versteigert und als Mailehen für ein Jahr vergeben. Nun lauschte der Musikus aufmerksam: denn ein Tanz um den Maibaum folgte; Ringstechen, Wettlauf, Wurfball und andere Lustbarkeiten dienen als Kurzweil, von den Scherzen des Spaßmachers unterbrochen. Hirt und Jäger, Köhler und Bergmann bringen dem Brautpaar ihre Gaben dar: die Schätze der Erde; die Gunst der Himmlischen aber glaubt das Mädchen in der geheimnisvollen Begegnung der Frühe zu erkennen. Nach dem Schwerttanz der Burschen bricht die Dämmerung herein, der Wald dunkelt; und gleich grauen Schatten tauchen Nebel auf, die hier- und dorthin ziehen und Gestalt gewinnen. Feierlich, mit gemessenem Schritt, hält der Chor der Waldfrauen Umzug, deren Mitte schließlich die hohe Fremde einnimmt, Frau Holda selbst; ihr tritt als Wanderer in Breithut und dunklem Mantel der Gemahl zur Seite: der Völkergebieter, Allvater: Himmel und Erde vereinen sich, die Frühlingszeit, die Hochzeit der Himmlischen ist da. Sie spenden dem Bräutigam das Eisen — als Waffe und Pflug —, der Braut die Spindel. Der Bauer lädt sie zum Imbiß; er begrüßt die Vertriebenen und Verbannten, die endlich Zurückgekehrten als Beschützer von Haus und Herd, als Schirmherrn der Heimat, als Erretter aus Fron und Fremdsucht und gelobt ihnen unverbrüchliche Treue. Die Landleute erneuern den Bund, wieder geweiht wird die Stätte und als Zeichen der Holzstoß neu auf der Höhe entfacht: daß die Glut, die reine, läuternde, weit in die Täler leuchte. Der Gott verheißt: „Solange diese Flammen gen Himmel lodern, Jubel und Begeisterung sie umtönen, der freie Knabe kühn sein Haupt erhebt, so lang wird euer Volk nicht untergehen!“ Und mit dem Umwandeln des Feuers durch die Waldfrauen endet das nächtliche Bild.

Und doch war es kein Ende: denn in schweigender Ergriffenheit wogten die Menschen in dem weiten Raum; Tränen blinkten in dem Auge manches ergrauten Mannes. Alt und jung, hoch und niedrig fühlte sich erschüttert und im tiefsten Innern bewegt; nun drängte alles, dem Zauberer, dessen wundersame Weisen die Herzen gerührt und sie für goldene Harmonien erschlossen hatte, überquellenden Dank zu sagen.

Allein der Meister blieb abseits, versteckt im Gewühl, nach seiner Art, und hütete sich weislich, sich hervorzuwagen. Wohl hatte auch ihm das Spiel Freude und Genugtuung bereitet, wohl war er aufmerksam den Eindrücken der Handlung gefolgt, aber er schien viel zu bescheiden, um sich selbst ein Verdienst beizumessen, und zu scheu, um vor die Leute zu treten. Eine Feier aber war es nun doch geworden — und ein Ehrentag für ihn überdies!

Erst als sich die Menge verlaufen, trat er näher an die Gruppe heran, die sich allein noch auf der Terrasse befand, zu Füßen das nächtliche Dunkel, in dem vor kurzem das holde Gebilde der Kunst versunken war, gleich einem Traume.

Der Bauherr stand neben einem alten, graubärtigen Manne in dunklem Schlapphut und Mantel, dessen fahles, verwittertes Antlitz mit leuchtendem Auge im Scheine der Fackeln einen geisterhaften Ausdruck zeigte, gleich dem eines Sehers.

„Es ist erfüllt!“ rief der Greis. „Ich fühl's, daß ich nicht umsonst gelebt, daß ich ruhig zur Grube fahren kann! Was Klopstock gewollt, der Sohn dieses Gaues, das

Digitized by Google

Vätererbe, das verborgene, das ich treulich gehütet, vom Weistum der Edda an, ein schlichter Mann aus dem Volke, da sich kein besserer fand, und doch ein nimmermüder Wächter im Tempel der Natur — das Allgefühl —, es lebt und wird leben in unserm Volke: als seine hohe, heilige Offenbarung!"

„Seht den Meister vor Euch, dessen himmlische Kunst unsere Feier gelingen ließ!" sprach der Bauherr.

„Heil denen, die diese Offenbarung verkündet", sagte der Alte. „Die diese Stätte auf Bergeshöhe, wo der Atem der Gottheit weht, aufs neue geweiht! Denn wo gäbe es in unserm Vaterlande einen Ort, dessen Überlieferung in ältere Vorzeit zurückreichte? Hier ist einzig die Stätte, groß und erhaben genug, daß sich unser Volk auf sich selbst besinne, das Fremde und Falsche abwerfe und sich in Eintracht zusammenfinde — die Stätte, würdig, der Wallfahrtsort aller Deutschen zu werden!"

„Gebe es ein gütiges Schicksal!" erwiderte der Bauherr.

„Die Gewißheit nehme ich mit mir", versetzte der Alte. „Nicht umsonst ließ ich mich im Wägelchen auf den Berg fahren, da meine Glieder zu schwach sind, heraufzusteigen wie dereinst. Jetzt muß ich hinab; es ist spät. Lebt wohl! Und geht ihr, nach Jahren, an dem ehrwürdigen Kastanienbaum vorbei, der am Eingang des Tales steht, so denkt des Handwerksmannes, der ein Menschenalter in seinem Schatten gesessen und an seines Volkes Adel geglaubt hat!"

Mit einem Händedruck nahm er Abschied und humpelte an seinem Stock davon.

„Wer ist der wunderliche Mann?" fragte der Musikus.

„Ein gebrechlicher Greis," antwortete der andere, „entkräftet, vom Tode gezeichnet, aber beseelt von dem göttlichen Funken, den der Genius der Nation in ihm erweckte. Der ideale Zuschauer — unter Hunderten zählt nur er! Ihm allein galt diese Frühlingsfeier, ihm allein erschloß Eure zauberische Kunst die letzten Geheimnisse!"

„Der Zauber ist vorbei", sprach der Musikus dumpf. „Hinweg vom Volke! Verstumme die innere Stimme, die mich verführt, mich trügt! Ich kenne mein Los — mein Verhängnis. Dunkel vor meinen Augen — so werd' ich in Nacht vergehen. Einsam und verkannt werde ich sterben — im Schatten eines Größeren. Leben Sie wohl, mein Freund! Sie haben die reine Geisterwelt entbunden. Ich bin wahrhaftig ein Gespenst bei lebendigem Leibe. Nun scheiden wir. Ich werde nie mehr etwas in Töne fassen. Vergessen wir die Ausnahme! Sie haben mich Verwunschenen zum Leben erweckt — für eine kurze Spanne! Nun wartet meiner die Aufgabe, die mich übermächtig in ihren Bann zwingt! Nun vergrabe ich mich wieder in meine Höhle!"

Mit Bestürzung vernahm der Gefährte diesen Ausbruch. Er suchte ihn zurückzuhalten — umsonst! Schon hatte der Musikus sich losgerissen, eilenden Fußes, die Pforte schlug zu, Ruf und Gegenruf verhallten — so stürmte er hinaus in die Nacht!

Digitized by Google

# Wildenbruch und Weimar

## Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Berlin, 23. Januar 1905.

Werter, lieber Freund,

es drängt mich, Ihnen sogleich nach Empfang Ihres Briefes zu antworten und Ihnen zu danken, daß Sie den Dingen, die uns hier in Berlin so tief erschüttert, so nah berührt haben, als wären wir in Weimar dabeigewesen, ein solches Echo und daß Sie mir von dem Zustand der dortigen Dinge ein solches Bild gegeben haben. Ich kann wohl sagen, daß selten, vielleicht noch nie der Tod eines Menschen mich mit einem so tiefen Jammergefühl erfüllt hat, wie der dieser unglücklichen jungen Frau [Großherzogin]. Und das verstärkt sich, indem ich aus Ihren Worten erfahre, daß sie dieses so freudlose Leben dennoch gern noch weitergelebt hätte, daß sie so ungern dahingegangen ist. War es eine Vorahnung, daß mich solche Empfindung der Öde überkam, als ich am Abend des Hexenliedes im Theater den Großherzog so einsam in seiner Loge und in der großen Loge nur die Umgebung der Großherzogin, diese selbst aber nicht sah? Dieses Gefühl des Jammers und der Öde verstärkte sich, indem ich lese, was Sie mir über ihn, den Großherzog, sagen... [Hier muß einiges ausfallen. L.] Gleich nachdem ich die Trauerkunde in der Zeitung gelesen, hatte ich ihm einige Zeilen aufrichtigen Beileids geschrieben — sehr rasch darauf habe ich eine telegraphische Danksagung erhalten, die sehr warm gehalten war, von der man aber, da sie von Egloffstein verfaßt war, nie weiß, wie weit sie diesem oder dem Großherzog persönlich zuzuschreiben ist. Das arme Weimar — das ist der Niederschlag und Rückstand alles dessen, was mich in diesen Tagen bewegt hat. Und nun lese ich in Ihrem Brief eine Andeutung, als sehnten Sie sich aus diesem armen Weimar fort? Das erfüllt mich mit mehr als Kummer, mit wahrer Angst! Grade diese Tage neulich, die ja, Gott sei Dank, noch von keiner so ernsten Sorge getrübt waren, daß sie uns dadurch gestört worden wären, haben mich wieder mit solcher Liebe, solchem Heimatsgefühl an den teuren Ort geknüpft, daß ich mich mehr denn je als eigentlichen Bürger Weimars und daneben als Bewohner Berlins empfunden habe und empfinde. Und ein Weimar ohne Sie? Der Gedanke läßt mich fühlen, was Sie mir in den vier Jahren, da wir uns nun kennen, geworden sind! Wenn ich mich unter den Menschen nach Freunden umsehe, wen finde ich? Wie viele? Wie viele, zu denen ich eben dies Gefühl habe, das man Freundschaftsgefühl nennt — daß man ihnen immer und in allem blindlings vertrauen kann? Von allen eigentlich der einzige sind Sie. Denken Sie daran! Denken Sie daran, wie ich Sie brauche, wie dieses arme, verlassene, verödete Weimar Sie braucht! Lassen Sie die düstere Stimmung, die so nicht über Ihnen nur, sondern über allen hängt, die dem Orte in Liebe zugetan sind, nicht Herrschaft gewinnen über Ihre starke treue Seele!

Digitized by Google

Denn daß Sie mir wahrhaft ein Freund sind, erkenne ich grade jetzt wieder aus dem, was Sie mir über Adelheid Schorn sagen. Haben Sie Dank dafür! Ihre Worte sind wirklich die eines Seelsorgers gewesen, haben mich erschüttert, gut und heilsam erschüttert. Es soll nach Ihrem Wunsche geschehn, ich werde ihr schreiben, vielleicht morgen schon. Wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, gehen Sie gleich zu ihr, sagen Sie ihr, daß ich sie grüßen lasse, daß ich ihr schreiben werde, daß kein Groll mehr in meinem Herzen ist. Auch daß Sie bei aller Bekümmernis meines Wunsches gedacht und mit Vogrich [Tonkünstler, schrieb die Musik zu den „Liedern des Euripides"] gesprochen haben, auch dafür meinen Dank. Der Gedanke, daß das Werk in Weimar mit den mir persönlich und künstlerisch so lieben Darstellern zur Welt kommen soll, glüht wie ein stilles, süßes Licht in mir, weckt die dramatische Freudigkeit wieder in mir, die unter den hiesigen Theaterverhältnissen beinah zum Eintrocknen gekommen war. Ach — wenn wir dann zur Einstudierung auf Wochen nach Weimar kommen — wie ein Kind auf Weihnachten freue ich mich darauf! Und wenn bei Vogrich der Enthusiasmus vorhält, kann das ja noch in diesem Jahre im Winter alles sein. Vorläufig warte ich nun auf weiteren Bescheid von Vogrich.

Und vorläufig sehe ich, daß ich Ihnen schon lange vorgeschwatzt, und mich aus Nacht und Kummer in Licht und Freude hinübergeschwatzt habe. Einen Strahl davon auch in Ihre Seele! Meine Frau grüßt Sie beide tausend-, tausendmal. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 31. Mai 1905.

Lieber Freund,

heut vor acht Tagen war Max Vogrich bei uns und trug uns, meiner Frau und mir, seine Musik zu den Liedern des Euripides vor. Wir waren beide hocherfreut. Die Komposition ist außerordentlich geschickt dem Gedankengang und dem äußeren Bau des Dramas angeschlossen, sie ist an vielen Stellen, namentlich im letzten Akte, in sich schön. Vogrich aß bei uns zu Abend, und dieser Abend, wie Sie leicht denken können, verlief in schönster Stimmung. Als wir uns trennten, teilte Vogrich uns mit, daß er Donnerstag früh nach Weimar reise, von wo er am Sonntag wieder in Berlin bei uns zu sein gedachte.

Am Donnerstag schrieb ich an Herrn von Vignau einen 12 Seiten langen Brief, worin ich ihm eine ganz genaue Schilderung der Musik gab und die Hoffnung ausdrückte, daß er mit Vogrich zu einer Aussprache zusammenkommen würde. Und seitdem — als wäre Weimar in einen Erdspalt versunken — schweigt alles! Vogrich ist nicht gekommen, hat kein Wort geschrieben — Herr von Vignau hat auf die 12 Seiten nicht eine Silbe geantwortet — woran bin ich nun wieder? Was ist los?

In dieser Not muß ich wieder, Lieber, Getreuer, an Ihre Hilfe appellieren. Könnten Sie feststellen, ob Vogrich noch in Weimar ist? Könnten Sie ihn eventuell selber sprechen? Könnten Sie Herrn von Vignau fragen, ob er meinen Brief erhalten hat? Wollen Sie mir Bescheid geben über den Ausgang Ihrer Bemühungen? Vorläufig nehmen Sie Dank von

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Digitized by Google

Karlsbad (Villa Strunz), 11. Juni 1905
(Erster Pfingstfeiertag)

Werter, lieber Freund,

wenn Ihr Brief heut erst eine briefliche Antwort zeitigt, so hat er doch schon vor längerem zu tatsächlichen Konsequenzen geführt, und wenn man diese als seine Triebe auffassen darf, so wollen wir hoffen, daß es fruchtbare sein und daß die Früchte, die sie bringen, gute sein mögen.

Unmittelbar nach Empfang Ihres Schreibens nämlich, das uns hier erreichte, wo wir am Nachmittag des 3ten eingetroffen sind, habe ich ausführlich an Minister Rothe geschrieben. Ich habe ihm unsere Absichten genau auseinandergesetzt, daß wir in Weimar und Berlin, dort vom Mai bis Oktober, hier im Winter jeden Jahres zu wohnen gedenken. Darauf habe ich folgenden Vorschlag aufgebaut: Vorausgesetzt, daß das Hufelandsche Grundstück ohne Wegdurchführung so erhalten bleibt, wie es jetzt ist, verpachtet uns der Staat Sachsen-Weimar, dem es gehört, dasselbe auf Lebenszeit. Dagegen verpflichten wir uns, auf dem Grundstück ein Wohnhaus zu erbauen, und dieses Haus fällt nach unserer beider Tod als Eigentum dem Staate Sachsen-Weimar zu. Ich habe mich erboten, die jetzige Nutznießerin, die alte Weißleder, in unserem Hause mit uns wohnen zu lassen und eventuell sofort mit dem Bau zu beginnen.

Hoffentlich teilen Sie meine Ansicht, daß die hier gemachten Vorschläge für die weimarische Regierung vorteilhaft sind. Wir sind beide nicht mehr die Jüngsten, und nach unserem Hingange wird die Regierung wieder unbeschränkte Verfügerin über das Grundstück, während ihr das Haus dazugeschenkt wird. In diesem Sinne habe ich an Rothe geschrieben, und ich warte nun, ob und welche Antwort ich erhalten werde.

Von Max Vogrich haben wir in Berlin nichts mehr gesehen, auch von Paris aus bisher nichts gehört. Dieser Mann macht mir den Eindruck eines Stromes, der teils über, teils unter der Erde dahinfließt; von Zeit zu Zeit leuchtet er im Lichte auf, dann verliert er sich, als wäre er überhaupt nicht vorhanden, in unterirdischen Grotten und Kanälen. Er ist ein Wandervogel, dem gegenüber ich mir wie ein auf seinem Steiß festsitzender Pinguin erscheine. Wahrscheinlich hat ihn mir das Schicksal als Folie ins Leben geschickt, damit ich an diesem Musikanten erfahre, was für geruhsame Leute die Dichter sind. Seit dem Abend indessen, als er bei uns in Berlin war, habe ich volles Vertrauen zu ihm und ertrage deshalb sein Verhallen und Verschallen mit Geduld.

Vignau hat mir geschrieben und sein Schweigen auf meinen Brief erklärt: er war, als der Brief ankam, mit seiner Frau zum Musikfest in Eisenach. Auf seine Aufforderung hin habe ich nun durch meine Theateragentur festen Vertrag mit ihm gemacht — danach müssen die Lieder des Euripides bis spätestens am 15. November in Weimar zur Aufführung gelangen. Das würde, da wir zur Einstudierung natürlich nicht nur zu kommen gedenken, sondern sehr zu kommen gedenken, heißen, daß wir im Oktober, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte, in Weimar einträfen. Quod Dii bene vertant! Von hier ist nichts zu berichten, was Sie interessieren könnte; es liegt über solchen Badeorten etwas, wie ein vegetatives Grinsen, das einerseits von

Digitized by Google

den Ureinwohnern ausgeht, denen die Kurgäste wie die zu schröpfenden Lerchen ins Garn laufen, andererseits von eben diesen Kurgästen, die, nur dem körperlichen Menschen zu leben entschlossen, alles was man Temperament, Intellekt, kurz die Seele nennt, zu Hause gelassen haben.

Wenn es doch was würde mit der Weißlederschen Hausgenossenschaft! Dann brauchen wir keine Badereisen mehr! Meine Frau schickt der Frau Spinnerin und ihrer ganzen Brut tausend Grüße. Ich bin und bleibe in Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

[In diesem Pfingstsonntagsbrief aus Karlsbad ist also zum ersten Male vom Hausbau in Weimar die Rede; die Sache ist nach allerlei Schwierigkeiten in der Tat zustande gekommen: es erwuchs dort „am Horn" die „Villa Ithaka". L.]

* * *

Pontresina (Haus Biedermann)
Barblan, 27. August 1905.

Lieber Freund,

als gestern nachmittag nach dem Niedergang eines mächtigen Gewitters die Berghäupter silberweiß mit Schnee bedeckt aus den dunklen Wolken auftauchten und nun, wie die Zacken in einer ungeheuren Krone um uns herstanden, kam es mir in die Erinnerung, daß Sie mit Ihrer Gattin eines dieser Häupter, den Piz Languard, erobert haben, und damit fiel es mir aufs Herz, daß ich meine Absicht, Ihnen aus Ihrer Schweizer Heimat zu schreiben, immer noch nicht erfüllt hatte. Vorgestern, Freitag abend, sind wir auf der Albula-Bahn hier angekommen und in dem obengenannten, am Eingang des Ortes, gelegenen alten rhätischen Hause abgestiegen, das Richard Voß uns empfohlen, der mit seiner Frau vor uns darin gewohnt hatte. Herrlicher, beinah heißer Sonnenschein hatte unsere Fahrt begleitet, soweit sie bis Chur ging — von da ab kamen intermittierende Regenböen — als wir das Tal von Samaden erreichten, war der Himmel bleigrau von Wolken — in der Nacht stürmte das Ungewitter herab, das sich gestern wiederholte, uns aber gegen Abend einen Spaziergang mit staunend geöffneten Augen und tiefaufatmender Brust gestattete — heute ist herrlicher Sonnenschein, nachdem der Thermometer in der Nacht beinah auf Null gefallen war. In der Schweiz sind wir auch hier, und so kann ich alles, was mich erfüllt, nur in den Ausruf zusammenfassen: in welch einem Stück Erde haben Sie sich von den Eltern geboren werden lassen! Sie mögen mich auslachen, dennoch spreche ich nur mein ernstes Gefühl aus, wenn ich sage, daß ich Sie bewundere, da Sie es über sich vermocht haben, fern von einer solchen Heimat unserem armen Deutschland Kraft und Leben zu widmen. Möchte es Ihnen vergolten werden!

An glühend heißem Augusttage waren wir im Dolder-Hotel bei Zürich angekommen, und als ich im Speisesaal daselbst all die Amerikaner in schwarzem Smoking und Lackschuhen, die Amerikanerinnen in pfauenhaft gespreizten Toiletten erblickte, war mein erstes Gefühl: gleich wieder von hier fort! Nicht für möglich hätte ich es an dem Abend gehalten, daß ich vierzehn Tage später von eben diesem Dolder-Hotel mit so schwerem Herzen scheiden würde, wie ich es getan habe. Ursache daran ist die Stadt Zürich, Ihre Heimatstadt, die schöne, wunderschöne Stadt Zürich, die wir

Digitized by Google

von dort oben herunter in täglich erneuten Spazier-Besuchen ganz gründlich kennen gelernt haben, und in die ich mich, ohne Übertreibung gesprochen, vollständig verliebt habe.

Um den Nacken geschmiegt deiner Mutter, der Schweiz,
Wie ein Kettengehänge voll Anmut und Reiz,
O Zürich, du bürger-gewaltige Stadt,
Mein Herz sieht und Auge an dir sich nicht satt.

Das sind Verse aus einem Gedicht, das ich ins Album des Dolder-Hotels geschrieben habe und das ich Ihnen mitbringe, wenn wir nach Weimar kommen, damit Sie daraus erfahren, was Zürich mir geworden ist. Um Ihnen von allem zu sagen, was ich in dieser neuzeitlich prachtvollen, althistorisch kernigen, von der Natur wie ein Lieblingskind beschenkten Stadt gefunden habe, müßte ich statt zwei Briefbogen deren zehn füllen. Immerfort haben wir Ihrer gedacht, am lebhaftesten aber, als wir auf der reizenden grünen Ufenau nach Ulrich von Huttens unter dem Rasen versunkenem Grabe, nach seiner mutmaßlichen Wohnstätte suchten, und als wir im Landesmuseum vor der Vitrine standen, unter der Zwinglis Waffen und durchlöcherte Sturmhaube so sauber blank gehalten lagen, als sollte er morgen sie wieder anlegen. Liebenswürdige Menschen aus Zürich, mit denen wir in den letzten Tagen bekannt wurden, haben uns die Stadt auch menschlich-persönlich nahe gebracht und uns die Empfindung bereitet, daß nicht nur wir von Zürich, daß auch Zürich von uns geschieden ist. Und nun hier wieder diese so ganz anders gearteten Menschen, in der so ganz anderen Natur, und dennoch dieses alles zusammengehalten durch eine stille, nirgends polizeilich beamtenhaft hervortretende Macht und Kraft — o Eidgenossenschaft! O zerrissenes Deutschland! Und o Weimar, das nach dem Stirnrunzeln... [Hier muß einiges ausfallen. L.] sein Wohlsein oder sein Nicht-Wohlsein einrichtet! Ich muß aufhören, sonst läuft mein Brief unabläßig fort, wie die Bernina, die an unserem Hause vorüberbraust.

Leben Sie wohl, grüßen Sie Frau und Kinder von meiner Frau und Ihrem Eidgenossen

in Freundschaft

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 15. Dezember 1905.

Lieber Freund,

eine Mitteilung des Herrn von Bignau in einem heut morgen eingegangenen Briefe, wonach er mit seiner Frau, wie er schreibt, neulich einige sehr gemütliche Stunden im kleinen Kreise bei Ihnen zugebracht hat, erinnert mich daran, wie lange es her ist, daß ich nichts von Ihnen gehört und Ihnen nicht geschrieben habe. Und doch ist eigentlich ganz Wichtiges zu besprechen: Sie wissen wohl durch Minister Rothe, daß die Verhandlungen zwischen mir und der Weimarer Regierung bezüglich des Hufelandschen Grundstückes so gut wie abgeschlossen sind. Ich erwarte alle Tage den förmlichen Kontrakt. Eine der zu erfüllenden Vorbedingungen ist es nun für uns, die Dame Weißleder zu bestimmen, daß sie ihr Nießbrauchrecht aufgibt und uns erlaubt, mit dem Hausbau anzufangen.

Digitized by Google

Möchten Sie es übernehmen, durch Ihren Archidiakonus bei ihr anfragen zu lassen, ob sie bereit ist?... Wollen Sie mich über das Ergebnis der Verhandlungen unterrichten? Ich würde Ihnen dankbar sein. Über das, was in Weimar vorgeht, habe ich mir, in Ermanglung Ihrer Nachrichten, durch Vogrich berichten lassen, insbesondere über die neuliche vierte Aufführung der Lieder des Euripides, die ja nach seinen, heute durch Herrn von Vignau bestätigten Mitteilungen wieder sehr schön gewesen zu sein scheint. Der Großherzog dabei zugegen! Und, wie Herr von Vignau schreibt, lebhaft Beifall spendend! Daß Weimar dem Werke so treu bleibt, ist für mich nicht nur eine Freude, sondern von ganz bestimmtem Wert: ich sitze nämlich daran, für die im November 1907 bevorstehende Eröffnung des neuen Theaters daselbst ein Festspiel im großen Stile zu schreiben. Es ist ja bis dahin noch so lange hin, daß es Ihnen beinah drollig erscheinen mag, wenn ich mich jetzt schon an das Werk begeben habe; aber ich war, als wir neulich Weimar verließen, so ganz von diesem erfüllt, daß ich mir sagen mußte, ich würde im Verlaufe der noch bevorstehenden zwei Jahre keine bessere Stimmung für die Arbeit finden. Außerdem muß Vogrich, der mir wieder die Musik dazu machen soll, beizeiten wissen, woran er ist. Auch der Maschinenmeister, an den starke dekorative Anforderungen ergehen werden, muß rechtzeitig über seine Aufgabe unterrichtet werden, damit er sich mit aller Muße darauf einrichten kann. Dies, was ich Ihnen vorläufig im Vertrauen mitteile — nur Vogrich habe ich schon eine Andeutung gemacht — ist der Grund, der mich so briefunlustig gemacht hat, und noch macht. Die Empfindung aber, daß Weimar meinen Liedern des Euripides in Liebe treu bleibt, erhält mich in der Stimmung, dieses „Hohelied von Weimar" zu schreiben. Ich sehne mich danach, bald mit der fertigen Arbeit hinüberkommen zu können — noch aber ist es nicht so weit. Denn wir sind beide, meine Frau und ich, Weimar-süchtig geworden. Was machen Sie eigentlich zu Sylvester? Ist da Gottesdienst in der Nacht? Und halten Sie ihn ab, oder sind Sie dabei zugegen? Oder sind Sie frei?

Mit Adolf Bartels, der sich für mein Eintreten für sein Nationalbühnen-Projekt [Schillerbund] bedankte, habe ich neulich korrespondiert. Bei unserer neulichen Anwesenheit in Weimar habe ich Herrn von Vignau und Weiser gegenüber lebhaft für das Unternehmen gesprochen, das ich für gut und ausführbar halte. Das habe ich Bartels geschrieben.

Schließlich wird es Sie bei dem verständnisvollen Interesse, das Sie dem „Schwarzen Holz" entgegengebracht haben, erfreuen, wenn ich Ihnen sage, daß jetzt, nachdem das Buch zu Anfang Oktober erschienen, bereits das elfte Tausend zur Auflage gelangt. So etwas war ich mir nicht im entferntesten zu erwarten gewesen. Mit tausend Grüßen von meiner Frau an die werte Gattin in alter Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

# Gebet

## Ein Psalm

## Von Franz Alfons Gayda

Aus dem Werktag mit all seinem Lärm und Staub, mit all seiner Nichtigkeit und Not bin ich in diesen blauen Tagen in Deine große Schöpfung geflüchtet: — in den Sonntag, in die köstlichen Einsamkeiten Deiner Erdengärten, Gott, Herr der Welt!

So tief in Zeit und Seelennot befangen, ging ich einher mit niedergeschlagenen Augen. Du warst mir fern, einziger, mächtiger Freund, und mein Herz dunkel im Tag der Stadt. Ich fand nirgends den Pfad der Hoffnung, und also auch kein Gebet zu Dir.

Nun aber eint sich alles, was mir Namen und Deine Freundschaft gibt, in einem stillsten, innigsten Gebet: Geist und Herz, Vernunft und Seele — und auch meine Hände sind in Demut gefaltet.

Höre mich und erhöre mich, Gott, Herr der Welt! Du gabst mir das Glück, mein Weib zu finden, gabst mir die Hoffnung, mich zu vollenden in ihr, Deiner würdigsten, lieblichsten Tochter — — Du öffnetest weit das Tor zum erfüllten wahrhaften, sonnigen Leben!

Gib, Mächtiger, mir den Besitz meines Weibes, führe meine letzte Hoffnung hin in die Wirklichkeit der Erfüllung, schließ das Tor nicht zu! Laß mich mit ihr in Deinem Garten Deine Sternenblumen pflegen; gib, daß wir dieser Erde leuchten als zwei Kinder Gottes, als Kinder der Erde, tief aus ihr und in Dir, laß uns in Deinen Gefilden ausreifen zu edelster Freundschaft mit Dir!

Erhabener, höre und erhöre mich! Gib nicht zu, daß der graue Staub des Alltags die reine Flamme unserer beiden Herzen verlösche! Wir wollen ja zu Deiner Ehre brennen und flammen, daß an unserem Bunde andere Suchende sich entzünden — und in reinen Flammen brennen zu Deiner Ehre!

Höre mich und erhöre mich, mein Gott und mein Freund!

Gib mir die Kraft und das Wollen bis ans Ende, daß ich mein Weib mir heilig erhalte in entgrenzter, gotthafter Liebe. Führe mich nicht in Versuchung und laß meine Augen und ihre Tiefen immer rein bleiben — — daß ich in sie schaue bis auf den Grund und sich ihre Tiefen klar in meinen reinen Augen spiegeln können. Laß in unserem Reich der Liebe die Sonne Deiner Liebe nie ganz untergehen, Ewiger! Wir vereinen unsere Seelen im Ringe Deiner Freundschaft und wollen sie in einen Säulentempel wandeln, in dem sich unsere Paradiesesliebe zu Deiner Ehre ergeht, Schöpfer.

Komm in unseren Tempel, Gott, und sei mit uns bis ans Ende aller Tage! Sei Gast unserem Tische und sei Freund dieses Bundes, der zwei neue Sterne aus sich schaffen will. Segne uns und diese blühende Liebe, und wenn Du uns aus ihr Früchte schenkst, laß sie gesegnet in Deinem Namen sein. So hoch unser Trachten der Liebe ist — so hoch laß Deine Gnade sein, Allmächtiger! Erhöre

Digitized by Google

meiner Seele innigstes Beten, und gib mir Wahrheit, Güte, Schönheit, reines Wollen und Kraft, mein Weib immer so an meinem Herzen — in immer gleicher Liebe zu halten, als Du es mich in diesen blauen Tagen so glückhaft zu erleben gewährtest.

Höre und erhöre mich, erhabenster Gott, Herr der Welt!

# Am Rhein

## Von Klara Krause

Als zum erstenmal ich stand
An dem heil'gen deutschen Rheine,
Griff verstohlen meine Hand
Einen seiner Kieselsteine,

Preßte fromm die Lippen drauf, —
Freudentränen wollten fließen, —
Warf den Stein gen Stromes Lauf...
Seine Seele wollt' ich grüßen...

Ringsum flutete der Duft
Von des jungen Weines Blühen;
Liederklang durchzog die Luft,
Deutsche Schiffe sah ich ziehen;

Und ein Stolz, so rein und stark,
Füllte all die frohen Herzen:
„Deutsch sein, Deutsch sein bis ins Mark!"...
Heute — — welche Schicksals-Schmerzen!
— — — — — — — — — — — —
Als zum zweitenmal ich stand
An des heil'gen Rheines Borden — —
Helf' dir Gott, mein Vaterland!
Ach, was war aus dir geworden!

An den Ufern — konnt's geschehn,
Ohne daß die Welt vergangen?! —
Sah ich fremde Horden stehn,
Sah ich fremde Fahnen prangen.

Ob den Schiffen — deutsch von Bau —
Sah ich fremde Flaggen scheinen — —
Und darüber Himmelsblau?!...
Mußte weinen — weinen — weinen...

Digitized by Google

# Rundschau

## Bilder vom Rhein

(1922)

### 1. Mondnacht bei Lorch

Der Abend schreitet den Rhein entlang und streicht mit kühler Hand das Glühen von Feld und Baum. Durch unsere Laube weht sein Hauch; er ist voller Rhythmus, voller Rhythmus wie die Wellen des Rheines. Gesang trägt er vor sich her und weichen Duft vergehender Rosen.

Weißt du wohl noch, wie wir ihn belauschten, den durchsonnten Abend?! Vom Niederwalddenkmal bis zur Godesburg flüstert es immer und immer an den Ufern und zwischen den Bergen: „Dort wo der Rhein mit seinen grünen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt . . .“

Wir sitzen still beieinander und sehen die rote Sonne in einer Symphonie strahlender Farben sinken, bis sie sich hinter den Rebenhügeln und gewölbtem Gelände in unsagbarer Schönheit verblutet. Eine Welt von Gold um uns — — — zu unseren Füßen Fluten wie schimmerndes Silber — — — das ferne Grün der Berge und das bläulich verschwimmende Land — — — der Wein in den Gläsern wie von Abendsonne durchzittert — — — Leise singe ich die Verse von Frieda Schanz:

„Wie glüht er im Glase,
Wie glänzt er so hold!
Geschliff'nem Topase
Vergleich' ich sein Gold . . .“

Es will keine lustige Stimmung aufkommen. Ich hege eine kindliche Andacht in mir, da ich den Rhein zum erstenmal in solcher Schönheit erschaue, und vergesse über dieser Andacht, daß man am deutschen Rhein das deutsche Herz in beide Hände nehmen muß, um das tiefe Weh der Heimatlosen zu ersticken. Dir aber, mein Freund, flutet wohl eine Schmerzenswelle über dein heimatfrohes Herz, denn der Strom ist nicht mehr unser. Fremdlinge sind wir an seinen Ufern; aber unsere Sehnsucht wird immerdar auf seinen grünen Wassern schwimmen und in den Gemäuern seiner sagenumsponnenen Ri inen wohnen.

Unsere Sehnsucht. — — — Ich wende das Antlitz, und das deine neigt sich zu mir. Dunkle Fittiche rauschen über das goldglänzende Strahlenauge und verhüllen den hohen Dom leuchtender Schöne mit nächtlichen Schleiern. Senken sich auch dir Schleier über das stille Leuchten deiner Seele?! Der Rhein murmelt sein Abendgebet. Hörst du die Wellen gluckſen und gurgeln, siehst du, wie sie zittern?!

Wie sich mir deine Hand entgegenstreckt, ist schon die meine bei dir. Mit der freien Rechten erhebst du den kristallenen Kelch, und ich tue dir Bescheid; goldgelb glüht das Rebenblut, Herbheit und Süße verschmelzen in einem Augenblick. Der Wind weht vom Niederwalddenkmal herüber.

Wortlos wandern wir stromabwärts. Ich trage eine blutende Rose im blonden Haar, die du mir bracheſt, Lieber. Am Ufer drüben blinzeln die Lichtlein aus winzigen Fenstern, verstreut wie Johanniskäferchen im Schutze der Dunkelheit. Das sind die Lichter von Rheindiebach, das

Digitized by Google

sich zärtlich an den Fuß der Ruine Fürstenberg schmiegt. Eine Weile schreiten wir so am leise plaudernden Strom hinunter, vorüber an der zerfallenen Burg Nollich, rasten auch ein wenig auf einem Steine, immer Hand in Hand.

Wie fließt die Harmonie der Landschaft durch unsere Körper und lähmt die trüben Gedanken unfroher Tage, läßt Vergangenheit und Zukunft versinken in seliger Gegenwart, löst das Brennen heißer Wunden in kühle Klarheit weltvergessener Augenblicke, in denen kein Wunsch und kein Wille in uns ist als Traum ... klingender, kosender, kühlender Traum. ...

Solche Augenblicke ziehen sich durch unser gemeinsames Wandern wie eine feine, kristallene Brücke, an deren Anfang und an deren Ende die Tore herzheißen Verlangens und eines willenlosen Ineinanderversinkens weit, weit offen stehen. Aus solchen Minuten, die unsagbar lieblich sind, windet ein feiner Adel Kränze um unser Leben. ...

Wie die Mondnacht klar und geisternd ihren Silbersaum drüben um die alte Burg Stahleck und die Häuser von Bacharach schlägt und wir um den hohen Felsen an unserem schmalen Wege biegen, steigt wie ein silbernes Flußwunder aus zitternden Wellen die mondlichtübergossene Pfalz bei Caub ...

Liebster — — — Liebster! Ich werfe mich an deine Brust in wilder Bewegung. Das hat der blinkende Mondenschein getan! Mir ist, als ströme die durchsichtige Luft unendliche Fülle von Rosen- und Rebenduft um uns her, so trunken ruhe ich an dir, du warmes Leben!

Leise Laute ferner Gitarren irren über die Wasser zu mir. Ich höre sie träumend, sie beginnen meine Seele den Sagen und Mären dieser Nacht zu erschließen. Schallt nicht der Klang einer Trompete rheinauf, rheinab, während Hidigeigei, der Kater, melancholisch fragt: „Warum küssen sich die Menschen?!“ Oder lacht am anderen Ufer die merkwürdige Stimme des Rabbi von Bacharach?!

Du hältst mich in deinen starken Armen, du erzählst mit deiner herzwarmen Stimme von jener Neujahrsnacht 1813/14, die nicht strahlend wie jetzt, sondern verhängt und schwer über dem Rheine lag, in der unser Blücher hier den Strom durchquert hat. Sie alle, die ihm folgten, schlafen lange, lange im dunklen Grabe; nur der Vater Rhein schlummert nie. Er seufzt tief auf zu den Klagen der Urenkel, deren Herzen dunkel sind wie die Neujahrsnacht Blüchers ...

Meine Augen hängen an dem kastellartigen Bau und schauen sich satt am Schimmer, der über den Zinnen liegt. Schwarz ragen die spitzen kleinen Türme in die Luft, schwarz gähnen die winzigen, eingebauten Fensterhöhlen. Ein wenig grünt das Eckchen Erde ringsum. Müssen jetzt nicht schwarze Vögel mit dumpfem Krächzen aufflattern aus dem alten Gemäuer und die Silbernacht verdunkeln, klagend über die Not des Lebens, die Not des Landes und die allgemeine Menschennot?! Die dunklen Schatten der Berge begrenzen den Horizont, daß der Rhein wie ein See an ihren Füßen spielt. Wo der Mond die Wellen küßt, zittern sie silbern durch die Nacht.

Unbeschreiblich schön ist diese nächtliche Stunde. Zwei Herzen schlagen einander entgegen im Gleichtakte; zwei Seelen leuchten in reiner Klarheit wie der silberne Mondenstrahl, der unsere Stirnen küßt. Alle Geräusche verklingen im blauschwarzen Dämmern. Neigen sich nicht die Rebenhügel dem spiegelnden Strome zu, das brennende Wachsen ihrer Erde, ihrer schwellenden Früchte in milde Kühle zu tauchen?!

Die tiefe, heilige Andacht der zerfließenden Stunde gebiert ganz langsam neues Leben. Die ruhige Harmonie schwindet im Schatten der Nacht; wie die Pulse klopfen und die Herzen ihre Loderfackeln aneinander entzünden! „Nacht ist es — — — nun reden lauter alle schlafenden Brunnen — — —“ Hörst du sie?! Glüht deine Stirne wie meine Wangen?! Um uns ist Nacht ... Mondnacht am Rhein!

Thyra Wendte

Digitized by Google

# „Unrecht an Belgien"?

Zu den verhängnisvollsten Taten des unseligen Bethmann-Hollweg gehört unbestritten das fürchterliche Wort, mit dem er gleich zu Beginn des Weltkriegs sein eigenes Land vor aller Welt zum Schuldigen und Übeltäter stempelte — das Wort von dem Unrecht, das durch den Einfall in Belgien an diesem Lande begangen worden sei. Man kann wohl behaupten: die Geschichte aller Zeiten hat kein Gegenbeispiel dafür aufzuweisen, daß ein Staatsmann in ähnlicher Lage ein Wort wie dieses, das wahrlich ein „Dolchstoß" in den Rücken des kämpfenden Heeres war, gesprochen hätte; denn sie alle erblickten und erblicken ihre Aufgabe stets darin, ihr Land zu decken, zu verteidigen, sicher aber niemals darin, selbst ihr Land ins Unrecht zu setzen — am wenigsten gegenüber einer Kriegshandlung der eigenen Heerführer von allerhöchster Bedeutung für die weitere militärische wie politische Zukunft ihres Landes. Wenn je auf ein Tun oder einen Ausspruch eines Staatsmannes das Wort Talleyrands zutraf, daß es schlimmer als ein Verbrechen, daß es eine Dummheit gewesen sei, so gilt es ganz gewiß von diesem Wort; und daß dieser Kanzler nach dieser unerhörten Leistung nicht von einem Sturm der Entrüstung weggefegt wurde, gehört auch zu den bei jedem anderen Volk der Welt unmöglichen Vorgängen, an denen die Geschichte des Weltkriegs bei uns leider so reich war. Die verhängnisvollste Folge war dabei nicht einmal die Wirkung auf unsere Feinde, die selbstverständlich diese unerhörte Selbstbezichtigung des leitenden deutschen Staatsmannes mit Jubel begrüßten und bis in alle Ewigkeit zum unwiderleglichen Beweis der Verruchtheit Deutschlands festhalten werden, auch nicht die auf die Neutralen, denen damit eine wohlwollende Stellungnahme gegenüber Deutschland in einer so ungeheuer wichtigen Frage naturgemäß aufs äußerste erschwert war, sondern die auf die Deutschen selbst; denn es ist klar, daß eine solche vom führenden Staatsmann ausgesprochene und geglaubte Anklage die Stimmung lähmen, den Siegeswillen schwächen, den zersetzenden Einflüssen im Heer und in der Heimat ihre Tätigkeit erleichtern mußte. Ist doch noch bis zum heutigen Tage auch in streng nationalen Kreisen durch dieses Wort fast allgemein die Überzeugung hervorgerufen worden, daß der Einfall in Belgien völkerrechtlich tatsächlich ein Unrecht gewesen sei und nur aus inneren Gründen — als eine durch den unausweichlichen Zwang unserer militärisch-politischen Lage hervorgerufene Notmaßregel — gerechtfertigt werden könne. Dieser Gesichtspunkt ist nun gewiß richtig und hätte allein schon — von aller Rücksicht auf die Folgen abgesehen — den Unglückskanzler des Weltkriegs abhalten müssen, sein übles Wort dem Gehege seiner Zähne entschlüpfen zu lassen; aber er ist trotzdem in der Frage nicht der ausschlaggebende; denn das Bethmann-Wort vom Unrecht an Belgien war nicht nur ein Unrecht, ja ein Verbrechen gegen Deutschland, wie es in der gegebenen Lage schlimmer nicht begangen werden konnte; sondern es war und ist auch rein völkerrechtlich eine Unwahrheit. Den Beweis für diese Behauptung sollen die folgenden Zeilen auf Grund belgischer Äußerungen erbringen.

Wir wollen dabei, obwohl auch das durchaus sachgemäß wäre, nicht daran erinnern, daß militärische Durchzüge durch ein bestimmtes Land seitens einer Macht, die gegen eine hinter diesem Lande gelegene andere Macht Krieg führt, auch sonst keineswegs ein unerhörter Vorgang in der Geschichte sind, wie etwa die Geschichte der Schweiz während der napoleonischen Kriege oder Rumäniens im russisch-türkischen Krieg von 1877 beweisen, noch weniger etwa an die Behandlung, die während des Weltkrieges Griechenland von den verbündeten Westmächten erleiden mußte, ohne daß u. W. irgendwo in der Welt ein großes Geschrei wegen des „Unrechts an Griechenland" erhoben worden wäre. Wir wollen auch die Frage nicht aufwerfen, ob der bloße Durchzug durch ein „neutrales" Land, wie er von Deutschland gegen Belgien beansprucht und durchgeführt worden ist, also ohne die Forderung der Beteiligung als Bundesgenosse am Kriege, wie sie die Westmächte gegen Griechenland geltend machten, schon eine Neutralitätsverletzung im völkerrechtlichen Sinne des Wortes darstellt, und ob sie dem davon betroffenen

Digitized by Google

Lande den Kampf gegen die den Durchzug beanspruchende Macht und somit den Anschluß an seine Feinde unter allen Umständen zur Pflicht macht. Wir wollen vielmehr nur die bestimmte Frage prüfen, ob Deutschland ein Unrecht tat, als es zu Beginn des Augusts 1914 von Belgien das Durchzugsrecht für sein Heer forderte, oder ob nicht eine bestimmte Rechtslage zwischen Deutschland und Belgien bestand, die Deutschland auch abgesehen von dem unbestreitbaren Recht der höchsten Not, die kein Gebot kennt, ein unzweideutiges Recht zum Durchzug durch Belgien in die Hand gab oder doch in die Hand gegeben hätte, wenn diese Rechtslage den zuständigen Stellen bekannt gewesen und von ihnen in gebührender Weise geltend gemacht und ausgenützt worden wäre.

Zur Untersuchung dieser Frage müssen wir einen Blick auf die geschichtlichen und völkerrechtlichen Bedingungen werfen, unter denen das Königreich Belgien entstanden ist, und untersuchen, welcher Art diese Bedingungen waren und wie weit sie bei Ausbruch des Weltkrieges noch in Kraft standen.

Das Königreich Belgien, wie es zur Zeit des Weltkrieges bestand, ist bekanntlich als Frucht der nicht ohne französisches Zutun ausgebrochenen Brüsseler Revolution vom 25. August 1830 entstanden und stellt das politische Ergebnis der Losreißung der vlämisch-wallonischen südlichen Landesteile von den rein germanischen nördlichen Niederlanden dar. Seine völkerrechtliche Lage war daher von Anfang an nicht die völliger Unabhängigkeit nach allen Seiten, sondern es war mindestens in wichtigen Beziehungen durch die gleichen Verträge gebunden, die auch die zwischenstaatliche Lage des Königreichs der Niederlande geregelt hatten, und durch die Deutschland bzw. dem preußischen Staate vor der an seiner Grenze für Deutschland stehenden politischen Macht wichtige Rechte zugesprochen worden waren.

Der Wiener Friede, der nach der Niederwerfung Frankreichs das Königreich der Niederlande schuf, wies diesem in Artikel 25 und 26 die Grenzprovinzen Luxemburg, Lüttich und Limburg zu; doch hatte sich Preußen wichtige militärische Rechte in diesen Gebieten bis zur Maas und auch noch darüber hinaus gesichert, die ihm später im Aachener Vertrag vom November 1818 bestätigt wurden. Sie bestanden darin, daß im vorausgesetzten Fall eines erneuten Krieges mit Frankreich, bei dem selbstverständlicherweise ein abermaliges Zusammenwirken Preußens mit England in Betracht gezogen wurde, Preußen die Zitadellen und Plätze Huy, Namur und Dinant sowie Charleroi, Marienburg und Philippeville zu besetzen hatte, während England die gleichen Rechte und Pflichten bezüglich Ostende, Nieuport, Ypern, Termonde und einigen anderen Plätzen zugesprochen wurden. Deutschland hatte also — so drückt sich der einstige Kabinettschef des belgischen Außenministers Lambermont, Emile Banning, in seinem 1901 bei Alfred Castaigne in Brüssel erschienenen Buche „La Belgique au point de vue militaire et international" aus, dessen Angaben ich hier im Tatsächlichen wesentlich folge, — damit gewissermaßen („moralement") an der Maas Fuß gefaßt, hatte unter bestimmten Bedingungen das Recht zum Einmarsch in Belgien erworben. Dieses Zugeständnis entsprach nicht den viel weitergehenden Wünschen, die man damals auf Seite des preußischen Generalstabs in bezug auf militärische Sicherungen an der Maaslinie gegen den französischen Erbfeind hegte und zu erreichen hoffte — wie immer arbeitete das von den Preußen bei Waterloo gerettete England jeder ausreichenden Stärkung der preußisch-deutschen Machtstellung in Belgien entgegen; immerhin war ihm damit ein Recht zum Einmarsch in das Königreich der Niederlande zugestanden worden.

Die Losreißung der südlichen von den nördlichen Niederlanden, die zur Gründung des „selbständigen" Königreichs Belgien führte, änderte in erheblichem Maße die Bedingungen dieses militärisch-politischen Systems, ließ indessen seinen wesentlichen Inhalt unberührt: das neugegründete Königreich Belgien wurde in zwei wichtigen Protokollen vom 20. Dezember 1830 und vom 19. Februar 1831 den gleichen staatsrechtlichen Bedingungen unterworfen wie das frühere Gesamtkönigreich der Niederlande. Die in jenen Protokollen zugestandene Neutralität Belgiens war also von vornherein mit einer Servitut zugunsten Deutschlands, eben dem ge-



Digitized by Google

nannten Einmarsch- und Besetzungsrecht, belastet. Für das Land selbst war dabei selbstverständliche Voraussetzung, daß es wahrhafte Neutralität beobachten und in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich nicht — jedenfalls nicht zugunsten Frankreichs — Partei ergreifen würde; wäre dieser Fall damals nur auch im entferntesten in den Bereich des Möglichen gezogen worden, so würde Preußen sich vermutlich mit dem bloßen Recht, die Maasgrenze zu besetzen, nicht begnügt, sondern in die genannten Festungen und wohl noch darüber hinaus in die einstigen österreichisch-belgischen Grenz- und Sperrfestungen Givet, Charleville usw. dauernde Besatzungen gelegt haben; war es doch schon auf dem Wiener Kongreß den vereinten Anstrengungen Hollands und Englands nur mit Mühe gelungen, Preußen zum Verzicht auf die Festsetzung an der Maas zu bewegen, und der Vertreter des holländischen Königshauses auf dem Kongreß, Baron von Gagern, meldete diesen Erfolg seinem Herrn, in seinem Sinn mit Recht, als einen besonderen und außerordentlichen Triumph.

Das deutsche Einmarschrecht in Belgien ist später bekanntlich nicht wieder geltend gemacht worden, auch nicht im Jahre 1870, wo angesichts der damaligen Grenzberührung mit Frankreich ein zwingender militärischer Anlaß dazu nicht bestand. Aufgegeben aber wurde es niemals, und als im Jahre 1871 das Deutsche Reich gegründet wurde, ging das Recht zum Einmarsch in Belgien, das Preußen erworben hatte, selbstverständlich auf seinen Rechtsnachfolger in allen zwischenstaatlichen Beziehungen, auf das Reich, über. Daß damit keine willkürliche Rechtskonstruktion errichtet, sondern eine einfache völkerrechtliche Tatsache festgestellt wird, ist auch die Ansicht eines so eifrigen Verteidigers belgischer Interessen wie Banning selbst, der in seinem Buche (S. 40) ausdrücklich erklärt, daß die internationale Rechtslage Belgiens, wie sie durch die genannten Verträge geschaffen wurde, auch zur Zeit der Abfassung seiner Denkschrift noch in Kraft und keine der sie begründenden Vereinbarungen abgeschafft worden sei. Andrerseits war niemals, weder mit Belgien allein noch mit einer anderen europäischen Macht oder einer Gruppe von solchen, ein Vertrag geschlossen worden, der Deutschland den Einmarsch in Belgien verwehrt hätte; und wenn Herr v. Bethmann Hollweg sowohl im Wort vom „Unrecht an Belgien“ wie in seinem womöglich noch unglücklicheren späteren Ausspruch von den „Verträgen, die nur ein Fetzen Papier sind“, offenbar von der übrigens bis zum heutigen Tag fast die gesamte öffentliche Meinung in Deutschland und dem Ausland beherrschenden Ansicht ausging, daß Deutschland durch irgend einen Vertrag am Einmarsch in das „neutrale“ Belgien völkerrechtlich gehindert gewesen sei, so bewies er damit nur, welch unglückliche Wahl der nie schlechter beratene Wilhelm II. getroffen hatte, als er den allen Fragen auswärtiger Politik schon nach seiner dienstlichen Vergangenheit völlig fremd gegenüberstehenden, dazu jedes politischen Instinkts baren „Philosophen von Hohenfinow“ zum Reichskanzleramt berief.

In den genannten, Sinn und Bedingungen der Selbständigkeit und Neutralität Belgiens bestimmenden Verträgen war das Zusammenwirken Preußens mit England gegen Frankreich als Voraussetzung für die Ausübung des preußischen Einmarschrechtes in Belgien vorgesehen. Das entsprach der damaligen politischen Lage Europas, die durch die in gemeinsamem Kampfe von diesen beiden Mächten vollbrachte Brechung der französischen Vorherrschaft in Europa und dessen Zurückverweisung in seine ursprünglichen Grenzen bestimmt war, und in der etwaigen Wiederaufnahme französischer Eroberungspläne nach Westen oder Norden beide Mächte eine gemeinsame Gefahr erblicken ließ. Selbstverständlicherweise war aber andrerseits dieses Recht Deutschlands zum Einmarsch in Belgien nicht dadurch aufgehoben, daß England, nach völliger Änderung der politischen Gestaltung Europas, im Weltkrieg nicht als Verbündeter auf Seite Deutschlands stand, noch vollends dadurch, daß Belgien, das unter völliger Verletzung seiner Neutralitätspflichten schon längst den Anschluß an Frankreich vollzogen hatte, die Forderung auf Durchlaß der deutschen Heere mit einem „Nein“ und der Kriegserklärung beantwortete. Allerdings wurde damals von der politischen Leitung des Reiches ein ungeheuer schwerer Fehler dadurch begangen, daß sie, eben aus Unkenntnis der zwischen Belgien und dem Deut-

Digitized by Google

schen Reiche bestehenden, im obigen des näheren dargelegten Rechtslage, es unterließ, den Einmarsch der deutschen Truppen mit der Berufung auf die sinngemäß auszulegenden Verträge von 1818 und 1831 zu begründen; ein Fehler, der im Grunde um so unbegreiflicher ist, als der Gedanke an einen Einmarsch in Belgien doch dem deutschen Generalstab seit Jahrzehnten wohlvertraut war und somit eine gründliche Prüfung einer dafür etwa vorhandenen Rechtsgrundlage der politischen Leitung des Reiches wahrlich nahe genug gelegen hätte. Daß diese Unkenntnis dann außerdem noch zu dem unglückseligen Wort vom Unrecht an Belgien führte, war, wie der französische Nachbar in solchem Fall zu sagen pflegt, ein „Gipfel" des Mißgeschicks, das in solcher Art wohl noch nie ein Volk betroffen hat und dem deutschen Volke eine Quelle unendlichen Schadens bleiben wird. Dr. Karl Schneider

# Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt

Lange schon richtet der Mensch seinen Blick forschend hinaus in den Raum — viel länger als mancher wohl denkt. In dem altägyptischen Tempel zu Danderah war eine, jetzt in England befindliche Darstellung des Tierkreises, die den Stand der Gestirne von damals zeigt: sie beweist, daß die alten Ägypter das sogenannte siderische Jahr, d. i. das Wandern der Sonne durch den Tierkreis bereits kannten und mehrmals beobachtet haben müssen. Schon diese Beobachtungen umfassen aber einen Zeitraum von wenigstens 75000 Jahren, und doch bietet der Raum dem forschenden Menschen der Geheimnisse noch so viele.

Zu diesen Geheimnissen gehören auch die Sonnenflecke und ihr periodisches Erscheinen. Es zeigt sich hier eine Periodizität von 11,56 und sehr wahrscheinlich auch von 112 Jahren. Die Sonnenflecke werden wissenschaftlich erklärt durch ein explosionsartiges Austreten von Sonnensubstanz und die Ursache dieses Vorganges wird gesehen, wie es auch in der Nummer 11, 1922, dieser Zeitschrift geschehen ist, in äußerer Abkühlung und innerem Gegendruck von seiten der Sonne. „Geheimnisvoll" bleibt der Wissenschaft aber immer das Wechselspiel der Kräfte, die hier wirken. Nach Professor Zenger soll die Periodizität zustandekommen durch eine bestimmte Stellung der großen Planeten Jupiter, Saturn und Uranus zur Sonne. Diese Stellung der Gestirne tritt bei der verschiedenen Umlaufszeit — 11,9, 29,4 und 84 Jahre — jedoch erst nach je 675,5 Jahren ein, und es wäre daher wohl eine Ursache vorhanden für eine Periodizität der Sonnenflecke von dieser Länge, jedoch nicht auch eine für eine solche von 11,11, 56 und 112 Jahren; mag immerhin 6 mal 112 oder 12 mal 56 oder 60 mal 11,11 ungefähr 675,5 sein.

So haben wir wohl ein Recht, uns nach einer andren Erklärung umzusehen, und da schreibt H. P. Blavatsky in ihrer Schrift „Geheimlehre", B 1, S. 590 und folg.: „Die Sonne ist das Herz der Sonnenwelt (unseres Sonnensystems). . . Die Planeten sind seine Glieder und Pulse. . . So findet ein regelmäßiger Kreislauf des Lebensfluidums durch unser ganzes (Sonnen-) System statt . . . so wie der Kreislauf des Blutes im menschlichen Körper. Die Sonne zieht sich ebenso rhythmisch zusammen, wie es das menschliche Herz bei jeder Rückkehr des Blutes tut. Nur braucht das Blut der Sonne . . . zehn Jahre zu seinem Kreislauf und ein volles Jahr zu seinem Durchgang durch Auriikel und Ventrikel derselben, bevor es die Lungen wäscht und von da aus in die großen Arterien und Venen des Systems zurückkehrt. . . Die dunkle Folge der „Absorption, die von den Dämpfen bewirkt wird, die aus dem Grunde der Sonne hervorkommen und zwischen den Beobachter und die Photosphäre treten", . . . noch sind die Flecke gebildet „aus der (erhitzten gasartigen) Materie selbst, welche der Einbruch auf die Sonnenscheibe hinausschleudert". Die

Digitized by Google

Erscheinung ist ähnlich dem regelmäßigen und gesunden Pulsieren des Herzens, wo das Lebensfluidum durch seine hohlen Muskeln durchströmt. Könnte das menschliche Herz beleuchtet und das lebende und pulsierende Organ sichtbar gemacht werden, so daß man es auf einem Schirm reflektiert hätte ... „dann würde jedermann die Sonnenfleckenphänomene jede Sekunde sich wiederholen sehen und bemerken, daß sie der Zusammenziehung (des Herzens) und dem Austreten des Blutes zuzuschreiben sind". Hierzu bemerkt der Übersetzer des eben zitierten Werkes, der Astronom Dr Fröbe-Wien: „Dieses entsetzliche Experiment wurde zur Schande der Menschheit in einem ‚physiologischen Institut' zu wiederholten Malen an Hunden ausgeführt, und der Übersetzer, der als Berufsastronom mit dem Aussehen der Sonnenflecke schon damals wohl vertraut war, hatte anfangs der neunziger Jahre die traurige Gelegenheit, sich von der Richtigkeit der obigen Behauptung durch den Anblick zu überzeugen."

Wir dürfen nach alledem uns nun wohl als berechtigt halten, an die Wahrheit der Erklärung von H. P. B. zu glauben. Und es offenbart sich ja Leben in uns, wie auch in der äußeren Welt. Darum muß Leben dem, was uns und der Welt zugrunde liegt, von Haus aus innewohnen; denn wirklich toter Stoff, wie ihn als Grundlage der Welt die moderne Wissenschaft lehrt, kann niemals zu Leben erstehen, sondern er wäre und bliebe immer tot; möchte er sich mischen und verbinden, wie er wollte, und möchte die Sonne ihn Jahrmillionen bescheinen. So ist die ganze Welt von Leben erfüllt, mag sie dem Laien auch, wie im Mineralreich, als „tot" erscheinen, und nur weil Leben allem, also auch dem Mineralreich innewohnt, konnte Leben auf der Erde entstehen.

Auch die Sonne ist darum ein Zentrum von Leben oder von Lebenskraft und das Pulsen oder die Periodizität der Sonnenflecke der Ausdruck ihrer Lebenstüchtigkeit. Nun werden wir aber leicht verstehen, daß dieser Vorgang auch auf die irdischen Lebenserscheinungen von einem gleichen, scharf ausgeprägten Einfluß ist; ja wir können von diesem Standpunkt aus nach einem derartigen inneren Zusammenhang von vornherein suchen und müssen überall, wie es mir auf dem Gebiete der Seuchen erging, überall die einwandfreie Bestätigung finden. Die Wissenschaft hat denn auch die innere Abhängigkeit verschiedener Vorgänge auf der Erde von der Periodizität der Sonnenflecke schon vielfach erkannt.

So hat R. Wolf gefunden, „daß die tägliche Variation der Deklinationsmagnetnadel mit der Sonnenfleckenperiode gleiche Länge hat, und daß die Variation den größten Wert in jener Zeit erreicht, in welcher die Sonnenflecken am häufigsten, den kleinsten, wenn dieselben am seltensten sind." Der innere Grund ist klar: die Sonne sendet im Sonnenfleckenmaximum mehr Lebensfluidum aus, und weil dieses elektrisch ist, so muß die Stärke seines Wirkens in den elektrischen Erscheinungen der Erde zum Ausdruck kommen.

Aus demselben Grunde tritt eine gleiche Periodizität des Nordlichts auf; denn auch dieses ist elektrischer Art, wie besonders Lemström festgestellt hat.

Nach W. Köppen entsprechen Sonnenfleckenmaxima auf der Erde Wärmeminima und umgekehrt. Zu dem gleichen Ergebnis gelangten Hahn und Fritz. Hier zeigt sich also das umgekehrte Verhältnis, und auch das wird sofort klar, wenn wir bedenken, daß die Erdoberfläche zu zwei Dritteln aus Wasser besteht. Vermehrte Sonnentätigkeit oder erhöhtes Auftreten von Sonnenflecken muß darum auf der Erde verstärkte Wasserverdampfung, Wolkenbildung, Regen und Abkühlung des Wetters zur Folge haben.

Bei der elektrischen, d. i. anziehenden und abstoßenden Art der Sonnenkraft brauchen wir uns auch nicht zu wundern, daß neben der Periodizität der Sonnenflecke gleiche Schwankungen des Luftdrucks bestehen. Die Schwankungen der Sonnentätigkeit, nicht die des Luftdrucks, sind demnach der wahre Grund der Wetterveränderungen.

Vom Wetter hängt wieder der Wasserstand der Flüsse ab. Darum konnte Fritz berichten: „Während der Jahre, in welchem das Hochwasser des Nils unter dem Mittel blieb, den Minimajahren der Sonnenflecke nahe lagen, traten die größten Überschwemmungen zur Zeit der Maxima

Digitized by Google

ein.“ Gleiche Ergebnisse fanden sich bei den amerikanischen Seen, und für die Flüsse Europas gelangte Fritz zu dem Resultat: „Zur Zeit der Sonnenflecken-Maxima fließt etwas mehr, zur Zeit der Sonnenflecken-Minima etwas weniger Wasser aus den Flüssen Europas ab.“

Auch für den Hagel und den Stand der Gletscher sind gleiche Perioden festgestellt.

Das Wetter ist ferner von Einfluß auf die Ernten. So konnte Herschel für England herausrechnen: „Der Weizen war im Durchschnitt wohlfeiler in fleckenreichen, teurer in fleckenarmen Jahren“, und wegen der größeren Wärme in dem Sonnenflecken-Minima konnte Tomascheck berichten, „daß in fleckenarmen Jahren die Weinlese meist etwas früher eintritt als in fleckenreichen“.

Doch nicht nur in der niederen Natur wird die Periodizität der Sonnenflecke offenbar, sondern Simroth und Nansen haben gezeigt, daß sie auch im Tierreich zum Ausdruck kommt. R. Mewes hat ferner auf Grund der Periodizität der Sonnenflecke die letzte große Kriegsperiode schon Jahre vorher vorausgesagt, und ich habe nachzuweisen vermocht, daß hier das Gesetz der Seuchen liegt oder der letzte Grund für ihr wechselndes Kommen und Gehen. Zum Verständnis der letzteren Behauptung will ich in Kürze bemerken, daß die Lebenskräfte der Sonne und Erde in einem polaren Verhältnis stehen. Die Kraft der Sonne ist elektrisch positiv und es ist ihr eine höhere Schwingung eigen als der negativ elektrischen Kraft der Erde; wir empfinden diese daher als kalt, jene als warm. Unser Körper steht stark unter dem Einfluß dieser Kräfte. Bei einem Vorherrschen der positiven Sonnenkraft bei warmem Wetter ist uns warm; bei einem Vorherrschen der negativen Erdkraft bei nassem, kaltem Wetter frieren wir. Wenn die elektrischen Kräfte in unserem Körper im rechten Gleichgewicht sind, ist Gesundheit vorhanden. Ein längere Zeit andauerndes Überwiegen der einen oder anderen Kraft hingegen hat Krankheit zur Folge, negative, mit Schwäche und Frösteln verbundene Störungen, wie Influenza und Diphtherie in dem einen Falle, und positive, mit viel Hitze einhergehende, wie Masern, Scharlach, Pocken und Typhus, in dem anderen Falle. Die Seuchen dieser Krankheiten treten daher in den Sonnenfleckenminima auf, jene in den Sonnenfleckenmaxima. Ich kann im Rahmen dieser Arbeit über dieses Gebiet nur kurze Andeutungen geben und muß im weiteren auf meine Schrift „Die Heilkunde auf energetischer Grundlage und das Gesetz der Seuchen“ verweisen, wo auch mehr Einzelheiten über die im vorstehenden genannten Tatsachen enthalten sind. Nur das eine will ich noch bemerken, daß gleichzeitig mit mir der schwedische Arzt Magolssen den Parallelismus von Seuchen und Sonnenflecken gefunden hat, ohne daß er jedoch den inneren Grund zu nennen vermochte und ohne daß wir beide von unseren Arbeiten Kenntnis hatten.

So hat unsere Betrachtung uns einen neuen vertieften Blick in die Werkstätte des Lebens gewährt; und auch dies möge ein „Türmer“-Beitrag sein zum Aufbau einer neuen Kultur mit mehr Klarheit über das Lebensganze.

Karl Wachtelborn (Fürstenwalde)

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Nochmals das „offizielle Kaiserbild“

Jeder Türmerleser wird ordentlich aufatmen, wenn er die folgende Berichtigung liest, die uns von vertrauenswürdiger Seite zugeht. Unser Mitarbeiter Schellenberg hatte im Märzheft die unerhörte Reklame einer Berliner illustrierten Zeitung bezüglich eines „offiziellen Kaiserbildes“ festgenagelt und, in der Annahme, daß man in Doorn davon wisse (denn so war jene Reklame gehalten!), sein Bedauern ausgesprochen. Nun aber schreibt man uns zu dieser leidigen Sache folgendes:

„Im Heft 6/23 des ‚Türmer‘ (März 23) hat Herr E. L. Schellenberg unter der Überschrift: ‚Das offizielle Kaiserbild‘ eine Betrachtung angestellt (S. 423), die nicht unwidersprochen bleiben darf.

In der Betrachtung wird an der Reklame, die — unter Fälschung der Wahrheit — von gewissenlosen Firmen mit der Veröffentlichung des Kaiserbildes getrieben ist, berechtigte Kritik geübt.

Aus meiner genauen Kenntnis der Verhältnisse (ich werde zeitweilig zum Dienst bei Seiner Majestät dem Kaiser herangezogen) stelle ich nachstehendes fest:

1. Das Lichtbild ist am Hochzeitstage von dem Photographen Hoekstra aus dem Doorn zunächst gelegenen Flecken Driebergen aufgenommen.

2. Der Photograph wurde verpflichtet, die Aufnahme zunächst nicht zu veröffentlichen. Am 1. I. 23 wurde ihm aber vom Hofmarschallamt in Doorn die Genehmigung zur Veröffentlichung erteilt.

3. Weder an Seine Majestät noch an das Hofmarschallamt, noch in irgendeiner Form an eine wohltätige Stiftung hat der Photograph oder die Firma Keystone View Co. oder irgend eine andere Firma irgendetwas für das Bild bezahlt. Von ‚Kaufverhandlungen‘, ‚Geschäften‘ oder dergleichen ist nie die Rede gewesen.

Wenn von der amerikanischen Firma Keystone View Co. anderes behauptet wird, so lügt entweder sie oder sie ist von dem Photographen belogen worden.

4. Die hohe Braut trägt eigenen Familienschmuck, nicht ein Geschenk Seiner Majestät, und nichts aus dem Nachlaß der Kaiserin.

5. Die sensationellen Einzelheiten über ‚Pose‘, Anzug pp. sind freie Erfindung.

Ich weiß, daß Sie, sehr geehrter Herr Lienhard, sich obiger Feststellungen freuen werden, und ich zweifle nicht daran, daß Sie für Richtigstellung in der Öffentlichkeit Sorge tragen.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebener

v. D., Generalmajor a. D.“

* * *

Digitized by Google

Eine beachtenswerte Zuschrift von anderer Seite führt folgendes aus:

Berlin-Lichterfelde, den 1. Mai 1923.

„. . . Obgleich ich nicht etwa ein fanatischer Rechtsdeutschnationaler und nicht ein unbedingter Verehrer Kaiser Wilhelms II. bin, möchte ich doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Schlußfolgerungen, die Schreiber dieser Notiz aus der Veröffentlichung des offiziellen Kaiserbildes zieht, vielleicht etwas voreilig sind. Man darf nicht vergessen, daß dieses Bild durch den Verlag Ullstein verbreitet worden ist und daß dieser Verlag in seiner gesamten Tendenz dahin strebt, auch auf dem Wege über das illustrierte Bild den monarchischen Gedanken in Deutschland nach Kräften ins Lächerliche zu ziehen und ihn möglichst intensiv zu untergraben.

Wenn auch die Wiedergabe in jener Art den sonstigen Gewohnheiten des früheren Kaisers nicht entgegenstehen mag, so habe ich doch sehr starke Zweifel, daß die Angaben des Verlages auf Wahrheit beruhen, insbesondere dann, wenn ich das Bild schärfer mit kritischen Augen betrachte. Ich habe fast den Eindruck, als handelte es sich um ein photographisches Retusche-Kunststück. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man den dazu geschriebenen Artikel betrachtet. Man fühlt beim Lesen dieses Artikels ordentlich die Freude des Schreibers, die er bei der Verhöhnung des Kaisers empfindet und insbesondere dadurch empfindet, daß er dem deutschen Volke dieses Bild in harmloser Weise vorführt und so, ohne daß es der Mehrzahl der Beschauer zum Bewußtsein kommt, seinen Zweck, den monarchischen Gedanken lächerlich zu machen, in viel stärkerer Weise, als es ihm durch irgendetwas anderes möglich ist, erreicht.

Mit welchem Zynismus der Verlag Ullstein bewußt vorgeht, können Sie genau verfolgen, wenn Sie die ‚Illustrierte Zeitung‘ immer unter diesem Gesichtswinkel beobachten. So brachte die Illustrierte z. B. auch anläßlich der schweren Kämpfe in Oberschlesien zum Jahreswechsel — wenn ich nicht irre, war es Januar 1921 — die erste Nummer des Jahres mit einem Titelblatt, auf dem höhnisch grinsend eine berühmte polnische (!) Filmschauspielerin dem deutschen Volke ‚Prosit Neujahr‘ zurief und als Begleitmusik dazu in der Ullsteinpresse wüste Schimpfartikel gegen die bayerischen und preußischen Freiwilligen für Oberschlesien, die in gemeiner Weise angepöbelt wurden. Wir dürfen nicht vergessen, daß Ullstein seine internationale Politik außerordentlich zielbewußt treibt und mit einer Zähigkeit, die von deutsch Geborenen nur selten ganz begriffen wird . . .“

Mit bekannter Wertschätzung

C.“

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Philosophie als Leben

### Betrachtungen über Graf Keyserlings Schule der Weisheit

Im November 1920 hat Graf Hermann Keyserling in Darmstadt die Schule der Weisheit gegründet. Der Name des Gründers ist erst durch die Veröffentlichung des „Reisetagebuchs eines Philosophen" im Jahre 1919 in weitere Kreise gedrungen. Aus eben diesem Leserkreis ist die Anregung zur praktischen Verwirklichung des dort gegebenen Impulses erfolgt. In der kurzen Programmschrift „Was uns not tut, was ich will" (1919) hat sich dann Keyserling zum erstenmal über die allgemeinen Ziele und Aufgaben der Schule der Weisheit ausgesprochen und in den Heften des „Wegs zur Vollendung" wurde über die einzelnen Tagungen und den inneren Betrieb der Schule berichtet. Doch war es nicht möglich, aus diesen spärlichen Äußerungen ein klares Bild über das, was die Schule wollte und leistete, zu gewinnen. Zurückhaltung und abwartendes Urteil waren daher dieser Gründung gegenüber wohl am Platz; in diesem Sinn hat auch der „Türmer" in einer kurzen Notiz (vgl. das Oktoberheft 1920, S. 60) Stellung genommen. Heute sind wir in günstigerer Lage. In einem umfangreichen Werk, das sich „Schöpferische Erkenntnis" (Verlag Otto Reichl, Darmstadt 1922) betitelt, hat nun Keyserling die eigentliche Einführung in die Schule der Weisheit gegeben und sein Programm sowohl nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite hin ausführlich entwickelt. Erst jetzt ist also eine objektive Stellungnahme möglich.

Die Philosophie Keyserlings wird von einer mächtigen Woge des zeitgenössischen Denkens getragen; sie gliedert sich der immer stärker anwachsenden Bewegung ein, die man Lebensphilosophie oder Lebensmetaphysik nennt und die sich in bewußten Gegensatz zur wissenschaftlichen oder Schulphilosophie setzt. Die letztere knüpft zumeist an die große Tradition des deutschen Idealismus oder an andere Systeme der Vergangenheit an; ihre vorwiegendste Richtung ist wohl immer noch der Neukantianismus, der die Universitäten zum großen Teil beherrscht. Jene geht aber meist eigene und selbständige Wege, sucht sich bewußt, wenn auch nicht immer erfolgreich, von der Tradition zu lösen und steht unter mehr oder weniger starkem Einfluß von Nietzsche und Bergson. Gegenüber der Metaphysikscheu der Kantianer drängt sie über die Grenzen der menschlichen Erkenntnis hinaus und sucht zum Absoluten vorzudringen. Dieses erscheint ihr im Begriffe des „Lebens", der aber keineswegs scharf umgrenzt ist, sondern in zahllosen Schattierungen schillert. Sie sucht gegenüber den abstrakten, lebensfernen Gedankenkonstruktionen und Begriffsgebäuden des zunftmäßigen Denkens unmittelbare Fühlung mit dem Leben selbst zu gewinnen, sie will eine lebendige Geistesmacht sein, die Zeit mit ihrem Gehalt erfüllen, nicht nur Gedankenschulung treiben und Wissen vermitteln, sondern sich ins Leben selbst einbilden und praktische Wirkungen erzielen.

Keyserlings Denken nun trägt in hervorragendem Maße diesen praktisch-ethischen Zug. Alle philosophische Systematik und Theoretik liegt ihm fern oder ist ihm zum wenigsten nur ein Vorläufiges; er stellt das Erkennen in den Dienst des Lebens, faßt es als ein schöpferisches Prinzip auf und vertritt diese Gedanken — dies ist das Neue — nicht nur theoretisch, sondern will sie

Digitized by Google

in die Praxis des Lebens umsetzen. Zu diesem Zweck hat er die Weisheitsschule gegründet. Am stärksten also von allen abendländischen Denkern der Neuzeit haben Nietzsche und Bergson auf ihn eingewirkt. Neben diesen aber hat ihn, und dies ist wohl noch wichtiger, die Weisheit des Orients in ihren Bann gezogen; und auch in dieser Hinsicht ist Keyserling ein echter Sohn unserer Zeit. Er ist geradezu vom Osten besessen, so sehr, daß er darüber dem Westen, wie sehr er sich auch bemüht, kaum volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Das Ideal der indischen und chinesischen Weisheit erblickt nun Keyserling darin, daß sie Seins- und nicht Könnenskultur ist, metaphysisches Verstehen und nicht diskursives Denken, daß sie im Innern des Menschen verankert ist, während die westliche Erkenntnis, die sich ganz im Getriebe der Erscheinungswelt erschöpft, überhaupt nicht in die metaphysische Wirklichkeit hineinführt. Dem Orientalen sind die Gedanken selbständige Lebensformen, dem Abendländer Erkenntnismittel zur Abbildung und Beherrschung der Außenwelt. Der Osten lebt in der Tiefe der Sinneswirklichkeit, der Westen an der Oberfläche der Erscheinungswelt. Indem so dem metaphysischen Weltenwanderer der Orient zu einem tief inneren, persönlichen Erlebnis geworden ist, strebt er nach einer Vertiefung der abendländischen Kultur und nach einer Einpflanzung des östlichen Antriebs in die westliche Welt. Er verwahrt sich jedoch ausdrücklich dagegen, daß er den Westen zu veröstlichen beabsichtige, sondern er will den morgenländischen Geist mit dem abendländischen vermählen und erhofft von einer Synthese von Ost und West den Fortschritt zu einer neuen Menschheitskultur. Ob Keyserling den Osten objektiv richtig gesehen hat, ob seine Aufstellungen über indische Weisheit und chinesische Seinshaltung faktisch einwandfrei sind, das bleibe hier dahingestellt. Darauf kommt es in seinem Sinn auch gar nicht an. Denn auf dem Gebiete des geistigen Lebens schafft ganz allein die Bedeutung den Tatbestand, ist es der Sinn, der allem Empirisch-Tatsächlichen zugrunde liegt. Die reinen Tatsachen bzw. unser Wissen über dieselben kann niemals das Letzt-Entscheidende sein; neue Erkenntnisse vermögen nur die Welt der Wissenschaft zu bereichern, niemals aber unser Sein und Leben zu verändern und zu erhöhen. Nicht auf Neuerung, sondern auf Erneuerung unseres Menschentums kommt es einzig und allein an.

Mit diesem Gedanken befinden wir uns bereits im Mittelpunkt der Keyserlingschen „Erkenntnistheorie", von der wir in seinem Sinn nur uneigentlich reden dürfen. Denn philosophische Erkenntnis im bisherigen westlichen Verstand ist eine aus unserem lebendigen Sein herausgestellte, von diesem losgelöste abstrakte Theorie oder Vorstellungswelt, und gerade eine solche lehnt Keyserling ab. Reden wir also besser von einer theoretischen Grundlegung dessen, was Keyserling in die Praxis umzusetzen gedenkt, wobei es auch hier wieder dahingestellt sein mag, inwieweit sein lebendiges Philosophieren trotz seiner eindringlichen Verwahrungen der Gefahr entronnen ist, sich in einem Gehäuse zu verkapseln. Vielleicht gelingt es keinem Lebensdenker, das Leben als solches zu fassen; denn beim Philosophieren geht es nun einmal nicht ohne das Denken, und Denken bedeutet in jedem Falle Formung des Lebens, Abgrenzung des Inhaltlichen durch formale Begriffe und Kategorien. An dieser Tatsache ändert sich nichts, wenn wir im wissenschaftlichen Denken eine Äußerung und Betätigungsmöglichkeit des Lebens selbst sehen und es nicht in einem luftleeren Raum oder Wolkenkuckucksheim seinen Ursprung nehmen lassen. Aber vielleicht tun wir mit solchen Einwänden dem Grafen unrecht, besonders da wir seine Philosophie, die nicht den Anspruch erhebt, ein System zu sein, nicht von irgend einer andern Denkweise aus kritisieren, sondern von seinen eigenen Voraussetzungen und seiner Einstellung aus verstehen wollen.

Das Absolute also, dem Keyserlings intuitives Erkennen zustrebt, ist das Leben. Darunter versteht er nicht das an der Oberfläche der Erscheinungswelt dahinfließende empirisch-reale Leben, sondern das als erstes metaphysisches Prinzip in der tieferen Region des Sinnes wurzelnde Leben des Geistes [? Wir können uns grade bei diesem Kernpunkt eines Fragezeichens nicht enthalten. D. T.]. Der Sinn ist daher das allem Faktischen und Erscheinenden zugrunde

Digitized by Google

Liegende, dasjenige vom Absoluten, das sich vom Verstande gerade noch denken läßt; er ist also die letzte mögliche Denkinstanz. Somit ist Keyserlings Philosophie eine Philosophie des Sinnes, denn es handelt sich in ihr um ein immer tieferes Erfassen des Sinnhaften, um ein in immer tiefere Sinnesregionen hinabsteigendes Denken, um Erkenntnis der Beziehungen zwischen Erscheinungswelt und Geistesmacht. Was dieses Absolute, letzte Wesen „an sich" ist, das vermögen wir allerdings nicht zu begreifen; wir vermögen auch den Sinn als das eigentlich Geistige nicht durch irgendeine Kategorie des abstrakten Denkens einzufangen, sondern nur intuitiv zu erschauen durch unmittelbares Erlebnis. Aber es genügt uns, daß es in die Erscheinungen als Sinn hineinragt und so unserem Denken zugänglich ist. Man könnte also hier von einem Dualismus zwischen Erscheinungswelt und Sinneswirklichkeit reden, sofern diese beiden Reiche scharf voneinander geschieden sind und jedes von ihnen eine reale Wirklichkeit darstellt. Da aber jeder Sinn eines Ausdrucks bedarf, um in der Erscheinung sichtbar zu werden, und umgekehrt jede Erscheinung der Beziehung auf tiefere Sinneszusammenhänge grundsätzlich zugänglich ist, durchdringen sich die beiden Welten wechselseitig und sind uns jeweils nur in ihrem Ineinander und Durcheinander gegeben. Unter „Sinn an sich" versteht Keyserling jenes letzte Geistige, das mit dem Quell des Lebens selbst zusammenfällt. Daher ist Philosophie *Leben in Form des Wissens*; sie bedeutet dieses immer gegenwärtige, allem zur Voraussetzung dienende einheitliche Lebensganze auf dem Gebiete des Erkennens und diese Art der Philosophie nennt Keyserling zum Unterschied von und im Gegensatz zu aller neuzeitlichen Philosophie des Abendlandes, die wesentlich Wissenschaft ist, *Weisheit*. „Der Philosoph muß sich zum Weisen vollenden, er muß sich vom Ideal der vollkommenen Wissenschaftlichkeit zu dem der Weisheit, d. h. des erkenntnisbedingten Lebens hinanwenden, sein Bewußtsein im Reiche des Sinns zentrieren." Theorie und Praxis werden eins, Denken und Sein verbinden sich zu schöpferischer Wirkungseinheit. Nur wenn Philosophie in diesem Sinne verstanden wird, kann sie aus einem geistigen Sport und einer trockenen Wissenschaft zu einer Lebensmacht ähnlich wie die Religion werden, kann sie außer einer rein intellektuellen, wissenschaftlichen Angelegenheit, wie sie bisher, zumeist abseits vom Leben, auf den Universitäten betrieben wurde, zu einer den ganzen geistigen Menschen in seinem Sein, nicht bloß seinem Wissen und Können ergreifenden und ihn gestaltenden Prinzip werden.

Natürlich ist diese Forderung auch in der abendländischen Philosophie keineswegs eine unerhörte Neuheit, wie Keyserling zu glauben geneigt ist. Wenn wir von ähnlichen Anschauungen, die im zeitgenössischen Denken weite Verbreitung gefunden haben, absehen, so brauchen wir nur an die Blüte der deutschen Philosophie im Zeitalter des Idealismus zu erinnern. Auch *Kant* unterschied deutlich zwischen dem Schulbegriff und Weltbegriff seiner Philosophie und sprach von der Philosophie als der größten Angelegenheit des Menschen, zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Und *Fichtes* Denken hatte in erhöhtem Maße diesen Zug zum Praktisch-Ethischen, zur unmittelbaren Beeinflussung und Umgestaltung des Lebens durch das Erkennen. Das Neue ist bei Keyserling lediglich das, daß er insofern Ernst gemacht hat mit dieser Forderung von der Lebensbezogenheit alles Philosophierens, als er ihr in seiner Schule in Darmstadt eine Verkörperungsmöglichkeit zur praktischen Betätigung im Leben geschaffen hat. [? Wobei wir ein abermaliges Fragezeichen einfügen: ein Salon mit philosophischen Gesprächen und Vorträgen ist noch keine „praktische Betätigung im Leben". D. T.]

Daß eine solche Schule heute zum erstenmal in die Erscheinung getreten ist, daß sie, wie Keyserling glaubt, erst jetzt überhaupt historisch möglich geworden ist, das hängt mit dem Fortschrittsglauben und Kulturoptimismus des Grafen eng zusammen. Hat nicht schon *Sokrates*, kein Philosoph im engern Sinn, sondern ein Weiser, dasselbe erstrebt wie Keyserling? Hat nicht auch er durch sein Wirken die Gesinnung des Menschen veredeln wollen auf Grund tieferer Einsicht und Erkenntnis, das Sein erhöhen wollen durch besseres Verstehen? Warum hat dieser sokratische Impuls keinen nachhaltigen Einfluß auf die abendländische Philosophie auszuüben

Digitized by Google

vermocht? Weil die Wissenschaft kaum im Entstehen begriffen war, weil der Verstand des antiken Menschen zu undifferenziert war, um eine Fragestellung zu fassen, welche den Sinn durch die Erscheinung hindurch zu lesen gestattete. Damals war eine Höherbildung des Seins vom Erkennen her nicht möglich, weil eben das Erkennen als Organ überhaupt noch nicht ausgebildet war. Heute aber, nachdem wir seit der Renaissance durch eine Geistesepoche der bis aufs höchste gesteigerten Wissens- und Könnenskultur hindurchgegangen sind, ist die geistige Vorhut der abendländischen Menschheit prinzipiell imstande, eine tiefere Sinneserfassungsstufe zu ersteigen, sich gegenüber den bisherigen Wissensinhalten neu einzustellen. Andrerseits kann die Kirche beim Neuaufbau des Abendlandes keine entscheidende Rolle spielen, da wir nun einmal über das Zeitalter der Dogmengläubigkeit und des Autoritätenglaubens hinaus sind. Noch weniger vermag dies die Universität, der es nur auf Schulung des Intellekts und Ausbildung des wissenschaftlichen Menschen ankommt. So vermag allein die Philosophie in der Form der Weisheit den neuen Menschentypus zu gestalten, der eine Forderung der Gegenwart und eine Erfüllung der Zukunft ist. Gleichwie Spengler sieht auch Keyserling im gegenwärtigen Zeitalter die zersetzenden und den Untergang vorbereitenden Mächte mit voller Deutlichkeit und Ergriffenheit; er nennt unsere Zeit eine Epoche sich unaufhaltsam steigernder Barbarei, eines nie dagewesenen Niedergangs alles Seelenlebens, aber er glaubt nicht an die Notwendigkeit des Untergangs. Dem Spenglerischen Fatalismus hält er die schöpferische Gestaltung unseres Schicksals entgegen; er glaubt hoffnungsfreudig an die Möglichkeit der Überwindung des heutigen Chaos durch eine neue Seinskultur. So will er nichts Geringeres als einen neuen tieferen Menschheitstypus heranzüchten, ein Persönlichkeitsideal aufstellen, das die neu heraufkommende Epoche gleichsam wie ein Sauerteig durchdringen soll. Nietzsches Lehre vom Übermenschen klingt hier an und in der Tat spinnen sich starke Fäden von Keyserling zum einsamen Philosophen von Sils Maria hinüber. Daß es sich bei so hoch gespanntem Ideal um keinerlei Massenwirkung und Massenveredelung handeln kann, dessen ist sich Keyserling wohl bewußt. „Auf die Wenigen, nicht auf die Vielen kommt es an." Deshalb will er nur Führer der neuen Menschheit heranbilden, nur einigen wenigen seinen Impuls mitgeben. Sein Bildungsideal ist durchaus aristokratisch inmitten dieser demokratischsten aller Zeiten, und er ist fest davon überzeugt, daß auf das Zeitalter des Demokratismus ein solches der geistigen Aristokratie folgen wird.

In diesem Zusammenhang seien einige Bemerkungen über die Persönlichkeit des Grafen gestattet, die auch aus sachlichen Gründen von Wichtigkeit sind. Er ist ein Mann von umfassendem Wissen, von hoher Geisteskultur, ebensosehr von des Gedankens Blässe angekränkelt wie unsere ganze Zeit, und weil er selbst so sehr an der Krankheit des Intellektualismus leidet, sucht er nach Heilmitteln zu seiner Überwindung. Sein Denken ist von einer erstaunlichen Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit; er bespiegelt sich selbstgefällig in seiner Proteusnatur; er fürchtet sich vor jeder „Auskristallisation", d. h. vor jedem Erstarren der lebendigen Formen zu abstrakten Inhalten. Daher liebt er das Unsystematische, Dynamisch-Rhythmische, das immer sich Wandelnde, bei keinem Inhalt Stehenbleibende. Auf seine Triebbläße hat Felix Emmel in einer interessanten und beachtenswerten Studie hingewiesen, die ich zur Ergänzung dieser Ausführungen dringend empfehle („Das Problem Graf Keyserling", Verlag Georg Stilke, Berlin 1922). Seine eigene Person tritt in allen Schriften gebieterisch in den Vordergrund, sein Denken und Tun sind durchaus ichzentriert. Er spürt etwas von einer Prophetennatur in sich; er bittet den Leser, seine Gedanken nicht kritisch nachzudenken, sondern vor allem die Kraft, die von ihm ausgeht, auf sich wirken, sein Wort Fleisch werden zu lassen. Fast allzu aufdringlich und selbstbewußt tritt Keyserlings liebes Ich allerorten in die Erscheinung, und es ist interessant, daß er dies einmal gelegentlich eines Aufenthaltes in Assisi selbst gefühlt hat. „Mir war bewußt geworden, daß just einem Menschen meiner Strebensrichtung ein gewisser Prozentsatz franziskanischer Demut nottut." Diese Selbsteinsicht ist anerkennenswert, nur wäre zu wün-

Digitized by Google

schen, daß sie auch Keyserlings Sein tiefer erfaßte. Bei aller Bewunderung für das ernste Streben und die hohen Geistesgaben dieses Mannes scheint uns fürwahr ein Stück Goethischer Ehrfurcht und franziskanischer Demut dringend not zu tun, zumal diese dem Werk Keyserlings nur zugute kommen könnten.

Über die praktischen Auswirkungen und Erfolge der Schule der Weisheit steht mir kein Urteil zu. Ein solches dürfte sich überhaupt schwer gewinnen lassen, wo es sich nicht um sachliche Übermittlung von bestimmten Lehrmeinungen und Wissensinhalten handelt, sondern um Auswirkungen persönlicher Seinsimpulse. Ob solche tatsächlich von ihr ausgehen und in der Zukunft ausgehen werden, das dürfte kaum jemals nachzuprüfen sein. Auch ob Keyserling eine solch tiefe Persönlichkeit ist, von der belebende Kräfte durch die Medien seiner Schüler in die Welt hinausstrahlen werden, vermag ein Außenstehender nicht zu ermessen. Immerhin scheint mir das Ziel, die Heranbildung eines neuen Menschen und damit die Heraufführung einer neuen Kulturepoche, reichlich hochgesteckt zu sein. Auch dies dürfte mit dem schrankenlosen Persönlichkeitskult, der an dieser Stätte getrieben wird, im Zusammenhang stehen. Wer dürfte sich vermessen, zu glauben, daß von seiner Person solche weltbewegenden Wirkungen auszugehen vermöchten, der nicht den Drang eines Buddha oder Christus oder Luther in sich verspürte? So sehr wir daher den Antrieb begrüßen, den Keyserling in die Welt zu setzen gedenkt, um so mehr möchten wir zur Zurückhaltung und Selbstbescheidung mahnen. Wenn Emmels obengenannte Broschüre sich wider den Geist der Weltüberlegenheit wendet, so seien diese Betrachtungen vor allem gegen den Geist der Selbstüberhebung gerichtet. Von hier aus müssen wir es auch entschieden ablehnen, daß Keyserling sich von vornherein jenseits des Bodens aller Kritik stellt. Es mag richtig und zweckmäßig sein, wenn in der Weisheitsschule ebenso wie in Johannes Müllers Gemeinschaft auf Schloß Elmau nicht diskutiert wird, damit die Wirkung des gesprochenen Wortes durch „Zerreden" nicht beeinträchtigt werde. Aber jeder geistigen Bewegung gegenüber, wenn sie auch noch so dynamischen Charakter trägt und sich im Urgrund der Sinneswirklichkeit verankert fühlt, ist von außen her Stellungnahme und Kritik unbedingt geboten, und gerade gegenüber der Schule der Weisheit, deren Grundprinzip ich anerkenne und die ich daher warm begrüße, scheint mir diese ganz besonders nötig, damit das wirklich Fruchtbare und Lebensfähige an ihr in seinem Wert erkannt und von den Auswüchsen und Schlacken gereinigt wird. Nur im Sinne solch aufbauender Kritik ist das Gesagte gemeint.

Über den internen Unterrichts- und Lehrbetrieb, der aus Tagungen, auf denen Vorträge gehalten werden, Exerzitienkursen und, worauf Keyserling den größten Wert legt, Individualbehandlung der Schüler besteht, ist alles Wissenswerte in einem Anhang der „Schöpferischen Erkenntnis" und in den einzelnen Heften des „Wegs zur Vollendung" (bisher sind 5 erschienen) gesagt. Dort finden sich auch nähere Angaben über die äußere Organisation der Schule. Da Sinneserfassung ein Urphänomen, ein weiter nicht zu erklärendes Apriori ist, so ist Verstehen von Mensch zu Mensch möglich; nur Sein überträgt sich unmittelbar auf anderes Sein. Zwischen Lehrer und Schüler wird ein persönliches Kraftfeld geschaffen, die Beeinflussung ist keine verstandesmäßige, sondern eine suggestive im Sinne der christlichen Askese und der indischen Yoga. Das Verstehen ist ein schöpferischer Vorgang, daher bedarf es außer dem Antrieb des Lehrers vor allem auch der Aufgeschlossenheit der Seele des Schülers, der mit keinen vorgefaßten Meinungen nach Darmstadt kommen darf. Jeder, gleichgültig welches Berufs er ist, kann sich im Sinne der Weisheit zum vollendeten Menschen bilden, nicht nur der philosophisch oder wissenschaftlich Geschulte. Solche Schulung kann im Gegenteil für den Schüler ein Hindernis auf dem Wege zur Sinnesverwirklichung sein. Daher warnt Keyserling vor zu vielem Nachdenken in abstracto, vor der verstandesmäßigen Realisierung des Gehörten; der Lernende soll die Worte des Meisters in lebendiger Übernahme sich aneignen, bei keinem Stofflich-Sachlichen verweilen und von aller Stellungnahme absehen. Keyserling selbst legt keinen besonderen Wert auf das Inhaltliche seiner Lehre, da es ihm nur um Seinswirkung zu tun ist. Aber so ganz

Digitized by Google

gleichgültig scheint mir jenes doch nicht zu sein, denn auch die noch so abstrakte Lehre eines Denkers steht in irgendeinem notwendigen Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit und ist nicht zufällig diese oder jene. Dies bringt das prachtvolle Fichtewort zum Ausdruck: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man sei: denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebt, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat.“ Und so wird auch der Weisheitsschüler nicht umhin können, die Worte des Lehrers ihrem gedanklichen Gehalt und Inhalt nach aufzunehmen; auch dies ist ein schöpferischer Prozeß, der sich aus der Lebensganzheit nicht loslösen läßt. Mit dem bloßen Impuls ist nichts erreicht.

Schließlich sei noch auf das Jahrbuch der Schule der Weisheit, den „Leuchter“ aufmerksam gemacht, dessen 3. Band (1921/22) jetzt vorliegt. Die Beiträge stammen nicht nur von Mitgliedern, sondern auch von anderen. Neben feinsinnigen und gehaltvollen Aufsätzen stehen einige mittelmäßige und bedeutungslose; zu jenen rechne ich die wundervolle Abhandlung von Peter Wust über die „Entwicklungsmöglichkeiten einer neuen Metaphysik“, welche die Gedanken seines früher an dieser Stelle (vgl. Türmer, Januar 1922) besprochenen Buches „Die Auferstehung der Metaphysik“ weiterführt und vertieft. Dr. Rudolf Metz

# Kaspar David Friedrich

So ist es von jeher geschehen: wenn eine „neue Kunstrichtung“ ausgerufen wurde, dann entdeckte man alsbald, daß schon in früheren Zeiten Meister aufgetreten seien, welche eben diese Kunstrichtung „vorgeahnt“ hätten. Und plötzlich tauchen aus dem Dämmer der Vergangenheit diese Gestalten empor, empfangen das grelle Licht der Gegenwart und zugleich jene schlimme Berühmtheit, daß alle Mißverständnisse, die man an ihre Namen knüpft, als Verdienst um ihre Werke gebaut werden. Der zarter Horchende aber vernimmt sehr deutlich den Klang der Sehnsucht, der aus solch lauten Berufungen wirbt; er weiß, daß immer das verschwiegene Eingeständnis der Ohnmacht in solcher Ausschau nach Betätigung lauert. Wenn heute Matthias Grünewald in zahlreichen Monographien gefeiert wird, so sucht das Verlangen nach gotischem Aufblick, nach reinster seelischer Erschütterung einen Ausdruck, der in unseren Tagen fehlt und daher uneingestandenermaßen erstrebt wird. Und wenn heute die Romantik neue gläubige Jünger findet, so vollzieht es sich aus dem Bewußtsein heraus, daß man endlich alles eindeutigen und platten Rationalismus müde geworden und wieder nach Fernen und Wundern ausspäht; daß man die Lieder der Seele erwecken möchte.

Indem Kaspar David Friedrich seit der Jahrhundertausstellung eine Neuerweckung erfahren, rang sich die Erkenntnis derer ans Licht, welche deutsche Innigkeit suchten, deutsche Landschaft, deutsche Träume. Freilich — noch immer fehlt das abschließende Buch über diesen wundersamen Maler; noch sind seine Briefe und Tagebücher nicht veröffentlicht oder nur beschämend unzureichend und dürftig. Aber man hat doch damit begonnen, ihm in den Museen (Berlin, Dresden, Hamburg) würdige Plätze anzuweisen; auch einige Wiedergaben seiner Bilder sind jetzt in den Handel gekommen. Aber still, wie er gelebt, einsam, wie er gestorben, ist er auch heute der Zunft noch ein allzu Abseitiger. Ein paar allgemein anerkennende Worte, die man nicht wohl umgehen kann — dann aber wird es wieder Schweigen um ihn her. Die enge Gemeinde, die sich um ihn sammelt, nimmt ihn dankesvoll und herzlich auf, pflegt sein Andenken und weiß, daß diese Kunst niemals unzeitgemäß zu werden vermag, weil sie stark und echt ist.

Kaspar David Friedrich stammt aus Pommern; er ist am 5. September 1774 in Greifswald

Digitized by Google

geboren. Seine Jugend umhüllte bereits jener Schleier der Schwermut, der seine späteren Jahre umdüstern sollte: als er beim Schlittschuhlaufen ins Eis einbrach, rettete ihn ein lieber Bruder, büßte aber selbst dabei das Leben ein. In Kopenhagen suchte er seine malerische Ausbildung (mit Runge gehört er zu den wenigen Künstlern jener neudeutschen Bewegung, die dem Norden anhänglich blieben und kein Verlangen nach Italien trugen) und wandte sich später nach Dresden, wo er sein ferneres Leben verbrachte. Über seine Gewohnheiten, sein Aussehen und Wirken erfahren wir mancherlei aus Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", aus der Selbstbiographie der Weimarer Hofmalerin Luise Seidler und aus den Lebenserinnerungen des Maler-Arztes Carl Gustav Carus. Am liebsten wandelte der Einsame, der mit seinen düsteren Augen und seinem starken Kosakenbarte schon äußerlich eine wundersame Erscheinung bildete, zur Zeit der Dämmerung aus dem Hause; das unbestimmte Zwielicht, das Geheimnisse und Wunder ahnen ließ, war seinen Empfindungen gemäß und ähnlich. Sein Zimmer war ein Zeugnis seiner rührenden Bedürfnislosigkeit: ein Stuhl und ein Tisch, außer der Staffelei, bildeten die Einrichtung. Sein Verkehr beschränkte sich auf wenige, aber würdige Erwählte, vor allem auch auf solche, die eine Wiedergeburt Deutschlands erhofften und förderten: Heinrich von Kleist, der in seinem „Phöbus" auch eine witzig-anerkennende Besprechung Brentanos über Friedrichs Bild „Mönch am Meeresstrande" mit ein paar feinen Worten eingeleitet hatte und damit bekundete, wie klar er die Eigenart des Malers erschaut hatte; Adam Müller, der Politiker; Heinrich von Schubert, der Naturphilosoph, Verfasser der vielgelesenen „Nachtseiten der Natur"; Gerhard von Kügelgen, weitbekannt durch das Erinnerungsbuch seines Sohnes Wilhelm; der erst jüngst in seiner vollen Bedeutung erkannte Georg Friedrich Kersting, der so treffliche Porträts des Freundes malte; schließlich der schon genannte Carus, der eine liebevolle kleine Schrift „Friedrich der Landschaftsmaler" verfaßt hat. Ludwig Richter erwähnt den Maler manchmal und nicht eben zustimmend, scheint ihm auch persönlich nicht näher getreten zu sein. — Anfänglich war ein Erfolg seines rastlosen Schaffens zu verspüren, namentlich 1810 in Berlin; bald aber verstummte der Beifall, drückender senkten sich die Schatten auf das Leben und Wirken des Vielverkannten, der sich 1818 mit einem schlichten Bürgermädchen verehelicht hatte. Sorgen schlichen sich über die Schwelle seiner ärmlichen Behausung; die Schwermut wandelte sich allgemach in Verfolgungswahn; ein Schlaganfall ließ den Unermüdlichen hinsiechen, bis am 7. Mai 1840 der Tod ihn von der Erde nahm.

Wenn unsere Zeit des Wirrsals, des Lärmens und Suchens den Wunsch nach Einkehr und Sammlung weckt, so ist es nicht verwunderlich, daß man den Rückweg zu Friedrich gefunden, der so fern aller eitlen Mode seinen stillen Pfad verfolgte, der nichts fragte nach dem, was der Wechsel der Tage ans Ufer spülte, sondern der unwiderleglichen Berufung folgte, die ihn rief und bestimmte. Wie Runge oder Richter, so hat auch er seine Wünsche, die Richtung seines Schaffens in Briefen und Tagebüchern auszusprechen versucht; die wenigen Sätze, die bisher überliefert wurden, lassen schmerzlich erkennen, wieviel Wertvolles und Tiefes uns bisher vorenthalten worden ist. Wie schon Dürer forderte, daß ein Maler „innerlich voll Figur" sein müsse, so meint es auch Friedrich: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht." Einige der anderen schönen Aufzeichnungen, die von dem hochgemuten, lauteren Streben des Künstlers kostbares Zeugnis ablegen, lauten: „Willst du dich der Kunst widmen, fühlst du inneren Beruf, ihr dein Leben zu weihen, o! so achte auf die Stimme deines Innern; denn sie ist Kunst in uns." — „Bewahre einen reinen kindlichen Sinn in dir und folge unbedingt der Stimme deines Innern: denn sie ist das Göttliche in uns und führt uns nicht irre!" — „Heilig sollst du halten jede reine Regung des Gemütes, heilig achten jede fromme Ahndung; denn sie ist Kunst in uns!" — „Ein Bild muß nicht erfunden, sondern empfunden werden." Und wieviel bittere und doch selige Erkenntnis redet aus den schlichten Zeilen:

Um ewig einst zu leben
Muß man sich oft dem Tod ergeben.

Digitized by Google

Friedrichs Kunst war, mit Schiller zu reden, durchaus sentimentalisch. Er ist ein Seher gewesen, welcher Landschaften der Seele malte. Wer einmal Tiecks viel zu wenig gewürdigten, zukunftsträchtigen Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“ gelesen, der weiß, welch sehnsüchtige Erkenntnisse damals ans Licht verlangten. Wenn der alte, als wahnsinnig verschriene Maler dort dem jungen Sternbald ein Gemälde weist, auf dem das zeitliche Leben und die überirdische Hoffnung gebildet sind in Gestalt eines Pilgrims, der einen Hohlweg durchwandert, während auf einem Hügel mondlichtumwoben ein Kruzifix erglänzt, so wird man allsogleich an Schöpfungen Friedrichs erinnert. Und wenn eben jener alte Maler behauptet, daß alle Kunst allegorisch sei und, an Novalis gemahnend, erklärt: „Wir suchen dem einzelnen einen allgemeinen Sinn anzuheften“, so ist das Wesen Kaspar David Friedrichs mit diesen Worten sicher umzeichnet, zugleich auch deutlich, warum Goethe, trotz einiger Aufmerksamkeit, dem Künstler keine Hinneigung schenken konnte.

Wir Heutigen, denen Kunst nicht mehr Mythologie oder beziehungsloses Spiel bedeutet, nehmen diese Symbole gern entgegen, sobald sie ins Zeitlose gehoben und ihres zufälligen Ursprungs entkleidet sind. In einem Winterwalde wandert ein französischer Chasseur; ein Rabe auf dem Baumstumpfe krächzt ihm hohnvoll nach. Die vaterländisch Gesinnten verstanden: hier war eine Anspielung auf Napoleons Zug nach Rußland. Die Hünengräber deuten auf Arminius den Befreier oder auf gefallene Helden der Freiheitskriege. In diesen Tagen empfangen solche Bilder neue, weisende Bedeutung; was sie aber wahrhaft lebendig erhält, das ist eben die Kunst an sich; die Meisterschaft, mit der sie gearbeitet wurden. Friedrich hat, ähnlich dem alten Maler im „Sternbald“, auch einige Bilder christlich-religiösen Gepräges geschaffen. Auf Bergesgipfeln ragen Kruzifixe in den Sonnenaufgang hinein (eines dieser Bilder war ursprünglich für die Schloßkapelle in Tetschen bestimmt, und man bewundert die Eigenart dieses Altarschmuckes doppelt); ein Mönch steht am Meeresstrande angesichts der Unendlichkeit; auf einem verschneiten, verfallenen Kirchhofe wallen Mönche zum Begräbnis eines ihrer Brüder. Immer aber ist die „Staffage“ doch nur Hindeutung, niemals eitler Selbstzweck und überdeutlicher Vordergrund. Carus fordert in seinen aufschlußreichen „Briefen über Landschaftsmalerei“, welche den Einfluß des Freundes und Lehrers Friedrich sichtbar erkennen lassen: „Immer wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst notwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, solange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll.“ Und so ist es gut, derartige Bilder mit erklärender Staffage eben von der Landschaft aus zu begreifen und zu werten. Dann wird und muß ihr unnennbarer Zauber auch heute noch zwingend und überzeugend lebendig sein.

Wesentlich ist doch dieses: Friedrichs urdeutsche Landschaften (Rügen, Harz, Riesengebirge) fügen sich ein in die großen Zusammenhänge der Natur; sie lassen immer das Fehlen ahnen, führen hinaus in versagte Fernen, locken hinüber in jene Weiten, nach welchen nur der verlangt, der wahrhaft romantisch fühlt, das heißt, wie Novalis will, der „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein“ gibt. Friedrich schenkte das, was nur wenigen Gesammelten, in sich selber Ruhenden eigen ist: Melodie — unmittelbare Zwiesprache mit dem Ewigen. Und in seinen reifsten Schöpfungen hat er jene Objektivation gefunden, welche Zufall und Gegenwart übersteht und Dauer verheißt. Diese Landschaften wissen nichts mehr von jener heroischen Gebärde, welche gefällig zurechtrückt und aufbaut; diese Landschaften sind ursprünglich, deutsch und voll tiefinnerster Beseelung. O welche Einsamkeit blickt uns da entgegen! Niemals erdrückend, lastend; vielmehr nachdenklich, auffordernd, zur Einkehr mahnend. In Berlin hängt ein Bild aus dem Riesengebirge, das nichts als Höhenzüge aufweist, aber so ganz voll Hoheit und Anbetung, daß die Seele erschauert in frommer Hingabe. Wo ist wieder so gemalt worden wie auf dem wundervollen Tannenwalde im Schnee, der in Hamburg hängt! So unmittelbar, so geschaut, so erlebt! Ein leiser Schleier der Wehmut liegt über

Digitized by Google

fast allen Bildern; und vielleicht ist es doch nur das tiefe Gefühl der Gottesahnung, welche zugleich jene Ferne erkennen läßt, die uns von dem Ersehnten scheidet.

Obgleich Friedrich auf seinen Wanderungen nur zu skizzieren liebte und die Bilder im Atelier ausarbeitete, ganz aus der inneren Vision heraus, so zeigen sie doch niemals die verblaßten, gelehrten Farben, welche bei naturfernen Malern so häufig sind; im Gegenteil: diese Farben leuchten, haben eine reine, überraschende Kraft und Fülle, die noch heute in Erstaunen versetzt. Wer denkt nicht an jene Hochgebirgslandschaft im Kaiser-Friedrich-Museum, wie hier das Sonnenlicht blendend und warm auf dem Schnee erglitzert. Welch unaussprechlich reiche Tönungen, so schlicht und dennoch so mannigfaltig. Wie weitet sich der Raum, in welchem einsam ein zerspellter Baumstumpf ragt, Zeuge der Stürme, die manchmal über die hohen Schneefelder hinjagen. — Dann wieder Nebel und Dämmerung. In Dresden hängt ein Bild „Friedhofstor im Nebel"; es mutet an wie ein früher Hinweis auf Turner. Man erzählt sich, daß ein Kunstfreund eines der Bilder Friedrichs, ein Seestück, verkehrt aufgestellt und den düsteren Wolkenhimmel für das Meer, die Wellen aber für den Himmel angesehen habe. Und ein anderer wiederum betrachtete ein Bild, das eine Gebirgsferne im Nebel darstellte, für ein Seestück und erklärte es dementsprechend. So fremd war diese Kunst in ihrer Zeit.

Wenn Heinrich von Kleist behauptet, daß sich mit dem Geiste Friedrichs „eine Quadratmeile märkischen Sandes darstellen ließe mit einem Berberitzenstrauch, worauf sich eine Krähe einsam plustert, und daß dies eine wahrhaft Ossianische oder Kosegartensche Wirkung tun müsse", so hat er das Wesen des Malers tief begriffen und gedeutet. Im Kleinsten das Ewige ahnen zu lassen, im Schlichtesten den Ursinn zu verstehen — das eben ist Künstlers Werk und Beruf. Kaspar David Friedrich hat wie wenige Künstler diese Gabe besessen; und darum mutet er so durchaus deutsch und wahrhaft an. Wenn man aus dem Saal des Kaiser-Friedrich-Museums, der seinen Schöpfungen eingeräumt ist, hinuntergeht in das Zimmer, das Böcklin gehört, so der Unterschied sogleich deutlich und offenbar ist. Friedrich brauchte keine Faune und Wasserweiber, keine Seeräuber und Meerungeheuer; für ihn lebte der geringste Stein, der verwetterste Baumstumpf, das fernste Abendleuchten. Er suchte keine Umwege; er griff nicht in die Mythologie; was er gab, war ohne Anspruch auf äußere Gelehrsamkeit und Hermeneutik; ihm redeten die inneren Stimmen, und er folgte diesen Gesichten, weil er zu beleben wußte, nicht zu dekorieren. „Schließe dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst seheſt dein Bild. Dann fördere zutage, was du im Dunkel gesehen, daß es zurückwirke auf andere, von außen nach innen."

Ernst Ludwig Schellenberg

# Peter Gast

## Zu unserer Musikbeilage

Wer ist Peter Gast? Die wenigsten Deutschen kennen den Tonkünstler dieses Namens. Gebildete wissen allenfalls, daß er ein Freund Nietzsches war, sich als einer der ersten mit feinstem Verständnis in dessen Denkart einlebte, jedoch immer in einem ungewissen Halbdunkel blieb, fast mythisch — ein Gast auf Erden. Seine Musik kennt man so gut wie gar nicht. Und es müßte doch wohl eine Ehrenpflicht der neugegründeten Nietzsche-Gesellschaft sein, den vergessenen Künstler mehr in das Bewußtsein seiner Zeitgenossen zu bringen. Seine Musik ist leicht spielbar, gefällig, volkstümlich, heiter und wühlt keine besonderen Probleme auf.

Heinrich Köselitz — dies war sein eigentlicher Name — ist 1854 zu Annaberg, nahe der böhmischen Grenze, geboren. Er ging 1872 nach Leipzig, um Musik zu studieren; einer der hervor-

Digitized by Google

ragendsten Amtsnachfolger des großen Bach, der Thomaskantor E. F. Richter, war sein Hauptlehrer (1872 bis 1874). In jenen Jahren lernte er Nietzsches erste Schriften kennen („Geburt der Tragödie", „Schopenhauer als Erzieher"); sie wurden neben Wagner und Schopenhauer fortan für sein Leben bestimmend. Dem Meister zuliebe zog er nach Basel (1875), wo ihn auch Overbeck und Burckhardt anregten.

Über seine näheren Beziehungen zu Nietzsche schreibt er selbst im Vorwort zu dem von ihm besorgten Werk „Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast" (Leipzig, Inselverlag 1908):

„Nähere Beziehungen begannen für mich aber doch erst mit dem Moment, wo er mir mitteilte, es gebe von ihm eine angefangene, aber liegengebliebene unzeitgemäße Betrachtung über Richard Wagner. Dies war ungefähr Ende April 76, als mich Freund Widemann seiner militärischen Verpflichtungen wegen verlassen hatte. Da Nietzsche sah, wie groß meine Begierde nach dem Wagner-Fragment war, gab er es mir mit nach Hause. Ich las und las mit wachsender Begeisterung, und als ich es ihm wieder einhändigte, konnte ich nicht verschweigen, wie ewig schade es wäre, wenn diese Betrachtung Torso bliebe. Er jedoch hielt die Schrift für zu persönlich, daher für unpublizierbar. Einige Tage später sagte er mir: ‚Beim Hineinblick in das Heft kam mir der Einfall, ob ich nicht wenigstens Wagnern ein Vergnügen damit machen könne, und zwar zum nächsten 22. Mai. Ich werde eine Abschrift davon nehmen lassen.' Ich erbot mich, sie zu fertigen, und brachte sie ihm. Sie schien ihm zu gefallen, ja sie belebte sein Interesse an seinem eignen Werk so weit, daß er, anstatt die Abschrift nach Bayreuth zu senden, sie als Druckmanuskript für Schmeitzner bestimmte, die drei noch fehlenden Schlußkapitel im Juni noch hinzuschrieb und das Buch zu den ersten Bayreuther Spielen als Festschrift erscheinen ließ."

Gasts erste Oper „Willram" (1879) steht noch im Banne Wagners (wie Dr. Carl Fuchs im „Thematikon zu Gasts Oper ‚Die heimliche Ehe'" mitteilt); die zweite dagegen: „Scherz, List und Rache" (1881) bekundet bereits einen gänzlichen Umschwung seiner künstlerischen Ausdrucksweise: Italien, das er seit 1878 zu bevorzugtem Aufenthalt wählte, gab seinem Künstlertum eine neue Richtung. Ein Element der Anmut, des Sonnigen, Hellen, Lichten wurde fortan für Gasts Stil bezeichnend; er kehrte zur Mozartisch einfachen Melodie und überhaupt zur Lebensfreudigkeit zurück. So ist seine heitere Oper „Die heimliche Ehe" (später „Der Löwe von Venedig" genannt) das für seine Art schlechthin kennzeichnende Werk geworden (gedruckt 1901, Leipzig, Friedrich Hofmeister). Er lebte später zurückgezogen teils in Weimar, teils im väterlichen Annaberg und starb 1918.

Unter dem Titel „Die heimliche Ehe" ist das graziöse Buffostück schon 1891 von Prof. Carl Fuchs im Danziger Stadttheater zur Aufführung gebracht und von ihm in einem — mit reichen Beispielen durchsetzten — „Thematikon" (Leipzig, C. G. Naumann 1890) erläutert worden. Wir bringen ein Bruchstück vom Ende des zweiten Aktes, wo sich das heimliche Liebespaar zur Flucht aus häuslichen Verwicklungen entschließt.

Man kann kaum sagen, daß der volltönende Titel „Der Löwe von Venedig" besonders glücklich ist; denn der Stoff ist ein bißchen eng, eine fast kleinbürgerliche Typenkomödie, ohne großpolitischen Hintergrund, der etwa den venetianischen Löwen nebst Dogenherrlichkeit aufleuchten ließe. Nietzsche freilich „gratulierte" zum Titel (20. Juni 1888): „Es ist doch ein sehr anregender und zur Phantasie redender Titel. Es wäre schade, wenn der kleine Wink Venedig fehlte ... Desgleichen gefällt mir die Bezeichnung „italienische komische Oper"; sie wirkt vielfachen Verwechslungen und Mißverständnissen entgegen. Endlich: Sie haben recht, bei Ihrem ‚Peter Gast' zu bleiben: ich begriff es, als ich's las. Es ist derb, naiv und, mit Erlaubnis gesagt, deutsch ... Sie wissen, daß ich, seit letztem Herbst, Ihre Opern-Musik sehr deutsch empfinde — altdeutsch, gutes sechzehntes Jahrhundert!"

Der Text ist von Goldonis Typenkomödie angeregt; die Musik gehört etwa in die Nähe der „Gezähmten Widerspenstigen" von Götz, die Gast freilich an Fülle und Plastik der Erfindung nicht immer erreicht. Erfindung oder Reichtum an Einfällen — wie etwa beim überquellenden



Digitized by Google

Reger — scheint überhaupt nicht seine Stärke zu sein; die Linie ist immer einfach und ein wenig dünn. Und insofern dürfte der Fachmann geneigt sein, Gasts schlichte Melodik zu unterschätzen, zumal er in der Orchestrierung, in Behandlung und Zusammenklang der Instrumente, anscheinend etwas unsicher war. Aber uns musikalische Laien entzücken viele feinen, freundlichen, wahrhaft graziösen Einzelheiten. Es ist Poesie darin; sie haben irgendeinen festhaltenden Zauber. Wer den Klavierauszug des „Löwen von Venedig" besitzt, wird mit Vergnügen die Vorspiele und Intermezzi, gleich das reizende erste Liebesduett und manches andre auf sich einwirken lassen. Auch ist als Ergänzung dazu eine Beschäftigung mit Gasts ansprechenden Liedern (Leipzig, Friedrich Hofmeister) zu empfehlen. Er hat mehr als 40 Texte vertont; diese Lieder können sich im musikalischen Hause wie im Konzertsaal recht wohl vernehmen lassen. Man beginne etwa mit op. 7 („Sechs Lieder für Baß-Bariton"), wobei man Gasts Vertonung von Goethes „Glücklichem Geheimnis" („Über meines Liebchens Augeln") mit Schuberts Komposition vergleichen mag. Soweit ich die Lieder kenne, scheint er in die Gegend etwa von Rob. Franz zu gehören, doch wage ich da kein Gesamturteil, da mir nur eine Auswahl bekannt ist.

Wir glauben zu verstehen, was Nietzsche anzog: diese Musik ist ein Ausruhen. In ihrem leichtmelodischen Flusse ist sie das Gegenteil zu Wagners Posaunen, deren Pathos man aber weder gegen Gasts Art ausspielen dürfte — noch umgekehrt. Es ist eine ganz verschiedenartige Tonsprache; und Wagners Willensgenialität mit ihren erhabenen Kunstzielen darf auch nicht entfernt in Gasts Nähe gebracht werden. Aber was Nietzsche wünschte, lag ungefähr in der Richtung seines musizierenden Freundes; daher hielt er nach dieser Seite hin Ausschau, ob etwa ein Genie von Mozarts Gnaden auf diesem Pfade zu den Deutschen kommen möge; er sah aber in der Ferne nur Bizets „Carmen".

Wir lassen später Nietzsches Briefe selber darüber sprechen, was er in Gast gesehen hat — oder gern gesehen hätte.

Nach dem Tode seines Meisters war der Künstler im Nietzsche-Archiv zu Weimar tätig. Major a. D. Max Oehler, der dort einige Zeit mit ihm zusammenarbeitete, schreibt mir über den scheuen Einsiedler (den ich selbst nur einmal flüchtig sprach: ich habe noch auf untersetztem Körper einen mächtigen buschigen Kopf mit dunklem Haar in Erinnerung): „Ich war 1908 ¾ Jahre, vom 1. April bis 31. Dezember, nach dem Nietzsche-Archiv beurlaubt, um Frau Förster-Nietzsche zu unterstützen. Peter Gast lebte damals in Weimar und war für das Archiv tätig. Ich war daher viel mit ihm zusammen und habe ihn genau kennen gelernt in vielen eingehenden Gesprächen über die verschiedensten Stoffe, besonders über Musik, Naturwissenschaften, Nietzsche und Goethe. Auch Goethe kannte er sehr genau, wie er denn überhaupt eine erstaunliche Literaturkenntnis besaß. Wollte man Gast zum Sprechen bringen, so mußte man ihn in ein stilles Gasthauszimmer locken oder allein mit ihm spazieren gehen. In Gegenwart Fremder war er befangen und ging nicht aus sich heraus. Er war „eine der tiefsten und reichsten Naturen", wie Nietzsche einmal an Hans v. Bülow über Gast schreibt, und in die dunkelsten und geheimsten Gänge nicht nur der menschlichen Psyche überhaupt, sondern auch des Labyrinths Nietzsche so tief eingedrungen, wie wenige Menschen. Das Wenige, was er über Nietzsche geschrieben hat, gehört zu dem Besten, was über ihn gesagt worden ist. Daß Gast öffentlich nicht mehr hervorgetreten ist, lag daran, daß er eine ausgesprochen kontemplative Natur war: schwerblütig, ja schwerfällig (was Nietzsche bei längerem persönlichem Zusammensein mit ihm gelegentlich unangenehm empfand), passiv, menschenscheu, sehr skeptisch — das alles waren Eigenschaften, die ihn zum Schaffen (musikalisch wie literarisch) fast untauglich machten, trotzdem sein Ernst, seine Tiefe, die an Nietzsche geschulte strengste psychologische Redlichkeit und ein unersättlicher Forschungs- und Erkenntnistrieb auf eine außerordentlich hohe Stufe der Weisheit gelangen ließen."

Es ist gelegentlich geäußert worden, Gast habe sich und seine Kunst gleichsam dem großen Freunde geopfert, habe in dessen Schatten nicht recht gedeihen können. Das ist ein Irrtum.

Digitized by Google

Nach Mitteilungen von Nietzsches Schwester war es eher umgekehrt: Nietzsche war der Treiber, der Anreger, der den etwas trägen Träumer immer wieder zum Schaffen anspornte. Frau Dr Förster-Nietzsche schrieb mir darüber:

„Hätte Gast wirklich jenen starken Trieb zum Schaffen gehabt, so würde er die 9 Jahre völliger Freiheit von 1889 bis 1898 benützt haben, um die Oper, die mein Bruder in der Orchestrierung als der Umarbeitung sehr bedürftig bezeichnet hatte, endlich fertigzumachen. Denn damals war er ja noch in voller Jugendkraft! Sein großer Fehler war eine außerordentliche Neigung zur Bequemlichkeit. Er schlief bis Mittag ½12, und wenn seine Leute zu Mittag aßen, frühstückte er. Allerdings saß er nachts oft bis 2 Uhr an seinen Arbeiten in dickem Tabaksqualm, wobei er jedenfalls seinen armen Augen sehr schadete. Ohne diese Bequemlichkeit hätte Gast bei seiner wirklich großen Begabung Großes erreichen können. Dieser Hang zur Bequemlichkeit hing allerdings auch mit einem Mangel an Temperament zusammen. Ich sagte manchmal im Scherz und Ernst: ‚O, Herr Gast, wenn Sie mein Temperament hätten, so wären Sie einer der größten Künstler der Gegenwart.' Da lachte er ganz behaglich und meinte, das würde für ihn schrecklich unbequem sein. Wie es mein Bruder verstanden hat, ihn vorwärts zu treiben und zu den schönen Werken, die wir von Gast haben, zu veranlassen, ist mir heute noch ein Wunder."

Die bevorstehende Veröffentlichung der Briefe Gasts an Nietzsche wird die Bedeutung dieses „Stillen im Lande" vollends ins rechte Licht setzen; sie enthalten besonders in der späteren Zeit bedeutsame Ausführungen zu den in den Werken des Denkers angeschnittenen Problemen. Gasts Nachlaß soll noch erst bearbeitet werden; auch da dürfte sich in Ton und Wort manches Wertvolle finden. Wer wird sich einmal damit beschäftigen?

Eine Auswahl aus Briefstellen Nietzsches über Peter Gast möge diesen Überblick abschließen.

An Peter Gast, 22. 3. 84:

Ich sagte Ihnen wohl schon in Leipzig: in Ihrer Musik ist „voriges Jahrhundert" und das heißt für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts beinah soviel wie„ Unschuld und Seligkeit". Vor allem aber Narrheit — und immer mehr scheint es mir, daß das Leben ohne Narrheit gar nicht auszuhalten ist... Irgendein Selbst-Erhaltungstrieb schreit jetzt förmlich nach Ihnen und Ihrer Kunst, Sie Erleichterer meines Daseins, dem ich jeden Tag einmal im Herzen Dank sage!

An Dr Carl Fuchs, Winter 84/85.

... die Musik eines unentdeckten Genies, welches den Süden liebt, wie ich ihn liebe, und zur Naivität des Südens das Bedürfnis und die Gabe der Melodie hat.

An Frh. von Gersdorff, 9. 4. 85.

... Dann ist der einzige Musiker dort, der jetzt Musik macht, wie ich sie liebe, nämlich unser Freund Peter Gast. Weißt Du wohl, was den goldigen Glanz des Glückes, was echte Naivität, was Meisterschaft im Sinne alter Meister betrifft, so ist dieser Gast jetzt unser erster Komponist. Es gehört freilich eine gute Nase dazu, dies herauszuriechen ... Die Oper unseres Freundes, welche absolut jetzt auf die deutsche Bühne muß, heißt: „Der Löwe von Venedig". Da wird einem endlich wieder venetianisch-wohl, wie 1770 ungefähr.

An Peter Gast, 31. 10. 86.

Wenn es Ihnen gelegentlich gefiele, das ästhetische Problem, das zu unserer Lebensgeschichte gehört, als ein Erlebnis darzustellen, vielleicht daß damit erst der Zugang gewonnen wäre zur Musik des venetianischen Meisters Pietro Gasti: wenigstens für Deutsche, welche sich für einen Künstler ernsthaft nur interessieren, wenn sie den „Ernst" der Prinzipien bei ihm entdecken. — Dies, wie so vieles, verstand Richard Wagner.

An Peter Gast, 19. 11. 86.

Gestern kam mir diese Erleuchtung: erstens muß Herr Gast seine Oper unverzüglich an den Grafen Hochberg nach Berlin abschicken, mit einem sehr bestimmten, künstlerhaft unbescheidenen Briefe, der genau sagt, was die Oper ist und voraus hat. Zweitens muß Freund Gast sich ein

Digitized by Google

literarisches Manifest ausdenken, worin er seinem „Können", seinem „Geschmack" eine Ästhetik, ein Programm unterschiebt. Benutzen Sie doch, wie deroutiert alles heute in aesteticis ist: ein strenges Bekenntnis wird heut nicht nur gehört, sondern mit Begierde, mit Dankbarkeit gehört . . . Ein antiromantisches Bekenntnis über Musik tut not; nicht mehr „Moral" und „Volkserhebung" wollen, mit Musik, sondern Kunst, ars, Kunst für Künstler, etwas göttliche Indifferenz, etwas unerlaubte Heiterkeit auf Kosten aller „wichtiger" Dinge: Kunst als Überlegenheitsgefühl und „Berg" gegenüber der Niederung von Politik, Sozialismus usw.

An Peter Gast, 13. 2. 83.

Himmel, was wird hier in Frankreich alles in Szene gesetzt, ehe ein Komponist dazu kommt, sein Werk zu hören! Das ist ein rabiater Kampf von Jahren, mit allen Kniffen und Listen des neunzehnten Jahrhunderts. Das wesentliche der anständigen Mittel (denn die Mehrzahl ist unanständig) ist ein ästhetisches Programm, das Lärm macht. Ein Werk, das nicht eine „Theorie" hinter sich hat und im stande ist, Partei zu machen, vor allem Parteien zu beleidigen, kommt nicht mehr ans Licht der Welt, sei es ein Gemälde, sei es eine Oper. . .

An Peter Gast, 22. 6. 87.

Ein Wunsch zuletzt, den ich nicht unterdrücken kann: es sollte möglich sein, Ihre Urteile und Wertschätzungen in Hinsicht auf Musik und Musiker beisammen zu haben, als ein hübsches Bändchen Aphorismen — sie müssen nämlich beieinanderstehen und sich gegenseitig tragen, das einzelne mag dann so kühn und auffallend klingen, als es heute klingen muß . . . Ein solches kleines Buch und „Glaubensbekenntnis" wäre unschätzbar als Herold Ihrer Musik. . .

An Frh. von Gersdorf, 20. 12. 87.

Insgleichen bin ich tief dankbar für alles, was ich dem Venediger maestro verdanke. Ich habe ihn fast jedes Jahr besucht und darf dies ohne jede Übertreibung sagen: er ist in rebus musicis et musicantibus meine einzige Hoffnung, mein Trost und mein Stolz, denn er ist beinah aus mir gewachsen: und das, was er jetzt von Musik macht, ist an Höhe und Güte der Seele und an Klassizität des Geschmacks weit über allem, was jetzt sonst an Musik gemacht wird. Daß man sich ablehnend und unanständig gegen ihn verhält, und daß er ganze Jahre einer wirklichen Tortur durch Zurückweisungen, Taktlosigkeiten und deutsche Tölpeleien durchgemacht hat, steht dazu nicht im Widerspruch.

An Peter Gast, 13. 2. 88.

So etwas aus der Welt des Vollkommenen und Glücklichen, wie es Ihre ganze Oper ist, liegt ruhig in seinem eigenen Lichte, und winkt nicht, wie alles bei mir, über sich hinweg . . . Und was die „Idealität" in der Musik betrifft, so habe ich noch von meinem letzten Venediger Besuch einen unauslöschlichen Geschmack von etwas auf der Zunge zurückbehalten, für das ich gar keinen anderen Namen habe: als „Idealität". . .

An Frh. von Seydlitz, 28. 6. 88.

Peter Gast: das Menschenkind, welches die einzige Musik macht, welche vor meinem allerverwöhntesten Ohr noch Gnade findet. Eben hat er ein tiefsinnig-schönes Quintett fertig gemacht — eine „Provençalische Hochzeit" darstellend.

An Dr Carl Fuchs, 26. 8. 88.

H (Herr von Holten) hatte sich eine Komposition des einzigen Musikers, den ich heut gelten lasse, meines Freundes Peter Gast, eingeübt und spielte sie mir privatissime sechsmal auswendig vor, entzückt über das „liebenswürdige, geistreiche Werk".

An Peter Gast, 27. 9. 88.

(Gersdorff) schreibt auch vom Löwen-Duett (ex ungue leonem —) „das ist Musik, wie ich sie liebe. Wo sind die Ohren, sie zu hören, wo die Musikanten, sie zu spielen?"

Dies ist nur eine kleine Auswahl; und sie gibt von Nietzsches vielen Bemühungen, Gasts Musik zu öffentlicher Anerkennung zu bringen, keinen vollen Begriff. Aber die Bemühungen blieben erfolglos. Wer wird Peter Gast lebendig machen? F. L.

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Der Großherzog von Weimar †
## Schiller muß also auferstehen · Raoul Francé
## Anthroposophie · Friedrich Rittelmeyer

Monarchische Gesinnung geht von dem Gefühl aus, daß der Vertreter eines Landes zu achten sei: denn man erweist der eigenen Nation Ehre, indem man ihn ehrt. Das Beispiel Englands beweist, daß sich dies mit Freiheitsgefühl des einzelnen Staatsbürgers recht wohl verträgt. Mannentreue ist ein uraltes deutsches und germanisches Grundgefühl.

Vier Wochen nach endgültiger Auflösung des Staates Sachsen-Weimar-Eisenach ist auch der Großherzog Wilhelm Ernst gestorben. Der erst 47jährige Fürst ist einer kurzen schweren Lungenentzündung erlegen und fernab auf seinem Gute Heinrichau in Schlesien bestattet worden, nicht in der Fürstengruft zu Weimar. Als der Oberbürgermeister im Stadtrat die Todesnachricht zusammen mit dem Ableben eines ehemaligen Stadtverordneten mitteilte und am Schlusse bat, sich zu Ehren der beiden Verstorbenen zu erheben, blieben die Sozialdemokraten sitzen. Der grobe Riß, der durch das Deutsche Reich geht, ward auch hier in subalterner Weise fühlbar.

Weimar ist durch seine Fürsten weltberühmt geworden. Anna Amalia, Karl August und Karl Alexander besaßen die Achtung vor dem Genie. Jene waren es, die durch bewußte und planmäßige Berufung großer Männer eine Kulturzelle bildeten; und Karl Alexander, ein Edelmann im feinsten Sinne des Wortes, dem alten Kaiser Wilhelm vergleichbar, hat mit voller Empfindung für die Kulturbedeutung der Wartburg die Wiederherstellung dieser deutschesten Burg angeordnet und durchgeführt.

Der letzte dieser regierenden Ernestiner, Wilhelm Ernst, ist viel verkannt worden. Er hatte keine glückliche, etwa von vornherein ausgeprägte Veranlagung für geistige Aufgaben; seine Natur neigte mehr zu Landwirtschaft und Jagd. Etwas Unausgeglichenes in seiner Erziehung, etwas Unbeherrschtes in seinem Naturell führten manchmal zu explosiven Zusammenstößen, die sich dann als fürstliche Unarten rasch herumredeten. Statt einer Hoheit glaubte man der Roheit gegenüberzustehen und nahm die Schale für den Kern. Das immer etwas gerötete Gesicht über gedrungenem Körperbau, der an Karl August erinnerte, zeigte oft eine eigentümliche Mischung von Hochmut und Verlegenheit; er stand steif auf seinen Degen gestützt, wenn er zu repräsentieren hatte, und sah aus, als ob er mit Mißstimmung bis zum Platzen geladen oder von irgend jemandem schwer gekränkt sei. Aber das war nur Abwehr;

Digitized by Google

seine scheue und spröde Art war ihrer selbst nicht sicher, zumal er kein Meister des Worts war, wie etwa der rederasche Kaiser. Schlug man aber einen Gesprächsstoff an, der ihm lag, so löste sich die Spannung; er konnte manchmal, wenn man ihm erzählte und weiter nichts von ihm wollte, fast mit kindlicher Treuherzigkeit zuhören. Im Grunde war er gutartig und gütig, ja großherzig; unzählige Wohltaten hat er in aller Stille getan. Besonders im Felde war er seinen Soldaten ein guter Kamerad, von selbstverständlicher Tapferkeit, durchaus anspruchslos, jeglichem Phrasentum abhold, immer aufrichtig. Als man ihm bei Ausbruch der Revolution nächtliche Flucht empfahl, fragte er verwundert: „Weshalb denn?" Bei der Antwort, er sei im Volke unbeliebt, soll er so bestürzt geworden sein, daß er weinte. Er habe immer das Gute gewollt, meinte er; und er hatte sicherlich recht.

Aber diese Zeit eines nicht nur organisierten, sondern auch planmäßig verhetzten Massentums geht über die Fürsten hinweg. Der Deutsche mußte wieder einmal vor Deutschen fliehen. Und statt der Freiheit erwartet von feindlicher Seite her eine weit schlimmere Sklaverei das fürstenlose Volk. Man hat dem Großherzog in langen Verhandlungen Stück um Stück genommen; es sind nicht die Einzelnen, die hierbei die Schuld trifft für all die entfachte Bitterkeit; es ist ein Prinzip, das sich auslebt. Auch Polen hat ihm große Gutswerte geraubt. Und inmitten dieser Dissonanzen ist nun Wilhelm Ernst nach kurzem schweren Todeskampfe dahingegangen — tragischer Ausklang einer ruhmreichen Epoche!

Wir haben im letzten Heft von dem parteipolitischen Riß gesprochen, der auch durch Neu-Weimar geht, wie durch das ganze friedlose Deutschland. Man betrachte das Obige als Nachklang zu jener Betrachtung.

* * *

„Schiller muß also auferstehen!" So ruft ein leidenschaftlich antisemitisch gestimmter Karl Haller in einem scharf zugreifenden, gedankenreichen, aber ungeschulten Werk (Duisburg 1922, Verlags-Gemeinschaft), ein völkischer Charakterkopf, der auf Schiller, Schopenhauer und Wagner abgestimmt ist. „Schiller muß also auferstehen!" rufen auch wir, meinen aber in unsrem Falle jenen Schiller, der das Wort geprägt hat: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!" — und meinen zugleich den Schiller der Harmonisierungskraft und der aufbauenden Lebensstimmung.

Schon aber halten wir inne. Denn es wird uns bewußt, daß an eben diesem männlich-schwungvollen Friedrich Schiller, dessen Metall wir so bitter notwendig brauchen, ein bekannter deutschvölkischer — wohlgemerkt: ein deutschvölkischer — Literarhistoriker bei jeder Gelegenheit herumnörgelt. Diese Tatsache allein schon beleuchtet den ganzen Mangel an einheitlicher, großgeistiger Stoßkraft auch bei der nationalen Front, geschweige denn beim gesamten geistigen Deutschland.

Ich will von einem winzigen Einzelfall ausgehen, um von da aus ins allgemeine vorzudringen. Zu einer Bildermappe von Ellen Tornquist (Leipzig, Haessels Verlag) habe ich einleitend einen Überblick über Weimar und die gezeichneten Stätten gegeben. Das Schillerhaus ist darunter. Es war also geboten, auch über diese Weihestätte und seine einstigen Bewohner etliches zu sagen. Darauf erfolgte von jener Seite u. a. folgende Auslassung: „Das Begleitwort von L. ist zur Einführung nicht

Digitized by Google

ungeeignet, und es stört mich auch weiter nicht, daß er — natürlich! — Schiller als ebenbürtig neben Goethe erhebt, obgleich das der Titel doch eigentlich ausschließt." [Man beachte das „natürlich!"; nebenbei steht von einem „ebenbürtig" kein Wort im ganzen Text, auch nicht einmal andeutungsweise! L.] „Wem Schillersche Verse wie

‚Doch Schönres find' ich nicht, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele'

noch etwas geben, der ist heutzutage vielleicht zu beneiden."

Das ist einer jener Seitenhiebe gegen Meister Schiller. Es handelt sich um ein Kernproblem. Die Worte stehen in dem Festspiel zu Ehren einer in Weimar einziehenden schönen jungen Fürstin: „Die Huldigung der Künste". Das Wort „schön" kommt naturgemäß oft darin vor („Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden, es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt" — „Ich bin der schaffende Genius des Schönen"). Alle diese Worte sind von den Darstellern des Hoftheaters an die Fürstin gerichtet: eben sie war es, die in schöner Form eine schöne Seele besaß. Schiller ist also in diesem huldigenden lyrischen Spiel gleichsam Nachfolger des Minnesängers Walther von der Vogelweide. Demnach hat das obige Wort schon aus der Situation heraus seine überaus anmutige Berechtigung. Aber mehr noch: in dem gehaltvollen Festspielchen steckt geradezu eine Lebens-Ästhetik jenes geistesstarken Zeitalters, wenn man jene Meister und ihre Sprechweise wirklich kennt. Über die „schöne Seele" (ein Ausdruck, der auf Rousseau und noch weiter zurückgeht, von Goethe und Schiller aber vertieft wurde) wäre eine Abhandlung zu schreiben; und bei „schöner Form" zur schönen Seele ist natürlich weder an den späteren äußerlichen Formbegriff eines Platen, Geibel oder Heyse zu denken, sondern an die Ausgeglichenheit zwischen Außen und Innen, zwischen Natur und Geist, an das Gleichgewicht der Kräfte, an das Gesetz der Harmonie. Nochmals: ein Hauptproblem des klassischen Zeitalters!

Und so müssen wir auch heute wieder in das Gesetz der Harmonie empor. Das wird kein Neiding abwenden. Und auch der Sadismus an der Ruhr wird dieses unterirdische und doch gewaltige Wachstum und Bedürfnis nicht aufhalten. Die Menschheit wird und muß wieder ins Gleichgewicht zurück.

* * *

Indem ich das Wort ausspreche — „Gesetze der Harmonie" — fällt mein Blick auf den neben mir liegenden zweiten Band des „Bios" von Raoul H. Francé. In diesem Buche, das uns auf der Grundlage einer feinsinnigen Naturbetrachtung, also von festem Boden aus, ein neues Weltbild zu geben beflissen ist, zieht sich das Wort „Harmonie" oder auch „Lebensoptimum" als Leitmotiv durch beide Bände des geistvoll fesselnden Werkes. Francé selbst nennt seine Lehre „objektive Philosophie". Man darf ihn nicht etwa mit Bölsche oder mit Haeckel verwechseln (mit letzterem setzt er sich z. B. in seinem Buche „Die Wage des Lebens" auseinander); er ist zugleich Kulturphilosoph und bedeutet einen wesentlichen Schritt über den Materialismus hinaus. Und zwar vermöge einer wichtigen Kraft der Harmonisierung oder der harmonisierenden Überschau und Zusammenschau, die von eingeborenem Künstlertum Zeugnis gibt. Im Unterschied von meinem „Meister

Digitized by Google

der Menschheit" (Band I: „Die Abstammung aus dem Licht") unterschätzt er diese geheimnisvolle Fähigkeit des ordnenden Geistes, auf den ich meinerseits allen Wert lege. Er handhabt diese Fähigkeit unbewußt, in schöner Hingegebenheit an die Wunder der Erscheinungswelt und nicht etwa leugnend die Seins-Stufen jenseits der sichtbaren Natur. Als den Sinn des Lebens empfindet dieser Natur- und Kulturphilosoph „die Harmonie mit dem Ganzen auf jeder Stufe des Seins" und fügt hinzu („Bios", II, S. 277): „Man muß die Weltgesetze nicht nur kennen, sondern man muß auch nach ihnen leben. Demütig muß man sein. Wir können nicht so leben, wie wir wollen, sondern müssen so leben, wie es das Gesetz unsres Seins vorschreibt. Wir können dieses Gesetz erkennen: es ist das ewige Sittengesetz, das alle Denker und alle Religionen nur übersetzt haben in ihre Sprachen"... Francé ist eine fromme Natur, ohne daß er das Wort ausspricht.

Diese harmonische Philosophie (er nennt sie oft „objektive Philosophie") eines Naturforschers berührt sich mit den Grundlagen des Herderschen Zeitalters, etwa mit den großzügigen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Was R. Francé „Optimum" (bestmögliche Entfaltungsform) oder auch Harmonie nennt, ist in seiner besondren Sprechweise nichts andres als des mehr geschichtlich und theologisch gestimmten Herders „Humanität": nämlich die Höchstausbildung der mannigfachen menschlichen Fähigkeiten. Selbst von der Religion sagt Herder (im 4. Buch) in diesem Sinne: „Religion ist also die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele". Man faßt das Wort Humanität heute zu begrenzt, im Sinne von Wohltätigkeit, also moralisch; es muß aber mehr ins Biologische erweitert werden, wenn wir das harmonische Lebensideal des großen klassischen Zeitalters wieder erfassen wollen.

Doch es ist vielleicht ratsam, daß wir einen größeren Abschnitt (aus dem zweiten Bande, gegen Schluß) auf uns wirken lassen, um zu spüren, wie hier ein künstlerischer Naturphilosoph aus den Dissonanzen der aufgewühlten Gegenwart in das Gleichmaß emporstrebt:

„Es gilt, den Weg der Weltgesetze zu beschreiten! Man muß sie demütig und widerstandslos auf sich nehmen, vor allem die bescheiden machende Einsicht, daß es Integrationsstufen gibt, nicht nur unter den Menschen, sondern auch inter pares und über uns, man muß die das Herz bange schlagen machende Gewißheit haben, daß Selektion unerbittlich waltet, auch mit uns, wenn wir nicht optimal funktionieren, für uns und fürs Ganze: man muß danach leben, daß nicht unser Glück und dieses Dasein der Sinn des Lebens sei, sondern die Harmonie mit dem Ganzen auf jeder Stufe des Seins, vom Einzeldasein zum Staat, zur Menschheit, zum Weltall und zur ganzen Innenwelt aufsteigend, mit ihrem unermeßlichen Reichtum und ihrer unerbittlichen Forderung! Man muß die Weltgesetze nicht nur kennen, sondern man muß auch nach ihnen leben.

„Demütig muß man sein. Wir können nicht so leben wie wir wollen, sondern müssen so leben, wie es das Gesetz unseres Seins vorschreibt! Wir können dieses Gesetz erkennen — es ist das ewige Sittengesetz, das alle Denker und alle Religionen nur übersetzt haben in ihre Sprachen. Ihm müssen wir nachleben, ihm

Digitized by Google

müssen wir uns ganz hingeben, aus tiefstem Wissen um das Sein. Dann können wir auch gläubig vertrauen, daß wir eingehen werden in das große Mysterium des Seins, in tausend neue Verwandlungen und Seinsstufen, wenn wir nur erst einmal den Anschluß gefunden haben an die Harmonie mit dem Unendlichen.

„Harmonie ist im obersten Sinne auch das Maßverhältnis der Gesetze untereinander, das sie gemeinsam zur Dauer führt. Harmonie ist das Endziel aller Entwicklung, das Wort im alten Sinne genommen. Mit dem Erreichen des gegenseitigen Ausgleichens aller Optima schließt erst der Entfaltungsprozeß. Darum ist alles Geschehen nur ein stetes Spiel und Widerspiel von Ausgleichserscheinungen. Einheitlich ist es in dem Sinn (wie das Aristoteles und von den neuen Denkern auch W. Wundt ausgesprochen haben), daß nichts auf der Welt ist, was nicht auf Bewegung zurückgeführt werden könnte, die auf dem Streben nach einer Gleichgewichts- oder Ruhelage beruhen. Herstellung der Harmonie erscheint uns als der Weltprozeß"...

Wenn Francé von Anpassung an die Umwelt spricht, meint er natürlich nicht Anpassung an einen liederlichen Zeitgeist. Vielmehr hat sich dieser Freund des Waldes, der Feind der Großstadtmassen, eine strenge Lebensinsel geschaffen, auf der er sein „Lebensoptimum" herausgestaltet und in seinen vielfältigen Büchern ausstrahlt.

Daß ich in mancher Kulturauffassung von ihm abweiche, z. B. in bezug auf die Christusgestalt, die ich als heldisch und kosmisch empfinde und als meinen höchsten Meister ehre, steht auf einem andren Blatt. Auch soll bei unsrem ganz allgemein gestalteten Querschnitt nicht untersucht werden, wie weit Francé der Glückseligkeits-Theorie des Aufklärungszeitalters nahesteht, obwohl er Wert und Segen auch des Leides nicht unterschätzt. Die aufbauende Stimmung des Ganzen ist für uns das Entscheidende.

Raoul Francé hat eine reizvolle Gabe, in gleichsam plaudernder Weise den Leser festzuhalten und von Punkt zu Punkt zu führen. Wer sich in sein Gesamtwerk einlesen will, beginne etwa mit den kleineren Schriften „Vom Sinnesleben der Pflanze" oder mit den gehaltvollen Betrachtungen „Ewiger Wald".

* * *

Es ist gewiß manchem Leser nicht unerwünscht, daß wir den Rahmen dieses Tagebuchs erweitern und nicht nur über die politische Gesamtlage (die jetzt auf totem Punkte steht), sondern auch über Kulturfragen unsre Gedanken aussprechen. Es gibt einige Probleme ersten Ranges, über die wir bisher im „Türmer" nur zurückhaltend, nur von ferne unsre Meinung angedeutet haben. Weshalb? Weil manche Fragen nur leidenschaftliches Gezänk, doch keinen sachlichen Austausch hervorzurufen pflegen. Und da macht der Türmer nicht mit. Bei aller ruhigen und festen eigenen Überzeugung ziemt es uns nicht, den allgemeinen Hader im zerrissenen Deutschland zu vermehren. Dies gilt auch von der jetzt vielumfehdeten Anthroposophie und ihrem Führer Dr. Rudolf Steiner.

Raoul Francé bleibt mit Bewußtsein auf erforschlichem Boden und begnügt sich damit, Unerforschliches still zu verehren. Aber Theosophie nebst Anthroposophie will

Digitized by Google

die Grenzen des Erforschlichen sprengen und in das übersinnliche Reich eindringen, vor dem das wissenschaftliche Forschen bisher in Ehrfurcht halt gemacht und wohin höchstens der Dichter und Künstler ahnungsvolle Streifzüge unternommen hat. Und zwar behauptet sie, man könne mit „wissenschaftlicher Methode", d. h. durch planmäßige Übungen, Organe für die übersinnliche Welt ausbilden. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht Steiners Buch: „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?" Dort betont er gleich im ersten Satz: „Es schlummern in jedem Menschen Fähigkeiten, durch die er sich Erkenntnisse über höhere Welten erwerben kann" — ein kühnes, ein gefährliches Wort der Verlockung! Und er fährt fort: „Der Mystiker, der Gnostiker, der Theosoph sprechen von einer Seelen- und Geisterwelt, die für ihn ebenso vorhanden sind wie diejenige, die man mit physischen Augen sehen, mit physischen Händen betasten kann. Sein Zuhörer darf sich in jedem Augenblick sagen: wovon dieser spricht, kann ich auch erfahren, wenn ich gewisse Kräfte in mir entwickle, die heute noch in mir schlummern."

Da haben wir in wenigen Worten Steiners Ausgangspunkt. Er gibt nun als Führer jedem seiner Jünger, der in die inneren Kreise zugelassen ist, bestimmte Meditationen, d. h. Übungsformeln, die das „innere Schauen" je nach Wesensart und Reifestufe des Betreffenden entwickeln sollen. In seinen Büchern „Theosophie" und „Die Geheimwissenschaft im Umriß" entwirft dann der ebenso bedeutende wie eigenartige Mann ein großzügiges System von der Gliederung der höheren Welten, vom Entstehen und Werden des Kosmos, der Planeten, des Menschen durch Jahrmillionen hindurch; und in den Werken „Das Christentum als mystische Tatsache" und „Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens" nimmt er insbesondere zum Christentum Stellung, wozu man freilich noch neuere Schriften und seine zahllosen, nur in Maschinenschrift den Mitgliedern zugänglichen Vorträge hinzunehmen müßte.

Es ist eine ungeheure spekulative Kosmogonie. Sie erinnert an die Gebilde des Neuplatonismus und der Gnostik, ohne Zweifel anregend für die dichterische Phantasie (ich denke mit Vergnügen an die Aufführungen zurück, in denen Steiner seine Schauungen dramatisch zu veranschaulichen bestrebt war), gefährlich für den Menschen, in dem sich solche Spekulationen und Visionen dogmatisch verhärten, als ob er nun absolute Wahrheit besäße — Wahrheit über ein fließendes Gebiet jenseits des Sichtbaren, wo die über und in dem Leben wirkenden Kräfte, Mächte oder Wesenheiten in flutender Bewegung walten, viel zu gigantisch oder viel zu feingespinstig, um sie anders zu fassen als in ahnenden Formen der Kunst, Dichtung und religiösen Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Steiner aber will feste Wissenschaft geben: „Geisteswissenschaft".

Hier setzte die Kritik ein; besonders als die Bewegung durch Aktiengesellschaften und Millionenbau und soziale Dreigliederung als Machtgebilde nach außen drang. Und zwar widerstrebte die Wissenschaft ebenso wie die Vertretung der Religion. Der evangelische Theologe und die katholische Kirche sind — mit etlichen Ausnahmen natürlich — einig in der Ablehnung der Anthroposophie, da sie durch diesen uferlosen neuen Gnostizismus alle Grenzen verwischt und alle Begriffe verunreinigt fühlen.

Digitized by Google

Wir wollen hier in keine Kritik eintreten. Nachdem ich selber von etwa 1910 bis 1915 die Bewegung studiert hatte, zog ich mich nach und nach davon zurück, nicht undankbar, nicht gehässig, aber doch überzeugt, daß man hier der subjektiven Einbildung oder der Suggestion des beherrschenden Führers schlechterdings nicht entrinnen könne.

Auch das Gute der Bewegung — Belebung der Phantasie, kosmische Erweiterung des Weltbildes, Kampf gegen Materialismus — ward leider von einer tosenden Staubwolke oft recht schnöden Haders verunreinigt. Und diese Gehässigkeit hat nun einen Gipfelpunkt gefunden, indem man in der Silvesternacht 1922 — denn es liegt jedenfalls böswillige Brandstiftung vor — den Tempel zu Dornach bei Basel niedergebrannt hat.

Der Schweizer Dichter Albert Steffen, ein Anhänger der Steinerschen Gruppe, schreibt darüber in der Wochenschrift „Anthroposophie" (Jahrgang IV, Nr. 28):

„Mit Geist, Seele und Leib hat Dr. Steiner an dem Bau gearbeitet. Er hat ihn bis in die Einzelheiten selbst entworfen, ist seinen Mitarbeitern im Schnitzen und Malen vorangegangen. Er hat sein Herzblut hineingegossen... Gespräche, die einem hinterbracht wurden, daß dem Bau etwas drohe, bedrückten seit langem die Seele. Obwohl man auf solche Gerüchte, die selten faßbar waren, kein Gewicht legen wollte, erfüllten sie doch mit einer namenlosen Unsicherheit. Schmähbriefe und Zeitungsartikel anonymer Schreiber verdichteten diese Atmosphäre. Umsonst suchte man der Lüge und der Verleumdung das Wahre entgegenzustellen. Man fand in der maßgebenden Presse keinen Widerhall. Sogar der Beweis, daß die Feinde mit gefälschten Briefstellen arbeiteten, wurde nicht beachtet. Im Gegenteil, die Zeitungen ließen sich eher von jener Gegenpartei niedersten Niveaus mit Stoff versehen. In dieser Nichtbeachtung unserer Rechtfertigungen, in dieser leichtfertigen Kolportage des Unwahren liegt (es muß dies einmal deutlich ausgesprochen werden) ein nie wieder gut zu machendes Unrecht... Die ganze Nacht hindurch stand der Bau in hellen Flammen. Am längsten hielten sich die großen Säulen und das Westportal, die noch bis gegen 7 Uhr morgens aufrecht standen... Dr. Steiner umging den Bau, schweigsam, ohne ein Wort zu sagen. Nur einmal vernahm ich, wie er zu jemand sprach: ‚Viele Arbeit und lange Jahre.' Am Morgen stand Dr. Steiner, der alles überschaute, immer noch da. ‚Wir fahren mit den angesagten Vorträgen fort', sagte er und gab Anweisung, daß die Schreinerei von den Wasserlachen der Spritzen und vom Schmutz der Schuhe gereinigt würde. Nachmittags punkt 5 Uhr versammelten sich die Spieler zum Dreikönigsspiel, dem Programme gemäß. Der Erzengel, Joseph und Maria mit dem Kinde, die drei Könige aus dem Morgenlande, der Page und der Wahrsager, die Pharisäer, Herodes, der Henker und der Teufel. Dem Engel Gabriel, der den Zuhörern das glückselige Neujahr entbot, versagte eine Minute lang die Stimme, er wartete ruhig, bis sie wiederum, frei von schluchzenden Lauten, zu dem gewohnten Wohlklang zurückkehrte, er wurde eher damit fertig, als das erschütterte Publikum. Dann begann das Spiel. Die Darreichung der Geschenke, die Flucht der Eltern, der Mord der Kinder, der Höllengang des Herodes. Und wie damals die Spieler (es waren ja lauter Mitarbeiter des Goetheanum, Maler, Musiker, Schnitzer,

Digitized by Google

Schreiner, Lehrer) singend den Rundgang durch den Raum machten, wußte jeder: Jetzt sind wir alle miteinander verbunden. Jetzt überwindet uns keiner mehr. Und ihr Lehrmeister, Dr. Steiner, ist von dieser Stunde an der Liebe aller derer sicher, die eines guten Willens sind. Die aber, die eines bösen sind, mögen mit sich selber fertig werden"...

Wie man sich auch zur Anthroposophie stelle: wir achten diese Gesinnung. Freilich macht die Zeitschrift „Theosophie" darauf aufmerksam, daß bei andrer Gelegenheit, als in einer kampfreichen Versammlung ein Gegner der anthroposophischen Auffassung weinend unter den Angriffen zusammenbrach, dies von den beherrschenden Führern „etwas brutal als hysterisches Schreien bezeichnet" wurde. Und damit wird eine Seite berührt, die in der Tat Angriffsflächen bietet: die Kampfweise der Anthroposophen selber ist durchaus nicht immer von reifer Ruhe, von Weisheit oder von Liebe diktiert. Wir denken mit Schmerz an die Tatsache zurück, daß selbst Dr. Steiner den Grafen Keyserling in öffentlicher Versammlung als „Lügner" gebrandmarkt hat, so daß dieser, wie er bekannte, den von ihm erstrebten Versuch endgültig aufgeben mußte, sich mit dem Führer der Anthroposophen in sachlicher Fühlungnahme auszusprechen. Andererseits läßt aber auch die Form, in der sich Dr. Johannes Müller in seinen grünen Heften gegen die „Steinerei" wandte (man könnte mit noch größerer sprachlicher Leichtigkeit von „Müllerei" sprechen, aber was ist damit gewonnen? Nur Verärgerung, keine Überzeugung!) — wie gesagt: die Art und Weise, wie sich Müller gegen Steiner ausgesprochen hat, läßt auch keine Möglichkeit mehr zu sachlichem Gedankenaustausch. Es ist deutsche Unart, den Gegner möglichst verächtlich zu machen. Sich persönlichen Verdruß von der Leber herunterreden, mag eine Erleichterung sein, heißt aber noch lange nicht die Sache der Allgemeinheit fördern. Nun sitzt Müller auf seiner Elmau, Steiner auf den Trümmern seines Dornach, Graf Keyserling im Neuen Palais zu Darmstadt — und keiner will vom andren was wissen!

Dieser kurze Blick auf die Anthroposophie möge für heute genügen.

* * *

Inzwischen ist der anthroposophischen Gesamtstimmung, wenn auch in besondren Formen, unabhängig, ein neuer Vorkämpfer erstanden. Der frühere Berliner Prediger Dr. Friedrich Rittelmeyer hat sich in Stuttgart niedergelassen und von dort aus eine Christengemeinschaft gegründet, die „von der anthroposophischen Bewegung finanziell und organisatorisch völlig unabhängig", doch „ohne die Anthroposophie niemals hätte in Angriff genommen werden können". Ihre Aufgabe ist zunächst, besondere Feiern, sogenannte „Lebensweihen" zu veranstalten, die die Christuskraft in die Welt einströmen lassen und vielleicht neue „Zeiten der Christusoffenbarung vorbereiten". Wie Rittelmeyer mitteilt, haben 50 Menschen ihre bisherige Stellung aufgegeben, um in 25 deutschen Städten gleichzeitig mit der Bewegung zu beginnen.

Immer wieder rührt und ergreift in solchen Versuchen der schöne Idealismus. Jedoch darf es wohl ebenso berechtigt sein, die Wirkung der gewählten Mittel von vornherein zu bezweifeln. Wir hörten in Erfurt einen Vortrag Rittelmeyers und — offen gestanden — waren enttäuscht von der vereinsmäßigen, nüchternen Einstellung

Digitized by Google

des Ganzen, nicht nur des Vortrags selber, der sich offenbar der Umgebung anpaßte, sondern noch mehr der anschließenden Erörterung, die — so weit wir vernahmen — einen bedenklichen Tiefstand bekundete, wobei Halbbildung ja so gern das Wort nimmt. Und von solchen Winkelklubs soll erneuernde Schwungkraft ausgehen?! Die ersten Christen standen unter dem Eindruck aufwühlender Ereignisse, die mit der Person ihres Meisters zusammenhingen; da mochte man wohl aus erschütterndem Erlebnis heraus „mit neuen Zungen reden". Aber hier und heute? In solchen Vereinsformen „Christuskraft" verbreiten?

Wir haben schon einmal im „Türmer" einen offenen Brief des Lichterfelders Wilhelm Spieker an Friedrich Rittelmeyer abgedruckt (Oktober 1922); eine Antwort darauf ist, unsres Wissens, nicht erschienen. Nun richtet derselbe Theologe in der „Christlichen Welt" gleich drei Schreiben an jenen ebenso edlen wie seltsamen Wanderprediger, wovon wesentliche Stellen hier Mitteilung verdienen, weil sie für die geistige Lage der Gegenwart überaus bezeichnend sind („Christliche Welt", Nr. 9/10, 8. März 1923).

Diese drei Briefe stellen eine anscheinend beabsichtigte Steigerung dar. Im ersten heißt es:

„... Was ich Ihnen zu sagen habe, konnte und wollte ich Ihnen nicht im Kreise Ihrer zahlreichen Berliner Freunde in gewohnter offener Aussprache mitteilen, weil es zunächst vor das Forum der Theologen gehört. Überdies hatte ich bei meiner letzten öffentlichen Aussprache am Mittwoch abend, den 17. Januar, den peinlichen Eindruck, daß ich durch meine fortgesetzte entschiedene Stellungnahme gegen Rudolf Steiners Anthroposophie im Kreise Ihrer Berliner Freunde im Laufe der Jahre Ihre Geduld bis an die äußerste Grenze in Anspruch genommen habe. Aber auch an dieser Stelle möchte ich nochmals nachdrücklich betonen, was ich Ihnen gestern nach der „Lebensfeier" bereits unter vier Augen versicherte, daß ich den persönlichen Verunglimpfungen Dr. Steiners durchaus fernstehe, weil ich es für eine Ehrenpflicht halte, Geisteskämpfe nur mit geistigen Waffen rein sachlich zu führen.

Sie können sich wohl kaum eine Vorstellung davon machen, verehrter Herr Doktor, wie tief enttäuscht ich mit vielen Ihrer Berliner Verehrer war, als Sie nach den unvergleichlich gehaltvollen Vorträgen der ersten drei Tage Ihres Berliner Aufenthalts am Freitag abend in der Robert-Zelle-Realschule den Inhalt Ihrer neuen Gottesdienste der „Menschenweihe" mit anerkennenswerter Offenheit darlegten. Zwei anerkannt tüchtigen Theologen, mit denen ich Ihre Vorträge hörte, ging es ebenso wie mir. Wir standen zunächst einem völligen Rätsel gegenüber.

Immer deutlicher war es mir in den letzten Wochen und Monaten bei meiner Vertiefung in die Steinersche Anthroposophie geworden, daß diese mächtige Bewegung, wenn sie zum Siege gelangte, eine gefährliche Vorstufe der Rekatholisierung bilden würde. Und als ich Ihnen diese meine Befürchtung in unserer letzten öffentlichen Aussprache am 17. Januar rückhaltlos aussprach, da versicherten Sie mir vor der großen Versammlung, daß meine Angst unbegründet sei, weil Sie überhaupt keine Steinersche Anthroposophie in Ihre neue Gemeinschaft

Digitized by Google

hereintragen wollten, ja, daß Sie vielmehr die Hoffnung hätten, in Ihrer überkonfessionellen Gemeinschaft dem Katholizismus seine besten Kräfte zu entziehen und ihn dadurch allmählich für die neue Geistesgemeinschaft zu gewinnen.

Wie maßlos war daher unser aller Erstaunen, als Sie am Freitag abend, offenbar etwas zaghaft und vorsichtig, für den Sachkenner aber ganz deutlich, enthüllten, daß Sie nicht nur die sieben Sakramente der katholischen Kirche wieder aufnehmen und neu beleben, sondern geradezu die Messe mit Transsubstanziation, Messedienern und Weihrauch neu beleben wollen. Nun habe ich gestern dieser neu belebten katholischen Messe wirklich beigewohnt und stehe noch ganz erschüttert unter dem Eindruck all der Gedanken, die auf mich einstürmten. Wie ich Ihnen gestern, unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes, schon sagte, liegt es mir durchaus fern, ehrfurchtslos und selbstbewußt zu urteilen und zu richten, weiß ich doch aus unseren häufigen öffentlichen und privaten Aussprachen im stürmischen Winter 1919, wie treu und ernst Sie Ihren Beruf nehmen, und wie Sie in so unvergleichlich wohltuender Weise nicht nur fleißig Erarbeitetes, sondern ausschließlich persönlich Erlebtes vor die Gemeinde bringen.

Um so erschreckender und erschütternder aber war und ist es für mich, daß Sie so bald nach Ihrem Übertritt in den Anthroposophischen Verlag die von mir gefürchteten letzten Konsequenzen der Steinerschen Anthroposophie so rückhaltlos gezogen und verwirklicht haben. Es ist hier nicht der Ort, und meine warme Freundschaft zu Ihnen, lieber Herr Doktor, verbietet es mir, hier im einzelnen scharfe Kritik zu üben an dem, was Ihnen so innerstes Heiligtum und heiligstes Wollen ist. Aber der Ernst der Zeit und die Sorge um die Zukunft unseres lieben deutschen Vaterlandes gebieten es mir, Sie ernstlich zu warnen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Wohin soll es denn führen, wenn wir nach all dem Furchtbaren, das wir seit dem 1. August 1917 erlebt haben, wenn wir nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges, der für den Tieferblickenden ein Sieg des Papsttums war, wenn wir nach dem Zusammenbruch der Staatskirche und der offenkundigen Armut der evangelischen Kirche an Realitäten zurückkehren sollten zu dem römischen Kultus, den unser deutscher Luther mit Keulenschlägen zertrümmert hat..."

Im zweiten Briefe Spieckers heißt es schon schärfer:

„... Alle Worte und Gedanken Ihrer deutschen Messe verfolgen ja nur den einen Zweck, den Hörer und Teilnehmer an der Eucharistie suggestiv einzuführen in die mystische Welt gesteigerten religiösen Empfindens. Fast noch mehr tritt in den Vordergrund Ihres „Tatgottesdienstes" die Versetzung des fungierenden Priesters in einen Zustand übersinnlicher Weihe und Ekstase, damit er würdig sei, die sakramentale Wandlung zu vollziehen und das Opfer für die Gemeinde Gottes darzubringen.

Unwillkürlich wurde ich, als mir der widerliche Weihrauchgeruch Reminiszenzen aus meiner Kindheit und Jugendzeit wachrief, hineinversetzt in Stunden peinlicher Vergewaltigung, die ich in der katholischen Kirche meines rheinischen Heimatortes Boppard als Schüler des dortigen Jesuitengymnasiums während der Totenmesse für verstorbene Lehrer miterleben mußte...

Digitized by Google

Mit Recht hat Heinrich Lhotzky vor Jahren schon in einem der ersten Hefte der Grünen Blätter, in Anlehnung an Paulus, darauf hingewiesen, wie gefährlich es ist, Göttliches auf rein psychischem Wege vermitteln zu wollen, wie dagegen die Vermittlung auf rein pneumatischem Wege allein im Geiste Jesu Christi sei und gesunde Früchte bringen könne. ‚Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben', das bleibt ewig gültiges Naturgesetz in der Geisteswelt. In Ihrem Gottesdienst aber suchen Sie mit den Mitteln Steinerscher Suggestion göttliche Geistesgaben zu erzwingen, sowohl für den amtierenden Priester wie für die feiernde Gemeinde. Das muß zu krankhaftem religiösen Leben führen. Und wenn Sie mir nach dem Gottesdienst versicherten, Sie hätten in Stuttgart schon die Erstarkung der Teilnehmer an der deutschen Messe in ermutigender Weise erlebt, so kann ich nur sagen: „Wir wollen einmal abwarten, wohin Sie Ihr neuer Weg in zwei bis drei Jahren geführt hat." Ich könnte das ja ruhig abwarten, wenn nicht die furchtbare Gefahr bestünde, daß Sie in unserer zerfahrenen Zeit, wo nach Ihrer eigenen Erfahrung zahlreiche ‚Gebildete' aus der Öde protestantischer Gottesdienste in die wohlige Wärme der katholischen Eucharistie im Kloster Beuron, Maria Laach und anderswo flüchten, unwiederbringlicher Schaden an Menschenseelen entstünde...

Was dieser Christusgeist aber in Wirklichkeit ist, das werden Sie mit Schrecken gewahren, wenn Sie einmal erkennen werden, wie furchtbar es sich rächt, wenn man, wie Steiner, vom Baum der Erkenntnis nascht und Geheimnisse enthüllen will, vor denen wir ehrfürchtig stillstehen sollen. Eritis sicut Deus, das klang bedenklich auch aus Ihren Vorträgen heraus, die nach Anhörung der deutschen Messe in einem ganz anderen Licht erscheinen als vorher. Es ist eben verhängnisvoll, daß Sie Steiner gefolgt sind auch in seine perverse Christologie hinein. Wenn er den israelitischen Jüngling Jesus erst in der Taufe den ‚Christusgeist' empfangen läßt, und wenn er in dem nackt aus dem Nichthause fliehenden Jüngling den entweichenden ‚Christusgeist' erblickt, dann zeigt er deutlich, daß er mit dem Jesus von Nazareth der Schrift nichts zu tun hat, der schon als zwölfjähriger Knabe seinen Eltern erklärte: ‚Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?' Es war doch sehr bezeichnend, wie der amtierende Priester am Sonntag das Evangelium vom zwölfjährigen Jesus verstümmelte und verkürzte"...

Der dritte Brief endlich geht vollends zu scharfem Angriff gegen Steiner vor:

„... Die Tatsache, daß Sie jetzt, wo wir uns alle zusammenfinden und enggeschlossen scharen sollten um das Banner der Reformation, das durch die Rekatholisierungsversuche Roms ernstlich gefährdet erscheint, daß Sie gerade jetzt eine Neubelebung des deutschen Volkes auf religiösem Gebiet durch Einführung der mit Steinerscher Mystik erfüllten Gedanken und symbolischen Handlungen des Parzival verwirklichen zu können hoffen, daß Sie in gegenwärtiger eiserner Zeit, wo alles auf dem Spiele steht, unsere evangelischen Volksgenossen in die schwüle Atmosphäre der Romantik zurückführen wollen, die vor hundert Jahren die Schlegel und Genossen verführt hat, ist mir nur verständlich, wenn ich mir sage, daß Sie sich von dem dämonischen Zauber der Rudolf Steinerschen Anthroposophie haben blenden lassen. Denn das ist meine auf gründ-

Digitized by Google

lichem Studium beruhende Überzeugung, daß Rudolf Steiner ein dämonischer Blender in Lichtgestalt ist...

... Während Sie in Ihrer zweiten Predigt ausdrücklich betont haben, daß wir uns dieses Organ, das reine Herz, nicht selbst verschaffen oder anzüchten können, sondern es uns mit dem Psalmisten erbitten: ‚Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz' — folgen Sie jetzt ungehemmt Rudolf Steiner auf seiner verhängnisvollen Bahn in die Dämonenwelt, zu welcher das Hellsehen oder das Traumorgan die Eingangspforte bildet. Christoph Blumhardt aber, auf diesem Gebiete wohl die höchste Autorität, erklärte mir kurz vor Ausbruch des Weltkrieges: ‚Ich habe die Eingangspforte zur Dämonenwelt, die mein Vater, der Not gehorchend, bei Durchführung seines Entscheidungskampfes in Möttlingen, geöffnet hatte, längst wieder geschlossen und verrammelt; und kein Mensch und kein Teufel soll sie mir wieder öffnen, denn', so fügt er ernst hinzu, ‚ich und meine Familie haben unsagbar gelitten durch die Berührung mit der Dämonenwelt, und ich kann nicht ernst genug vor jeder Beschäftigung mit dem Okkultismus warnen.' Er meinte damit nicht nur die Beschäftigung mit dem Spiritismus, Spiritualismus usw., sondern auch Rudolf Steiner, den er als ganz besonders gefährlich durchschaut hat. Blumhardt konnte gelegentlich ganz unbefangen kindlich, wie Jesus, von Engeln und Engelbesuchen reden, aber wie sein Herr und Meister vermied er es geflissentlich, den Schleier vor der Dämonenwelt zu lüften, wenn nicht Gefahr vorlag und praktische Gründe ihn dazu nötigten...

Und sehen Sie, verehrter Herr Doktor, das war es, was mich und viele so unwiderstehlich zu Ihnen hinzog, daß wir spürten, wie nahe Sie an Jesus herangekommen waren und wie tief Sie ihn verstanden. Da kam leider Steiner mit seinem unseligen Hellsehen und droht alles zu verderben. Ich aber halte an der Hoffnung fest, daß ich es noch erleben werde, daß auch Sie dem Kultus wieder den Rücken kehren und die Quelle des Lebens wieder aufsuchen, die in dem historischen Jesus Christus entsprungen ist und heute wieder Ströme des lebendigen Wassers ergießen will in das dürstende Geschlecht unserer Tage"...

Dies ist das Wesentliche aus drei langen Schreiben eines evangelischen Christen, der durch Blumhardts Schule gegangen ist. Man darf gespannt sein, was Friedrich Rittelmeyer antwortet — und ob er überhaupt antwortet. Bis jetzt ist uns nichts zu Gesicht gekommen.

* * *

Über Politik haben wir mit Absicht in diesem Heft geschwiegen. Wir sagten nur nebenbei, daß sie auf einem toten Punkt stehe. Man nehme die zwei gleichzeitigen Tatsachen: einerseits die schamlose Verurteilung der Kruppschen Direktoren, diese Affenkomödie der Franzosen — andrerseits die englische und die italienische Antwortnote, die uns wegen ungenügenden Angebots abkanzeln, ohne auch nur mit einem Wort der Ruhrschmach zu gedenken! Man schämt sich bitterlich. Kein deutscher Politiker großen Formats, der eine wirksame Antwort oder Gegenmaßnahme fände!

F. L.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Erinnerung an Peter Gast

Im Herbst 1898, bei der Begründung der Zeitschrift „Kynast", lud ich Peter Gast zur Mitarbeit ein. Er äußerte sich über unser Vorhaben mit warmer Zustimmung und nahm an. Manchen Beitrag, manchen Hinweis verdankte ich seiner Teilnahme. Seitdem bin ich mit ihm in dauernder Verbindung geblieben bis zu seinem Tode.

Seine persönliche Bekanntschaft machte ich erst 1902 in Weimar, im Hause der Schwester Nietzsches, Frau Elisabeth Förster: der hochgelegenen Villa Silberblick, wo der Philosoph in die Ewigkeit eingegangen war. Gast stand, ein kräftiger, breitschultriger Mann mittleren Wuchses mit mächtigem Kopf, hoher Stirn, dunkelwallendem buschigen Haar und lebhaften Augen, abseits in der Menge der Besucher, bemüht, im Verborgenen zu bleiben. Die Eingeweihten wußten aber, wieviel der Mann für die Entzifferung des Nachlasses Nietzsches bedeutete, der schon im Leben der einzige Jünger und Mitarbeiter des Denkers, ihm die Treue über das Grab hinaus gewahrt und sich selbstlos in den Dienst des Archivs gestellt hatte.

Denn Gast war von Hause aus Musiker — mit bürgerlichem Namen Heinrich Köselitz — der sich mit dem wenig älteren Nietzsche durch die gleiche Liebe zur Philosophie und zur Kunst, insonderheit zur Tonkunst verbunden fühlte. Er allein war geistig dem Freunde ebenbürtig, wie dies schon seine feinen Einführungen in die „Werke" beweisen. Ein Meister auch er: das wird die Nachwelt mehr und mehr erkennen. So mußte er allein Ersatz bieten für alle die, deren Anerkennung und Freundschaft Nietzsche verlor: Karl Hillebrand, der die ersten drei „Unzeitgemäßen Betrachtungen" warm begrüßt hatte und den der Tod wegnahm, Deußen, der im Banne Schopenhauers verharrte, Heinrich von Stein, der der Sache Richard Wagners treu blieb, Richard Wagner, der die eigene Bahn unbeirrt verfolgte.

Die Leitung eines Weimarer Blattes brachte mich mit Gast häufig in Berührung. Einen Stammtisch im „Jungbrunnen", in der Schillerstraße, den wir einrichteten und an dem der Musiker Alois Obrist, der Arzt Dr. Vulpius, der Baurat Eelbo, später auch der Romanschriftsteller Hans Hoffmann teilnahmen, besuchte er oft, so zurückgezogen er sonst lebte. Damals, obwohl in der Mitte der Fünfziger, war er noch Junggeselle. Einige Jahre später verheiratete er sich mit einer obersächsischen Landsmännin. Als er seine Tätigkeit im Archiv zu Weimar für beendet ansah, übersiedelte er, nach dem Tode seines Vaters, Staatsrats in Annaberg im Erzgebirge, dorthin in das väterliche Haus.

Am Klavier hatte mir Gast in seinem Junggesellenheim, in der Meyerstraße, dem Bahnhofsviertel gelegen, die Ouvertüre seiner komischen Oper „Der Löwe von Venedig" vorgespielt, die 1891 in Danzig mehrmals aufgeführt, dann aber in Vergessenheit geraten war. Er trug sich mit der Absicht, sie neu zu instrumentieren; ein Vorhaben, das er im letzten Annaberger Jahrzehnt seines Lebens fast vollendet hat.

Der Eindruck von seiner eigenen Musik war ein bezaubernder: so viel Anmut, Wohllaut, Heiterkeit kam in ihr zum Ausdruck. Begierig, ihn zum Schaffen anzuregen, legte ich ihm 1902 die Komposition der Musik zu dem Frühlingsspiel „Walpurgis" nahe, mit dem wir das Harzer Bergtheater im Juli eröffnen wollten. Nach einigen Bedenken wegen der Kürze der Zeit nahm Gast an und schuf binnen wenigen



Digitized by Google

Wochen das Vorspiel, den Einzugsmarsch des Maigrafen, den Maireigen der Mädchen, zwei Volkstänze und das Schwertlied; insgesamt 6 Musikstücke, die bei den zahlreichen Aufführungen sich ins Herz der Hörer schmeichelten und unbestrittenen Beifall errangen. Damals kannte niemand seinen Namen als Tonsetzer; dem Kritiker einer großen Provinzialzeitung erschien er als eine halb mystische Figur, dessen „Kapellmeistermusik" Nietzsche offenbar aus Freundschaft sehr überschätzt habe.

Nach seiner Verheiratung wohnte Gast in Weimar in der Inneren Erfurter Straße, nahe dem Hoftheater, wo ich ihn nochmals besuchte. Er empfing mich mit der alten Wärme und Herzlichkeit seines offenen, rückhaltlosen Wesens. In Gesellschaft oft schweigsam, ging der behäbige Mann im Gespräch ganz aus sich heraus und konnte sogar ins Feuer geraten. Sprach er über Italien, über die Renaissance, erläuterte er Auffassungen Nietzsches oder seine eigenen, so vermochte kein Hörer sich dem Eindruck seiner hochgebildeten, wahrhaft zähen und unabhängigen Persönlichkeit zu entziehen. Geist, Witz, Laune: er verfügte über alles.

Ein gütiges Schicksal ersparte es ihm, Deutschland im Elend zu sehen. Es umschattete seine Augen; und, ein blinder Seher, ging er (1918) hinüber in das Reich des Lichtes, dem seine unsterblichen Melodien entstammen.

Dr Ernst Wachler

*

## Zum Tode der Großherzogin von Baden

Von allen Mitgliedern landesfürstlicher Familien in Deutschland war wohl kaum eine zweite Person so allgemein beliebt, so ganz ein Stück Landesgeschichte, so verantwortungsbewußt und bei aller hoheitsvollen Zurückhaltung und Beherrschtheit so herzlich treu der Heimat und allen Kreisen der Bevölkerung zugetan wie die Großherzogin Luise von Baden, die am 24. April, 84jährig, in Baden-Baden gestorben ist.

Es hat nichts mit monarchischer Gesinnung, überhaupt nichts mit Staatspolitik zu tun, wenn hier einer Frau ein flüchtiger Nachruf gewidmet wird, die aus ihrem Kreise weit hervorragte, die als Mensch ein leuchtendes Beispiel an Pflichterfüllung, Opferwilligkeit, Güte und Klugheit gewesen, und die an der Seite eines deutschen Fürsten geschritten ist, der gleichfalls als Mensch wie als Regent eine goldene Spur in seinem Erdendasein hinterlassen hat. Dies nicht als Entschuldigung, auch nicht zum Vorbeugen, sondern um zu betonen, daß diese edle Frau zu gut wäre für politische Abwägung, denn ihre Menschlichkeit ist weit erhaben gewesen über allen staats- und parteipolitischen Zank.

Die Großherzogin Luise kam 1856 als junge Gattin des badischen Thronfolgers nach Karlsruhe; sie kam aus Preußen, die einzige Tochter Kaiser Wilhelms I., damals noch Prinz von Preußen. Sie faßte ihre neue Aufgabe mit ganzem Herzen und mit freudigen Sinnen an; sie wollte die Landesmutter des badischen Großherzogtumes sein. In diesem Geiste der Fürsorge für die Frauen, die Jugend, die Kranken und die Armen ist sie überall, vom Schwarzwald bis zum Neckar, mit guten Werken, mit erfolgreichen Einrichtungen, mit schöpferischen Ideen während eines ungewöhnlich langen Lebens unermüdlich hervorgetreten. Ja, sie hat ihren Räten oft viel zu leisten aufgegeben, und hat von ihren Hofdamen eine Ausdauer und eine Frische verlangt, die oftmals das Menschenmögliche überstiegen haben.

Aber rege und aufnahmebereit wie ihre ganze Veranlagung war, suchte sie auch auf anderen als rein notlindernden Gebieten anregend und fördernd zu wirken, wie überhaupt die Höfe der deutschen Staaten vielfach — und in hohem Maße in Baden zur Zeit Friedrichs I. (1907 †) — das Kultur- und Kunstleben stark beeinflußt haben. In der Art, wie sie sich in alles zu vertiefen gewußt hat und wie sie allem, was um sie herum vorging, mit dem einzigen Wunsche nähergetreten ist, es zu verstehen, in die Gedankenwelt anderer einzudringen und helfend einzugreifen, wo es nottat — in dieser fürsorglichen Gesinnung war sie als preußische Prinzessin erzogen worden. Sie hatte lernen müssen, jedermann gegenüber Anpassungsfähigkeit im Zeitraume einer

Digitized by Google

Sekunde zu gewinnen und mit echt weiblicher Art einen nie versagenden Born kleiner, persönlicher und verborgener Vertrautheiten mit den Menschen bereitzuhaben. Sie hat in dieser Hinsicht ans Fabelhafte grenzende Beweise improvisierter Schlagfertigkeit an den Tag gelegt und ihre Umgebung oftmals in Ratlosigkeit versetzt, wenn sie aus ihrem ungeheuren Gedächtnis Anknüpfungspunkte beim unerwarteten Zusammentreffen mit allen möglichen Personen hervorholte.

Noch in den letzten Jahren war diese seltene Gabe, Namen und Zahlen zu behalten, bei ihr zu beobachten. Rührend war in früherer Zeit die liebevolle, mütterliche Art, mit der sie sich regelmäßig im Schlosse der kleinen Kadetten der Karlsruher Offiziersschule anzunehmen pflegte; von jedem einzelnen wußte sie Kleinigkeiten aus seinem Leben, die sie sich eingeprägt hatte und an denen fortzuspinnen ihre stille Freude war.

In den Kriegsjahren verzehnfachte sie ihren Wirkungskreis. Sie war buchstäblich von morgens bis abends unterwegs. Vor allem in den Lazaretten und in den Frauenvereinen nicht nur der Residenz, sondern des ganzen Landes ging sie ein und aus, ein Beispiel zähester Selbstverleugnung und erfüllt von dem friderizianischen Lebensziele, des Volkes erste Dienerin zu sein. So wurzelte ihre große Beliebtheit und Verehrung, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wurde, in der volkstümlichen, leutseligen und mit ehrlicher Sympathie angenommenen süddeutschen Art, deren Grundzug unbefangene Treuherzigkeit ist.

Sie allein verkörperte in der Vorstellung des Volkes nach dem Tode ihres Gemahls das großherzogliche Haus. Sie gehörte mit zum Lande, zum Volke; um so mehr, seit sie Witwe war und zumal als jeder merkte, daß sich das junge Großherzogspaar die Herzen zu erringen wenig Mühe gab. Wenn die Badener — auch nach 1907 — von „unserer Großherzogin" sprachen, dann meinten sie die Frau des Mannes, der 1870 in Versailles als erster das Hoch auf den deutschen Kaiser ausgebracht hatte. Dadurch ist sie anderen Kreisen in anderer Weise verwandt geblieben; besonders als 1918 das von Bismarck aufgerichtete Reich zusammenbrach, erblicken viele in ihr einen der letzten Zeugen aus einer versinkenden Welt.

Die Revolution hat auch ihren persönlichen Weg gekreuzt und ihre leibliche Sicherheit gefährdet, ein Zeichen entfesselter Wut führerloser Tage. Sie mußte drohender Gefahr ausweichen, erlebte aber sehr rasch darauf, wie fest sie mit dem badischen Volke sich verwachsen betrachten durfte, als sie nicht nur unbehelligt zurückkehren konnte, sondern auch Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit ihrer ehemaligen Landeskinder auf Schritt und Tritt begegnete.

Dem Badener war das Kaisertum ein nationaler Begriff, eine nationale Reichsangelegenheit, notwendig für die Stärke und das Ansehen aller Bundesstaaten zusammen. Sein Großherzogtum aber war ihm die staatliche Heimat, der heimatliche Staat; auch der Badener — wie alle Süddeutschen — ist groß geworden in Liebe und Verständnis für sein Ländchen. Vom politischen Partikularismus wollen sie alle nichts wissen, aber wo es um das bodenständige Volkstum, um die Kultur, um Geschichte, Sprache und Gebräuche der Heimat geht — da ist jeder Süddeutsche Partikularist bis in die Knochen. Gewissermaßen Gefühls- oder Herzenspartikularist. Aber darin liegt auch wieder die Stärke origineller Ausgeprägtheit der Gaue und ihrer Menschen.

Eben aus dem Herzen heraus haben die Bewohner der an Naturschätzen so reich gesegneten Südwestecke Deutschlands in der verstorbenen Fürstin nach der Revolution die treubesorgte frühere Landesmutter in Dankbarkeit verehrt.

Das Mausoleum im Parke der Stadt, in die sie vor 55 Jahren eingezogen, wird ihre sterbliche Hülle bergen. Dort schläft in einem wegen seiner Schönheit berühmten Sarkophag der alte Großherzog.

In Baden-Baden zwitschern die Vögel und springen die Knospen. Oben im Schloßgarten an der Mauer steht ein weißhaariger Wächter und schaut hinaus ins Land. Der Zug, der das Sterbliche der Fürstin nach Karlsruhe trägt, ist verschwunden; die Glocken verstummen; ein Mensch ist ausgetilgt, dessen schönste Gabe es gewesen ist, in beschaulichen Gesprächen

Digitized by Google

nachsichtig und mit der Güte des Weisen von den Menschen und den Dingen zu sprechen.

Die kleinen Aufmerksamkeiten im Leben sind es, die das Herz erreichen, weil sie vom Herzen kommen; und vielen hat die Großherzogin Luise von Baden mit der Einfachheit des echten Menschen wohlgetan. Das Buch der Zähringer ist zu Ende. Wir wollen es in Ehren halten. Dr Robert Volz

*

## Nachbarschaften

In Oldenburg ist ein schönes deutsches Liebeswerk aufgekommen. Dort hat die Stadtbehörde die Einrichtung der „Nachbarschaften" durchgeführt. Sie sind im Grunde nichts Neues, denn ehe alle privaten Wohltätigkeitsbestrebungen zum amtlichen Organismus der Wohlfahrtspflege zusammengefaßt wurden, bestand der alte Brauch, in Not befindliche Volksgenossen am Ort mittels Vertrauensleute innerhalb geschlossener Bezirke durch Hergabe freiwilliger, genau bestimmter Spenden zu unterstützen. Diese Betätigung schönen Gemeinsinnes kommt in der ärgsten Notzeit unseres Volkes in Niederdeutschland wieder stärker auf.

Praktisch wird die Liebestätigkeit so gehandhabt, daß Familien und deren Untermieter sich zusammentun und von Monat zu Monat oder Woche zu Woche nach dem Vorschlage der selbstgewählten Vertrauensperson den in der Nachbarschaft lebenden Armen und Alten Lebensmittel, Geld und Kleidungsstücke beisteuern.

Die Geber sollen nicht wissen, wem ihre Gaben zufließen. Der Grund hierzu mag ethisch berechtigt sein; Feingefühl ist wohl ein schöner Zug von Mensch zu Mensch. Und doch spricht mehr dafür, die hilfswilligen Nachbarn wissen zu lassen, wem sie beispringen dürfen. Not ist keine Schande. Würdig getragen, ist sie ein Ehrenmal menschlicher Geduld und ehrbarer Zurückhaltung. Leibliche Gaben beseitigen aber nur die äußere Not. Der ideale Gemeinschaftsgedanke bedingt als vornehmere Pflicht die persönliche Anteilnahme. Wer helfen kann und will, geht ja ohnehin von idealen Trieben aus und wird sich's nicht verdrießen lassen, durch persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch dem (meist älteren) Patenkind jenen geistigen Trost, jene fröhliche Genugtuung obendrein zu spenden, die Gegenwartsnöte leichter tragen hilft und oft als wertvoller, bleibender empfunden wird, als die stillschweigende Hergabe fremden Überflusses. Die idealen Voraussetzungen, unter denen solche Nachbarschaften zustandekommen, lassen den Gedanken des Mißtrauens in die Vollmacht der anerkannten Vertrauensperson so wenig aufkommen als das bittere Gefühl bei den Pfleglingen, Almosen zu empfangen. Näher liegt sogar die Empfindung seitens der Bedachten — die vielfach Angehörige der Rentnerkreise des Mittelstandes sind —, daß grade durch stillschweigende Hergabe von Mitteln kaum Bekannter mehr einer Anstands- als einer Herzenspflicht der äußerlich glücklicheren Volksgenossen genügt werde.

Der ganze Vorgang heischt jene volle Freimütigkeit, die unter würdevollen, ernsthaften Menschen in natürlichen Dingen wünschenswert, ja unerläßlich ist. Die Nachbarschaft erfüllt erst dann ihren vollen Sinn, wenn sie auch mit einem vertrauteren geistigen und gutnachbarlichen Verkehr verbunden ist. Wie gern würden solche Pfleglinge (nicht selten hochgebildete, geistig vereinsamte und wissenshungrige Menschen) Wünsche nach einem guten Buch äußern und erfüllt sehen. Die Menschen von heute denken in ihren materiellen Nöten viel zu sehr an vergängliche, wenn auch unentbehrliche Bedürfnisse des Leibes und des Tages. Daß Arme sich vor allem den Genuß der liebgewordenen Zeitung oder Zeitschrift, des guten Buches, des Gedankenaustausches (auch in papierener Form) versagen müssen, bedrückt oft stärker als leiblicher Hunger und äußere Kälte.

Immerhin ist schon jetzt soviel Gutes an der ganzen wahrhaft frommen und volksmäßigen Bewegung, daß ihre baldige Einbürgerung im ganzen Reiche nur zu wünschen wäre.

Hans Schoenfeld

*

Digitized by Google

## Der Natursarg

Auch das Sterben ist teuer geworden in unsern Tagen. So teuer, daß das Durchschnittseinkommen kaum ein anständiges Begräbnis ermöglicht. Vom Leihsarge spricht man daher allerorten. Ja — die illustrierten Zeitschriften brachten schon Bilder von Begräbnissen, wobei die Verstorbenen in roh gezimmerten Kisten oder im Papiersack eingenäht zu Grabe getragen wurden. Wie peinlich mußten die Gefühle jener Mutter aufgerüttelt sein, die ihr Liebstes im Kinderwagen selber zu dem kilometerweit entfernten Friedhofe Nord-Berlins fuhr!

Dankenswert ist daher ein Aufsatz der „Ilse-Zeitung", in dem Pastor Zundorf-Schauen dem „Natursarge" das Wort redet. Er sagt darin:

„Wir betten unsere lieben Toten in Naturgärgen. Um anderen, Bedürftigen, in dieser neu anzubahnenden Sitte Mut zu machen, müßten sich auch diejenigen daran beteiligen, die 70000 bis 100000 ℳ und mehr für Särge ihrer lieben Heimgegangenen derart zur Verfügung haben, daß die Hinterbliebenen dadurch noch nicht in Mangel und Not geraten. Für den Natursarg werden in der üblichen Größe der bisherigen Särge starke Schalenbretter auf kräftige Querleisten genagelt. Auf diese „Trage" wird der in irgendwelche Stoffe eingeschnürte Verstorbene gelegt und durch Stricke oder Bänder an der Bretterunterlage befestigt. Dann wird das Ganze recht dick und dicht mit grünen Tannenzweigen umschnürt, welche die städtischen oder staatlichen Forstverwaltungen zu diesem heiligen Zweck gewiß fast umsonst, etwa gegen Auslagen für Hauerlohn, liefern. So entsteht ein frisches, grünes, Leben atmendes Bündel, das durch Überhängen von Kränzen und Kreuzen, oder, wo solches vorhanden, durch ein Bahrtuch, den Augen der Lebenden noch ansprechender gestaltet wird. Die Kosten für diesen Natursarg betragen kaum den hundertsten Teil eines Kunstsarges...

Gewiß — es ist ein Notbehelf, der grausam in die Gefühle unseres Lebens packt! Aber ist dieser Notbehelf nicht auch ein Trost für die, ‚die sterben sollen', daß sie nicht an ihr eigenes Sterben mit dem Sorgengedanken denken müssen: ‚Was soll aus deinen armen Hinterbliebenen werden, wenn dein bißchen Lebensversicherung und dein kleiner Notgroschen, an dem du dein ganzes Leben gespart hast, noch nicht einmal zu den Kosten deines Sarges ausreichen?'" ...

Auch das Sterben ist teuer geworden in unsern Tagen ... O. R.

*

## Wahrheit und Lüge

Nackt, schlicht, bescheiden, spröde tritt die Wahrheit auf; geputzt, geschminkt, willfährig, keck die Lüge. Wie süßer Schnaps geht die Lüge dem Menschen ein, wogegen er leicht die oft bittere Arznei der Wahrheit verschmäht. In Schillers „Demetrius" heißt es:

„Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben."

Nicht nur das Wunderbare, auch das Entsetzliche, das Ungeheuerliche. Wenn der Kulturmensch der Gegenwart wiederholt in seiner Zeitung las, daß die Deutschen kleinen Kindern die Hände abhacken, Nonnen verstümmeln und Fett aus Menschenfleisch verzehren, wenn er gar gestellte Bilder dieser Schändlichkeiten sah und die verstümmelten Kindergestalten in Gips- und Bronzeabgüssen kaufen konnte: so glaubte er daran und scheint noch heute, über vier Jahre nach Kriegsende, in Frankreich, Belgien, Nordamerika, Hinterindien, Kamschatka und Otaheiti daran zu glauben. Mindestens hat die englische und französische Propaganda ihre Greuelmären nicht widerrufen und verbreitet noch heute die größte aller Lügen: die Behauptung von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg. Nicht England mit seiner Einkreisungspolitik gegen Deutschland, nicht Frankreich mit seinem Revanchegeschrei, nicht Rußland, wo kriegslustige Generäle mit der Mobilisierung begannen, nicht diese Mächte tragen die Schuld am Kriege, sondern einzig und allein Deutschland. Und da es angeblich ungeheuerliche Greuel verüben ließ, mußte es wie der schwerste Verbrecher bestraft werden, mit den höchsten Strafen durch Verlust an Land, Geld und Gut zugunsten der beutegierigen Feinde

Digitized by Google

Gutgläubige Menschen wähnten, daß die Wahrheit bald zum Durchbruch kommen werde. Noch ist wenig davon zu merken. In den meisten Ländern glauben die Massen noch immer an die Erfindungen der englischen Propaganda, und ihre Stimmung ist so deutschfeindlich geblieben, daß sie über die Vergewaltigungen der Franzosen an der Ruhr, über die Plünderungen, Räubereien und Mordtaten der französischen Soldateska unter Führung von Reitpeitschen-Offizieren hinweggehen, wennschon unter dem Einfluß einer Tagespresse, die alle jene Untaten beschönigt oder ganz unterdrückt.

Ist der Sieg der Wahrheit über die Lüge sicher?

Ein bedeutender Mann aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Johann Valentin Andreae (1586—1654) hat daran gezweifelt und in seinen Dichtungen (Leipzig 1786, mit einer rühmenden Vorrede von J. G. Herder!) der Welt immer wieder gesagt, daß sie betrogen werde. In einem seiner Gleichnisse „Die begrabene Wahrheit" erzählt er: Eines Tages wurde es ruchbar, daß die Wahrheit irgendwo begraben sei. Man suchte und fand das Grab, öffnete den Sarg und erblickte darin einen verstümmelten Leichnam, mit Schmutz und Unrat bedeckt. Zu Häupten lag eine eherne Tafel mit folgender Inschrift:

Hier liegt
die Wahrheit
eine Tochter Gottes
durch Tücke des Aberglaubens
Gift der Verführung und Entkräftung der Sinnlichkeit
Despotismus der Fürsten
Trägheit der Priester und Verschmitztheit der Staatsmänner
Leichtsinn der Geschichtschreiber
Pedanterie der Literatoren und Dummheit des Volks
Ermordet
und hier im Unrathe der Lügen begraben.
Nach hundert Jahren sieht mich die Sonne wieder
Gegrüßet seist du mir Nachwelt!

Was taten die Finder des Grabes? Man pries sich glücklich, die Wahrheit gefunden zu haben, errichtete ihr ein prächtiges Denkmal und — bestattete sie aufs neue.

So Andreae vor drei Jahrhunderten!

Sollte die Wahrheit für immer begraben sein?

Shakespeare, dieser Kenner des wirklichen Lebens, stellt der Wahrheit trübselige Aussichten, denn er läßt den Narren im König Lear sagen: „Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Donna Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf."

Bismarcks Auffassung glich einem Verzicht auf den Sieg der Wahrheit. Moltke hatte in ein Stammbuch das Verschen eingetragen:

Schein vergeht,
Wahrheit besteht!

Darunter schrieb Bismarck:

„Ich glaube, daß in jener Welt
Die Wahrheit stets den Sieg behält.
Doch mit der Lüge dieses Lebens
Kämpft unser Marschall selbst vergebens!"

In dichterischer Verklärung ließ der alte Pfeffel den einstigen Sieg der Wahrheit erscheinen, und damit muß sich die Gegenwart abfinden:

„Erst nach Aonen fällt das Licht des Nebelsterns aus dunkler Ferne blaß auf den Erdball. Gleichst du nicht, o Wahrheit, einem Nebelstern?"

Paul Oehn

*

## Südmark

heißt eine alpenländische Monatsschrift, die von Dr. J. Papesch mit prachtvoller Hingabe geleitet wird (Graz, Joanneumring 11). Sie tritt für den Schutz der dortigen deutschen Minderheit ein. Aus einem ihrer Flugblätter (man ist versucht, „Fluchblätter" zu schreiben, da sie den Fluch der Verträge von Versailles und St. Germain brandmarken) greift uns der ganze Jammer auch der dortigen abgesprengten Grenzdeutschen ans Herz. Diese Grundschrift faßt die nötige Schutzarbeit folgendermaßen zusammen:

Ist nichts mehr zu tun?

Digitized by Google

**Vor den Toren.** Die „Friedensverträge" haben rein deutsche Teile aus dem lebendigen Fleische unseres deutschen Vaterlandes herausgeschnitten. Das nennt man — „Selbstbestimmungsrecht der Völker!" Über fünfzehn Millionen deutsche Blutsverwandte wurden mit brutaler Gewalt vom Mutterlande ausgeschlossen und gegen ihren Willen in fremde Staatengebilde eingekerkert. Davon gehören rund 12 Millionen dem geschlossenen deutschen Sprachblock in Mitteleuropa an. Sie müssen vor den von unseren Feinden verschlossenen Toren stehen!

**Wie geht es ihnen?** Natürlich glänzend! Sie haben ja Gleichberechtigung und leben daher in Überfluß, herrlich und in Freuden, zum Beispiel in Polen oder gar in Slowenien. Hier haben sie bis heute nicht einmal das einfachste politische Recht, das aktive Wahlrecht. Nicht einmal für die Wahlen in die Gemeindevertretungen durften sie ihre Stimmen abgeben. Sie haben daher niemanden, der ihre wirtschaftlichen und kulturellen Interessen wahrt. Sie sind zum stummen Dienen verurteilt. Dem Ausland gegenüber wollen die Slowenen damit erweisen, daß es keine Deutschen bei ihnen gebe!

**Die deutschen Kinder** müssen slowenisch werden. Alle öffentlichen deutschen Schulen — mit Ausnahme der einzigen in Gottschee — und alle deutschen Privatschulen wurden ausnahmslos gesperrt. In größeren deutschen Siedlungen gibt es — als vorläufig noch geduldeter Übergang zur radikalen Ausmerzung — nur mehr einige deutsche Nebenklassen, aber mit — slowenischen Lehrern. Kinder aus Mischehen, auch wenn sie kein Wort slowenisch können, werden in slowenische Schulen gezwungen. Deutsche Privatlehrer dürfen höchstens drei Schüler gleichzeitig unterrichten! (Verordnung der Laibacher Landesregierung.)

**Die deutschen Vereine**, auch wenn sie nur geselligen (Gesang- und Musikvereine) oder wohltätigen Zwecken (Feuerwehren) dienten, wurden aufgelöst, weil ihr Bestand — „mit den Interessen des südslawischen Staates im Widerspruch stehe!" Die Vereinsvermögen wurden vom SHS-Staate eingezogen! Eine deutsche Feuerwehr (Mahrenberg bei Marburg) hat man aufgelöst, weil sie die ungeheure Beleidigung des Staates beging und sich der deutschen — Befehlssprache bediente!

**Verhungernde deutsche Staatsbeamte.** Eine ganze Reihe Pensionisten des alten Österreich, die als jetzige südslawische Staatsbürger gemäß dem St.-Germain-Frieden vom Staate übernommen werden müssen, erhalten, weil sie sich einst in selbstloser Treue zum Deutschtum bekannten, aus niederster slawischer Rachsucht bis heute keine Ruhegenüsse (Mißachtung der Artikel 2—6 des Friedensvertrages von St. Germain.)

**Auf die Straße gesetzt und ausgeplündert.** Wohnungsanforderungen über Nacht, alle Art rücksichtslosester wirtschaftlicher Drangsalierungen gegen Deutsche sind auf der Tagesordnung. Durch Nichtzuweisung von Rohstoffen, zwangsweise „Nationalisierungen" von Betrieben durch anbefohlene Abgabe von Geschäftsanteilen an Slowenen und durch ungeheure Steuervorschreibungen werden die deutschen Unternehmer planvoll zugrunde gerichtet.

Um den Deutschen die gesetzliche Grundlage für Beschwerden zu entziehen, wird der Minderheitsschutzvertrag, den Südslawien bereits unterschrieb, seit einem Jahre geheim gehalten.

**Die Räuberhand auf deutschem Eigentum.** Im Widerspruch zu den Bestimmungen des Friedensvertrages steht noch heute alles Eigentum der Deutschösterreicher in Südslawien unter Sequester. Deren Wirtschaftsführung und die hohen Gebühren bringen die deutschösterreichischen Eigentümer in schwerste Bedrängnis. Zu einer teilweisen Enteignung führt der Verkauf: ein Drittel der Kaufsumme soll zugunsten des südslawischen Staates eingezogen werden.

**Ein grober Rechtsbruch** wurde an dem Eigentum der Südmark begangen: alle ihre Liegenschaften in Südslawien wurden von der Laibacher Landesregierung verkauft, obwohl der Verein Südmark seinen Sitz in Graz hat und daher als juristische Person ebenso be-

Digitized by Google

handelt werden muß, wie jeder andere deutschösterreichische Staatsbürger.

Deutsche Zeitungen wurden eingestellt oder zwangsweise aufgekauft und erscheinen letztere nunmehr wohl in deutscher Sprache, aber in slowenischem Geiste.

Die deutschen Spar- und Vorschußkassen sowie Banken wurden restlos durch List oder Gewalt in slowenische Hände übergeführt.

Die deutschen Theater in Laibach und Marburg, beide mit rein deutschem Gelde gegründet und erhalten, wurden gesperrt und nach kurzer Zeit als slowenische Bildungsstätten (!) wieder eröffnet.

Die philharmonische Gesellschaft in Laibach, die zweitälteste der Welt (1703 gegründet), eine der berühmtesten deutschen Kulturstätten, wurde vollkommen grundlos als „staatsgefährlich" zwangsweise aufgelöst und ihr unersetzlich wertvolles Gut enteignet.

Die Einreise nach Südslawien wird Deutschösterreichern, die zur Wahrung ihrer Interessen im Staate zu tun haben, aufs äußerste erschwert oder überhaupt nicht gestattet. Alle Gesuche müssen in Belgrad vorgelegt werden und werden viele Monate hingezogen. Slowenen, die nach Österreich fahren wollen — um bei uns günstig einzukaufen — erhalten die Einreisebewilligung von der deutschösterreichischen Vertretung in Laibach ohne weiteres. Paßvisumgebühren und Zölle werden den Deutschösterreichern in doppeltem Ausmaße abgenommen.

Der Schmuggel wertvollster Kompensationserzeugnisse der österreichischen Industrie wird von den Slowenen aufs äußerste begünstigt. Deutschösterreicher dürfen aus Südslawien Lebensmittel nicht einmal gegen Verzollung mitnehmen.

Eingenistet in Wohnungen, die unseren eigenen deutschösterreichischen Staatsbürgern fehlen, haben sich zahllose slowenische Familien in steierischen und kärntnerischen Städten, wo sie stillschweigend geduldet werden, während täglich in Südslawien deutsche Familien widerrechtlich aus ihren Wohnungen herausgeworfen werden.

Könnt ihr da behaglich zusehen? Genügt dieser kurze Einblick in die Arbeit der slawischen Flut an unseren Ufern und Inseln nicht, um euch aus der behaglichen Ruhe des sicheren Hinterlandes aufzuwecken und zu wenigstens kleinen Taten der Abwehr und der Treue zu gewinnen? Millionen Deutsche sollen vor den Toren erwürgt und ausgeplündert werden — ohne daß ihr einen Finger rührt?

Da haltet ihr es auch heute noch für überflüssig, der Südmark zu helfen, dem größten und wichtigsten Arbeitsbund der Deutschen zur Erhaltung ihres Volkstums im In- und Ausland? Über hunderttausend treue Mithelfer haben wir schon. Neue Hunderttausende müssen wir noch gewinnen. Es geht nicht um kleinen Parteienstreit, es geht um das Ganze, um unser Volk, um unser Dasein. Freunde, kennt ihr noch den alten, deutschen Sachsenspruch: Alle Ehre kommt von der Treue!"

— Demselben Joseph Papesch verdankt man zwei Bühnenstücke, die in diesem Zusammenhang ehrende Erwähnung verdienen: „Der steirische Kammerherr" (Heimatspiel in 2 Aufzügen) und „Die Radkersburger" (Grenzerspiel in 3 Aufzügen) — beide in der Deutschen Vereinsdruckerei, Graz, erschienen und von demselben kernig-deutschen Geiste durchglüht.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

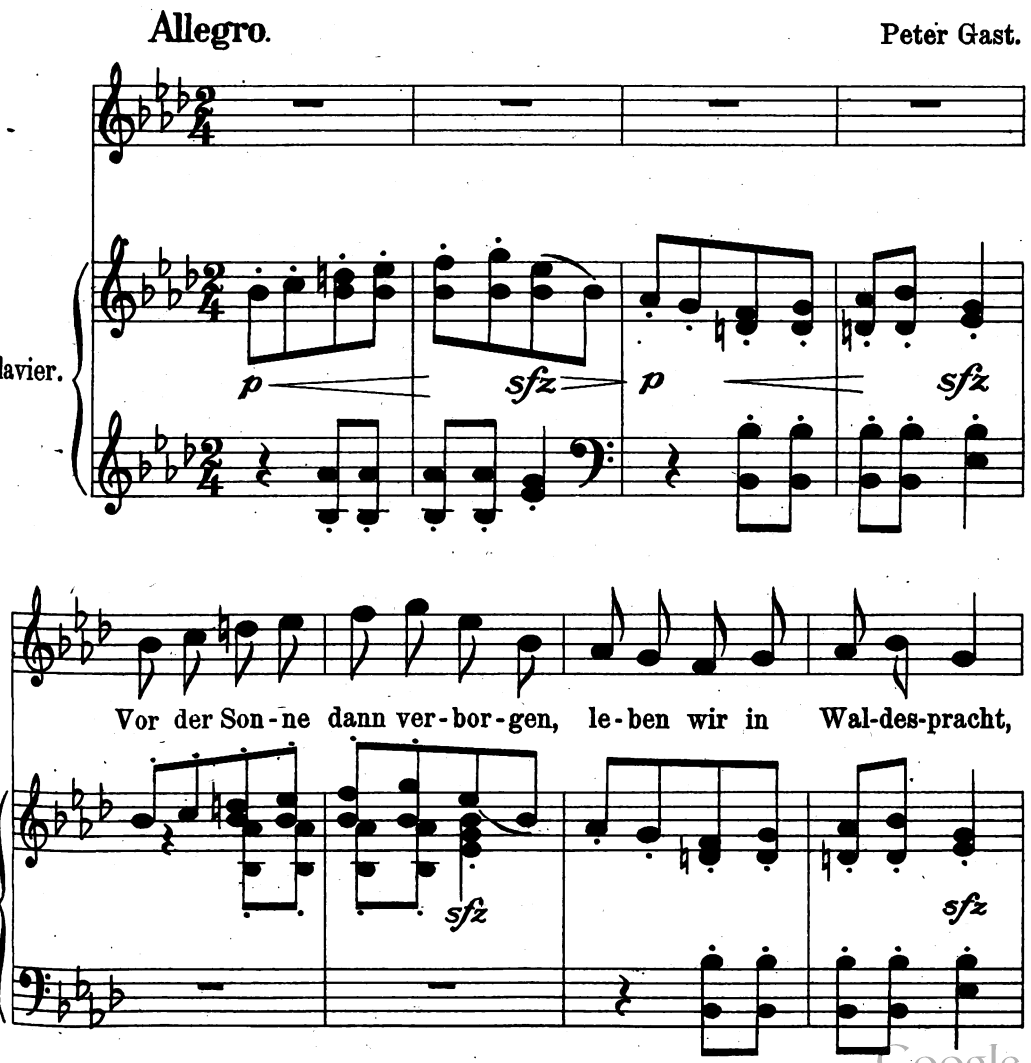
Digitized by Google

# Der Türmer

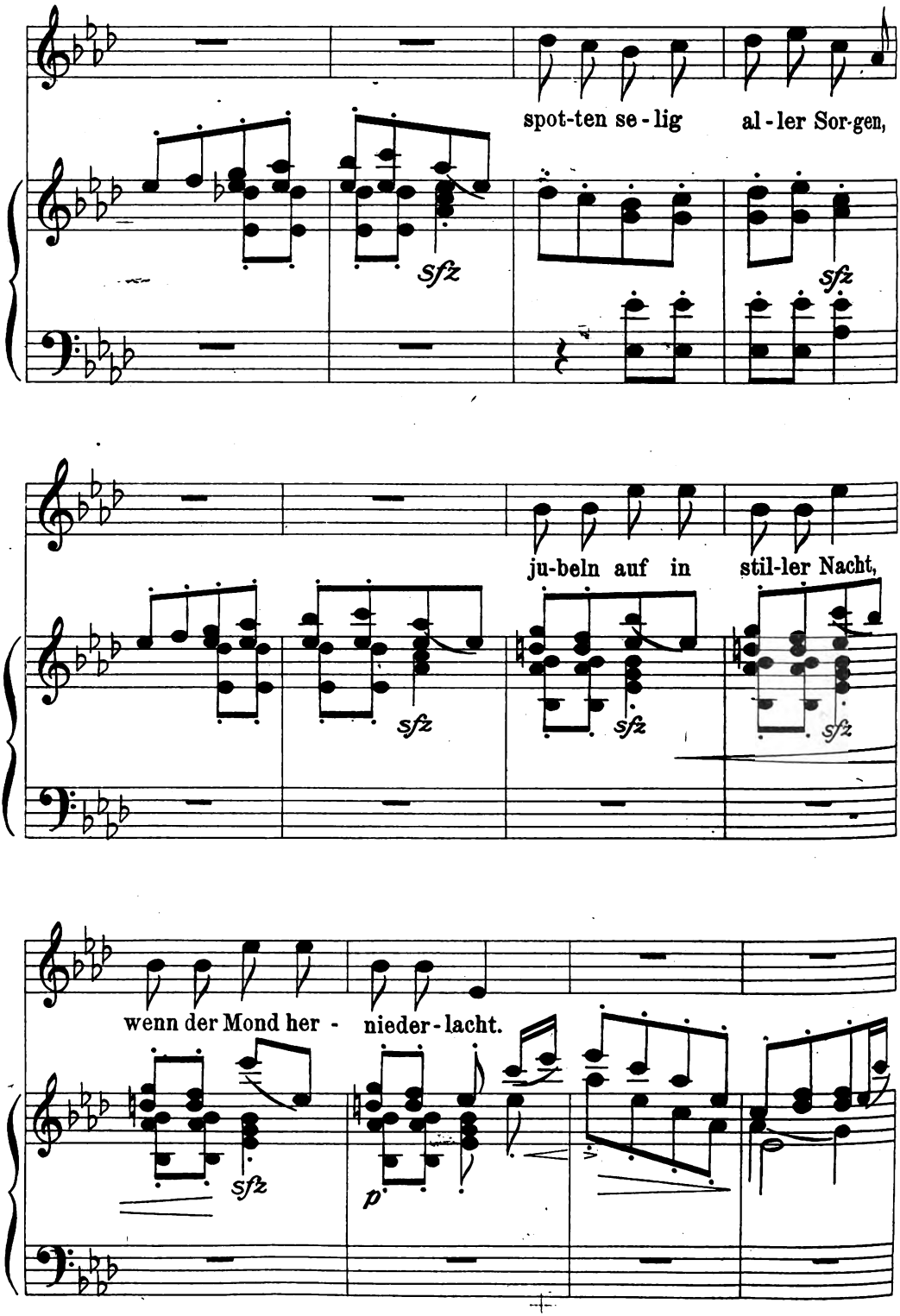
XXV. Jahrg. Heft 9 Juni 1923


**Schluß des zweiten Aufzugs aus der Komischen Oper**

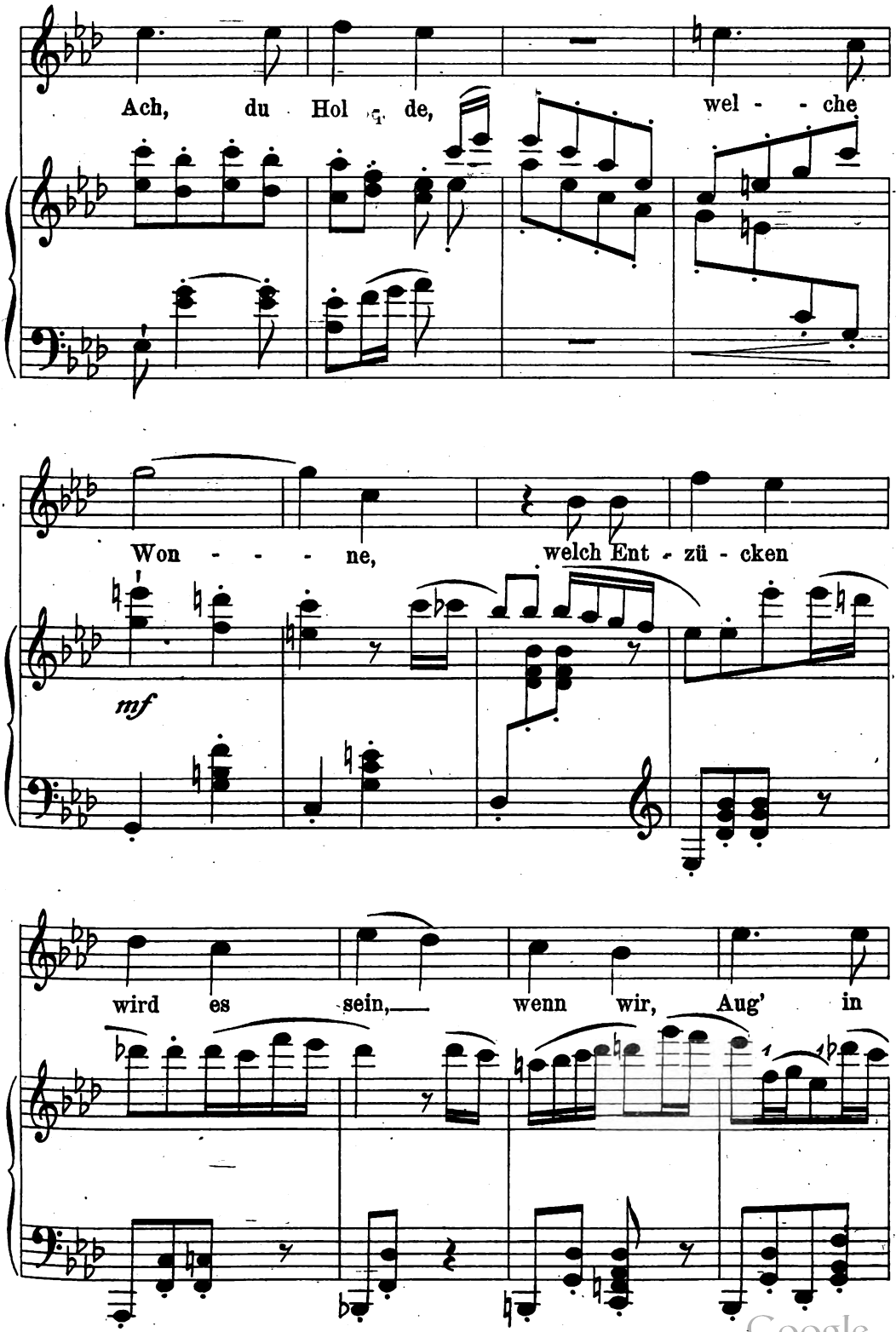
## „Der Löwe von Venedig“



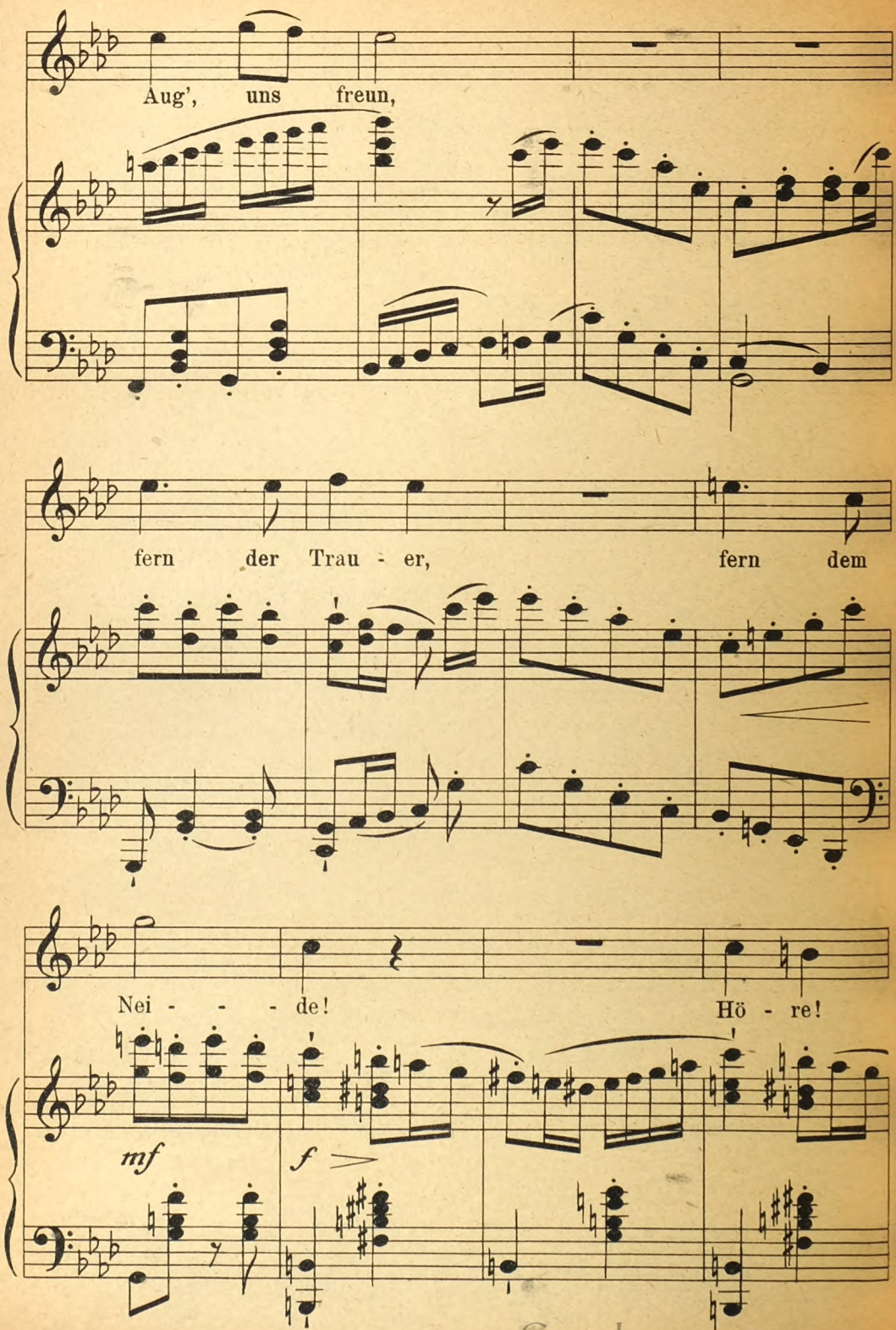

Digitized by Google



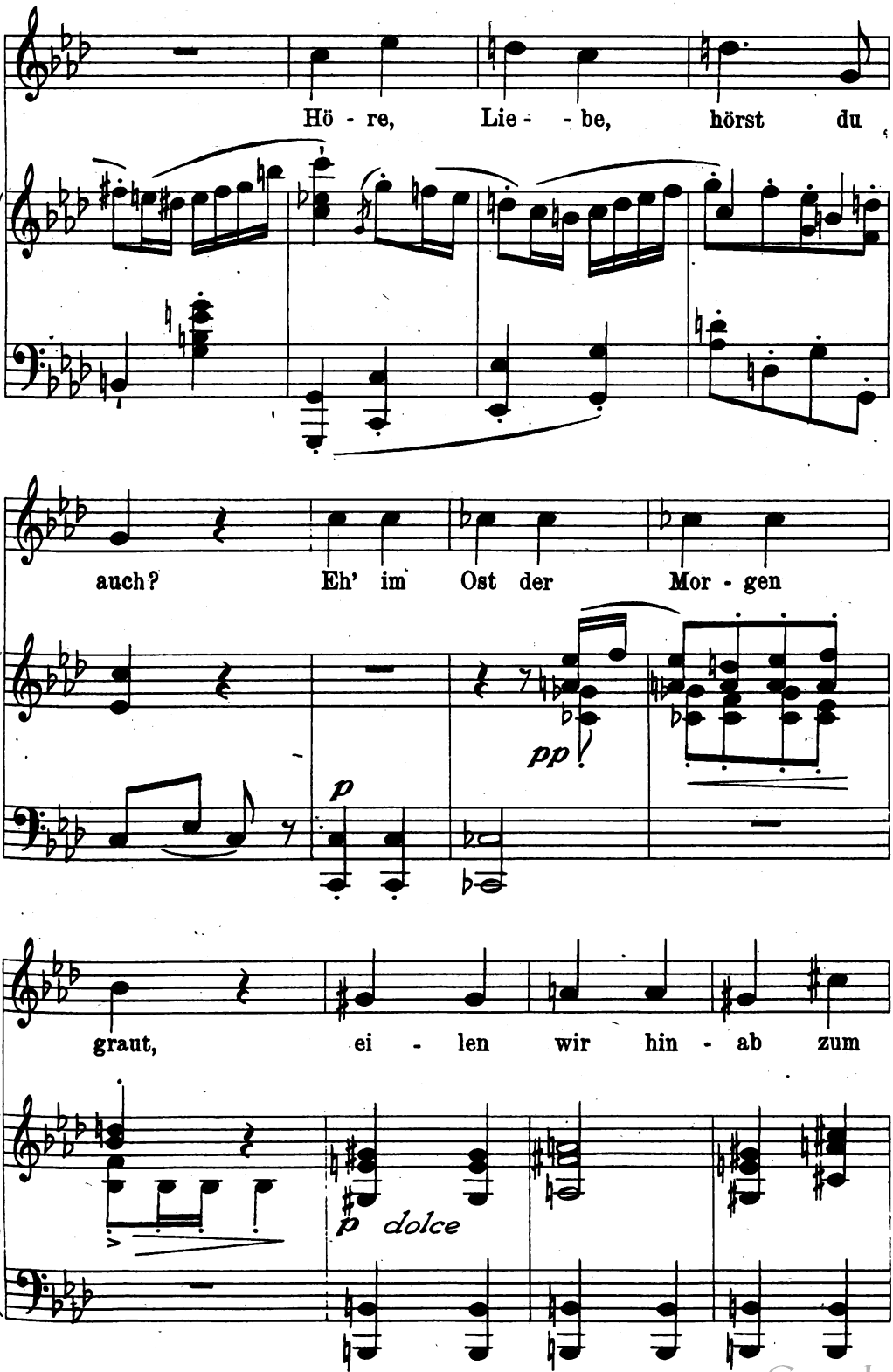

Digitized by Google



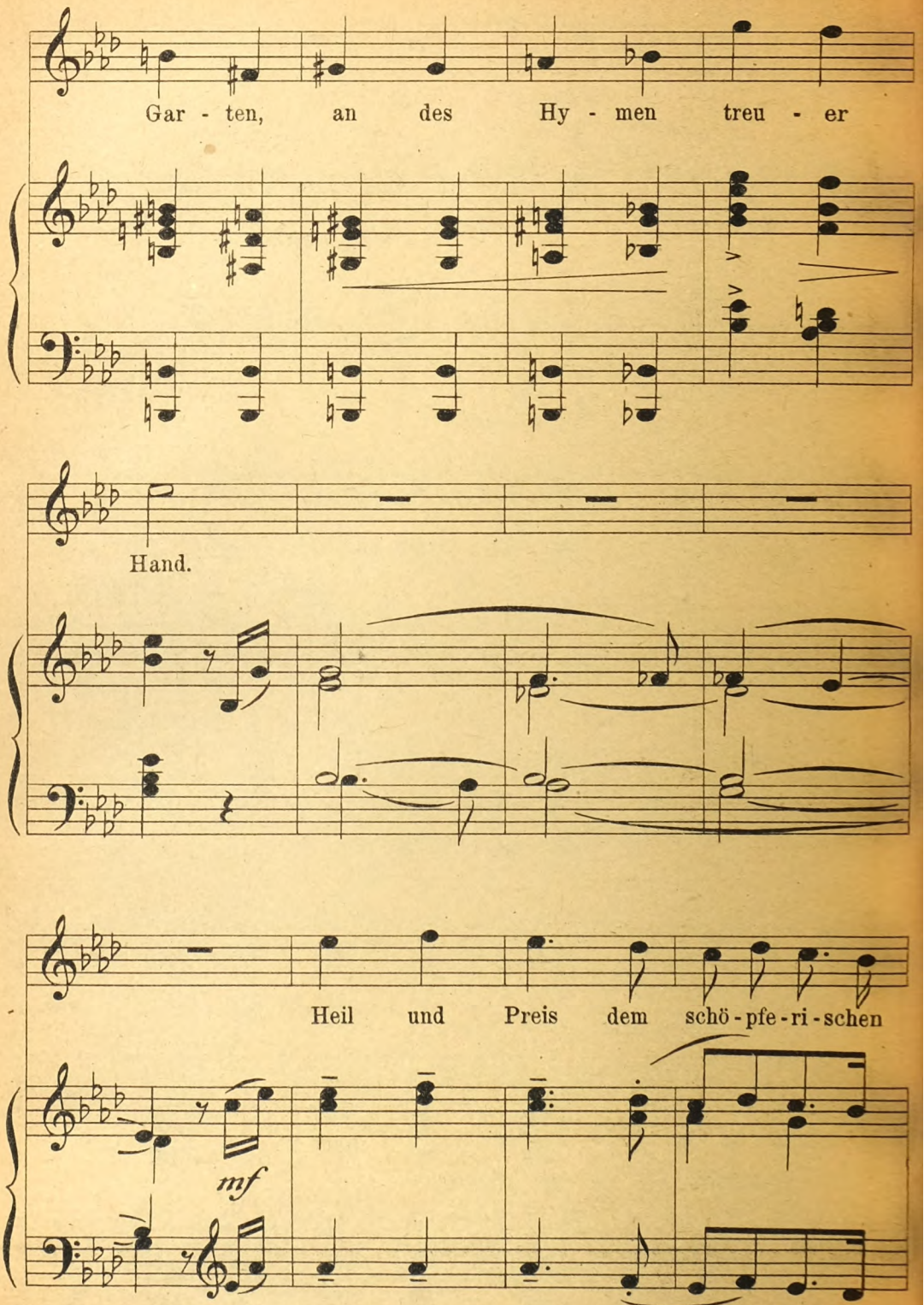

Digitized by Google



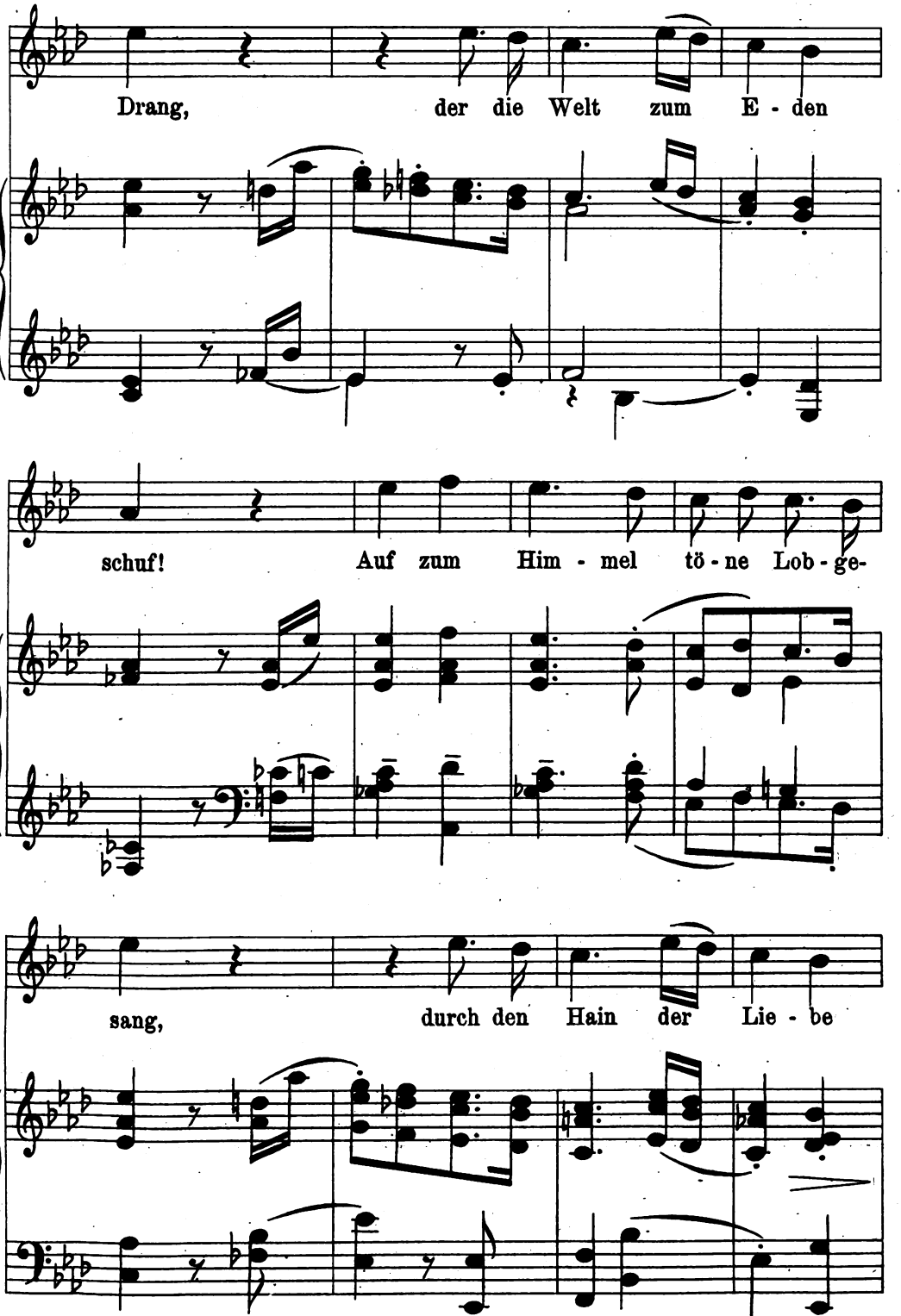

Digitized by Google



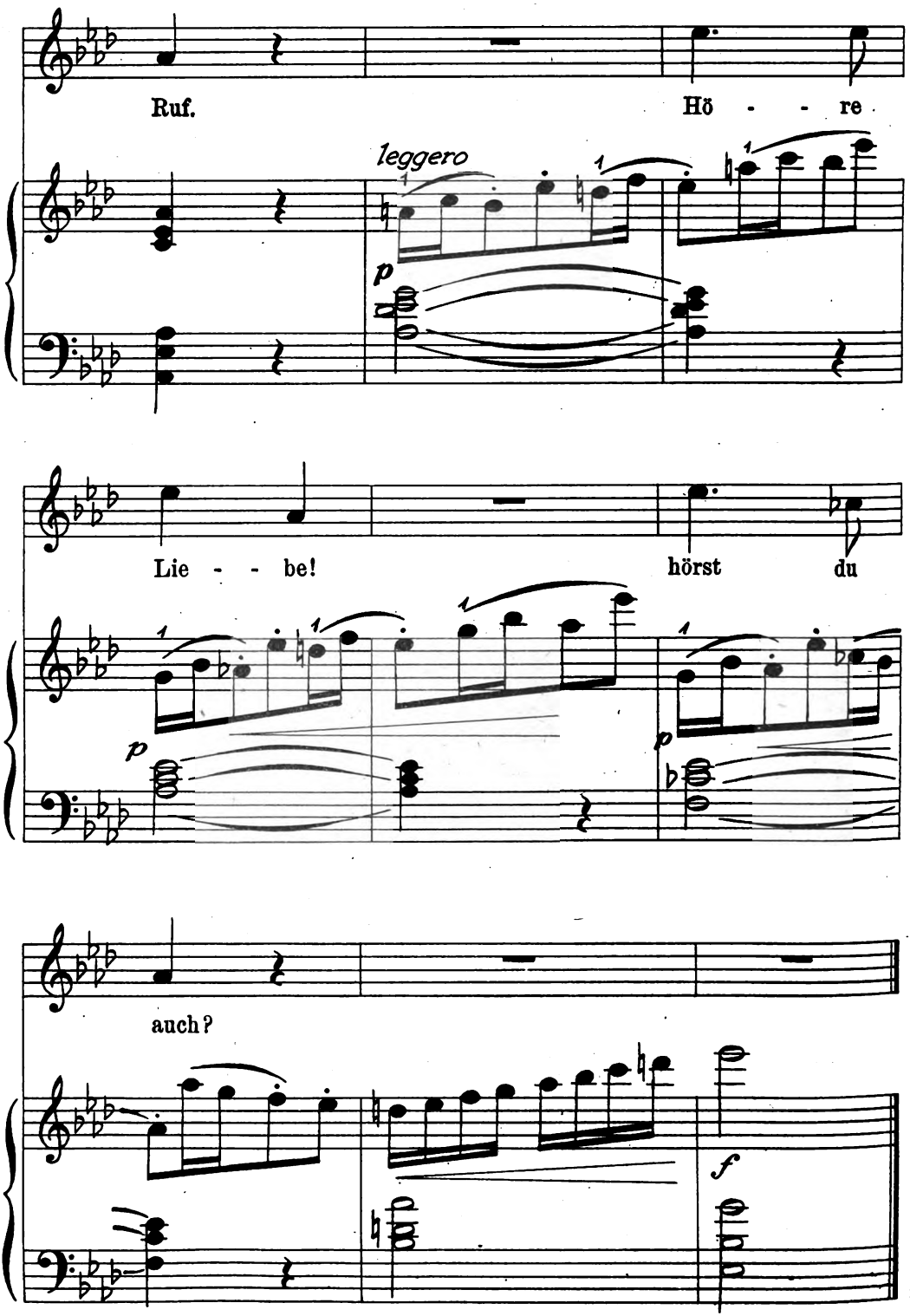

Digitized by Google




Digitized by Google




Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google

Hochgebirge

Ellen Tornquist

Digitized by Google

25. Jahrg. Juli 1923 Heft 10

# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

*Die Mittlerin*
*zwischen Kraft und Freiheit, die*
*Erlöserin, ohne welche die Kraft Rohheit, die Freiheit*
*aber Willkür bedeutet, ist die Liebe, die aus der Kraft*
*der unentstellten, wirklichen menschlichen Natur hervor-*
*geht, die, von der Geschlechtsliebe ausgehend, durch die*
*Kindes-, Bruder- und Freundesliebe zur allgemeinen*
*Menschenliebe fortschreitet ... Woran geht unsere*
*Zivilisation zugrunde als an dem Mangel der Liebe? ...*
*Antigone verstand nichts von der Politik: – sie liebte.*

*Richard Wagner.*

Digitized by Google

# Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters

Von Professor Dr. Wolfgang Golther (Rostock)

Es soll in Kürze dargestellt werden, wie sich die Vorstellungen vom Gral am Ende des 12. Jahrhunderts und im 13. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland entwickelten. Ich fasse in zwei Abhandlungen die Ergebnisse langjähriger Forschung zusammen, die in einem großen, noch ungedruckten Werk über die Sage von Parzival und vom Gral im Mittelalter und in der Neuzeit niedergelegt sind. Mein leitender Grundsatz ist, die Quellen selber sprechen zu lassen, ohne jede Voreingenommenheit an sie heranzutreten und sie aus ihrer Zeit heraus zu deuten. Bisher wurden alle möglichen Dinge in die mittelalterlichen Gedichte hineingeheimnist, insbesondere Züge der jüngsten und spätesten Denkmäler unbedenklich gegen alle tatsächliche Überlieferung den ältesten zugeschrieben, womit jede Möglichkeit richtiger Erkenntnis verbaut war. Nach meiner Überzeugung ersteht vor unsern Augen eine wundervolle Sage, die von Quelle zu Quelle unter den Händen der alten und neuen Dichter emporblüht, bis sie endlich in Richard Wagners Lohengrin und Parsifal ihre Krönung findet.

* * *

Kristians von Troyes Geschichte vom Gral (li contes del graal) um 1180 und Roberts von Boron Josef von Arimathia um 1200 bilden die Grundlage der gesamten Graldichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Eine vorurteilsfreie Betrachtung zeigt, wie sich die späteren Dichtungen aus den früheren entwickelten, welche Änderungen und Zusätze die einzelnen Verfasser machten, wie sich unter ihren Händen die Gralssage entfaltete. Von Kristian und Robert an überblicken wir lückenlos Ursprung und Wachstum der Sage, die Denkmäler schließen sich zu einer Überlieferung zusammen, deren einzelne Glieder alle miteinander in unmittelbarer Verbindung stehen. Für angeblich verlorene Quellen, wie z. B. Wolframs Kyot, ist gar kein Platz in der französischen Literaturgeschichte, aus deren Rahmen er gänzlich herausfällt. Wir müssen versuchen, die Absichten der erfindenden und schaffenden Dichter mitzuerleben. Die Entstehungsgeschichte des Robertschen Josef ist uns völlig klar, wir können die Quellen, aus denen er schöpfte, einwandfrei nachweisen. Das Gralbuch des Grafen Philipp von Elsaß, worauf sich Kristian im Anfang seines Werkes so gewichtig beruft, ist uns freilich noch immer eine unbekannte Größe. Aber so viel ist sicher, daß keiner seiner Fortsetzer und Nachahmer dieses Buch benutzen konnte, daß keiner den Plan, den Kristian für sein Gedicht entworfen hatte, kannte; sondern aus den vorausdeutenden Angaben erraten mußte. Für die Sagenbildung nach Kristian ist die Vorgeschichte seines Gedichtes, die unmittelbare Vorlage belanglos, weil die späteren Dichter es nur mit den beiden Grundpfeilern selbst, d. h. mit Kristian und Robert zu tun haben, nicht mit den Bausteinen, aus denen sie gefügt wurden. Der geheimnisvolle Zauber, den Kristians Gedicht auf alle Fort-

Digitized by Google

setzer und Bearbeiter ausübte, lag weniger in seinem Gehalt, als vielmehr in seiner unvollendeten Gestalt. Kristian starb über seiner Arbeit und hinterließ ein Werk, das viele Rätsel zu raten aufgab, deren Lösung auf verschiedene Weise gesucht werden konnte. Da stand vor allem schon in der Überschrift „li contes del graal" der geheimnisvolle Gral und sein Hüter, der durch Siechtum gelähmte reiche Fischer oder Fischerkönig und sein alter Vater, deren Namen und Art man nicht erfuhr, dann der junge ritterliche Held, der Sohn der Witwe, der mit dem Fischerkönig verwandt war und Perceval hieß. Vom Hofe des Königs Artus begann eine bunte Reihe von Abenteuern, die Perceval und Gauvain bestehen sollten. Beiden war dasselbe Ziel gewiesen, Gral und Lanze. Der unfertige Zustand des Kristianschen Gedichtes forderte dazu auf, die angesponnene, spannende Erzählung am Anfang und Ende zu ergänzen, sie zu umrahmen und zu beschließen. Aus dem Kristianschen Bruchstück erwuchs eine wundersame Legende, aus unscheinbaren Keimen entfalteten sich üppige Blüten, aber auch wüstes Gestrüpp und wucherndes Unkraut. Wir haben vornehmlich die poetisch wertvollen Gebilde der Sagenentwicklung zu beachten und nach Gebühr zu würdigen, indem wir uns bemühen, jedem Nachfolger Kristians seinen Anteil zuzuweisen.

Das wichtigste Abenteuer des jungen Perceval ist sein Besuch auf einer Burg, wo er allerlei Geheimnisse sah. Sein Gastfreund war durch Siechtum ans Lager gefesselt und konnte sich nicht einmal zum Empfang erheben. Er machte ihm ein Schwert mit Gehänge zum Geschenk. Aus einem Nebenzimmer trat ein Knappe, eine weiße Lanze in der Faust. Wie er beim Ritter vorüberkam, sah dieser einen Blutstropfen von der Spitze bis zur Hand des Trägers herniederrinnen. Gern hätte er gefragt, warum die Lanze blute; aber weil sein höfischer Erzieher ihm voreiliges Fragen verboten hatte, schwieg er. Alsbald kamen zwei Knappen mit goldenen Leuchtern, auf denen Kerzen brannten. Ihnen folgte eine Jungfrau mit einem Gral, von dem solche Helligkeit ausging, daß die Kerzen davor verbleichten wie die Sterne vor Sonne und Mond. Dann kam eine Jungfrau mit einem silbernen Teller (un tailleor d'argent). Der Gral war aus lautrem Gold, mit Edelsteinen besetzt. Wie die Lanze wurde er am Ruhebett des Burgherrn und seines Gastes vorüber in ein Nebenzimmer getragen. Nun ward ein Mahl angerichtet. Bei jedem Gang der Mahlzeit wurde der aufgedeckte Gral vorübergetragen, jedesmal verschob der Ritter die ihm auf der Zunge schwebende Frage. Er nahm sich vor, am andern Morgen zu fragen. Als es Schlafenszeit geworden, ließ sich der Burgherr in sein Gemach tragen. Für den Gast wurde im Saal ein Lager aufgeschlagen, worauf er bis zum Morgen ruhte. Als er erwachte, war niemand zu seiner Bedienung da. Seine Waffen und Gewänder lagen bereit. Vergebens pochte er an die Türen der Seitengemächer, die abends offen gewesen, jetzt aber verschlossen waren. Draußen im Hofe fand er sein Roß, Schild und Speer lehnten an der Mauer, das Burgtor war offen, die Zugbrücke heruntergelassen. Aber kein Mensch ließ sich blicken. Er glaubte, die Burgleute seien in den Wald zur Jagd geritten; er wollte sie aufsuchen, um nach Gral und Lanze zu fragen. Als er die Brücke hinter sich hatte, wurde sie jählings in die Höhe gezogen, daß sein Pferd nur durch einen gewaltigen Sprung über den Graben sich retten konnte. Er rief nach dem Brückenwart zurück, erhielt aber keine Antwort.

Digitized by Google

Da mußte er weiter, ohne die Geheimnisse der Burg ergründet zu haben. Im Walde fand er unter einer Eiche ein Mädchen, das über einem toten Ritter trauerte. Von ihm hörte Perceval, dessen Name an dieser Stelle zuerst genannt wird, daß er durch seine Fragen nach Gral und Lanze den siechen König geheilt hätte.

Bald darauf ward Perceval in die Tafelrunde des Königs Artus aufgenommen. Zu seiner Begrüßung fand ein Fest statt. Um die Mittagszeit kam auf einem Maultier ein häßliches Mädchen geritten und grüßte alle, nur nicht Perceval, weil er die Fragen nach Gral und Lanze unterlassen habe; hätte er gefragt, so wäre der sieche König geheilt und das Land befriedet worden. Dann verkündete sie allerlei Abenteuer, zu deren Lösung sie die Artusritter aufforderte. Gauvain und Perceval treten von diesem Zeitpunkt an als wirkungsvolle Gegensätze in den Vordergrund, Gauvain erhielt die weltlichen Abenteuer der Wunderburgen und verzauberten Damen zugewiesen, Perceval suchte nach dem Gral und ritt achtlos an allem übrigen vorbei.

Nur noch einmal erscheint Perceval in Kristians Gedicht, wobei der Schleier der Gralsgeheimnisse einigermaßen gelüftet wird. Nach fünfjährigen Irrfahrten kam er, der in dieser Zeit keine Kirche betreten und das Beten verlernt hatte, am Karfreitag zu einem Einsiedler, dem er beichtete, daß er einst auf der Gralsburg die Fragen versäumte. Als er seinen Namen nannte, sagte ihm der Einsiedler, sein liebloser Fortgang von der Mutter, die darüber gestorben, habe ihn verhindert, die erlösende Frage zu tun; aber das Gebet der Mutter habe ihm das Leben gerettet. Dann folgen Aufschlüsse über den siechen König, den Sohn des alten Königs, welch letzteren man mit dem Gral bediene. Seit zwanzig Jahren kam der alte König nicht mehr aus dem Zimmer, seine einzige Speise war die Hostie, die man ihm im Gral brachte. Er, der Einsiedler, sei der Bruder des alten, der Oheim des siechen Königs. Der sieche König trage eine Wunde aus einer Schlacht, wo er mit einem Wurfspeer durch beide Hüften geschossen wurde. Weil er sich oft in einem Nachen zum Angeln fahren lasse, heiße er der Fischerkönig.

Soweit reichen Kristians Erklärungen. Von den geheimnisvollen Dingen, die Perceval auf der Burg sah, gehören offenbar die blutende Lanze und das Schwert, das der Held als Gastgeschenk erhält, zusammen und deuten auf ein ritterliches Abenteuer, vielleicht auf eine Rache, die für die mit der Lanze vollbrachte Untat zu nehmen war. Der Gral aber ist das Gefäß, worin die Hostie liegt, wozu Kristian bemerkt: „ein so heilig Ding (tant sainte cose) ist der Gral. Über die Bedeutung des silbernen Tellers, der hinter dem Gral hereingetragen wird, verlautet nichts. Kristians Plan für Perceval ist unschwer zu erkennen: nachdem die Jahre der glaubens- und gottlosen Irrfahrt vorüber und beim Einsiedler gesühnt sind, sollte Perceval noch einmal zu einem zweiten erfolgreichen Besuch auf der Burg einkehren und über die Geheimnisse vollends aufgeklärt werden.

Die verwunschene Burg begegnet in vielen bretonischen Märchen, sie verlangt den Erlöser, der den Bann aber nicht gleich beim ersten Besuch zu heben weiß. Zum Märchen von der verwunschenen Burg, die er mit dem siechen und dem alten König bevölkerte, fügte Kristian, sicher aus eigener Erfindung, den Gral. Er spricht von einem Gral und gebraucht das südfranzösische, in Nordfrankreich und im

Digitized by Google

Ausland unverständliche Wort graal = Schüssel, Gefäß. Die Fortsetzer und Bearbeiter, auch Wolfram, verstehen alle Gral als Eigennamen: bei ihnen heißt es also der Gral! Kristians Bericht läßt nicht den mindesten Zweifel über die Vorstellungen, die er mit seinem Gral verknüpfte: er ist ein Hostienbehälter, ein zur Aufbewahrung des Weihbrotes bestimmtes Gefäß, das die kirchliche Sprache als capsa, ciborium, pyxis unter den Altargeräten aufzählt. Kristian denkt sich die Hostie dem alten König als Wegzehrung dargebracht, wie bei der Krankenkommunion, die der Priester dem bettlägerigen Siechen, der die Messe nicht mehr besuchen kann, an sein Lager bringt. Die Hostienbehälter sind in den mittelalterlichen Kirchen entweder über dem Altar aufgehängt oder als Standgefäße auf den Altar gestellt worden. Und im letzteren Sinne ist der Gral gedacht. Die Hostienbehälter sind zylindrische Büchsen oder Dosen aus Gold oder Silber, mit Edelsteinen verziert und mit einem Deckel versehen. Die Standgefäße haben einen kelchartigen Fuß und werden im Gegensatz zum Weinkelch als Speisekelche bezeichnet. Aus gotischer Zeit besitzen wir mehrere solcher mit einem turmartigen Deckel versehenen Speisekelche. In der romanischen Zeit haben wir einen einfachen gewölbten oder flachen Deckel über dem Kelch zu denken. So wird Kristians Gral mit der Hostie zuerst bedeckt, hernach unbedeckt durch den Saal getragen, wahrscheinlich um die einzelnen Gänge der weltlichen Mahlzeit durch seine Gegenwart zu segnen, wie die katholische Kirche noch heute am Ostertag weltliche Nahrungsmittel, die zum Hochamt in die Kirche gebracht werden, zu weihen pflegt. Der als Schaugefäß umhergetragene Gral ist ein Vorläufer der Monstranz, die mit dem Fronleichnamsfest 1264 aufkam. Der Silberteller, den eine Handschrift als Silbertafel bezeichnet, ist nicht die für die Meßliturgie wichtige Patene, der Brotteller; denn ein solcher kommt bei der Krankenkommunion nirgends vor. Kristian denkt sich wahrscheinlich einen silbernen Untersatz, eine Tafel, auf die, wie auf einen Tragaltar, der Gral gestellt wurde, um ihn nicht zu entweihen.

Somit ist Kristians Gral, sofern wir unbefangen und vorurteilslos seine klaren Angaben verstehen, ein Altargerät mit durchaus verständlicher Bedeutung, aber ohne besondere Geheimnisse, ohne Vorgeschichte, ohne Legende. Erst bei den Fortsetzern wurde der Gral als kostbares Heiltum mystisch und symbolisch ausgedeutet.

Robert von Boron erzählt in seinem „Josef" die Geschichte des Kelches, den der Heiland beim Abendmahl benutzte und der nach der Kreuzigung zur Aufnahme des aus den Wunden strömenden Blutes diente. Die Einsetzung der Messe wird von diesem Kelche abgeleitet. Christus nahm mit seinen Jüngern im Hause Simons das Abendmahl. Judas führte die Feinde heran, die Christus gefangen nahmen. Ein Jude fand das Gefäß, in dem Christus das Sakrament vollzogen hatte, und brachte es zu Pilatus. Joseph von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen lange Jahre dem Landpfleger gedient hatte, erbat sich zum Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm auch das Gefäß. Als Joseph mit Nikodemus die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut heraus, das er in dem Gefäß sammelte und in seinem Hause bewahrte. Nach der Auferstehung beschuldigten die Juden den Joseph, er habe den Leichnam beiseite geschafft, und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Dem Gefangenen erschien Christus in blendendem Glanze und

Digitized by Google

brachte ihm zum Troste das kostbare Gefäß. „Wisse," sprach er, „daß kein Meßopfer geschehen wird, ohne daß man sich deiner erinnert. Wie du mich vom Kreuze nahmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das du mich gehüllt hast, wird Korporale heißen. Das Gefäß, das mein Blut auffing, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man drüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäß schauen, werden davon Erfüllung ihres Herzens und dauernde Freude haben." Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheißungen, und Joseph blieb in seinem Kerker lebendig begraben bis zur Eroberung Jerusalems durch Titus. Nach seiner Befreiung zog Joseph mit den Seinen in ferne Länder und begründete die Graltafel und den Graldienst. Der Gral war eben jenes geheiligte Abendmahlsgefäß mit dem Blute des Heilands. Robert hat sein auf mehrere Teile berechnetes Werk nicht zu Ende geführt. In der Hauptsache aber war es als Einleitung und Umbildung der Kristianschen Gralsgeschichte gedacht.

Schon aus der kurzen Inhaltsangabe erhellt der wesentliche Unterschied zwischen Kristian und Robert: der Hostienbehälter ist zum Kelche geworden, nicht mehr der Leib des Herrn ruht im Gral, sondern das heilige Blut. Robert hätte sein Gedicht contes del calice, Geschichte des Meßkelches, nennen können. Das Bindeglied zwischen Kristian und Robert ist eigentlich nur das Wort Gral, das, ursprünglich Nennwort für Behälter, jetzt zum Eigennamen des „veissel", des Gefäßes, ward. Robert blieb aber im Gedankenkreis Kristians, auch sein Gral ist ein Altargerät, das er nur von der Brot- oder Evangelienseite, d. h. von der linken Seite des Altars auf die rechte, die Wein- oder Epistelseite verschob. Seit dem 9. Jahrhundert finden sich Bilder der Kreuzigung mit einem kelchartigen Gefäß zu Füßen des Kreuzes, um das Blut aufzufangen. In kirchlichen Schriften des 10. Jahrhunderts, bei dem Patriarchen Germanos in Byzanz, begegnet die mystische und symbolische Auslegung der Liturgie, wobei der Kelch als Vertreter des Gefäßes, das Christi Blut aufnahm, gilt. Frühzeitig verband sich mit dem Kelch unter dem Kreuze der Gedanke eines besonderen Trägers. Nach der kirchlichen Sage war Adam unter dem Kreuze begraben und wurde von dem herabträufelnden Blute wieder zum Leben erweckt. Das Triumphkreuz von Wechselburg in Sachsen, ein herrliches Schnitzwerk um 1225, zeigt den Erlöser am Kreuz; eine ehrwürdige bärtige Mannsgestalt am Fuße des Kreuzes, der seinem Grabe entsteigende Adam, empfängt in einem Meßkelch das heilige Blut. Das Triumphkreuz erscheint wie eine bildliche Wiedergabe der von Robert ausgehenden Graldichtung, die aber der Schöpfer des Kunstwerkes schwerlich kannte und jedenfalls nicht im Auge hatte. Er hielt sich ganz und gar an die kirchliche Überlieferung.

Robert setzte Joseph von Arimathia an Stelle Adams auf Grund der Schrift des Honorius von Augustodunum, der in seiner Gemma animae im 12. Jahrhundert den Meßpriester mit dem Kelch als einen Vertreter des Heilands bezeichnete, genau mit den oben angeführten Worten, mit denen im Gedicht der Heiland dem gefangenen Joseph den Gral überbrachte. So ergab sich eine weitausholende Steigerung des Gral-Hostienbehälters zum Meßkelch, Blutkelch, Abendmahlkelch. Die Krankenkommunion wandelte sich zum Hochamt, wobei der hinter dem Gral

Digitized by Google

getragene Silberteller zum Brotteller, zur Patene ward, worauf die Hostie, die Oblate bei der Messe vor der Wandlung, vor dem Eintauchen in den Weinkelch liegt. Die Patene diente außerdem zur Versinnbildlichung des Grabsteins, wie die oben angeführten Worte aus Roberts Gedicht beweisen.

Die naheliegende Deutung des blutigen Speeres auf die Lanze, mit der Longinus den Gekreuzigten durchbohrte, fehlt bei Robert und in den mhd. Gralgedichten. Sie findet sich erst nach 1220 bei Kristians Fortsetzern und in den Prosaromanen vom Gral aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In diesen Romanen erscheint der Gral auch als die Abendmahlschüssel, was nicht im Sinne der einfachen und wohlbedachten Auslegung Roberts Gral-Kelch ist. Mit der Christuslanze und der Abendmahlschüssel beginnt die spätere verworrene und überladene französische Gralssage, auf die hier nicht mehr einzugehen ist.

Kristians Gedicht ist trotz des Grales ganz weltlich. Die Frage lautet gar nicht: „was ist der Gral", sondern „wen bedient man mit dem Gral". Der Hostienbehälter spielt eine nebensächliche Rolle, er dient nur dazu, das Leben des alten Königs zu fristen. Bei Robert tritt der Gral in den Mittelpunkt. Jetzt erst wird ein Gralsdienst eingerichtet, das Sinnbild der ersten Christengemeinde, die sich um den Kelch zum Gedächtnis des Herrn versammelt. Bei Kristian wird der alte König mit dem Gral bedient, bei Robert ist der Gralsdienst das feierliche Hochamt. Alles erscheint in streng geistlicher Beleuchtung und Auffassung. Der Dichter erzählt von den Wanderungen und Anfechtungen der Gralsgemeinde, wie einzelne ihrer Mitglieder in Sünde und Unglauben fallen und dadurch der Gralsdienst gestört wird, bis einst der verheißene Erlöser die ursprüngliche Reinheit wieder herstellt. In den späteren Prosaromanen ist dieser Erlösungsheld gar nicht mehr Perceval, sondern Galahad, der rein und sündlos wie ein Stellvertreter Christi auf Erden wandelt. Hinter ihn tritt Perceval immer mehr zurück. Wie weit die Fortsetzer Roberts Gedanken trafen und folgerichtig entwickelten, läßt sich nicht feststellen. Denn Roberts Gedicht blieb wie das Kristians unvollendet. Das geistliche Endziel läßt sich wohl aus der Anlage erraten, aber nicht im einzelnen bestimmen. Es war die Aufgabe der Nachfolger, zu erfinden. In Deutschland blieb Roberts Gedicht unbekannt. Wolfram von Eschenbach kannte nur Kristian. Was er hinzufügte, ist sein volles dichterisches Eigentum. Wie sich ihm der Gral und seine Ritterschaft darstellte, soll in der nächsten Abhandlung geschildert werden. Mit Wolfram beginnt eine neue, eigenartig deutsche Gralssage, die auf die neuzeitliche Dichtung, vor allem auf Richard Wagner einwirkte.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Trotz und Treue

## Von K. von Doering

Herr, warum sind wir Knechte und Vasallen?
Herr, warum gabst du uns in Geiers Krallen?
Und läßt die Wucht der Schuld sie auf uns packen,
Und läßt uns beugen unsern stolzen Nacken
Von Völkern, die in größrer Schand und Schuld?
Mit uns, Herr, warum hast du nicht Geduld?! — — —

Es war ein Mensch, bald war er gut, bald schlecht,
Sein Leben blüht', sein Werk gedieh ihm recht,
Du senktest selbst ihm tief in die Natur
Den Drang nach dir und deines Waltens Spur.
Und dennoch goß die Hölle ihren Schmutz
Ihm übers Haupt: — Hiob im Lande Uz.
Als er in Leibespein und Seelenbrand
Aussätzig lag in des Verleumders Hand,
Da kamen seine Freunde ihm zum Trost,
Und gaben Worte: — Mottenfraß und Rost.
Ihr Freundestrost traf ihn wie spitzer Dorn.
Sie sah'n nur seine Schmach. In Leid und Zorn
Wandt' er sich ab, der hart gestrafte Mann.
Was wußten sie von Gottes Weg und Plan,
Der ihn hinein in seine Bahnen webt!
Und trotzt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

So trotz' auch du, Deutschland, nach links und rechts!
Und lach' der Weisen menschlichen Geschlechts,
Der Kläger, die zugleich die Richter sind,
Gottferne, tugendstolz und seelenblind!
„Euch schuld' ich nichts! In meines Gottes Schuld
Und nicht in eurer steh' ich. Und ich duld',
Daß er mich läuternd durch sein Feuer zieht.
Ich kniee vor ihm, wie ein Deutscher kniet
Vor seinem Lehnsherrn. Nimm dein edles Schwert!
Schlag' zu, mein König! Seine Glut verzehrt
Bequem Gemeines, trennt von Nacht den Tag —
Es schneidet tief. Gib mir den Ritterschlag!
In Demut stolz, daß ich dein Lehnsmann bin,
Steh' ich in heißer Ehrfurcht, glüh' und sinn':
Wie stark dein Arm durch alle Welten greift,
Wie warm dein Mantel übers Erdreich schleift,
Wie deine Größe nah' und ferne ist — —
Und danke, danke, daß du bist!

Digitized by Google

# Die Legende vom verzauberten König

## Von Eberhard König

Eines Einsiedlers Holzhaus, aus rohen Fichtenstämmen gefügt, gekrönt mit einem derb gezimmerten Glockengestühl, schaute hoch über den weitaufgetanen Abgrund einer stundenlang gestreckten Schlucht, aus der hüben und drüben dunkler Hochwald die Leiten hinanstieg. Unsichtbar in ihren Tiefen rauschte und grollte der Wildbach, dessen ungestüme Gewalt in jahrtausendelanger Arbeit diese Talschlucht gesägt hatte, die nimmer schweigende Stimme der Einsamkeit. Drüben zertürmte sich der waldigen Wände breites Steigen zu weit geschwungenen zackigen Firsten. Hinter denen stund schwarzblau eines grimmbrütenden Gewitters Wucht. Ein Habicht ruderte mit schweren Schwingen über den rauschenden Abgrund dem jenseitigen Gewände zu und mocht' es nimmer erfliegen.

Hüben schritten zween stattliche Männer von der hochgelegenen Einsiedelei längs der Schlucht zu Tal. Im knappen Weidgewand der eine, das Hifthorn an der Seite; den Hut hielt knüllend die rechte Faust, auf daß der schwingenmatte Höhenwind, der zur Stunde kaum die lastende Schwüle zu lockern vermochte, die herrische Stirn ihm, die feingegliederte kühle. Unter den gerunzelten starken Brauen irrten die brennenden Augen ungeduldig von dem sprechenden Gefährten zur Linken fort und schweiften fern über die Schlucht, der Jägerblick faßte drüben den unermüdlich flügelnden Raubvogel, der immer noch der dunklen Bergwand zustrebte, und hielt ihn fest, als gäb' es zur Stunde für ihn nichts Fesselnderes auf der Welt — und doch sprach der andere zu ihm, was seiner trotzigen Seele not tat.

Der ward auch mit Unwillen der Zerstreutheit seines Begleiters inne als einer verletzenden Ungebühr; ein voller verwunderter Seitenblick maß den hoch Daherschreitenden. Der Einsiedel war es, der oben unter jenem Glöcklein hier in der Bergwildnis hauste; hochgeschürzt rauschte ihm eine braune Kutte um die kräftiglich ausschreitenden Schenkel, weit voraus sprang seinen schweren Schritten der aufklirrende Bergstock in der braunen Faust; kahl war seine Stirn, breit auf den Brustfalten der Kutte lag sein ergrauender Bart. Ein herrisch, ja ritterlich Mannsbild auch er, in seinem Demutkleide. Er erschwieg vor des anderen Schweigen und dessen beflissenem Spähen nach dem immer ferneren Habichtfluge. „Träumst du, König?" grollte er endlich.

„Mich wundert, wie weit es doch bis zu jener Bergwand ist; wie lange müht sich der wackre Flieger schon und rudert noch immer stracks voran; mein Auge vermeint, er müßte längst drüben im Hochwald eingefallen sein. Erkennst du ihn noch?"

„König!" begehrte der Gottesmann auf: „höhnst du mich? Dies Kleid, und Den, der durch mich zu dir reden will?"

Der Hohe zuckte die Achseln, hemmte aber sein beschwingtes Bergab einen Augenblick; dann schaute er zurück, den steinigen Pfad hinan. Dort führte richtig der Edelknecht behutsam seinen Hengst ihm nach. Da oben lag alles in bänglich fahler Helle, drüben schob sich die schwarze Wetterwand höher und höher.

Digitized by Google

„Höhnen, Vater? Wie gering du mich achtest. Du findest das Maß nicht für mich."

„Ach, Sohn! Dein Confiteor droben klang, als wär's gesprochen mit Achselzucken ..."

„Und dein Absolvo klang wie Drohn."

„Dem Ton deiner Beichte hätt' ich's versagen müssen. Du weißt von Demut nichts."

„Nein. Noch von Zerknirschung. Das Verdienst eurer Demut werd' ich nie begreifen."

„Noch ihren Segen je erfahren, Sohn, ihr kindhaft Glück!"

„Ich weiß: wie selige Hingabe an den Schlaf! Leidende Demut!"

„Meinst du, Demut litte? Du mußt noch viel lernen, roden in dir und pflanzen, mein König. Wenn Gott dir gnadet, so nimmt er dich noch in harte Zucht, wie auch der Vers dich ärgert im Lobgesang der heiligen Jungfrau: Deposuit potentes de sede!"

Hart auf lachte der Stolze: „Ich denke mir, Gott vermag Männer zu ertragen. Wär' ich Gott, ich hätte meine Lust am königlichen Manne, der nackenfest mir ins Auge schaut."

„Als wär' er meinesgleichen?"

„Warum nicht?" lachte der Fürst und schnellte, ohne den Schritt zu hemmen, einen weiblichen Steinbrocken zur Seite in den wildrauschenden Abgrund, wo sein Fall sich nach dumpfem Pochen und scharfem Aufschlagen verlor. Er ging ohne Bergstock, freischultrig und federnd, den Daumen der Rechten, der den zerdrückten Hut hielt, in den Ledergurt geschlagen; schlank war er und hoch, getragen schien er und wonnig durchschauert vom Gefühl seiner Herrlichkeit, über seinen ehernen Kämpferzügen voll maßlosen Stolzes lag Jugendglanz; schwer war's zu sagen, wieviel der Winter er zählen mochte; sein Wesen erschien so scharfzackig, als hätten viele Jahre daran gemeißelt; doch sah man näher zu, war's wie vom Mutwillen der Unreife, von Knabentrotz gesteigert. In lächelnder Gelassenheit sprach er jetzo: „Vater, ich sagt' es gestern, du glaubst an den königlichen Menschen nicht; es ist arm, so einer solches nicht vermag; dauern kann mich solchen Unglaubens."

„Wohl glaub' ich an ihn! Nur trägt nicht jeder königliche Mensch die Krone; und wiederum ..." Er verstummte.

Da lachte der Hohe: „nicht jeder, meinst du, der sie trägt, braucht drum königlicher Art zu sein? Mag sein. Mag sein auch, daß es der Königmenschen mehr gibt denn Kronen hienieden. Ich, das schwör' ich dir, trüg' ich den Goldreif nicht von Wiegenrecht, ja, Gott verdamme mich, wär' ich eines rußigen Köhlers Kind, ich suchte und erstritt' ihn mir, und müßt' ich von Luzifers Stirn ihn reißen!"

Ehe der erschrockene Priester ein Wort gefunden, flammte es um sie in blauer Lohe, alsbald brüllte ein kurzer Donner auf. Sie stunden getrennt, die zwei: der Mönch, zurückgeblieben, bleich, prüfend auf den andern hinabschauend, der drei Schritte unter ihm, tiefaufatmend, das Haupt in den Nacken geworfen, das kühne Antlitz dem Zorn des Himmels zugewandt hielt. „Königlich!" flüsterte er. „Wie wär's sonst so göttlich?" Ein zweiter Donnerschlag, die ganze Berglehne drüben

Digitized by Google

leuchtete hell auf im Blitzfeuer, der Hochwald ward durchsichtig, ein scheues Aufseufzen rann über die Wipfel. „Herrlich fürwahr! Aber laß uns eilen, Alter, gleich bricht der Regen hernieder.“ Und er schritt zu, unbekümmert, ob der Alte ihm folge.

Nach einigen hurtigen Schritten sah er dem Begleiter mit jäher Wendung ins Antlitz: „Schaust ja selber drein wie eine trächtige Wetterwolke? Ich weiß: ich soll ducken, weil Der da oben donnert! Alter, jeder hat seine Art; ist's Seine, so machtvoll sich zu ergehn, ich hab' die meine. Sollt' Er sie mir nicht gönnen? Ihr denkt klein vom Männergott. Ich mag deinen Spruch nicht. Stinkender Neid derer, die ewiglich in ihrer Tiefe bleiben müssen, wo sie daheim, hat ihn zu eigenem Troste ersonnen, derer, die nie ihrer selbst gewiß sind. Was willst du? Ich spürte Ihn, der da im Donner mahnt: ‚Ich bin da!‘ nirgend noch auf meinem Wege, auf meiner Siegerbahn hinan — eher, deucht' mich oft, in mir selber, in des eigenen Herzens Schöpferbrunst, des eigenen Willens Unwiderstehlichkeit; was in den Weg mir trat, das war von dieser Welt und trug Menschengesicht; niederstritt ich's, niederritt ich's, bis meine Welt mir zu Füßen lag. Nun sieh meine Herrlichkeit ohnegleichen: Tausende von Schilden umschirmen mich, willig dienen mir Starke; kein Stein im Bau meiner Größe ist brüchig und locker, heißt Wahn oder Trug; längst ward aus fronender Furcht Ehrfurcht und Liebe, hold und getreu meine Macht zu festen; so ward sie Recht, ward sie Gnade. Ein Spott dein winselnd Sprüchlein: Deposuit potentes! Wie Gottes Sonne, so steht mein Thron.“

Hochgemut wie ein Lenzlied und harsch wie ein stürmend Reiterlied klang das Königswort. Doch der, zu dem es gesprochen, war zurückgeblieben, und da der fürstliche Weidmann hinter sich sah, stund der Gottesmann über ihm, hochgereckt die Faust: „Ich aber sage dir, du Narr deiner Hoffart...“ das andere verschlang ein neuer Donner. Wie umweht von der blauen Himmelslohe ragte der Greis, wie ein übermenschlich Wesen, mit Allmacht angetan; aber der König lachte wie ein Bube, weil jenem der Bart bebte und auf und nieder zuckte um seines Zornes unvernehmliche Worte, als ränge ein Stummer um Gehör; da vergrollte des Gewitters Löwenstimme und ward von des Alten anschwellendem Drohruf übermocht, seinem letzten Worte, das wie aus dem Wetter Gottes selber zu dem Unerschrockenen herniederhallte, dem leidigen Worte: „Deposuit potentes de sede.“

Ohne Gruß schritt der König zu Tal. Allein.

* * *

Ein Felsgemach von geheimnisvoller Schönheit hatte der König, der gern aus Traum und Einsamkeit zur Tat herfürbrach, wie er, tatenheiß, im Traum der Einsamkeit zu sich selber heimzukehren liebte, in die dunkle Brunnenstube seiner Seelenmächte, von einem künstereichen Meister bei seinem Jagdschloß im Bergwalde sich schaffen lassen. Um dieser Grotte willen war ihm die Waldburg die allerliebste von seinen Pfalzen. Sie barg ein Gotteswunder seltener Art, ein Wasser zärtlich lau, und heilend und stählend zugleich. In ein weites Becken von weißem Marmelstein rann es traumbehaglich plätschernd aus einem steinernen Löwenrachen, herzhaft und erquickend als Trank; eine wohlige Labe, wie eine Flut der Verjüngung, wenn der Fürst seine jagdmüden Glieder in seine kristallene Klarheit tauchte. Wachskerzen auf schlanken silbernen Säulen erhellten goldig den hohen Raum, zwischen Marmor-

Digitized by Google

pfeilern glitz ein hoher Spiegel; ein Ruhebett, überspreitet von einem Tigerfell, ladete mit flaumigem Kopfpfühl zum Schlummer. Hier verbrachte der König ganze Stunden, die ihm die köstlichsten waren. Er liebte, vor dessen rascher Tat die Welt erzitterte, Stunden der Faulheit, die ihn mit Gedanken begabten; wie ein Dichter sein Lied, so hatte er hier in wonniger Einsamkeit, in traumschwerer Leibesruh' gar manchen Sieg, gar manche Königstat gedankenstill zur Reife gebracht.

Heut' trieb's ihn wieder zum Dämmerort seiner Sammlung. Nicht sein Leib allein begehrte nach Labe; ein Fremdes war ihm ins Blut geschlagen, des mußt' er sich erwehren, ernstlicher erwehren als mit Achselzucken und Lachen — das verspottete Hymnenwort, das sein nicht spotten lassen wollte; und das machtvolle Bild des Greises, den er doch im stillen ehrte um seines alten Kriegerblutes, seiner feurigen Mannheit willen: wie er da auf ihn herniedergeherrscht hatte, die Faust so wehrlich gereckt, als geböte er den Wetterflammen, die wie ein wilder Profetenmantel ihn umlodert hatten! Immer wieder war's da, wie eine üble Weise, die das Ohr wider Willen und Lust aufgefangen, und du kommst ihrer nicht los. Was wollte ihm das? Was bedeutete ihm das Erlebnis? War's denn ein Erlebnis? Narrheit!

An der Längsseite des üppigen Gartens, der im Schutz der jäh aufsteigenden Felswand mit einer Blumenzier ohnegleichen, dem Stolz edelster Bäume und dem reifenden Segen wonnigster Früchte die Huld des südlichen Himmels pries, schritt er den langen Rebengang hinab im grünen Schatten des dichten Weinlaubs, gesenkten Hauptes, hinter sich die bescheidenen Schritte des Edelknaben, der sein Badgewand trug; warm und weich war die Sommerluft, schwer von Duft und Bienengesumm. Er hatte kein Auge heut für die berauschende Schönheit seines Gartens und trat unverweilt in die grünliche Dämmerung seines Felsgemachs.

Er empfand sogleich auf seinen Schultern die leichten Hände des jungen Edelings, der ihm den Mantel abnahm; da fuhr er wie erwachend auf und riß mit zornigen Händen die Kleider vom Leibe. Der hinter ihm tat ihm die Badewat um — seltsam kühl legte sich das flaumige Gewebe um seine bloßen Schultern, daß ihn ein Frösteln überrann und er die weichen Falten fester um die Glieder zog. Dabei gedacht' er, daß er vor einer Stunde bis auf die Haut durchnäßt im Gewitterregen geritten, und schon lächelte Spottlaune ihm durch den verstörten Sinn: der kalte Guß, ob er wohl des Alten profetische Glut gekühlt hat? Darüber ward ihm leichter, und im erwachenden Behagen erstund ein minnig Scherzwort in ihm für den bescheidenen Jüngling, den er lieb hatte; er wandte sich lächelnd — da war er allein. Fuhr's ihm durch den Sinn: war der's am Ende gar nicht gewesen, sein blondlockiger Dietleib? Wer denn? Narrheit! rief er sich selber zu.

Hoch in seinen Mantel gehüllt, der ihn bis zu den Füßen deckte, trat er vor den Spiegel und reckte seine Hochgestalt. Wie er ihn liebte, den stolzen Mann, der ihm dort mit ernstem Gruße göttergleich aus der dunklen Spiegelfläche entgegentrat; wie er ihn ehrte, jeder Gedanke in ihm seiner Hoheit pflag! Er ließ den Mantel fallen und hatte seine Lust am Adel seiner leuchtenden Nacktheit: das ist Vollendung, sprach es in ihm, ein König auch ohne Purpur, ein König noch Gewandes ohne! Ob freilich, scherzte er mit sich selber: ob freilich in Lumpen auch? Ei, warum nicht? Wer nur graue, zerschlissene Hadern königlich zu tragen weiß! Frohlaunig

Digitized by Google

stieg er ins Bad und streckte sich in der laulichen Kühle, die dem halb Liegenden bis zum Kinne spülte.

Knabenhaft vergnügte es ihn wieder, wie es jedesmal ihn vergnügt, da in dem heilstarken Bade sein ganzer Leib sich silbern überperlte, als stäke er eng in einer gar feinmaschigen silbernen Brünne, und wenn seine Hände über Brust und Schenkel strichen, so war das wie Nixenhaut so weich und so glitschrig anzufühlen. Da sank eine Müdigkeit auf ihn, hold wie Mutterliebe und stark wie Gottesgewalt. Er legte das Haupt auf den Marmorrand und schloß die Augen.

„Deposuit potentes de sede!" erstund da die unerbittliche Weise. Des Mönches Antlitz wuchs herein, wuchs ins Erhabene, als blickte Gottvater selber aus seinen Augen. Der Hingegebene erwehrte sich nicht mehr der inneren Schau und sah dem Traumgeschehen ergeben zu. Da sprach es weiter: „Meinst du, Demut litte?" Demut! das Wort rief seine Gegenwehr auf, also daß nun ein neues, ein notvoll Träumen, von Kampf und Erliegen, ihn taumelnd von hinnen nahm. Bis er emporschrak, kühledurchschauert.

Ja — hatte er denn geschlafen? Wie lange? Er sah sich um. Wunderstill war's um ihn, der Wasserstrahl rann klingend in sein Bad, die Kerzen knisterten leise, verschlafen, sie waren seltsam heruntergebrannt. Die Welt, wo war die? Erschrocken entsprang er dem Bade, warf um die Glieder den Mantel — der Knabe war nicht zur Stelle: „Dietleib!" Und lauter, schon scheltend, rief er zum andernmal: „Dietleib! Hallo!" — Hallo! widerklang es wie Hohn aus der Tiefe der Grotte, die gelben Kerzenflämmchen neigten sich zitternd, kein Edelknabe erschien. Bin ich im Berg hier, im Reiche der Zwerge in Haft? Bin ich vergessen von der Welt? Wie lange? Wer weiß — mattgrüne Helle sickert vom Eingang her in seine Einsamkeit — draußen, freilich, brütet ja Sonnengüte! „Heilige Not! Saumseliger Bursch! Schläfst du? Dienstvergessener Wicht, meine Kleider!" Er lauscht und lauscht, sein Herzschlag hämmert — kein Tritt, kein Laut. Da springt er ergrimmend zum Eingang und fährt zurück — —

Eine hohe Gestalt tritt herfür, dunkelgroß vor der Tageshelle, so königlich ganz wie er eben im Spiegel sich selber gegrüßt, angetan, bis auf den Dolch an der Hüfte, den Dolch mit dem vielgepriesenen Smaragd, angetan ganz mit seinen fürstlichen Gewändern — heilige Jungfrau! Er selber ganz! Schweigend streckt der Hohe, sein Ebenbild, die Rechte wider sein Angesicht — schänd' ihn die Pest! die Rechte mit seinem Ringe, dem Krönungsringe daran! Was soll die gebietende Banngeberde? Höllenzauber verfluchter! Kalt und erstarrend legt sich's, gerinnend zu einer Larve, über sein Angesicht! „Du — du bist Satan!" schreit der König und wirft beide Fäuste empor und steht, nackt und bloß, vor dem im Fürstengewande. Der schüttelt nur leise das Haupt —: „Der König bin ich." — „Vater!" schreit da der Nackte in Irrsalsnot; doch der Gesell der Gewitterstunde ist weit; der liegt auf den Knieen in seiner Zelle und betet für eine Königsseele. Der König aber, die Augen groß auf den König geheftet, ist lautlos hinter sich getreten. Und der andre ist wieder allein.

Betäubt stund er, irr blickte er um sich, stampfte den Boden mit dem Fuße: Ist das alles ein wüster Traum? Bin ich wahnsinnig? Mich plagen Gesichte, Spukwerk Satans! Satans, an den ich nie geglaubt!

Digitized by Google

Ein Bienlein hatte vom Sonnentag sich in die Grotte verirrt, ihr summend Geläute erfüllte den weiten Raum — den weiten — wändelos weiten, weltweiten; und wie das endlose Ausschwingen ferner Glocken klang's — ferner, näher — Glocken, Glocken — immer mehr, immer dröhnender, drohender; und jetzt, horch, Chorgesang zum Glockenton, wie er aus hohen Domfenstern quillt, Gesang zum Preise der seligsten Frau; ein Chor jetzt von Tausenden hub die Worte ins Licht: „Deposuit potentes! — deposuit —"

Was geschieht mit mir? Das ist Fieber. Das ist ein Fremdes, das Gewalt hat über mich! Gewalt, die duld' ich nicht!

Er stürzte zum Spiegel hin, hungernd nach sich, der Gewißheit seiner selbst: eben noch das Heldenbild, hei, das Königsbild; die Gebieterstirn — da, grausiger Höllenspuk — blind ist der Spiegel und grau. Er starrt aus nächster Nähe hinein — nur zwei Angstaugen starren heraus. Angst? Das sind meine Augen nicht! Wild entschlossen stürmt er, barfuß, nur den feuchten Mantel umgerafft, aus seinem Steingemach ans Licht.

Der Garten kochte in schweigender Sonnenglut. Zween Falter taumelten umeinander, die Blumen dampften erstickenden Duft. Fremd und feindlich sah alles drein, und war doch so heimisch gewesen und hold; ungütig bis auf die Kühle der Fliesen, die seine nackten Sohlen traten.

Die Seitenpforte der Burg, auf die der Rebengang führte, lag angelehnt. Er stieß sie auf. In zwo goldenen Lichtbahnen, die die Vorhalle durchschrägten, tanzten flimmernde Sonnenstäubchen und spielten Fliegen. Vorm Pfeiler das Wisenthaupt blickte dumm und bös. Von drüben her, aus der tiefer gelegenen Burgküche, klang einer Magd verbuhlte Schelmenweise; dann ein Schwall heller Stimmen, lachend und kälbernd; alles überpolterte eine prahlende Männerstimme, worauf neues Weibergelächter hochkreischte. Heraufstieg aus der Kellertiefe, noch mit lachenden Zähnen und erhitztem Gesicht, eine dralle Magd, an jedem ihrer rosigen Arme hing ein Holzeimer. — Mit einem gellen Jungfernschrei fuhr sie zurück, die Gefäße platschten über, klapp, klapp schepperten ihre flüchtenden Holzpantoffeln die Stufen wieder hinab: ein nackter Mann!

Auf das „Waffen!" ihrer Jungfernnot stürzte, was sich im Keller vergnügte, neubegierig zutage.

„Ruft mir den Dietleib!" herrschte der König laut die Verblüfften an, indem er seine weiße Hülle fester um sich zog. „Kerl, verfluchter, reitet der Teufel dich?" brüllte über das Weibervolk hinweg ein langer Gesell, es war des Königs Armbrustspanner — „wie kommst du herein, frecher Lump? Packst du dich oder schmeiß' ich dich?" Er hatte die Weibsen, die nicht allzu arg an gekränkter Schämigkeit zu leiden schienen und kichernd nachdrängten, hinter sich geschoben und stund breitgrätschig vor seinem Herrn. „Bursch! kennst du mich nicht!" rief der und packte ihn vorn am Wams. „Hallo, du fasernackter Lümmel," schrie der Lange, „der Krug hat keinen Henkel, am wenigsten für deine Pfoten; läßt du los!" und grob schlug er die Hand seines Lehnsherrn hoch; „wo hast du deine Hosen gelassen, Saukerl? schämst du dich nicht?"

Des Königs Stirn brannte dunkelrot; in seine Augen trat der Tod, er rückte dem Ahnungslosen nach wie das Schicksal — „Er ist wahnsinnig!" schrie warnend eine

Digitized by Google

schwarzhaarige Dirne und riß den Bedrohten, es mocht' ihr Friedel sein, am Arm zurück von dem gefährlichen Gast; der Lange aber tät auf zween Fingern einen Pfiff. Alsbald brach mit wütendem Gebell ein zottiger Rüde durch den Küchenschwarm und fuhr lechzend an seinem Herrn empor; der hielt ihn auch schon an der Kehle gepackt, ein Hieb der Faust, und das mächtige Tier lag winselnd am Boden. Der König aber starrte in einen Abgrund unfaßbaren Elends: es war sein liebster, ihm anhänglichster Weidgesell, der da auf dem Estrich zuckte! So war er denn völlig verhext und verwandelt? bis auf seine Witterung? nichts mehr an ihm Er selber? Auch das Gesinde stund einen Augenblick wie gelähmt — erst vor dem Ausbruch rätselhafter Kraft, dann aber vor diesem Gebaren herrischen Daheimseins, und nun vor diesem unverstandenen großen Weh. Einen Augenblick wollte sich der dichte Kreis seinem Schreiten auftun — da erschienen am andern Ende der Halle, wo die dunkle eichene Stiege zum Saale hinaufführte, in der Helle des einfallenden Sonnenlichtes zwo Gestalten: Der König — der andre, der aus der Grotte — im Gespräch mit dem blondlockigen Dietleib. Unser König erstarrte, der Mund tat sich ihm auf. Jener aber stieg gelassen hinan, auf dem ersten Absatz blieb er an dem Geländer stehn, heftete die Augen groß auf sein Ebenbild unten und wies mit der Rechten gebietend hinaus. Dann stieg er mit seinem Begleiter vollends hinan.

Noch einen Augenblick verharrte der Verratne, Ausgestoßene — Und ich? Was bin ich noch? Ein Nichts, ohne Namen? — bebend, mit geballten Fäusten stund er, das Haar gesträubt vor Entsetzen; wie ein Feuer, Höllenfeuer, fraß das all sein Denken hinweg! Dann brach er mit einem leisen Wimmerschrei der Qual durch die auseinanderstiebenden Menschen, dem Entschwundenen nach. An den Hals muß ich dem Unheimlichen, Brust an Brust, Aug' in Auge dem Ungeheuer, und wenn's der Wirt der Hölle selber ist!

Oben ward er empfangen vom gewaffneten Schwarm seiner Leibwacht, die dem Unbekleideten, dem Besessenen, die Speere entgegenstreckte. „Seid ihr von Gott verlassen, Kinder? Männer! Kennt ihr mich nicht?" So wehvoll und flehend schier war noch kein Laut aus dieser stolzen Königsbrust ergangen. „Um des blutigen Heilands willen, laßt mich durch, ich muß zu ihm, ich muß!" und er rief sie alle mit Namen. Umsonst. Es gab ein grausam Ringen, des Königs Blut floß, sein leichter Mantel zerging zu Fetzen; zuletzt taumelte er in verbissener Umklammerung mit dem eisenumschienten Führer seiner Getreusten die krachenden Stufen hinab; sein Sebald war es, der Fröhliche, der Starke, der Unbezwungene. Draußen vor der Schwelle der großen Pforte hatte er ihn niedergerungen und kniete über ihm, riß ihm den Harnisch vom Halse und umkrallte seine Kehle, dabei rief er ohn' Unterlaß flehend, weinend: „Sebald, mein Sebald! Kennst du deinen Herrn nicht?" Da fielen die andern über ihn und schlugen ihn nieder.

Jenseits des Burggrabens und der aufgezogenen Brücke fand er sich in der kühlen Dämmerung des Abends mit wehem Haupt und zerschlagenen Gliedern, fröstelnd, unter einer schäbigen Wildschur, die das Erbarmen irgendeines Mannes oder Weibes da drinnen dem Armen, an Sinnen Kranken, dem Gottgeschlagenen, nachgeworfen hatte, seine Blöße zu bedecken.



Digitized by Google

Mühselig unter Schmerzen hub der Wunde sich auf und blickte entsetzt um sich. Es war kein wilder Traum gewesen! Das Unfaßbare blieb wahr! Dort drüben seine Burg in ihrer dunkelgetürmten Abendgestalt, wie sie oft den heimkehrfrohen Jäger gegrüßt hatte, war ihm kein Heim mehr — dort saß als Burgherr der Wahn, der aberwitzige, der Zauber, der Fluch, den ein andrer ergründe. Alberne, tolle Mären und Abenteuer klangen ihm auf, von einem Fahrenden am Feuer zu müßigen Abendstunden hingetändelt; er hatte für derlei Kurzweil kaum je ein willig Ohr gehabt — das hier war ja noch viel alberner, sinnverworrener und unmöglicher! Drüben leuchteten noch die Schroffen der Berge in scharlachener Abendglut. Dieser Herrlichkeit erlabte er sich sonst von jenem Söller dort, wie oft beim Weine mit jagdmüden, lustigen, biderben Gesellen. O, wie lieb' ich euch, ihr mannlich treuen Gesichter! Aber nur Besinnen, nur Reih und Glied und Gehorsam in den sturmzerwühlten Gedanken!

Was war geschehen? — Und was bedeutete ihm das Geschehene? Geschehen — seit dem letzten Pürschgang und droben dann seiner Beichte in der Einsiedelei? Hub's da nicht an, das — wofür er noch keinen Namen wußte? Heiliger Gott! ist das alles eines Tages Erleben? Hatte er, der König, wirklich und wahrlich vom Morgen zum Abend des einen Tages nicht mehr, wo er sein Haupt bette? Es ging ihm durch den Sinn, daß er mit dem Alten droben, gestern erst nach dem Aveläuten war es gewesen, von dem Rätsel der Zeit gesprochen, die vor Gott nicht ist, dem hundert Jahre sind wie ein Tag — er krauste die Stirn, sein Denken wie ein ungeberdig Roß fest am Zügel zu halten; es tat ihm wohl, war ihm wie eine Rettung in dieser Stunde, zu denken, zu denken, was über den gähnenden Abgrund seiner Not ihn hinwegtrage —: was soll das hier, das Gedenken an Gottes Zeitlosigkeit? — hundert Jahr wie ein Tag? Ach ja: und ein Tag wie hundert harter Jahre wilden Erlebens! Alles, was sein war, was er war und galt und hieß, verloren; ein unbehauster Mann in Bettlerblöße! Alles, was selbst jener schmutzige Köhler am schwelenden Meiler sein nennt, des er heut schon einmal als des Ärmsten der Armen gedacht, — bei jenem Alten! immer ist der Alte dabei! hol' ihn der Teufel! — Und nun war er noch ärmer. Warum nur?

Alle Fäden des Denkens waren wohl zerrissen; ein sturmgefällter Stamm, herabgebrochen vom Felsenhang, den Wipfel zu unterst, das war sein königlich Leben; und in den Wurzeln wühlten dörrend die Winde. Aber — er reckte sich hoch und ballte die Faust — hinter all seines Elends Unermeßlichkeit drohte ihm eine letzte Vernichtung: einer Würde Niederbruch, um die er bis zu dieser Stunde nicht gewußt, die mehr denn seine Königswürde! König, auf Wacht! Deiner Seele Tod! Mehr sollte ihm zerreißen, mehr sollte ihm genommen werden; das Eigenste, Letzte, was jeder Mensch sein nennt: Sein Ich, er selbst!

Er blieb stehen, mitten im abenddunklen Walde, hub das Haupt und sprach es laut, laut zu den ernsten Gestalten der Bäume, laut zur lebendigen Welt, laut zu der eigenen Seele: „Das bin Ich! Bin's noch, bin's immer, bin's unverlierbar, so wahr mir Gott helfe!"

Und lauter rief er, war's Wehruf? war's Jauchzen? — und brach mit wilder Kraft sich einen starken Ast, riß Zweige und Blattwerk herunter und fühlte sich

Digitized by Google

mit dem faustgerechten Stabe wie ein bewehrter Hüne und Held, und trutziglich wider den Boden stieß er die rohe Wehr — „Was bin ich?“ rief er: „der König! dem keiner sich noch verglich; elend und bloß, noch immer der König! Versuch' es, du Alter, mit deiner Weltenrichtergeberde, mir das aus der festen Brust zu reißen! Narr du, ich halte mir Treue. Der Spuk dort in meiner Gestalt, angetan mit meinen Gewändern, dem Schein meiner Würde — Mummenschanz des Satans — er soll mich nicht irre machen am stolzen Wissen, das mein Atem ist und mein Leben nährt: daß ich, der Nackte, der Herbergslose, der Weltverratne und Gottverratne, der Ärmste der Armen — der König bin!“

Der Wald tat ihm linde. Vor den ewigen Gestalten der Tannen und Buchen gab's seiner Nacktheit kein Schämen: Ihr wißt nichts vom Menschen. Sprecht ihr, sprecht ihr! Ich will schweigen. Mit starken Schritten stieg er den Hochwald hinan. Schweigen! An eurem Schweigen erstarken! Mir von euch zu mir selber helfen lassen! Helft mir, ihr Treuen, helft mir zu meiner Treu! —

Bläulicher Dämmerschein tastete zärtlich durch die umsilberten Stämme, der Atem des ewigen Gedeihens füllte klar seine Brust — des wölbte und straffte sie sich, er trank mit Lust die duftige Lebendigkeit der Nacht, spannte alle Sehnen und ward mit Lebensglück seines Liebes inne; sah sich schreiten, kraftvoll wie einen Vorweltrecken durch die Wilde steigen, gleichsam trutzig bereit, jedes Abenteuer der Nacht zu bestehn. Ahnungvoll ward er eines neuen, tiefeigenen Besitzes inne, in all seiner Weltverlassenheit, seinem Nichts-als-Mensch-sein. Und da ertaute ihm ein Lindes und Holdes lenzweich aus seinem Mannesgefühl: Sein Weib! die Königin! Liebe, es gab ja noch Frauenliebe für ihn!

Ach, noch manche Stunde ist zu wandern bis daheim, zu seiner Königsstadt. Nur heim erst, es geh' wie es wolle! Dort ist das Herz seiner Macht, seiner Geltung, ist seine ragende Trutzburg, seine eiserne Ritterschaft, sein Heer, sein Kanzler, der Rat seiner Weisen, sein Schloß, auf dessen Zinnen sein seidenes Banner flattert — ist sie!

Undenkbar, daß mir das alles nicht mehr gehöre, daß ich nicht mehr dort hineingehören soll, in meine Welt! Aber wie! Wie mag das werden? Ein Schauer überrinnt seinen kaum bekleideten Leib, in dem jetzt der Hunger zu zehren beginnt, der gemeine Hunger. Ein Meer von Unmöglichkeit wogt zwischen hier und dort. Jede Welle brüllt nein. Keiner dort kennt ihn! Sein Hund hat ihn nicht gekannt! Ein Meer von Schmach und Hohn, Irrwahn und Irrsinn. Überflieg's, überflieg's, mein gläubiger Mut, schau' nicht hinab in seine Wirbel!

Sein Königsgefühl brennt ja wie eine Flamme in seiner Brust, das muß vor ihm herleuchten und künden, wer da naht; alle Häupter entblößen sich, was gilt's? Alle Knie neigen sich, und der Sieg des königlichen Menschen wird ohnegleichen sein, wenn kein Glanz ihn ansagt; kein fürstlich Gewand, kein gekrönter Helm, schimmernde Schilde und wehende Banner, kein adlig schreitendes Roß unter ihm — elend und bloß, und der König doch! Und dann — ihr leuchtendes Lächeln, ihres Nackens Neigen, ihr Kuß: da zerweht wohl der Aberwitz, zerbricht der böse Zauber, da ist der Verwunschne erlöst, wie's so oft im erbaulichen Märchen erging.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

# Wildenbruch und Weimar

## Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

### Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

[Im folgenden, für Wildenbruchs tiefes Sehnen nach seines Volkes Liebe so sehr bezeichnenden Briefe handelt es sich um die Wirkung seines Dramas „Die Lieder des Euripides" auf Besucher aus der Fabrikstadt Apolda, wovon Spinner berichtet hatte. L.]

Berlin, 11. Januar 1906.

Mein lieber Freund,

alle Ihre Briefe werden, wenn ich einmal gestorben bin, in meinem Registrator-Schranke gefunden werden; alle habe ich bewahrt, keinen verloren gehen lassen, denn aus jedem einzigen sprach Ihre Freundesgesinnung und Ihr treues Gemüt. Das aus jedem einzigen herauszulesen und zu fühlen, hat mich jedesmal erfreut. Kaum bei einem aber habe ich es mit solcher mich beinah ergreifenden Macht empfunden wie bei Ihrem letzten von gestern! Vielleicht verwundert es Sie, wenn ich Ihnen sage — aber sagen muß ich es Ihnen —, daß mir das Bild, das Sie am Schluß gebracht haben von den Apoldaern, die zur Nacht inmitten ihrer Fabriken träumen würden von Alt-Hellas' Poesie, von des Menschenherzens urewigem Leid und seiner Lust, nachgeht wie eine wundervolle Symbolik alles dessen, was ich gewollt habe und will, was ich suche, weil es mein Mühen belohnt und weil es mir immer wieder Kraft verleiht, mein Mühen weiter zu tragen. Über den Alltagslärm hinweg da hinein zu sprechen, wo es still um den Menschen, und in ihm selbst eine heilige Stille wird, und aus dieser heiligen Stille vor ihm aufgehen zu lassen das Bild der Welt, das die Alltags- und Eintagsmenschen erdichtete Welt nennen, während es in Wahrheit die wahre, die eigentliche, die ewige Welt ist, in der wir alle immerfort leben, ohne zu ahnen, daß wir darin leben, weil wir mit unseren groben Eintags-Sinnen immer nur die umgebende Augenblickswelt sehen — das ist es, was ich suche und erstrebe und ersehne, und was, meiner Ansicht nach, jeder ersehnen muß, der sich einen Dichter nennt; und in diese Welt, diese ewige, höhere, sind die Apoldaer, wenn sie so getan haben, wie Sie meinen, an meiner Hand eingetreten. Und die Apoldaer sind Menschen, wie alle anderen, und also habe ich es erreicht, daß vor Menschen einmal, eine Stunde lang, ein Licht aufgegangen ist, vor dem sie mit dem Bewußtsein standen, daß man hier nicht laut reden darf, und daß die Erinnerung daran bleiben und bleiben wird. Und solches zu erreichen, ist für den Dichter eigentlich alles; darum sagte ich, daß Ihr Bild mich belohnt. Aber ich sagte auch, daß es mir Kraft gibt, Mühen weiter zu tragen; denn immer mit der großen, unsichtbaren Welt zu verkehren, wie es der Dichter soll, das fordert mächtige Seelenanspannung. Darum müssen die Menschen, namentlich die Freunde, dem Dichter nie zürnen, wenn er oft unwirsch ist, denn eine immer so angespannte Seele ist eben wirklich wie die gespannte Saite eines Musikinstruments, auf der man eben nur Musik

Digitized by Google

machen darf, die aber auftreischt, wenn man sie unmusikalisch angreift. Aber wenn ich von Mühen spreche, so muß ich hinzufügen, daß diese Mühen, dieser wunderbare Welten-Verkehr, eine unermeßliche, eigentlich die einzige Freude dessen sind, der sich nun einmal einen Dichter nennt. Das fühle ich, indem ich jetzt über dem „Hohen Liede von Weimar" sitze. Das Weimar, das mir da entsteht, ist ja wahrlich nicht das kleine Städtchen mit den stillen Gassen, mit seinen kleinbürgerlichen Bürgern, seinen bureaukratischen Beamten, es ist wie ein in die Räume des Himmels hinausgestrahltes Bild von alle dem, ein Weimar, wie es nach der Anschauungsweise der Eintagsmenschen nie gegeben hat, noch gibt, und wie es doch im höheren, ewigen Sinne, der der wahre ist, dagewesen ist und noch immer ist. [Hier berührt sich nun W. mit meiner eigenen Betrachtungsweise. L.] Wäre Plato, der Philosoph, nicht im Kern seines Wesens ein Dichter gewesen, so hätte er den Fundamentalgedanken aller Poesie, das Ideal, nie finden können. Und an diesem Idealgebilde Weimar schaffe ich nun, und frage, indem ich daran schaffe, nicht danach, ob sie mir im nicht-idealen, wirklichen Eintags-Weimar mein Hohes Lied je aufführen werden, und was äußerlich überhaupt daraus werden wird, sondern nur am Schaffen freue ich mich — und noch auf eins: auf den Tag, an dem ich es Ihnen vorlesen werde. Allzu lange wird's damit nicht mehr dauern. Und diesen ganzen Erguß, der über Sie dahingeströmt ist, haben Sie sich nun selbst zuzuschreiben, weil Sie sich gestern abend noch nach dem Theater hingesetzt und mir einen so schönen Brief geschrieben haben.

Einen Nachhall von dem, was ich Ihnen hier gesagt habe, finden Sie in dem Gedicht, das gestern hier in der Kunsthandlung von Keller und Reiner gesprochen worden ist, das ich Ihnen beifüge.

Die Verzögerung in der Übersendung des Vertrags hat auch mir schon Gedanken gemacht. Sollten da im letzten Augenblick störende Mächte aufgetreten sein? Es kommt mir in Erinnerung, was Sie mir schrieben, daß Frau von Helldorf mit der Behauptung zu Ihnen gekommen ist, daß der Kontrakt nicht perfekt würde. Das verhüte das Schicksal! Meine Frau schickt dem ganzen Herderhause tausend Grüße.

Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 29. Januar 1906.

Lieber Freund,

ich habe Ihnen für zwei Briefe zu danken, von denen der letzte, der gestrige, mich ernst gestimmt hat. Sie wissen, daß mir nichts ferner liegt, als die Nähe des Großherzogs aufsuchen zu wollen, und daß wir uns 1903 trotz seiner ausgesprochenen Ungnade in Weimar sehr wohl gefühlt haben. Allzu tragisch möchte ich deshalb sein Widerstreben gegen unsere Niederlassung in Weimar nicht nehmen. Dadurch aber, daß diese Niederlassung eine dauernde sein soll, bekommt die Sache doch ein etwas anderes Gesicht. Es ist dann doch die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit die Abneigung des Großherzogs auf die Gesellschaft abfärbt, mit der wir verkehren. Ich habe darum gleich heute an den Minister Rothe geschrieben und ihn gebeten, mir rückhaltlos Bescheid zu geben, mir auch, wenn möglich, die Äußerungen mit-

Digitized by Google

zuteilen, die der Großherzog getan hat, bevor er seine Einwilligung gab. Davon wird es abhängen, wie weit wir mit dem Gefühl können, und wie weit nicht.

Herzlichst Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

* * *

Berlin, 5. Februar 1906.

Lieber Freund,

Ihr Brief erfordert eine rasche Antwort, denn er verrät mir, daß Sie in Sorgen sind, und soweit es an mir liegt, soll zu dem allen, was auf Ihnen liegt und lastet, Sorgenlast nicht noch hinzukommen. Meine Antwort soll daher rasch, kurz und gut sein: wir werden bauen.

Minister Rothe hat mir geschrieben, in dankenswert ausführlicher Weise.

Aus seinen Mitteilungen entnehme ich, daß der Großherzog allerdings nur maulend der Überlassung des Grundstücks zugestimmt hat. Aber das soll uns nicht zurückhalten. Ein sentimentaler Narr müßte ich sein, wenn ich mich durch die üble Laune ... [muß ausfallen. L.] in der Durchführung eines Lebensplans hindern ließe, den ich für mich und meine Frau als einen heilsamen erkannt habe.

Nach Rothes Mitteilungen scheint sich der Großherzog davor zu fürchten, daß ich, in Weimar ansässig, mich zu sehr in die Verwaltung und Leitung des Theaters einmischen werde. Dazu kann ich nur die Achseln zucken. Aber auch der traurige Mangel an Verständnis, der aus solcher Äußerung spricht, wird mich nicht abhalten, nach wie vor für das Theater Weimars, das nicht des Großherzogs, sondern Deutschlands Theater ist, zu wirken. Im übrigen — da wir nun den Sommer über in Weimar zu sein gedenken — werden wir seine persönliche Atmosphäre so wenig kreuzen, als wenn er in Weimar und wir in Berlin wären.

Das „Hohe Lied von Weimar" ist inzwischen fertig geworden. Gestern habe ich Vogrich aufgefordert, hierher zu kommen und es von mir anzuhören. Gegen Ende dieses Monats wollen wir nach Weimar kommen. Vielleicht macht es sich dann, daß ich es Ihnen vorlese. Für heute, mit herzlichem Gruß meiner Frau an Sie beide, in Treuen Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 23. März 1906.

Lieber Freund,

zum Dank für die „Weimarische Zeitung", die ich heute früh aus Ihren Händen empfing, schicke ich Ihnen hierneben das soeben im Druck fertig gewordene „Hohelied von Weimar". Sehen Sie zu, ob es, für sich gelesen, Ihnen den Eindruck wiedergibt, den meine Vorlesung Ihnen gemacht hat. Vogrich, dem ich die Aushängebogen zugestellt, hat sich, ohne Rücksicht darauf, ob es aufgeführt wird, oder nicht, zur Vertonung bereit erklärt. Dafür bin ich ihm aufrichtig dankbar. Beinah gleichzeitig mit der Zeitung, aus der ich erfahre, daß morgen in Weimar die Lieder des Euripides zum achten (oder neunten?) Male gespielt werden, ging mir der Bescheid der hiesigen

Digitized by Google

Kgl. General-Intendanz zu, wonach diese das Stück endgültig ablehnt, „weil sie sich keinen dramatischen Erfolg davon versprechen könne". Wie meinen Sie, daß mir zumute war, als ich das las! Um darüber hinwegzukommen, habe ich zu meiner alten Arzenei gegriffen und mich in ein neues, großes Drama gestürzt. Ein mächtiger Stoff aus der alten deutschen Geschichte, den zu behandeln ich immer vorgehabt habe. „Der deutsche König" soll es heißen. Natürlich stehe ich noch im allerersten Anfang.

In der Anlage schicke ich Ihnen die drei Exemplare des Vertrags zwischen uns und der alten Weißleder. Wir haben unterschrieben...

Leben Sie wohl für heut. Meine Frau grüßt Sie. Zum Shakespeare-Tage kommen wir nach Weimar.

In Treuen Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 28. März 1906.

Lieber Freund,

als ich gestern Ihren Brief mit seinen Äußerungen über das Hohelied von Weimar las, fühlte ich den Wunsch, daß Sie mich eines Tages überleben möchten, damit Sie mir alsdann die letzte Rede halten könnten. Ich würde dann wissen, daß derjenige mir die Abschiedsworte gesprochen hätte, der tiefer als jeder andere mich verstanden, hingebender als jeder andere mich gewürdigt hat.

Stimmungen solcher Art mögen Ihnen seltsam erscheinen; sie erklären sich aus dem Zusammentreffen verschiedener Umstände: es liegt jetzt etwas wie eine erdrückende Luft über allem, was ich dichterisch unternehme. Die Tatsache, daß die Lieder des Euripides, trotzdem sie Weimar und dessen Umgebung so tief bewegt haben, den übrigen Theatern Deutschlands gegenüber tot bleiben, lastet auf mir. Das Schicksal des „Hohenliedes", in das ich alle Liebe meines Herzens hineingegeben, ist zweifelhaft und bleibt abhängig von der Laune eines unberechenbaren jungen Menschen. Ich sagte Ihnen, daß ich an einem neuen großen Drama arbeite — manchmal überfällt es mich, als sei ich ein Narr, daß ich noch dramatisch schaffe. Es steht etwas wie eine unsichtbare Verschwörung gegen mich im Feld. Dabei ist dieses neue Werk so groß angelegt, daß es mich, indem es langsam seine Arme ausbreitet, wie ein riesiger Polyp zu erdrücken droht. Aber wo sollte ich hinfliehen als in meine eigene Seele? Das Schicksal hat es mir auferlegt, daß niemand mir helfen kann und soll, als immer nur ich selbst mir selber.

Aber genug hiervon. Den Vertrag mit Kahlert-Weißleder habe ich mit Dank empfangen. Die Vollmacht lege ich hier wieder bei... Daß ich Sie wieder im Besitz Ihrer Gattin weiß, freut und beruhigt mich; Sie wären mir sonst zu einsiedlerisch geworden. Grüßen Sie mir die Heimgekehrte tausendmal von uns beiden, und bleiben Sie, der Sie sind,

Ihrem Freunde

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Digitized by Google

Berlin, 17. Mai 1906.

Lieber Freund,

wir kommen Mittwoch, 23. Mai, vormittags 11 nach Weimar, wo wir mit Schultze-Naumburg wegen des Hauses sprechen müssen, fahren abends 6½ nach Berlin zurück und bitten Sie, mit Ihrer lieben Gattin um 2½ im Russischen Hof bei uns zu Mittag zu speisen. Ich hoffe dringend, daß Sie unserer Einladung folgen, denn abgesehen von der Freude, Sie wiederzusehen, habe ich Ernstes mit Ihnen zu besprechen. Herr von Vignau hat mich soeben von Karlsbad aus um Übersendung des Hohelieds von Weimar gebeten. Er will versuchen, wie er mir schreibt, den Großherzog, der Anfang Juni nach Weimar zurückkommt, dafür zu interessieren. „Er hofft — aber er kann nichts voraussagen."

Diese Andeutung, so wenig unerwartet sie mir kommt, macht mich ganz traurig. Denn es gesellen sich Umstände hinzu, die ihr einen dunklen Hintergrund geben: ich glaube, daß in Weimar Stimmung gegen mich gemacht wird. In dem Avenariusschen „Kunstwart" ist, wie ich erfahre, ein Aufsatz von Bode in Weimar erschienen, worin dieser, früher für mich gesonnene Mann Vorwürfe gegen mich erhebt, weil ich den Großherzog — gängeln wollte, statt ihm freie Hand zu lassen. Daß solch ein Aufsatz grade jetzt, bei der Rückkehr des Großherzogs geschrieben werden kann, gibt mir zu denken. Vogrich ist nicht nach Berlin gekommen, hat auch kein Wort von sich hören lassen. Über dieses alles möchte ich mit Ihnen sprechen. Von Ihrer Freundschaft erwarte ich mir, daß Sie, wenn Sie von solcher Stimmung wissen, mir ungewässerten Wein einschenken werden. Hätten Sie Zeit, mir vorher noch eine Zeile zu schreiben, so würde ich Ihnen danken. Meine Frau grüßt Sie beide. Ich bin und bleibe

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Auf den folgenden, für Wildenbruch überaus bezeichnenden Brief über die Goethe-Gesellschaft machen wir besonders aufmerksam. L.]

Karlsbad, Villa Schäffler, 10. Juni 1906.

Lieber Freund,

haben Sie umgehend Dank für Ihre Mitteilungen, für Ihre Karte, die Sie Ihrer Zeit abgerissen haben, und für Ihre Drucksendung, deren Inhalt ich in mich aufgenommen habe, dem Grundsatz folgend: „Veritas, et si injucunda, tamen semper grata est". Denn unerfreulich hat mich dieser Inhalt berührt, so unerfreulich, daß ich es als eine glückliche Fügung betrachte, gestern hier statt in Weimar gewesen zu sein, und daß ich glaube, wenn dieses Präsidium und seine Gefolgschaft für die Zukunft bleibt, werde ich auch in Zukunft keinem Goethe-Tage mehr beiwohnen. Als ich das Verzeichnis der Teilnehmer las — hat es denn übrigens ein solches auch früher schon gegeben? — und las, was und wer aus Berlin gekommen ist, hatte ich das Gefühl, daß wenn ich mit dabei gewesen wäre, ich wie ein jagdbares Tier unter Treibern gesessen haben würde. Daß Erich Schmidt, wenn er Vorsitzender wurde, wie ein Komet mit endlosem Kliquen-Schweif in Weimar einziehen würde, hatte ich wohl gewußt — daß aber gleich eine solche Horde aus den Tiefen des Berliner Journalistentums aufbrechen und mit ihm in Weimar einbrechen würde, hatte ich doch nicht gedacht. Das Teilnehmer-Verzeichnis macht mir gradezu den

Digitized by Google

Eindruck eines Verschwörer-Verzeichnisses; um alle diese Leute auf die Beine zu bringen, von denen viele bisher niemals beim Goethetage waren, muß eine Parole ausgegeben worden sein: „Jetzt kommt unser Mann und unsere Zeit", muß die Werbetrommel durch ganz Berlin gegangen sein! Und von dem allen habe ich, obgleich ich in Berlin war, nichts gehört! Ich habe mich für schwerhörig gehalten — ich merke, daß ich taub bin. Diese Journalisten, die da aus Berlin gekommen, sind fast ausnahmslos meine Gegner, zum Teil meine Feinde, meine giftig erbitterten. Irgendwie freundlich ist mir die Goethe-Gesellschaft auch früher niemals gewesen — von nun an empfinde ich sie als eine mir feindselige Vereinigung. Und daß ich ihr selber angehöre, kommt mir jetzt beinah wie ein Hohn vor. Durch mein „Wort über Weimar" bin ich ja vor drei Jahren für die Notwendigkeit der Goethe-Gesellschaft eingetreten; dadurch habe ich mich selbst gebunden, sonst träte ich jetzt aus. Aber an ihren Versammlungen fernerhin teilzunehmen — nein — so wie mein Gefühl heute ist, wird mir das, auch wenn wir in Weimar wohnen, nicht möglich sein. Feinde verachten und ihnen zum Trotze weiterschaffen — ja, das kann ich —, aber mit ihnen lächelnd bei der „Festtafel" zusammensitzen — nein, das kann und will ich nicht! Darum noch einmal: ich freue, freue mich, daß ich gestern in Weimar nicht dabei gewesen bin. Vielleicht schreibt jetzt der Großherzog, oder läßt er durch Egloffstein eine Broschüre schreiben, in der er mich zum Besuch des Goethetags auffordert? Die Verhältnisse haben sich ja in der Tat umgekehrt. Ich glaube aber viel eher, daß es ihm herzlich lieb ist, daß er mich nicht nach Ettersburg zur Tafel hat zu laden brauchen. Und was mich betrifft, so verschmerze auch ich das und werde es in Zukunft verschmerzen. Das Gefühl des „Alleinseins", das einen gegenüber allen solchen Dingen überkommt, wirkt ja wie ein Druck — aber ich bin seit Jahrzehnten an diesen Druck gewöhnt, und schließlich sind es nur die „komprimierten Gase", die den Donner erwecken. Rodenbergs Epilog habe ich gelesen und daraus ersehen, daß er das alte Theater wirklich geliebt hat. Herr von Vignau, mit dem wir hier noch zusammentrafen, hatte mir nichts gesagt davon, daß Rodenberg den Schwanengesang erheben würde. Wahrscheinlich hat er wie sein Großherzog gedacht, daß ich das Weimarer Theater als meine Domäne ansähe, an dem niemand außer mir zum Wort gelangen dürfte. Wiederholt hat er mich hier um das „Hohelied" gebeten, und ich habe es ihm schließlich übergeben, ihm aber dringend geraten, dem Großherzog gegenüber nicht davon zu sprechen, bis dieser davon anfängt. Die Inhaltsangabe von Thodes Rede hatte ich im Berliner Lokalanzeiger gelesen und danach die Empfindung erhalten, als hätte er noch einmal gesagt, was man schon manchmal über Goethe gehört hatte. Nun Sie sich aber so anerkennend darüber ausgesprochen haben, bin ich begierig, die Rede zu lesen.

Sie haben mir eingehendere Berichterstattung in Aussicht gestellt — dafür würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Jedenfalls werden Sie mir dann sagen, was das für Anträge gewesen sind, die man abgelehnt hat. Meine Frau grüßt Sie und Ihre werte Gattin herzlichst und läßt Ihnen bestellen, daß sie die günstige Wirkung von Karlsbad zu verspüren beginnt. Man sitzt hier „fern von Krieg und Kriegsgeschrei".

In treuer Freundschaft Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Digitized by Google

Karlsbad, 17. Juni 1906.

Lieber Freund,

durch Ihre Sorgsamkeit sind wir über alles, was sich in Weimar begibt, so genau unterrichtet, als wenn wir an Ort und Stelle wären. Zu besonderem Dank haben Sie uns durch die Zusendung der Zeitung verpflichtet, in der sich die Schilderung vom Kommers der Sänger-Studenten befindet. Daß der Bundesvorsitzende meine Ansprache auf dem Markte vor drei Jahren erwähnt hat, freut mich, und daß er sie so getreu dem Wortlaute nach noch wiedergegeben hat, erfreut mich doppelt. Ich fühlte, indem ich die Worte las, daß sie wirklich das Programm des ganzen Zwecks der neuen Verbindung enthalten, des Zwecks, diejenigen Kräfte lebendig zu erhalten, aus denen Deutschlands Leben quillt. Wenn mir das Drama, das ich jetzt unter den Händen habe, so gelingt, wie es im Geiste vor mir steht, dann soll der junge Mann recht gehabt haben, wenn er mich den deutschesten unter den deutschen Dichtern genannt hat. Am Tage nach jener Ansprache auf dem Markt, 19. Juni 1903, war die Auseinandersetzung mit dem Großherzog. Frau Thode schreibt mir, daß ihr und ihrem Manne ein günstigerer Eindruck von dem Großherzog geworden sei, als vor vier Jahren, bei der Enthüllung des Liszt-Denkmals. Thode hätte voller Entrüstung über die weimarische Kunstausstellung zu ihm gesprochen, und der Großherzog hätte ihm „kindlich ernst" zugehört. Ich aber wollte, daß er mannhaft ernst würde und den dekadenten Grafen K., den ich für ein Kuckucksei im Neste Weimars halte, fortjagte! Solch ein Mann mit seinen Unternehmungen — die semitisch-gewordene Goethe-Gesellschaft und das Verbandsfest der deutschen Sängerschaften — Weimar ist wirklich der Brennspiegel Deutschlands, ein Vereinigungsort der krassesten Widersprüche.

Frau von Vignau schrieb uns am 15., daß an diesem, dem Tage des Sänger-Bundesfestes, die erste Bresche in die Mauer des Hufelandschen Gartens gelegt worden sei. Alle Abmachungen mit den Saalecker Werkstätten Schulze-Naumburgs sind getroffen, das Haus Wildenbruch kann auferstehen — Frau von Vignaus Wort bekundet, daß es die Augen aufschlägt... Wir grüßen Sie und Ihre liebe Gattin...

Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Meran-Obermais (Parkhotel), 3. Oktober 1906.

Lieber Freund,

von hier aus, wo wir seit dem 15. September uns befinden, ergeht eine Anfrage an Sie, auf die Sie mir, unbeeinflußt von freundschaftlicher Rücksichtnahme, Auskunft geben sollen: Ich habe das Manuskript meines Dramas „Ermanarich der König" meiner Frau zu lesen gegeben, und wir kommen hinsichtlich der Konzeption des Stoffes und der Gestalt des Ermanarich nicht ganz überein. Außer ihr kennt noch niemand das Stück in seiner jetzigen Gestalt — ich habe daran seit Jahren immer von neuem gearbeitet. Nach dem alten Satze „Eines Mannes Rede ist keine Rede" fühlt meine Frau selbst das Bedürfnis, daß wenigstens noch Einer, womöglich ein Mann, das Werk auf sich wirken lasse.

Digitized by Google

Wollen Sie dieser Eine sein? Wollen und können Sie das Manuskript jetzt gleich lesen, wenn ich es Ihnen jetzt gleich von hier aus schicke? Es ist in Maschinenschrift geschrieben, das Lesen verursacht daher keine Schwierigkeit. Aber ich weiß, daß Sie stark beschäftigt sind, darum beschwöre ich Sie, daß Sie nur unter der Bedingung auf die Sache eingehen, daß Sie wirklich Zeit und Muße und Stimmung dazu haben. Falls Sie nämlich darauf eingehen, müßten Sie das Stück sogleich lesen und mir noch hierher Ihre Meinung schreiben. Und daß Sie mir nicht als Freund, sondern als ganz unbeeinflußter Beurteiler schreiben, darum beschwöre ich Sie auch; denn ich muß wissen, woran ich mit dem Werke bin, das ich selbst als ein sehr merkwürdiges empfinde. Das Manuskript behalten Sie dann, bis ich es mir am 21. Oktober, wo wir, von hier zurückreisend, über Weimar kommen, persönlich von Ihnen zurückhole. Können und wollen Sie auf die Sache eingehen, so telegraphieren Sie mir bitte ganz kurz Ihr Einverständnis hierher. Ich schicke dann sofort an Sie ab.

Vorläufig Ihnen und Ihrer Gattin tausend Grüße von

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

(Fortsetzung folgt)

# Schilt keine Stunde trübe!

## Von Albert Mähl

Schilt keine Stunde trübe!
Du weißt nicht, was die nächste bringt.
Sie ist gewiß der Schatten,
Der irgendwie das Licht bedingt.

Nie wähne dich verlassen,
Wenn du auch keinen Menschen hast:
Vielleicht kommt unversehens
Ein toter Freund bei dir zu Gast.

Verzage nicht im Leiden!
Die Schickung ist nicht deine Schuld:
Gott weiß, warum das alles!
Hab' du nur mit dir selbst Geduld!

Digitized by Google

# Von der Sehnsucht

## Von Angelika Schünemann

Wir alle kennen jene Sehnsucht, die aus der Einsamkeit in die wahre Gemeinschaft strebt....

Du bist ein einsames Kind gewesen. In der Einsamkeit ist die Sehnsucht am liebsten daheim, da wächst sie und wird groß. Es wurde dir vom Christkind gesagt, das die Weihnachtsgabe bringt. Und deine frühesten Jahre durchzitterte die Sehnsucht, einmal, ach, nur einmal das liebe Christkind mit eignen Augen zu sehen. Und was es bringen würde — das mußte doch eine unermeßliche Fülle sein, so viel, daß man nie fertig werden könnte!

Der Weihnachtsabend kommt. Das Christkind hat die Lichter angesteckt und ist nach seinem Himmel zurückgekehrt für ein Jahr.

Doch, was es zurückließ, das wird ja wohl ausreichen für ein Jahr?

Du machst Bekanntschaft mit jedem einzelnen Ding, flüchtig und scheu, um weiter, immer weiter eilen zu können. Aber die Fülle, und sei sie noch so groß, ist endlich erschöpft: — war das wirklich alles?

So spähst du unreif und ungeduldig. Und der erste leise Zweifel erwacht, der Zweifel, der dir später manche Stunde vergiften wird. Es ist alles endlich. Was du aber brauchst, ist Unendlichkeit, ist tiefe, tiefe Ewigkeit...

Der Sommer kommt. Es ist ein warmer, sonniger Sonntagnachmittag. Du bist allein im Garten, und von fern tönt die Musik des Karrussells herüber. Laute, geputzte Menschen eilen vorbei. Ja, wenn du mitkönntest, der Musik nach, in all das anscheinend unendliche Treiben hinein! Aber daran ist nicht zu denken. Und deine Sehnsucht beginnt an den Gittertoren zu rütteln...

Du bist ein Kind unter andern, fröhlich im Spiel, frei in Wald und Feld. Doch abends, wenn die Genossen zur Ruhe sind oder auch mitten aus frohem Spiel, mußt du zur Mutter eilen und ihre Liebe suchen, die tief und endlos sein muß, wie das weite Meer, denn anders kannst du nicht zufrieden sein...

Du bist größer geworden und hast die Zauberzeichen gelernt, welche Bücher aus totem Papier in lebendige Freunde verwandeln. O, wie wächst da deine Welt! Immer mehr willst du lesen, immer tiefer eindringen in das bunte Geistesleben, gemischt aus Märchen und Wahrheit. Wo ist die Grenze zwischen beiden? — Ja, wenn du alle Bücher gelesen hättest, die es auf der Welt gibt, so würdest du wohl endlich zufrieden sein!

Die Jahre eilen, deine Seele wächst — und mit ihr wächst die Sehnsucht. Du schauest um dich und siehst in dem tausendfältigen Leben der Natur eine Schönheit, eine Vollendung, die du bisher nirgends gefunden. Wenn abends die Himmelshalle ein großer, stiller Tempel ist, von dessen schimmernder Wölbung Friede strahlt, dann breitet deine Seele die Schwingen und will einen großen Flug tun. Doch „wohin, ach, wohin"? Von Erfüllung redet uns die Natur. Je mehr wir von ihrer Schönheit und Vollendung sehen und erfassen, um so größer wird unser Durst danach. Wann fassen wir sie in ihrem tiefsten Innern und sind vollendet gleich ihr?

Digitized by Google

Deine Sehnsucht kann nicht ruhen, sie wandert weiter. Und sie sieht hier und da einen göttlichen Strahl aus einer andern Seele dringen. Da kommt es über sie: das Einzige, was sie gesucht hat von Anbeginn, ist Gemeinschaft mit andern Seelen, ach, mit einer Seele, die ebenso fühlt, leidet, sich sehnt wie die deine! Nun suchst du an rechter Stelle.

Und dann kommt es wohl manchmal dazu, daß dir das Unfaßbare und doch so gern Geglaubte begegnet: daß du meinst, dich in Freundschaft oder Liebe hingeben zu dürfen, den Herzschlag des andern zu belauschen — aber, ach, es war oft nur deines eignen Herzens Klopfen, das du gehört hast! Bittre Enttäuschung droht dich müde zu machen, und du lässest die Hoffnung sinken, jemals auch auf diesem Wege zu finden, was du suchtest: vollkommenes Einssein mit einem andern.

Doch vielleicht ist es eines der vielen Lebensgeheimnisse, daß grade jetzt, grade aus der Demut des stillen Verzichtens Erfüllung wird — in Formen, die du nicht geahnt, weil du selber zu wenig schöpferisch gewesen, weil du selber zu wenig Liebe gegeben hast!

# Das Blondchen vor Goethes Haus

## Von Konrad Weichberger

**Auf dem Goetheplatz, hinter eisernen Kettengirlanden,**
**Neben der Treppe, getürmt, die zu der Hausschwelle führt,**
**Seh' ich dunkelen Berg, mannshoch, gewaltig, von Mänteln,**
**Kesseln, Stöcken, und mit Rucksäcken feste durchsetzt.**
**Aber zu oberst, gelehnt an die ockergoldige Hauswand,**
**Eine Laute mit grün-rotem und seidenem Band:**
**Dort sitzt ein reizendes Blondchen, im blauen Dirndelgewande,**
**Bräunliches Schürzchen davor, hält bei den Sachen die Wacht.**
**Während die Horde genagelten Schuhs im Heiligtum umgeht,**
**Arbeitszimmer und Saal, Garten und Sammlungen schaut,**
**Und ins Sterbezimmer jung Deutschland schweigenden Blick senkt,**
**Hält die Jüngste getreu hier bei den Sachen die Wacht;**
**Sitzt auf dem Pfosten; die Kette baumelt; es saugen die Guckchen**
**Lustig allerlei ein, was auf dem Plane sich treibt:**
**Alle die Fremden, die Weimar'schen alle; die Autos; des Platzes**
**Seltsame Form, und des Borns sonnendurchglitzerten Strahl ...**
**Aber des Dichters Hand ruht auf den gewundenen Flechten,**
**Und die kindliche Stirn ahnt seinen hauchenden Kuß.**

Digitized by Google

# Rundschau

## Bilder vom Rhein

### 2. Drachenfels

Der Tag ist müde geworden. Nur das bunte, fremdländische Leben hoch auf dem Felsen wird nicht müde, es lacht und schwatzt, es kost und trinkt — und vergißt das Leid der Zeit inmitten der Herrlichkeit eines Sommerabendes am Rhein.

Wir stehen für ein Weilchen allein über dem Lärm zwischen uralten Ruinen und schauen in das goldrote Flammen über silbernem Wassergürtel. Ferne wie eine Vision die Spitzen des Kölner Domes! Sind wir nicht Kreuzritter auf einer Wallfahrt in gelobtes Land, du und ich?!

Der Tag ist müde. Er neigt sein Haupt gen Westen; schon schweben vom Osten herauf die dunklen Schleier über das sommerliche Land, die Schleier einer rheinischen Sommernacht. Aber noch glitzert ein letztes Funkeln des Sonnenauges auf den tanzenden Wellen und kleidet die Mauerreste hoch auf dem Felsen in goldgelbes Leuchten. Unter uns rauschen die Bäume ihr Abendgebet.

Wo der Strom abwärts treibt, Köln entgegen, verliert sich das Land in weiter Fläche. Stromauf aber wellt es sich in Rebenhügeln und Felsgestein. Wir sahen es in all seinem Märchenzauber, da wir vom Niederwalddenkmal abwärts fuhren, den Mäuseturm bei Bingen hinter uns lassend. Schloß Rheinstein, 1825—29 neu aus alten Trümmern erbaut, Besitz des Prinzen Heinrich von Preußen, grüßte in seiner Schönheit, Burg Katz, die sagenumsponnene, die Lurley, dem Nixenkind, Verderben gebracht, und Schloß Stolzenfels, das vielbesungene, erweckten Erinnerungen; um den Königsstuhl bei Rhense aber geisterte deutscher Dichtersang . .

Warm und still ist die Luft, die Geräusche der Ebene steigen hell herauf. Tief unten schwimmen wie Nußschalen Boote auf dem Wasser, zuweilen erhebt sich die Glocke eines Dampfers, der in Honnef anlegt. Wir sehen die Drachenburg unter uns liegen, Königswinter, der Ausgangspunkt für Wanderungen in das Siebengebirge, schmiegt sich mit lässiger Eleganz an das Ufer des Stromes.

Du deutscher Rhein, du gesegnetes Land, wie weckt euer Zauber ein Echo in der Seele des deutschen Menschen, wie schlingt sich ein Heimatgefühl um schlichte Herzen, die hier oben ihre Feiertagsstunden verleben!

Irgendwo auf der Insel Nonnenwerth schimmert wie ein Sternlein grüßend ein winziges Licht. Du suchst meine Hand und suchst meinen Blick. Ein Volkslied schwingt sich vom Fuße des Felsens herauf und fährt in das Gläserklingen fremdländischer Art, das klirrend über die Steinblöcke klettert. „Grüßt mir das blonde Kind am Rhein und sagt, ich käme wieder — — —“

Immer noch umspannen deine Finger meine willenlose Hand, die sich dir in wohligem Behütetsein überläßt, hoch auf steilem Drachenfels, ferne dem grauen Alltag.

Stimmen! Fremde Laute, weich und einschmeichelnd, aber niemals stolz, stark und kraftvoll! Zierliche Gestalten, rauschende Seide, dunkle Augen und gelbliche Gesichtsfarbe: Ausländer! In das helle Abendleuchten fallen wieder die verdunkelnden Schatten, in uns zittert

Digitized by Google

ein unnennbares Weh, leise verlassen wir die Höhe, aufgescheucht aus unserer Abendandacht. Der Wind weht plötzlich kühl.

Unterhalb der Ruine der Schauplatz eines bewegten Lebens. Wir sitzen inmitten prunkender Eleganz, in deutscher Schlichtheit, schweigend und schauend.

Große, rotweiße Sonnenschirme halten ihre Halbkugeln schützend über weiße Tische und Stühle. Unter ihnen blitzen feurige Augen, lächelt manch roter Mund. Um halbgeleerte Weinflaschen schaart sich der Kreis Großindustrieller, der sich, aus Arbeit und Alltag entflohen, hier am schönen Sommerabend zusammenfand; abgerissene Sätze, Strophen eines modernen Couplets, flattern um unseren Tisch. Ein Lachen fliegt über das bunte Bild, das Lachen rheinischer Lebendigkeit.

Nach sechs Uhr wird kein Kaffee mehr ausgeschenkt. Sektpfropfen knallen. Am Nebentisch sitzen deutsche Mädchen mit fremdländischen Kavalieren. Sie weichen unseren ernsten Blicken aus oder weisen uns ein spöttisches Lächeln. Deutsche Frauen, deutsche Treue . . . Ist es gar so lange her, daß man's auch in rheinischen Landen sang?! Gott sei Dank, daß diese Frauen hier Ausnahmen sind.

Kellner hasten. Am Büfett des kleinen Gasthauses herrscht ein ständiger Andrang, die Postkartenbude ist belagert.

Die Kapelle irgendeines Vereines, der in dem Saal des Hauses sich mit Tanzen vergnügte, macht zum Abschied eine lustige Schrammelmusik unter grünen Bäumen. Und dann ein Durcheinander vieler Melodien, und immer deutlich hörbar die Anfänge einst so gern gesungener Nationallieder: „Deutschland, Deutschland über alles" — „Heil dir im Siegerkranz" — „Wacht am Rhein" — Aber nur die Anfänge! Wir sind ja nur noch Gäste auf eigener Scholle!

Wie war es wohl, als die deutsche Wacht noch trutzig jenseits des Rheines stand, als die Bonner Husaren und die Bonner Studenten hier ihre Gläser mit einem Hoch auf Kaiser und Reich leerten?! Und als die blonden Frauen nur auf deutsche Art schauten?! Wie wird es wohl noch werden?!

Still leeren wir unser Glas, ein Gedanke beherrscht uns, aber er wird nicht laut zwischen uns. Du reichst mir die Hand, es ist wie ein heiliges Gelöbnis, in dem der Schmerz und Groll, der uns anfiel, ertrinkt. Wir stehen auf und schreiten zu Tal.

Kleine Maulesel tragen geduldig leichte und schwere Lasten hinauf und hinab, wir aber wandern vorüber an pfeifender Lokomotive und kletternder Zahnradbahn, durch den dämmernden Dom grüner Bäume.

Der Weg ist steil, steil auch unser Pfad, und doch, wer will stürzen, solange ein treuer Arm ihn stützt und stärkt?! Leise und bewegt kommen dir die Worte über die schmalen Lippen, Liebster, Worte einer großen, heiligen Sehnsucht, die in beider Seelen gehämmert ist in noch unzerstörter Lebenskraft.

Die Vögel schweigen, letzte Lichter eines sommersonnseligen Tages huschen über den dunkelsamtenen Waldgrund. Du stehst still und schmiegst deine Wange an mein heißes Antlitz. Aber ich fühle, daß nicht alle Gedanken dieser Stunde bei mir sind, und ich zittere, mein Herz zittert, weil es verstrickt ist in begehrenden Willen, du aber bist mit deinem Mannestum verwurzelt im Leid des Vaterlandes, das dich auch in den seligen Stunden unseres Einsseins nimmer ganz läßt. Ich bin traurig darüber, aber deine Lippen schließen meinen leicht geöffneten Mund, und deine Worte sind so groß und gut, daß ich mich ein wenig schäme. Ich will dir gleich werden.

Du ziehst mich auf die Moosbank nieder, Heckenrosen säumen den Pfad. Unter uns liegt das rheinische Nizza, die Rosenstadt, halb schon im Schlummer, halb noch dem scheidenden Tageslichte nachblinzelnd. Von der Höhe des Felsens fällt Musik in das Tal. Dort oben feiert man Feste...

Ein Hauch des Friedens weht durch den Wald. Die Nacht naht leise und weich. Langsam erhellt sich die Rosenstadt. Du schneidest mit rascher Hand Heckenrosen vom Wegesrand, befreist

Digitized by Google

sie von den Dornen und kränzest mich mit den rosigen Blüten. Rosen muß man tragen Sommers am grünen Rhein! Ich fühle, daß du vor mir knien möchtest, doch den Pfad herab steigen fremde Menschen, und fremde Menschen haben keinen Zutritt zu unserem Heiligtume.

Darum nimmst du meine Hand, und wir gehen zum Strome hinunter. Ein weißes Segel schwimmt verspätet auf den ruhigen Wassern. Der grüne Rhein fließt unter dunklen Schatten seinen uralten Weg. Alle Farben verblassen, alles Licht ist von dem Geheimnis blauer Nächte verschlungen. Dunkel ruhen die Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth, und der Rolandsbogen steht im bleichen Mondlicht geisterhaft vor dem nächtlichen Himmel.

Wir sitzen im Sande am Ufer. Von den Weinbergen herüber weht der Wind. Silbern schimmert der Gürtel des Stromes. Jung ist das Leben am Rhein, jung sind zwei verlangende Herzen. Immer noch singt es an den Ufern „Nur in Deutschland, nur in Deutschland, da will ich ewig leben — —"

Der Mondenschimmer durchflutet alle Gassen. Auf schwarzem Felsen leuchtet ein rötliches Licht, weit hinein ins rheinische Land, das erhellte Haus auf dem Drachenfels.

Alle Rosen duften rings in den Gärten. Der Rhein murmelt sein uraltes Wort von deutschen Reiches Herrlichkeit; und von der versunkenen Krone im tiefen Strombett steigt ein verheißendes Glänzen an die Oberfläche ...

Thyra Wendte

# Preußische Generalstabschefs in ihren Denkwürdigkeiten

Der deutsche Generalstab nach heutigen Begriffen, der von unseren Feinden so gefürchtet wurde, daß seine Organisation auf Grund des Versailler Diktats zerschlagen und vernichtet werden mußte, war eine Schöpfung des Feldmarschalls Grafen v. Moltke, der von 1857—88 Chef des Generalstabes der preußischen Armee gewesen ist. General der Infanterie v. Zwehl, einer unserer bedeutendsten und verdienstvollsten Militärschriftsteller, schreibt in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift „Generalstabsdienst im Frieden und im Kriege" (Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1923), die hiermit der Beachtung weiterer Kreise bestens empfohlen sei, daß der Generalstab 1866 mit Moltke als Generalstabschef aus der Taufe gehoben worden sei. Des Feldmarschalls Nachfolger Graf Waldersee (1888—91), der geniale Graf Schlieffen (1891—1905), Moltke der Jüngere, der Neffe des Feldmarschalls (1906—14), Falkenhayn (1914—16) und endlich unser Hindenburg (1916—18) haben das überkommene Erbe getreulich gepflegt und weiter ausgebaut.

Das größte Verdienst hierin gebührt wohl dem Grafen Schlieffen, dem es als einzigem unter den Nachfolgern des Feldmarschalls bedauerlicherweise nicht vergönnt war, seine Feldherrnkunst auch praktisch betätigen zu können. Ich bezweifle nicht, daß er, wenn es darauf angekommen wäre, das deutsche Heer zu einem vollen Erfolg geführt haben würde, und diese Überzeugung wird wohl von allen geteilt, die den großen Strategen, der vielleicht der bedeutendste unter den Generalstabschefs gewesen sein mag, näher kennen gelernt haben. So hat er uns nur seinen genialen Operationsplan hinterlassen, der freilich unter seinem unfähigen Nachfolger gründlich verwässert worden ist. Ich habe mich bereits in früheren Aufsätzen hierüber ausgelassen (vgl. Türmer 1921, Heft 8, und 1922, Heft 12) und kann daher auf das dort Gesagte verweisen.

Die oben genannten Generale waren aber nicht nur Männer des Schwerts, sondern wußten auch die Feder wohl zu führen; die vom Großen Generalstab herausgegebenen, eine stattliche

Digitized by Google

Zahl von Bänden umfassenden „Militärischen Werke" des älteren Moltke und „Gesammelten Schriften" Schlieffens geben hiervon Zeugnis, Bücher, die nicht nur fachwissenschaftlich an allererster Stelle stehen, sondern auch sprachlich als Meisterwerke deutscher Prosa neben den Erzeugnissen unserer besten Schriftsteller ihren Platz behaupten. Falkenhayn hat bekanntlich einen wenig geglückten Versuch unternommen, in seinem Werk „Die Oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen 1914—16" (Verlag Mittler und Sohn, Berlin) seine Strategie zu rechtfertigen, und unseres Hindenburgs „Erinnerungen" sind ein Volksbuch in bestem Sinne geworden. Als Letzte sind nun auch noch Graf Waldersee und der jüngere Moltke zu Wort gekommen, und es verlohnt sich wohl, diese beiden Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Die „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee" (bearbeitet und herausgegeben von Heinr. Otto Meisner, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin 1922, 2 Bände, 424 und 456 S.) gehören unstreitig zu den interessantesten Veröffentlichungen der unheimlich angeschwollenen Memoiren-Literatur der letzten Jahre. Es handelt sich hierbei um kein abgeschlossenes, abgerundetes Werk, sondern um lose Tagebuchnotizen und vielfach flüchtige Aufzeichnungen, die von dem Neffen des Generalfeldmarschalls, angeblich auf dessen Wunsch, der Öffentlichkeit übergeben werden. Letzterem, Generalleutnant Georg Graf von Waldersee, schien nun der Augenblick gekommen, den Wunsch seines Oheims zu erfüllen, „da heute die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich stärker jenen Jahrzehnten zuwendet, die den katastrophalen Ereignissen seit 1914 vorausgingen". Dies ist unbestreitbar zutreffend.

Feldmarschall Graf Waldersee, in weitesten Kreisen des Volks erst bekannt geworden als Führer der Chinaexpedition 1900, gehört zu den hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Zeit nach dem Kriege 1870/71 bis zu seinem Tode 1904. Seine bei dem lebhaften Temperament des Verfassers stark subjektiv gefärbten Aufzeichnungen bringen daher eine Fülle interessanter Mitteilungen aus der Zeit des Kaisers Wilhelm I., noch mehr über die ersten Regierungsjahre (1888—1900) Wilhelms II. Insbesondere für die Beurteilung dieses Monarchen ist das Buch von höchster Wichtigkeit und eine Fundgrube von großer Bedeutung. Kein Politiker und kein Geschichtsforscher, der sich mit der Geschichte des sogenannten Wilhelminischen Zeitalters befaßt, wird an ihm künftig vorübergehen können. Das Urteil über Wilhelm II. ist allerdings von ungewöhnlicher Schärfe und lautet geradezu vernichtend, obwohl Waldersee dem Kaiser gewiß unbefangen und ohne Voreingenommenheit gegenübersteht, ja als Offizier, Edelmann, Preuße und loyaler und getreuer Diener seines Königs sogar redlich bemüht ist, auch seine guten Seiten hervorzuheben. Interessant ist auch, die Wandlungen zu verfolgen, die sich hierin im Laufe der Zeiten nach anfänglich günstiger Beurteilung zum Schlechten vollzogen haben. Waldersee schreibt hierüber am 5. Januar 1894 gelegentlich: „Es ist ja vielleicht schlecht von mir, dies alles zu Papier zu bringen, ich hoffe, daß es lange unentdeckt liegen bleibt. Andererseits aber muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden, und sind solche Aufzeichnungen nötig für die dereinst zu schreibende Geschichte dieses ganz eigenartigen Kaisers und Charakters." Ob daher eine Veröffentlichung zum jetzigen Zeitpunkt, noch zu Lebzeiten des Kaisers, der in geradezu heilloser Weise bloßgestellt wird, der vornehmen Denkungsart des Verfassers dieser Aufzeichnungen entsprechen würde, mag füglich bezweifelt werden. Dem monarchischen Gedanken wird durch solche Veröffentlichungen wenig gedient, obwohl gar zu gerne und geflissentlich übersehen wird, daß seit Abschaffung der Monarchie die Verhältnisse, die zu kritischen Bemerkungen Anlaß bieten, sich in keiner Weise gebessert haben und vielfach noch schlimmer geworden sind. In aufrichtiger Trauer und Bestürzung sieht Waldersee im Kaiser den „Totengräber der Monarchie", der geradezu „Sozialdemokraten züchtet", und beklagt bitter seinen Wankelmut und seine Unentschlossenheit in der inneren und äußeren Politik. Voll Bitterkeit schreibt er am 18. November 1891: „Wir sehen weder den alten Kurs noch einen neuen, sondern



Digitized by Google

gar keinen. An höchster Stelle glaubt man allein regieren zu können, alles zu verstehen, alles am besten zu wissen, während man sich in Wirklichkeit über kein Ziel völlig klar ist, nichts wirklich gründlich versteht"; und an anderer Stelle am 17. März 1895 nach einer Klage über die „Unsicherheit des neuesten Kurses": „In dieser ernsten Zeit, in der nur feste Charaktere uns helfen könnten, ist des Kaisers Hauptbeschäftigung, Charaktere zu brechen. Wie wird die Geschichte dereinst scharf urteilen!" Auch die Friedensliebe des Kaisers um jeden Preis, die den Verleumdungen des Feindbunds zur Kriegsschuldfrage gegenüber hier von einem gewiß einwandfreien Zeugen bestätigt wird, wird von Waldersee verurteilt. Am 9. Februar 1894 schreibt er: „Der Monarch ist also nun soweit, nicht allein sich vor den Russen zu fürchten — das wußte ich längst —, sondern es auch offen einzugestehen. Er glaubt, durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten, und wird das Gegenteil erreichen. Wie muß den Russen der Kamm schwellen, wenn sie erfahren, daß wir uns vor ihnen fürchten . . . Auf solche Art bringt man uns dem Kriege gerade näher." Auch die kommende Revolution hat Waldersee bereits vor 28 Jahren, ausgerechnet am 9. November 1890 (!) — welch seltsamer Zufall! — vorausgeahnt und seine warnende Stimme erhoben gegen das Ungesunde unserer Zustände, den schroffen Gegensatz von reich und arm, die zunehmende Verwilderung und Begehrlichkeit der Massen, Neigung zu Luxus und Genuß, Spekulationswut und Schiebertum, frühzeitige Verderbnis der Jugend, kurz gegen all die häßlichen Begleiterscheinungen der Kriegsjahre und Revolutionszeit, an denen wir heute noch kranken.

Waldersee hatte unzweifelhaft eine gewisse Neigung, sich politisch zu betätigen und in Fragen der inneren und äußeren Politik einzumischen, was ihm mancherlei Verdrießlichkeiten gebracht und mehrfach zu Zusammenstößen mit den leitenden Männern geführt hat. Seine Beurteilung dieser Persönlichkeiten entbehrt daher mitunter der erforderlichen Objektivität und ist dem Wechsel der Ansichten unterworfen, wie man denn überhaupt bei Beurteilung dieser Tagebuchaufzeichnungen berücksichtigen muß, daß sie unmittelbar frisch unter dem Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben und oft flüchtig hingeworfen sind. Gerade in dieser Frische, Unbekümmertheit und Unmittelbarkeit der Aussprache erblicke ich aber einen besonderen Reiz dieser Niederschriften.

Zu Bismarck, bei dem seit 1866 und 1870/71 eine gewisse Verstimmung gegen den Generalstab vorhanden war, über deren Gründe die Aufzeichnungen wertvolle Aufschlüsse geben, war das Verhältnis, solange er im Amte war, kein allzu herzliches. Graf Herbert Bismarck kommt als angeblich böser Dämon des Hauses Bismarck hierbei besonders schlecht weg. Während der Bismarckkrise 1890/91 stand Waldersee auf Seite des Kaisers und gab diesem sogar den Rat zur Entlassung des Reichskanzlers. Der Tragweite und welthistorischen Bedeutung dieses Schrittes ist sich Waldersee ebensowenig bewußt geworden wie die meisten jener damals lebenden Deutschen, die den erzwungenen Rücktritt des Gründers des Deutschen Reiches mit empörendem Gleichmut hinnahmen. Erst später, als auch Waldersee in ähnlich brutaler Weise als Generalstabschef abgesägt und nach Altona versetzt worden war, kommen sich beide Männer näher, und erfaßt Waldersee den unersetzlichen Verlust, der dem Deutschen Reich durch Bismarcks Abgang erwachsen war. „Wäre es nicht für alle besser gewesen," schreibt er am 7. April 1895, „ihn uns zu erhalten? . . . Mit ihm als Ratgeber stände es um unser Ansehen in der Welt wahrlich besser, und auch im Inneren wäre viel Verkehrtes unterblieben." Die Aussöhnung des Kaisers mit Bismarck ist hauptsächlich von Caprivi hintertrieben worden, der auch den Sturz Waldersees als Generalstabschef auf Betreiben Holsteins, der ebenso wie bei Hamman als der böse Dämon des Auswärtigen Amts erscheint, herbeigeführt hat. Beim Kaiser fand er ein um so willigeres Ohr hierfür, als dieser überhaupt Klatsch und Zuträgereien zugänglich und durch eine ungünstige Kritik Waldersees über seine Führung im Manöver 1900 gegen diesen verstimmt war. Caprivi erscheint bei Waldersee in einer neuen, nicht gerade schmeichelhaften Beleuchtung. Man war bisher geneigt, den Nachfolger Bismarcks als einen für sein Amt zwar

Digitized by Google

wenig geeigneten Mann, aber doch als einen durchaus ehrenwerten Biedermann anzusehen, während er uns in den Denkwürdigkeiten Waldersees als eine heimtückische, intrigante und vor allem grundfalsche, wenig vornehm denkende Persönlichkeit entgegentritt. Persönliche Gegnerschaft mag die Unbefangenheit des Urteils des Feldmarschalls vielleicht getrübt haben. Wenig günstig wird auch Fürst Hohenlohe, Caprivis Nachfolger, geschildert, der einmal ganz ruhig geäußert hat: „Ich habe mir fest vorgenommen, mich über nichts zu ärgern, und lasse alles laufen. Wollte ich es anders machen, so müßte ich wöchentlich mindestens einmal den Abschied einreichen." „Ein netter Kanzler!" bemerkt hierzu Waldersee. Auch sonst finden wir in den Aufzeichnungen noch viele ungeschminkte, zumeist recht treffende Urteile über leitende Männer und höchste Persönlichkeiten, wobei insbesondere die Kaiserin Friedrich sehr schlecht wegkommt. In höchstem Maße unerfreulich ist auch der Einblick in das Meer von boshaftem Klatsch, Zwischenträgereien, bösartigen Verleumdungen, Lügen, Pressefehden, denen die leitenden Männer ausgesetzt waren und in deren Mittelpunkt der Verfasser nicht selten gestanden hat. So entrollt sich vor unseren Blicken ein geradezu ekelhaftes Gewebe von Intrigen erschreckender Art; und der größere Teil des Buches beschäftigt sich mit diesem nichts weniger als vornehmem Kampfe aller gegen alle. Geradezu wohltuend hebt sich hierbei die Lichtgestalt des alten Feldmarschalls Moltke heraus, für den auch Waldersee eine unbegrenzte Verehrung hegt.

Auf rein militärischem Gebiet sind die Denkwürdigkeiten Waldersees weniger ergiebig als auf politischem, obwohl seine militärische Laufbahn ebenso glänzend wie erfolgreich war. Vom Feldmarschall Moltke zu seinem Nachfolger ausersehen, wurde er 1882 als Generalquartiermeister zu dessen Unterstützung in den Großen Generalstab berufen und entfaltete dort eine segensreiche und ersprießliche Tätigkeit, zumal der 82jährige Moltke sich von den laufenden Geschäften immer mehr zurückzog und nur noch die großen Fragen im Auge behielt. Als Generalquartiermeister hat Waldersee wiederholt 1886 und 1888 den Gedanken eines Präventivkrieges vertreten: „. . . zu warten, bis unseren Feinden der Augenblick passend erscheint, ist gewiß nicht richtig." Und später: „Ich bleibe dabei, daß wir die besten Chancen haben, wenn wir jetzt (1888) im Bunde mit Österreich und Italien den Krieg gegen Rußland und Frankreich führen; jeder Aufschub geschieht zu unserem Nachteil. Daß Bismarck dies nicht einsehen will, ist ein verhängnisvoller Fehler. Ich würde seinen Gedankengang verstehen, wenn Rußland abrüstete, die Truppen von den Grenzen zurückzöge; es tut aber das Gegenteil!" In späteren Jahren hat dann Waldersee allerdings von Österreich nicht mehr viel gehalten und dessen Zerfall vorausahnend eine engere Anlehnung an Rußland befürwortet. Ob Waldersee im Kriegsfall unser Heer zum Sieg geführt haben würde, ist schwer zu sagen. Sein Aufmarsch- und Operationsplan ist etwas eigenartig, und ich kann nicht behaupten, daß ich mich dafür begeistern könnte. Waldersee will in einem Zweifrontenkrieg gegen die Russen offensiv werden und die Franzosen ins Land hereinlassen, um dann über sie herzufallen. Er äußert sich wiederholt sehr betrübt darüber, daß dieser Kriegsplan von seinem Nachfolger Schlieffen, der gerade umgekehrt verfahren wollte, aufgegeben worden ist. Nach Waldersees Entwurf sollten sieben Armeekorps im Osten, dreizehn im Westen aufmarschieren. Diese Kräfteverteilung scheint mir wenig vorteilhaft. Keinesfalls aber hätte der Waldersee'sche Plan den seitdem gänzlich veränderten Verhältnissen des Jahres 1914 entsprochen.

Bedauerlich bleibt nur, daß Schlieffens genialer Operationsplan von seinem Nachfolger 1914 nicht genau befolgt worden ist. Wer sich hierüber unterrichten will, der lese „Schlieffen. Ein Lebens- und Charakterbild für das deutsche Volk" von Obergeneralarzt Dr. Hugo Rochs (Verlag der Vossischen Buchhandlung, Berlin 1921). Ich habe auf diese treffliche kleine Schrift bereits früher einmal aufmerksam gemacht (vgl. Türmer 1922, Heft 12) und möchte sie hiermit nochmals nachdrücklichst empfehlen, besonders weil sie keine streng fachwissenschaftliche Abhandlung sein will, sondern Schlieffens großzügiger Gedankengang in seiner wundervollen Klarheit, Einfachheit und Folgerichtigkeit dort in einer auch für jeden Laien durchaus

Digitized by Google

gemeinverständlichen Weise entwickelt und erläutert wird. Aber auch sonst verdient dieses Buch, das dem Andenken des als Mensch, Charakter und Strategen gleich großen Mannes gewidmet ist, weiteste Verbreitung. Nur mit Empörung wird man insbesondere von den Vorgängen bei der Verabschiedung des verdienten Generals am 1. Januar 1906 Kenntnis nehmen. Sie sind ein würdiges Gegenstück zur Entlassung Bismarcks!

Merkwürdigerweise begegnet man in Volkskreisen vielfach der Meinung, daß Schlieffen selbst den jüngeren Moltke zu seinem Nachfolger empfohlen habe, und auffallenderweise wird diese Fabel von der Frau Eliza von Moltke in den von ihr herausgegebenen „Erinnerungen, Briefen, Dokumenten 1877—1919" ihres Gatten, des Generaloberſten Helmuth von Moltke (Verlag Der kommende Tag, A.-G., Stuttgart 1922, 456 S.), weiter verbreitet. Vielleicht ist Generaloberst v. Moltke selbst dieser Meinung gewesen, da ihm der Kaiser allerdings in der am 7. Januar 1905 stattgefundenen, über die Annahme der Stellung als Chef des Generalstabs entscheidenden Unterredung gesagt hat, daß Schlieffen ihn zu seinem Nachfolger vorgeschlagen habe. Dies ist aber zweifellos nicht richtig; denn Schlieffen war ein viel zu guter Menschenkenner, um die Unzulänglichkeit Moltkes nicht erkannt zu haben; auch dachte er damals nicht im entferntesten an seinen Rücktritt. Moltke ist ihm vom Kaiser am 1. Januar 1904 als Generalquartiermeister und mutmaßlicher Nachfolger ganz gegen seinen Willen aufgezwungen worden; und Schlieffen hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er diesen für ungeeignet für die verantwortungsvolle Stellung eines Chefs des Generalstabs gehalten hat. Allerdings mag es sein, daß Schlieffen, der keine Kampfnatur war, dies dem Kaiser gegenüber nicht mit der nötigen Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht hat, zumal er sich ja auch keineswegs mit Rücktrittsgedanken trug.

Wenn man in den Erinnerungen Moltkes den militärischen Werdegang dieses Mannes verfolgt, so ist man geradezu entsetzt, wie der Kaiser auf die absurde Idee geraten konnte, diesen gewiß tüchtigen und ehrenwerten Mann, der aber mehr Höfling als Soldat und nach seiner militärischen Laufbahn für den verantwortungsvollen Posten eines Chefs des Generalstabs in keiner Weise vorbereitet und vorgebildet war, zu dieser Stellung zu berufen, nur weil er „Moltke" hieß, 1,90 Meter groß und eine Zeitlang Adjutant seines berühmten Oheims gewesen war! Ein beispielloser Mißgriff, der sich der Ernennung Bethmann-Hollwegs zum Reichskanzler würdig an die Seite stellt. Bisher war man allgemein der Meinung, daß Moltke im richtigen Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit sich stark gesträubt habe, diese Stellung anzunehmen, und vom Kaiser gewissermaßen hierzu genötigt worden sei. Aus den „Erinnerungen und Briefen" ist aber zu entnehmen, daß dem nicht ganz so war, daß es Moltke mit seiner Weigerung nicht allzu ernst war und daß er von einem gewissen Selbstgefühl keineswegs frei war. Ja, er betont sogar wiederholt mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, daß er mit seinen Ansichten in schroffem Gegensatz zu Schlieffen stehe. Von der großen Generalstabsreise 1904 berichtet Moltke an seine Frau: „Graf Schlieffen frägt mich ab und zu um meine Ansicht, und diese deckt sich fast nie mit der seinigen. Man kann sich keine größeren Gegensätze denken als unsere beiderseitigen Ansichten." Neben dem Titanen Schlieffen war Moltke freilich geistig und militärisch ein Zwerg, und es ist Deutschland zum Unheil geworden, daß er die nötige Selbsterkenntnis hierfür anscheinend nicht gehabt hat.

Nach Ansicht der Frau v. Moltke soll die Herausgabe der „Erinnerungen und Briefe" der Reinwaschung des Andenkens ihres angeblich vielgeschmähten und verleumdeten Gatten dienen. Ich glaube nicht, daß dieser Zweck erreicht wird. An dem abfälligen Urteil über Moltkes militärische Leistungen wird kaum etwas geändert werden; daß er ein durchaus vornehmer, edler und gütiger, vom besten Streben erfüllter Mann gewesen ist, war vorher schon bekannt und ist nie bestritten worden. Der größte Teil des Buches besteht aus Briefen an seine Braut und Gattin aus den Jahren 1877—1914, die viel Interessantes enthalten und uns Moltke als feinsinnigen, für alles Schöne und Gute empfänglichen Menschen und treffenden Beobachter

Digitized by Google

von gesundem Urteil und guter Menschenkenntnis enthüllen. Während Waldersee in seinen Aufzeichnungen sich vielfach von seinem lebhaften Temperament hinreißen läßt, Schlieffen in olympischer Hoheit zu feinem Sarkasmus neigt, ist der Grundzug Moltkeschen Wesens Bescheidenheit und Güte und eine gewisse Neigung zum Pessimismus und zu philosophischen Grübeleien. Dies erklärt auch sein Verhältnis zu dem bekannten Dr. Rudolf Steiner, der von ihm am 6. März 1904 erstmals erwähnt wird. Steiner hat ihn auf Bitten der Frau v. Moltke bekanntlich am 27. August 1914 im großen Hauptquartier in Koblenz aufgesucht, was nach Bekanntwerden viel Staub aufgewirbelt und zu heftigen Angriffen gegen Moltke geführt hat. Ich bin nicht der Meinung, daß der Gang der Operationen hierdurch beeinflußt worden ist und daß Moltke als Führer Besseres geleistet hätte, wenn er Dr. Steiner nicht gekannt hätte. Immerhin möchte ich aber nach dem Urteil, das Dr. Hans Leisegang in seiner objektiv und sachlich gehaltenen kleinen Schrift „Die Grundlagen der Anthroposophie" (Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg 1922, 36 S.) über Steiner gefällt hat, diesen doch nicht für einen gerade besonders wünschenswerten Umgang für den Chef des Generalstabs halten. Frau v. Moltke scheint ihren Gatten in dieser Richtung ungünstig beeinflußt zu haben.

Den Briefen voraus geht ein kurzer Abschnitt „Betrachtungen und Erinnerungen", in dem Moltke seine strategische Führung zu rechtfertigen versucht. Dieser Versuch ist als mißlungen anzusehen; zum Teil muß Moltke die gemachten Fehler selbst zugeben. Großes Interesse dagegen verdient die Schilderung der bisher teilweise noch unbekannten Vorgänge bei der Mobilmachung in Berlin, wie der Kaiser über den Kopf des Generalstabschefs hinweg auf ein Telegramm Lichnowskys hin den ganzen Aufmarsch umwerfen und einen völlig neuen Aufmarsch gegen Rußland improvisieren will. Moltke bekennt sich hierbei als Vater des geradezu grotesken Einfalls, der auch schon von Schoen in seinen „Erinnerungen" erwähnt wird, von den Franzosen als Faustpfand für ihre etwaige Neutralität die zeitweilige Überlassung von Toul und Verdun zu fordern. Schließlich gelang es ihm aber doch, den Kaiser von seinem wahnwitzigen Gedanken, den bis aufs kleinste wohlvorbereiteten Aufmarsch in letzter Minute umzustoßen, abzubringen, zumal auch das Telegramm Lichnowskys sich später als Mißverständnis herausstellte. Moltke war aber von diesem Vorkommnis schwer erschüttert. Er schreibt: „Ich war wie gebrochen und vergoß Tränen der Verzweiflung . . . Ich habe die Eindrücke dieses Erlebnisses nicht überwinden können, es war etwas in mir zerstört, das nicht wieder aufzubauen war, Zuversicht und Vertrauen waren erschüttert." Und ein so schwachnerviger Mann sollte den ungeheuren Eindrücken, die an den Feldherrn im Kriege herantreten, gewachsen sein! Zur Entschuldigung des unglücklichen Generals, dem eine Aufgabe aufgebürdet war, die seine Kräfte bei weitem überstieg, und mit dessen geradezu tragischem Schicksal man nur tiefstes Mitleid empfinden kann, wird angeführt, daß er krank und mit den Nerven völlig zusammengebrochen war. Moltke will dies indes nicht wahr haben und bestreitet entschieden, krank gewesen zu sein. Die Tatsache seines völligen Nervenzusammenbruches bleibt trotzdem bestehen.

Am interessantesten ist der IV. Abschnitt des Buches, der Briefe und Denkschriften aus den Jahren 1915 bis zu seinem Tode enthält. Wir erfahren hieraus, daß Moltke sich nach Rückkunft nach Berlin ein großes Verdienst um die Regelung der Nahrungsversorgung in der Heimat erworben hat. Es folgen kritische Bemerkungen über die Kriegführung seines Nachfolgers Falkenhayn, denen man beipflichten kann. Die Beurteilung Falkenhayns und seiner Kriegführung ist allerdings von einer so schonungslosen Schärfe, wie man sie dem sonst so ruhigen und gütigen Manne niemals zugetraut hätte. Gleichwohl halte ich sie für das beste, was darüber noch geschrieben worden ist. Denn die Kriegführung Falkenhayns war zum mindesten ebenso schlimm wie jene Moltkes, und es ist wahrhaft traurig, daß der zur Vertretung Moltkes nach der Marneschlacht in erster Linie berufene Generalquartiermeister Stein infolge Überarbeitung im Frieden auch schon verbraucht und mit den Nerven fertig war und daß in der schwersten Stunde des Deutschen Reichs der Kaiser niemand anderen zu finden wußte als ausgerechnet Falkenhayn.

Digitized by Google

Den Schluß des Buches bildet der Beileidsbrief des Kronprinzen an die Frau v. Moltke anläßlich des Todes des Generaloberſten, der in wohltuendem Gegenſatz zu dem geſchraubten Pathos des Schreibens ſeines Vaters ſteht und uns den Kronprinzen als warmherzig fühlenden Menſchen in günſtigſtem Lichte erſcheinen läßt. Während vor dem Kriege der Kaiſer vielfach maßlos überſchätzt wurde, war beim Kronprinzen wohl das Gegenteil der Fall. Äußerlichkeiten wegen iſt er zu Unrecht angefeindet und verkannt worden. Erſt neuerdings bahnt ſich hierin ein Umſchwung an, der von Leuten, die ihn im Felde und nachher genau kennen gelernt haben, ausgeht. Faſt alle neueren Veröffentlichungen wiſſen faſt nur Gutes vom Kronprinzen zu berichten; auch Moltke äußert ſich günſtig über ihn. Der Kronprinz ſelbſt hat ſeinen „Erinnerungen“ ein weiteres, von ihm ohne fremde Beihilfe verfaßtes Buch „Meine Erinnerungen aus Deutſchlands Heldenkampf“ (Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1923, 372 S.) folgen laſſen, in dem er „den getreuen Kämpfern der 5. Armee und der Heeresgruppe deutſcher Kronprinz ein ſchlichtes Denkmal im Herzen des deutſchen Volkes und in der Literatur des Weltkriegs“ ſetzen wollte. Leider verbietet mir der verfügbare Raum, auf dieſes treffliche, auch kriegsgeſchichtlich wertvolle Buch näher einzugehen. Nur ſo viel ſei geſagt, daß ſich der Kronprinz ſelbſt mit dieſem Buch ein ehrendes Denkmal im Herzen des deutſchen Volkes geſetzt hat. Dem Kronprinzen iſt bitteres Unrecht geſchehen, und man wird ihm viel abbitten müſſen. Er erſcheint uns in dieſem Buch als ein kluger, verſtändiger und gereifter Mann mit geſundem Menſchenverſtand und gutem Urteil ſowohl in militäriſchen als auch politiſchen Fragen, das häufig treffender war als das der leitenden Männer und ſeiner Ratgeber.

Einen breiten Raum nehmen die Meinungsverſchiedenheiten des Kronprinzen mit ſeinem unſympathiſchen erſten Chef, dem General Schmidt v. Knobelsdorf, ein, der mit dem zweideutigen Falkenhayn gegen ihn intrigierte und deſſen Beſeitigung erſt nach langen ſchweren Kämpfen gelang. In der Verdunfrage hatte der Kronprinz von Anfang an das richtigere Urteil, iſt aber damit nicht durchgedrungen. Für die „Hölle von Verdun“, die uns nutzlos die Blüte unſeres Heeres gekoſtet hat, iſt neben Falkenhayn in erſter Linie der ebenſo unfähige wie halsſtarrige General von Knobelsdorf verantwortlich zu machen. Auch hier hat der Kaiſer nicht den richtigen Mann als Mentor für ſeinen Sohn zu finden gewußt. Nach Knobelsdorfs Enthebung wurde der durch den Kapp-Putſch bekannt gewordene, ziemlich unbedeutende General v. Lüttwitz kurze Zeit Generalſtabschef beim Kronprinzen, dem dann Graf Schulenburg folgte, ein ebenſo vornehmer Charakter wie trefflicher Generalſtabsoffizier, mit dem der Kronprinz in ſchönſtem Einvernehmen bis Kriegsende zuſammengearbeitet und dem er ein dankbares Gedenken bewahrt hat.

Nach Ausbruch der Revolution ſtellte ſich der Kronprinz der neuen Regierung für die Zeit des Rückmarſches in die Heimat als Heerführer zur Verfügung. Sein Anerbieten wurde abgelehnt, und es blieb ihm nichts anderes übrig als den Oberbefehl niederzulegen. Ein grauſames unverdientes Schickſal hält ihn ſeitdem fern in der Verbannung. Nach allem, was wir heute von ihm wiſſen, iſt er uns menſchlich nahe gerückt und ſympathiſch geworden. Seinem Vater durchaus unähnlich und mit guten Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattet, wäre er wohl würdig geweſen, den Thron ſeiner Väter einzunehmen und menſchlicher Vorausſicht nach dereinſt ein guter Herrſcher geworden. Möge dem zu Unrecht ſchwergeprüften Manne, der ſein bitteres Los mit wahrem Heldenmute trägt und trotz allem ohne Groll und Bitterkeit des deutſchen Volkes gedenkt, wenigſtens bald die Rückkehr in die geliebte Heimat und zu ſeinen Lieben ermöglicht werden!

Unter den Erinnerungswerken des Weltkriegs ſteht das Kronprinzenbuch jedenfalls mit an erſter Stelle. Seine unbefangene Natürlichkeit und Friſche, ſeine herzliche Wärme und ſchlichte Ehrlichkeit werden ihm zahlreiche Freunde gewinnen.

Franz Freiherr von Berchem

Digitized by Google

# Sankt Marien in Danzig

Goldene Herbstsonne liegt auf den alten Straßen Danzigs, spielt mit weichen Lichtern über die mittelalterlichen Beischläge der Jopen- und Frauengasse, gleitet an den dunkelroten Backsteinmauern der gewaltigen Oberpfarrkirche St. Marien hin und nieder, läßt den ganzen unvergleichlichen Bau in ihrem Glanze blühen und glühen und setzt dem alten abgestumpften Turme eine Krone von leuchtenden Diademen auf das verwitterte Haupt.

Etwas Zwingendes ist in diesem Turme, das unser Auge anzieht und nicht wieder freiläßt. Zum Schauen bestellt sieht er über Meere und Länder hinweg, grüßt mit königlicher Würde die kleinen schlanken Türmchen, die, feinen spitzen Nadeln gleich, ihn wie gehorsame Vasallen umgeben, gönnt auch den ihn dicht umschmiegenden schmalfrontigen Häusern und Bauten einen herablassenden Blick und reckt sich dann, ein wenig trutzig und herausfordernd vielleicht, hoch empor, gleich als wollte er sagen: „Das alles ist mir untertänig! Danzig, das bin ich."

Und er hat so unrecht nicht: er ist wie ein Symbol der alten, einmal so stolzen Hansestadt. Von wo man kommt, vom Lande oder vom Meere, zuerst sieht man immer ihn, den stolzragenden Turm von St. Marien. Was hat er alles erlebt und kennen gelernt! Die ganze, an Wechselfällen, an Zeiten des höchsten Aufstiegs, des lähmenden Niedergangs reiche Geschichte der alten deutschen Stadt.

Jetzt habe ich öfter den Eindruck, als blickte er nicht mehr mit dem früheren Behagen, dem eingeborenen Machtbewußtsein von seiner kühnen Höhe herab, als gefiele es ihm nicht mehr in seinem weit sich dehnenden Reiche. Die fremden Gesichter, die ungewohnten Trachten, das Gewirr der Sprachen, das an sein aufhorchendes Ohr verschwommen hinaufdringt, ist nichts für sein kerndeutsches Herz. Er kann es immer noch nicht verstehen, daß es so gekommen ist, so kommen mußte . . . Und schüttelt das Haupt.

Fledermäuse flattern im Zickzackflug um ihn her, huschen in seine ehrwürdig klaffenden Risse, die ihnen zu Wohnungen und Verstecken dienen. Über den Pfarrhof spielen die Kinder der Sonne, blinzeln und lachen zu ihm empor. Einige Tauben girren.

* * *

Durch die wuchtige Frauentür trete ich in das Innere der Kirche.

Und nun . . . ich war in vielen großen Kirchen. Im Kölner Dom und im Lübecker. Quedlinburg kenne ich und Halberstadt. St. Markus in Venedig sah ich und die stolzen Kathedralen Italiens und des Nordens bis Drontjem hinauf . . . hier in St. Marien packt mich ein Zauber und eine Weihe zugleich, wie ich sie in keiner anderen Kirche bisher empfunden habe.

Schweigende Dämmerung. Sie umfängt mich mit etwas kühlen Armen, schließt mich aber bald willenlos in weiche Fittige. Alles ist Traum und alles Gleichnis, gehalten vom stillen Atem der Ewigkeit. Die Umrisse, die Höhen, die Tiefen sind in diese Dämmerung getaucht. Sie breitet sich mit weitgespannten Schwingen über die Gänge, die sich in ihren Armen ins geheimnisvoll Unendliche verlieren. Sie greift mit den bald bläulich, bald rosig schimmernden Händen an den alten Backsteinpfeilern empor, über deren Weiß sich im Laufe der Jahrhunderte der Staub in dichten schwarzen Adern, zugleich in den feinsten dunklen Spinnegeweben so kunstvoll gebildet, daß man meint, sie wären aus Marmor, besonders jetzt, wo sie in dem die Dämmerung siegend durchbrechenden Sonnenlichte glühen und glitzern. Sie gleitet über die alten Fahnen hin, die malerisch an den Pfeilern hängen und die Grabstätten der Kriegsobersten des Danziger Freistaates oder auch fremdländischer Feldherren bezeichnen. Sie träumt in den alten Fenstern mit den kleinen, quadratförmig umgitterten Scheiben, die heute leider zum großen Teil durch neue mit nicht immer glücklicher Glasmalerei ersetzt sind. Sie läßt das reiche Gold der für eine unermeßliche Summe einmal erbauten Kanzel, die sich an einen zu einer korinthischen Säule umgearbeiteten

Digitized by Google

Pfeiler schmiegt, in blendendem Glanze funkeln und ruht nun still und feiernd in dem gewaltigen Sterngewölbe da oben.

Du aber hast die Welt und ihr Leid vergessen. Als wärest du eingetreten in den Vorhof des Ewigen, in die heilige Sabbatstille, die kein Lärm und Getriebe des Alltags mehr stören kann, so ist dir zumute. Dein Ohr ist jedem Zugang von außen verschlossen. Nichts siehst du und nichts hörst du. Auch des Küsters Worte, der dir mit beredtem Munde die Schönheiten der Kirche erklärt, gleiten wie ein Hauch an dir vorüber. Und wieder ist alles Traum und Gleichnis. Und der Hauch der Ewigkeit schwebt darüber hin.

* * *

Es ist keine eigentliche Stileinheit in der Marienkirche, wie sie uns an anderen deutschen Domen entzückt. Barock, Gotisch, Empire, Rokoko, alles findet man hier in trautester Vereinigung. Aber gerade diese fast verwirrende Buntheit der Stilarten, diese Mannigfaltigkeit der architektonischen Schönheiten, die sich wunderbarerweise doch zu erhabener Einheit der Gesamtverhältnisse zusammenschließt, machen die Romantik und den unwiderstehlichen Zauber dieser Kirche aus.

Die Strebepfeiler — eine Eigentümlichkeit fast sämtlicher Kirchen Danzigs — sind nach innen gezogen und schließen Kapellen in sich ein. Von Zünften oder reichen Familien früher zu gottesdienstlichen Zwecken benützt, ziehen sich dreißig solcher Kapellen rings um die innere Mauer der Kirche.

Still ist es um mich her. Hier und da ein leiser, fast scheu tastender Schritt, von weit her wie leises Gemurmel die Worte der Führerin, die die Schätze der Kirche zeigt. Am Hochaltar stumm versunkene Beter, teils kniend, teils tief gebeugten Hauptes, die innersten Anliegen ihrer Seele vor ihren Gott tragend. Wieviel Not und Elend, wieviel heiße Wünsche und Sehnsüchte, wie brennende Vorwürfe und Anklagen mögen dem da oben wohl, Hilfe und Vergebung heischend, täglich an das Erbarmerherz gelegt werden.

Herrlich ist dieser Hochaltar, zum Gebet und zur Andacht geradezu zwingend. Jahrhunderte haben an ihm gearbeitet. Das gewaltige Mittelstück noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend. Der große Augsburger Meister Michael Schwarz war sein Schöpfer. Aus dem Erlöse eines Ablaßbriefes, den Papst Leo X. auf Ansuchen des hohen Rates der Stadt erließ, wurde der kostbare Schrein hergestellt. Damals schon müssen die Honorare für berühmte Künstler nicht gering gewesen sein. Wenigstens geht die Überlieferung, daß Meister Michael für diesen Altar eine so hohe Summe einheimste, daß man in Danzig die Spottreime auf ihn machte:

Meister Michael hat sich reich gestohlen,
daher er nun nicht mehr darf mohlen.

Aber freilich, er hat dafür auch etwas geleistet. Denn, ganz in der Schule Albrecht Dürers gehalten, ist dieser Hochaltar in seiner reichvergoldeten Schnitzarbeit wohl eins der größten Prachtwerke der damaligen Zeit.

Wie manches Mal habe ich, schon als Schüler und dann in reifen Mannesjahren, bewundernd zu seinen Füßen gestanden und mich in diese Welt von Schönheit und frommer Phantasie versenkt, habe mir diese entzückenden Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau Maria zu eigen zu machen gesucht, die in kleinen Feldern die äußeren Flügel erfüllen.

Aber das Schönste und Unvergeßlichste war doch, wenn diese Flügel an den großen Festtagen weit, weit sich öffneten und das geblendete Auge in eine Welt von lauter Gold und Herrlichkeit hineinsah, in deren Mittelpunkt auf einem Throne Maria saß, über ihr der Heilige Geist in der Gestalt einer Taube schwebend, und wieder darüber eine von zwei Engeln getragene Krone. Durch ein Gitterwerk aber von Maria geschieden: Gott, der Vater, und Christus, der Sohn. Und dann, das Ganze krönend: das Lamm Gottes und der Kelch.

Digitized by Google

Eine seltsame Mär geht mir durch den Sinn. Ein leichter junger Edelmann verführte die Tochter eines großen Bildhauers. Dieser lud ihn unter dem Vorwande, ihm ein neues Werk zeigen zu wollen, in sein Atelier, tötete ihn mit einem Dolchstich, legte ihn auf ein hölzernes Kruzifix und nahm ihn im Augenblick des Scheidens auf.

So, erzählt man, sei das berühmte Kruzifix in der Elftausend-Jungfrauen-Kapelle in St. Marien entstanden. Und wirklich, wer die packende Realistik sieht, in der dies Werk geschnitzt ist, der muß zu der Überzeugung gelangen, daß es der Künstler nur nach einem wirklichen Modell habe schaffen können. Langsam sinkt das scheidende Haupt vermöge der eigenen Schwere auf den Brustkasten hinab, in der letzten, kaum noch bewußten Qual zuckt der ganze Leib, ein schmerzlich verschmachtender Ausdruck liegt auf dem edlen, blassen Antlitz, die umflorten Augen brechen. Das tiefe Geheimnis, zugleich die stolze Majestät des Todes umschauern uns an dieser Stelle.

Wer der Schöpfer dieses unvergleichlichen Kunstwerkes ist ... niemand weiß es. Eine naivere Zeit hat es einmal Michelangelo zugesprochen. Deshalb wohl nennt man heute den Meister dieses Kruzifixes den „deutschen Michelangelo".

* * *

In gebrochenen Strahlen äugt die Sonne durch die alten Kirchenfenster. Dann schwindet sie, und auch die hellen Lichter, die über die hohen Backsteinpfeiler spielten, beginnen zu weichen... langsam, eins gewissermaßen nach dem andern. Eine leise Wehmut ist jetzt in der Stimmung. Die Schatten der Vergänglichkeit gleiten durch die schlummernde Ewigkeit. Mir kommt zum Bewußtsein, daß ich über Gräber schreite. Der ganze weite Fußboden der Marienkirche ist von alten Grabsteinen erfüllt. Unter ihnen ruhen Särge, die erstaunlich gut erhalten sind, wie eine kürzliche, durch die Senkung des Bodens notwendig gewordene Ausgrabung ergab.

Unter diesen zum Teil kostbaren und wertvollen Grabsteinen befinden sich zwei von geschichtlicher Merkwürdigkeit. Der erste, nicht unweit der Elftausend-Jungfrauen-Kapelle, birgt die sterblichen Reste der beiden Bürgermeister Arnold Hecht und Konrad Letzkau, die vom Komtur von Plauen in das Danziger Schloß gelockt und dort ermordet wurden. Der andere im entgegengelegenen Schiffe bedeckt den Sarg des Begründers der deutschen Dichtkunst, Martin Opitz von Boberfeld. Vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges floh er nach Danzig und erlag hier der Pest.

Jetzt stehe ich in der Barbarakapelle, der Schatzkammer der Marienkirche. Mit ihren 123 kostbaren, zum Teil aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammenden Meßgewändern wird sie von keiner anderen Schatzkammer der Welt, nicht einmal von St. Peter in Rom, übertroffen. Dazu kommen reich gestickte Decken, Paramente, Sargumhüllungen und weiter: Monstranzen, Meßkännchen, wundervolle Haus- und Reisealtäre, altertümliche Blasinstrumente, Antiphonarien, Kupferstiche und Schrotblätter in nie dagewesener Fülle und Schönheit.

Durch die Dämmerung funkelt der goldige Messingschein des Taufsteins, der, im 16. Jahrhundert in Holland gegossen, auf einem Schiffe hierher gebracht wurde, während der ebenfalls aus Messing gefertigte Schalldeckel wegen seiner ungeheuren Schwere bei einem wütenden Sturm, um das Schiff vor dem Untergang zu retten, über Bord geworfen wurde.

Schon befinde ich mich unter dem alten Hauptturm, in dem die sechs Glocken hängen, so groß und wuchtig, daß man es nicht zu fassen vermag, wie sie damals so hoch hinaufgebracht werden konnten. Und durch die zunehmende Stille, die ihre geheimnisvollen Schwingen weiter und weiter breitet, ist mir, als vernehme ich die leise, langsam schlürfenden Schritte der Blinden, die diese Glocken in früherer Zeit läuteten und die steilen Treppen mit nie fehlender Sicherheit auf und nieder stiegen.

Und wenn dann durch die hohen Masten des Mittelschiffes die Umrisse der gewaltigen astronomischen Uhr dort drüben, unweit von Martin Opitz' Grabstein, im nördlichen Langschiff, glitzernd hindurchschimmern, dann steht eine andere Gestalt vor mir: Hans Düringer, der

Digitized by Google

geniale Schöpfer dieser Uhr, den man blendete, damit er für keine andere Kirche der Welt ein ähnliches Kunstwerk schaffte. Er aber sann auf Rache. Und als man eines Tages, weil die Uhr nicht richtig ging, zu ihm schickte, damit er den Schaden besserte, zertrümmerte er mit einem einzigen Hammerschlag das ganze herrliche Werk.

Ja, es ist seltsam, wie man in der nüchternen Prosa des Tages über solche Geschichten weise lächeln kann — — und wie sie einen dann in einer Stunde und Umgebung, wie dieser, packen und nicht mehr lassen!

Einen Augenblick weile ich in der Reinholdskapelle, deren aus der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Nürnberger Art gehaltener Altar es mir seit je angetan hat. Alles an ihm ist von einer wundervollen Schlichtheit, dabei von unnachahmlicher Lieblichkeit: diese aus kapellenartigen, architektonisch geschmückten Vertiefungen grüßenden Bilder aus dem Leben der Jungfrau Maria, die prachtvoll erhaltene Goldverzierung, die frische, den Blick immer wieder anziehende Farbenwirkung.

Und mehr noch fesselt in dieser interessanten Kapelle: eine neuerdings von Kennern viel beachtete Pieta aus polychromiertem Sandstein. Und dort drüben eine ebenfalls aus feinstem Sandstein gebildete Madonna mit dem Jesuskinde, der ein zum Tode verurteilter Töpfergesell sein Leben verdankt haben soll.

* * *

Und nun das Größte und zugleich das Unbeschreibliche. Der berühmte, viel begehrte und viel beneidete Schatz der Marienkirche: Hans Memlings Tafel vom Jüngsten Tag.

Es sind jetzt weit über hundert Jahre her, da wurde dies Bild, das man bisher, als es durch den kühnen Schiffer Paul Benecke erbeutet und an einem Pfeiler in St. Marien aufgehängt wurde, in seinem künstlerischen Werte weder erkannt, noch beachtet hatte, durch den beutegierigen Napoleon nach Paris verschleppt. Als aber der Glücksstern des Korsen sank, gelangte es nach einem erzwungenen Aufenthalt in Berlin endlich an seine alte Stätte nach St. Marien in Danzig zurück und wurde in feierlichem Gottesdienst der Gemeinde wiedergegeben.

Wie ungezählte Augen haben seitdem, vier Jahrhunderte hindurch, bewundernd und andachtsvoll auf diesem Bilde geweilt! Mit wie gewaltigen Zungen hat es so zu manchem gesprochen, wie ein Menschenmund nie sprechen kann: erhebend, erschütternd, tröstend, zur Umkehr rufend!

Zwei Flügel hat dieses Gemälde und ein Mittelstück.

Christus auf dem Regenbogen, die Welt zu richten. Das die Darstellung des Mittelstücks.

Wie aus Metall gegossen greift dieser Regenbogen durch den bräunlichen Goldgrund des Himmels und die farbenschillernden, saftig sich kräuselnden Wolken. Die nackten Füße des Heilands ruhen auf der schwebenden goldenen Weltkugel, in der sich die nächsten Gegenstände in feinster Farbentönung spiegeln. Über ihm in der Luft schweben Engel, von denen einige die Leidenswerkzeuge, andere die Posaunen des Gerichtes tragen. Zu seinen beiden Seiten aber schließen sich dem Heiland, auf dessen Antlitz heilige Wehmut und richterliche Strenge wohnen, in einem nach vorn geöffneten Halbkreis die meisterhaft gemalten zwölf Jünger an; rechts von ihm kniet Maria als Fürbitterin, links Johannes der Täufer.

Da unten aber ist der Jüngste Tag angebrochen. Die Gräber tun sich auf. Die Toten stehen auf. Furcht, Entsetzen, Zweifel, zagende Hoffnung malen sich auf ihren Gesichtern. Als Farbenmittelpunkt aber des ganzen erschütternden Vorganges tritt jetzt die Hauptfigur hervor: der Erzengel Michael mit dem golddurchwirkten, rotglühenden Mantel und dem glänzenden Panzer, das Auge in dem Ausdruck seiner unparteiischen Gerechtigkeit fast teilnahmlos zu Boden gesenkt. Seine Linke hält die Wage des Gerichtes, in der eben zwei Auferstandene gewogen werden, von denen der eine begnadigt, der andere in der hoch aufflatternden Wage zu leicht befunden wird (cf. Daniel 5, 27).

Digitized by Google

Der linke Flügel stellt die Qualen der Verdammten im Fegefeuer der Hölle dar. Auf jedem Antlitz zeugt ein anderer Ausdruck der Qual und des Entsetzens von der tiefen Seelenkenntnis des Malers.

In wohltuendem, beschwichtigendem Gegensatz steht hierzu der rechte Flügel. Hier herrscht Friede und selige, verklärende Ruhe. „Die treu erfunden worden", ziehen ein in die hehre Ewigkeit. Über blühenden Rasenteppich, aus dem die Veilchen leuchten und der Dolden saftige Blumenpracht und die schlanke, demütig sich neigende Feuerlilie, steigen sie auf kristallener Treppe empor. Petrus als Pförtner, die Himmelsschlüssel in der Hand, heißt sie willkommen, zwei Engel bekleiden sie mit dem hochzeitlichen Gewande. Und über alles das erheben sich in großartiger Architektonik die Balustraden und Zinnen der hochragenden Himmelsburg, von musizierenden Engeln belebt, die Gottes Lob singen und von oben herab Blumen auf den Weg der Einziehenden streuen. Und nun verliert sich alles in Gold, den Abglanz der Herrlichkeit Gottes.

Es ist noch so unendlich viel in diesem Bilde — aber beschreiben läßt es sich nicht. Denn wer will das Unbeschreibliche beschreiben? In still empfänglicher Seele nur kann es empfunden, in wortloser Andacht erlebt werden.

Anfangs zwar steht der Beschauer ein wenig fassungslos diesem Bilde gegenüber. Der Gesamteindruck, vor allem diese endlose Menge unabsehbarer nackter Gestalten, die sich wie ein dichter Knäuel unentwirrbar vor ihm zusammenballt, verwirrt und betäubt ihn. Aber je länger und suchender er sich in seinen Anblick versenkt, um so mehr weichen die Nebel vor seinen Augen, und ihm ist, als habe er das Gemälde vom Jüngsten Tag niemals in so erschütternder Darstellung gesehen.

St. Marien in Danzig — eine Welt von deutscher Kraft und Größe, von heiliger Kunst und himmelstrebender Architektonik tut sich auf. Wer je das Glück gehabt, in stiller Stunde durch diese unermeßlichen Hallen, unter diesem Sterngewölbe zwischen den hochstrebenden Pfeilern zu wandeln, der weiß, welche Schätze die vom Deutschen Reich getrennte Stadt besitzt, welche heilige Verantwortung sie hat, diesen Reichtum treu und deutsch zu wahren.

Artur Brausewetter

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Nochmals das Shakespeare-Geheimnis

(Man vergleiche dazu die Aufsätze von Schneider, Brandl und Bleibtreu im September-, November- und Maiheft des Türmers!)

Zu der nachgerade verheerenden Shakespeare-Frage (Hie Bacon! Hie Rutland!) haben sich drei bedeutende Fachmänner geäußert, die — wie die gesamte akademische Wissenschaft — am Stratforder festhalten. Geheimrat Prof. Dr. Alois Brandl, der Verfasser der bekannten Shakespeare-Biographie, Anglist der Universität Berlin, schreibt uns in einem Briefe:

„... Den Shakespeare-Phantasten ist nicht gut nachzugehen; sie behaupten in wenigen Zeilen mehr, als ein ernster Forscher in Jahren entkräften kann. Niemals hätte ich gedacht, daß z. B. Shakespeare auf dem Foliobild von 1623 die Weste umgekehrt an hat, wie Bleibtreu im ‚Türmer' mir vorhält. Wie soll ich dagegen aufkommen? Alle Westenbilder des 16. und 17. Jahrhunderts aufstöbern und vergleichen? Ich treibe nicht Schneidergeschichte. Wahrhaftig, was wir vom realen Shakespeare wissen, das glaube ich zusammengetragen zu haben, ehrlich und verständlich; da bringe ein Zweifler zunächst Gegenbeweise und nicht Einfälle aus der Luft!"

Gleichzeitig, und in ähnlichem Sinne jede Erörterung ablehnend, schreibt Geheimrat Prof. Dr. Max Förster, der Anglist der Universität Leipzig:

„... Ihrer Meinung, daß sich die Shakespeare-Fachwissenschaft mit solchen Behauptungen zu beschäftigen habe, vermag ich allerdings nicht zuzustimmen. Es handelt sich bei all diesen Theorien nicht um logisch gewonnene Erkenntnis, sondern um sogenanntes ‚gefühlsmäßiges' Erfassen. Wir wissen aber aus Volkelts neuer Schrift über ‚Gefühlsmäßiges Erkennen', daß so gewonnene Erkenntnis nicht mit logischen Gründen bekämpft werden kann. Es ist wie mit allem Aberglauben: er sitzt unausrottbar fest. Sie würden doch auch wohl nicht vom Mediziner verlangen, daß er solche Vorstellungen, wie das Sterbenmüssen des Dreizehnten, widerlegen solle. Das ist Aufgabe des Schullehrers oder des Pfarrers oder auch des Psychiaters. So gehört auch die Psychose der Anti-Shakespeareaner nicht vor unser Heilforum. — Von ‚Leisters Commonwealth', das Herr K. Schneider kennen zu lernen wünscht, liegt ein Exemplar auf der Universitätsbibliothek in Würzburg. Ein andres in meiner hiesigen Seminarbibliothek ist leider gestohlen worden."

Inzwischen wächst die Bacon-Legende unbekümmert weiter, eine ältere Schwester der Rutland-Hypothese. Frau Deventer von Cunow hat uns neulich im Nietzsche-Archiv einen Vortrag gehalten, worin sie ihre Meinung dahin zusammenfaßte: Bacon nebst Essex sind Söhne aus der Geheimehe des Grafen Leicester mit Königin Elisabeth; Bacon ist der Dichter der Shakespeare-Dramen; er mußte, als eigentlicher Kronprinz, seinen Verfassernamen geheim halten, hat aber in den verwickeltsten Chiffren (Geheimschrift) und auch in den Dramen die Tatsache der Nachwelt überliefert, daß er, Francis Bacon, ein Tudor und Prinz von Wales sei usw. Wenn man von hier

Digitized by Google

aus den „Hamlet“ betrachtet, tut sich ja in der Tat der dichterischen Phantasie ein großzügiger Roman auf, eine ungeheure Tragik: aber — Beweise (was wir Deutschen als wissenschaftliche Beweise mit genauester Quellenforschung zu verlangen pflegen) sind trotz alledem nicht erbracht.

Wie solche Beweise aussehen und wie wissenschaftliche Methoden überhaupt gehandhabt werden müssen, zeigt die folgende Betrachtung, die uns der Anglist der Universität Münster, Prof. Dr. Wolfgang Keller, der Herausgeber des Shakespeare-Jahrbuches, für den Türmer sendet. Es ist nur ein Ausschnitt aus der Gesamtfrage; aber wir sind gerade für diese Ausführungen besonders dankbar.

# Shakespeare und Shakspere

In der letzten Zeit sind wieder mehrfache, zum Teil ganz maßlose Angriffe gegen die Identität des Schauspielers und Dichters, der uns als der größte Dramatiker der Weltliteratur gilt, gerichtet worden und haben eben durch die Heftigkeit, mit der sie vorgebracht wurden, doch bei vielen Lesern, die der literarhistorischen Forscherarbeit ferner stehen, Zweifel an der Richtigkeit der hergebrachten Darstellung entstehen lassen.

Die Angriffe gehen stets davon aus, daß der Stratforder Bürgermeistersohn und Londoner Hofschauspieler von dem Verfasser der Dramen und Gedichte geschieden werden müsse. Das zeige sich, so behaupten sie, schon in der Verschiedenheit der Namen: auf der einen Seite der Stratforder Shakspер (auch Shaxberd genannt), auf der anderen der Londoner Dichter Shake-Speare. Der eine sei ein roher, ungebildeter, dem Trunk ergebener Vagabund gewesen, der andere ein Mann, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich faßte und auch in ethischer Hinsicht auf höchster Stufe stand. Hinter diesem könne sich daher nur ein hoher Staatsmann oder ein Aristokrat verbergen.

Da müssen wir allerdings gleich konstatieren, daß dies ein grobes Mißverständnis ist. Wir wissen zwar, daß der Stratforder Schauspieler keine Universität besucht hat — ebensowenig wie etwa der Verfasser des älteren Hamlet-Dramas, Thomas Kyd, neben Marlowe der bedeutendste Dramatiker aus Shakespeares Generation —, wohl aber die Lateinschule seiner Vaterstadt; und in diesen Schulen der Humanistenzeit konnte ein aufgeweckter, ungewöhnlich begabter Junge doch eine ganze Menge lernen. Von seiner angeblichen „Roheit“ weiß kein Zeugnis irgend etwas zu berichten, im Gegenteil wird stets ausdrücklich seine „Gentleness“, seine Liebenswürdigkeit hervorgehoben. Ebensowenig haben wir irgendeine Nachricht über sein angebliches „Vagabundieren“. Daß er dem Trunk ergeben gewesen sei — wie es ja leider von manchem genialen Dichter bekannt ist —, ist nur eine gewissenlose Übertreibung der Erzählungen, daß der Dichter Shakespeare mit seinem Freunde Ben Jonson und anderen Dichtern zuweilen beim Weine fröhlich gewesen sei, auch noch bei einer Zusammenkunft kurz vor seinem Tode. Das wird also, wohlgemerkt, nicht von dem Schauspieler im Kreise seiner Genossen erzählt, sondern von dem geistesfrohen Dichter. Wenn man die beiden also trennen will, könnte jedenfalls nicht der Stratforder Schauspieler des Trunkes bezichtigt werden.

Aber — da ist doch die Verschiedenheit der Namen! Es lohnt sich also wohl, einmal diesen Punkt unter die Lupe zu nehmen.

Im 16. Jahrhundert hatte man die Wichtigkeit der einheitlichen Schreibung eines Familiennamens noch nicht erkannt. Man schrieb die Namen nach dem Gehör, und da kommen manchmal wundersame Verdrehungen heraus. Marlowe erscheint auch als Marley, Dekker als Dickers, Heywood als Hawood; besonders wild sind die Schreibungen in dem Rechnungsbuch des Theateragenten Henslow, der auch als Hinchlow und Hichley auftritt, unserer kostbarsten Quelle für die Theatergeschichte der Zeit. Bei Shakespeares Kollegen und Freund, dem Herausgeber der Folio, Hemming, weiß man überhaupt nicht, wie man ihn schreiben soll, weil er ebenso oft als Hemmynge, Hemings, erscheint. Und dasselbe gilt für Shakespeares Meister im Lustspiel

Digitized by Google

John Lyly oder Lilly, bei dem man sich auch bis heute noch nicht für eine „richtige" Schreibung entschieden hat.

Wenn wir nun einmal alle erhaltenen Dokumente durchsehen, in denen Shakespeares Name sich geschrieben findet — von 1558, wo im Stratforder Kirchenbuch die Taufe seiner ältesten Schwester eingetragen ist, bis 1623, wo die große Gesamtausgabe seiner Dramen erscheint —, wie sie fast alle in den 161 „Cartae Shakespeareanae" von dem Londoner Juristen D. H. Lambert 1904 zusammengestellt sind —, dann zeigt sich in der Tat eine verschiedene Schreibung, die auf eine Verschiedenheit der Aussprache schließen läßt: die Stratforder scheinen den Namen „Schäckspehr", die Londoner meistens „Schäätspehr" ausgesprochen zu haben, also ähnlich wie wir ihn heute in Süddeutschland meistens „Schäckspier", in Norddeutschland „Scheekspier" auszusprechen pflegen. Das ist an sich nicht auffallend: ein Süddeutscher namens Rösle („Rössle") muß sich gefallen lassen, daß er in Norddeutschland (und schon in Mitteldeutschland) „Rößle" genannt wird, als ob sein Name vom Roß und nicht von der Rose hergeleitet wäre. Ein Norddeutscher Jancke („Jahnke") wird in Süddeutschland unweigerlich „Jannke" ausgesprochen.

Aber sehen wir das ganze Material einmal an. Mit kurzem Vokal der ersten Silbe erscheint der Name in folgenden Schreibungen:

„Shakspere": Stratforder Kirchenbuch 12 mal (1558—96);
Stratforder Urkunde 5mal (1589);
Stratforder Urkunde, neben 2mal „Shakespere" (1602);
Stratforder Urkunde (Musterrolle der ausgebildeten Soldaten 1605);
Unterschrift Sh.s unter einer Stratforder Urkunde 1613;
Ausführungsbestimmung zu Sh.s Testament, neben 3mal „Shakespeare" (1618).

„Shaxspere": Stratforder Kirchenbuch (1608).

„Shakspear": Stratforder Kirchenbuch (1601).

„Shakspeare": Stratforder Urkunde, neben 3mal „Shakespeare" (1610);
Londoner Urkunde 3mal, neben 1mgl „Shakespeare" (1613);
Unterschrift unter Sh.s Testament (1616);
Stratforder Kirchenbuch 2mal (1616 und 1623).

„Shakspeer": Stratforder Kirchenbuch (1573);
London, Lizenz der Folio-Ausgabe der Dramen (1623).

„Shackspere": Stratforder Urkunde, neben „Shackespere" (1589).

„Shackspeare": Sh.s Testament 2mal (Warwicker Urkunde 1616).

„Shackespere": Stratforder Urkunden 3mal (1589, 1599, 1602);
Stratforder Brief (1598).

„Shackespeare": Stratforder Urkunde 7mal (1614).

„Shaxpere": Worcesterer Urkunde (nicht der Dichter, 1582).

„Shagspere": Worcesterer Urkunde (1582).

„Shaksper": Stratforder Brief (1598).

„Shaxberd": Verfasser („Poet which mayd the plaies") von Maß für Maß, Irrungen, Kaufmann im Rechnungsbuch der Hofaufführungen, 4mal (1605).

Was sagt uns diese Liste bis hierher? In Stratford schrieb der Pfarrer den Namen nach der lokalen Aussprache, ebenso wohl der Stadtschreiber, „Shakspere". Aber gelegentlich schrieben sie statt der älteren Schreibung „spere" auch die damals modernere Schulorthographie „speare" und „spear". Immer scheinen sie das Wort „Speer" darin zu erkennen. In den Amtsstuben der Nachbarstädte Worcester und Warwick schreibt man statt „Shak-" auch „Shax-", „Shag-" und „Shack-". Die Form, die von den Angreifern gegen Shakespeares Identität als typisch für den Stratforder Schauspieler herausgegriffen wird — aus dem durchsichtigen Grunde, weil sie sich am meisten von der üblichen Form des Namens entfernt, die Form „Shaksper" kommt ein einziges Mal vor in einem Privatbrief, der ohne viel Sorgfalt geschrieben ist. Die andere Form „Shax-

Digitized by Google

berd" aber, die sie auch gerne dem „Vagabunden" anhängen —, ja die ist ja ausdrücklich nur für den Dichter gebraucht! Sie steht, nebenbei bemerkt, in einem Dokument, das auch sonst eine zerrüttete Orthographie aufweist und dessen Echtheit vielfach bestritten worden ist.

Wenn wir ein Wort täglich gebrauchen, denken wir nicht weiter an seine Herkunft oder an die Bedeutung seiner einzelnen Teile. Das tun wir erst bei einem seltenen Wort, das wir in unser Gedächtnis neu einordnen. Das Wort „Shakespear" mußte im täglichen Gebrauch verkürzt werden zu „Shakspear", wie etwa aus „cheap-man" (Kaufmann) die Verkürzung „chapman" entstanden ist, oder aus „house-bond" (Hausherr) „husband". In London aber war der Name selten, und besonders ein Buchdrucker, der doch auf korrekte Orthographie sehen mußte, wird sich die Herkunft des Namens „Shake-spear" (Schüttel-speer, wohl ursprünglich eine scherzhafte Bezeichnung eines Soldaten oder öffentlichen Wächters) klargemacht haben. Das tat natürlich auch ein Stratforder, wenn er zu solcher Art Überlegung neigte. Daher also begegnen uns die Formen des Namens mit langem Vokal der ersten Silbe: „Shake-". Wieder schreibt man in Straford veraltet „-spere", in London dagegen modern „speare"; aber in beiden Orten ohne strenge Konsequenz.

Die Form „Shakespere" begegnet uns in Stratforder Urkunden von 1575, 1596 (2mal), 1599 (3mal), 1602 (5mal neben je einmal „Shakspere" und „Shackespere"), 1610 6mal (neben 3mal „Shakespeare" und einmal in der Aufschrift „Shakspeare") —; im Londoner Wappenbrief von 1596 und dreimal im zweiten Entwurf von 1599. All dies bezieht sich auf den „Stratforder". Aber dieselbe Namensform steht auch auf dem Titel von „Verlorener Liebesmüh", 1598, und von „The Passionate Pilgrim" 1612, hier doch nur auf den Dichter bezogen.

Die häufigste Schreibung in London ist aber zweifellos die heute fast allgemein übliche, nämlich „Shakespeare". Sie steht unter der Widmung der beiden Verserzählungen, die die Zeitgenossen dem Ovid gleichstellten, „Venus und Adonis" (1593) und „Lucretia" (1594). So schreibt den Dichter auch Francis Meres, der zum erstenmal ein Verzeichnis seiner Werke gibt (1598); so preisen zeitgenössische Gedichte den Autor von „Venus und Adonis", „Lucretia", „Romeo", „Richard" (1598 und 99). So steht der Name auch auf den Titelblättern von „The Passionate Pilgrim" (1599), von acht Ausgaben einzelner Dramen von 1600, von „Hamlet" (1604), „Richard III." (1605), „Lear" (1607), sowie von je drei Ausgaben von 1609 und 1611, von „Lucretia" (1616) und „Othello" (1622) und endlich 10mal in der großen Folio-Ausgabe von 1623 (neben 3mal „Shake-speare"). Ebenso wird auch in dem Cambridger Studentenstück „Die Rückkehr vom Parnaß" (1606) der Dichter von „Venus und Adonis" und „Lucretia", aber auch zweimal „our fellow", der Schauspieler und Rivale Ben Jonsons „Shakespeare" geschrieben. Die Stelle ist allein schon ein absoluter, mit aller Kunst nicht wegzudisputierender Beweis für die Identität des Dichters mit dem Schauspieler.

Und „Shakespeare" wird auch der Vater des Stratforders zweimal in dem Wappenbrief von 1596 geschrieben; ebenso heißt er selbst 5mal im Kaufvertrag des Stratforder Hauses (1597), wie als Hausbesitzer in London (1598). Ebenso heißt der Schauspieler im Personenverzeichnis von Ben Jonsons Lustspiel „Jedermann in seiner Eigenart" (1598) und im Patent der Königlichen Truppe von 1603. „Shakespeare" wird der Name aber auch in Stratford geschrieben (Urkunde von 1605, zweimal neben einmal „Shakespear"), im Prozeß wegen des Stratforder Zehnten (1610 dreimal), beim Kauf eines Hauses in Blackfriars, London (1613, „William Shakespeare of Stratford upon Avon in the Countie of Warwick, gentleman" — deutlicher kann man nicht gut sein) und 5mal in der Ausführungsurkunde dazu (1613), sowie (neben „Shakespere") in dem Prozeß, der sich daran knüpfte (1615). Ebenso steht er zu lesen auf dem Grabmal in der Stratforder Kirche (zwischen 1616 und 23), und endlich in der Ausführungsbestimmung zu Shakespeares Testament (dreimal, neben einmal „Shakspere", 1618). Auch der jüngere Bruder des Dichters, der Schauspieler Edmund Shakespeare ist bei seinem Tode, 1607, so im Londoner Kirchenbuch eingetragen. Niemand anderes als der Schauspieler kann aber auch unter

Digitized by Google

dem „Mr. Shakespeare“ verstanden sein, der zusammen mit seinem Freund und Kollegen von der königlichen Schauspieltruppe, Richard Burbage, 1604 ein Wappenschild für den Grafen Rutland anfertigt. Bedeutungslos sind die abweichenden Schreibungen „Shakespear“ (Stratforder Urkunde, 1605) und „Shakespheare“ in einem Buch des Historikers Camden von 1614.

Von 1598 an haben einzelne Buchdrucker den Namen in seine beiden Bestandteile, das Verb und das Nomen, zerlegt, indem sie einen Trennungsstrich dazwischen setzten. So findet sich „Shake-speare“ auf den Titelblättern von 11 Ausgaben einzelner Dramen zwischen 1598 und 1615, sowie auf den beiden Drucken der Sonette (1609), während in dem Eintrag der Sonette in das Buchhändler-Register der Trennungsstrich nicht angebracht ist. Denselben Trennungsstrich weist aber auch der Name des Schauspielers im Personenverzeichnis des Quartdrucks von Ben Jonsons „Sejanus“ (1603) auf — ein Zeichen, daß der Drucker, der den Trennungsstrich anbrachte, damit keineswegs eine tiefsinnige Unterscheidung zwischen einem pseudonymen Dichter und dem Schauspieler andeuten wollte. In der großen Folio-Ausgabe von 1623 steht neben 10maligem „Shakespeare“ dreimal „Shake-speare“. Und endlich wird die Form „Shake-speare“ auch in dem Gedicht des etwas pedantischen John Davies von Hereford gebraucht, wo er Shakespeare als Dichter und Schauspieler preist (1620). Etwas abweichend schreibt Webster in der Widmung seiner Tragödie „Der Weiße Teufel“ den Namen des Dramatikers „Shake-spear“. Die Schreibung „Shake-Spear“, die Bleibtreu in seinem neuesten Buche der Form „Shakſper“ (der wir ein einziges Mal begegnet sind) immer gegenüberstellt, kommt überhaupt nie vor: sie ist nur zu Propagandazwecken erfunden.

Jedenfalls können wir durch die Urkunden nachweisen, daß die Form „Shakespeare“ bei weitem die gebräuchlichste war, weil sie die Bedeutung der beiden Bestandteile und die Schulorthographie berücksichtigte, und daß mit dieser Form etwa 38mal der Schauspieler und 32mal der Dichter geschrieben wird, abgesehen von dem 10maligen Auftreten derselben Namensform in der großen Folio-Ausgabe von 1623, die ja ausdrücklich den Schauspieler als Verfasser der Dramen preist. Die Form „Shakſpere“ bezeichnet die weniger sorgfältige Stratforder Aussprache — die selbstverständlich auch der Dichter persönlich von Jugend auf bevorzugte, wenn er nicht schulmeisterlich korrekt sprechen und schreiben wollte. „Shake-speare“ mit dem Trennungsstrich endlich ist lediglich eine pedantische Schreibung einiger Londoner Buchdrucker. Lächerlich aber muß jedem, der das Material, das wir hier den Lesern vorgelegt haben, überblickt, der Versuch erscheinen, aus diesen verschiedenen Schreibungen zwei verschiedene Personen herauszuschälen, einen Stratforder Schauspieler Shakſpere und einen Londoner Dramatiker Shakeſpeare. So sehen die Argumente aus, die gegen die Identität von Dichter und Schauspieler vorgebracht werden, wenn man sie wissenschaftlich untersucht. Aber die Angreifer denken gar nicht daran, einen wissenschaftlichen Beweis anzutreten: den überlassen sie einfach den Vertretern der bisher geltenden Ansicht. Sie selbst begnügen sich mit möglichst heftigen Behauptungen. Aber ist es nicht wirklich zu bequem, wenn man für sich allein das Temperament beansprucht und Verstand und Arbeit dem Gegner überläßt? Natürlich, der Beweis ist ermüdender als die Behauptung, auch für den Leser. Aber etwas naiv wirkt der Vorwurf gegen die deutschen Professoren, sie wollten nur deshalb von der Erschütterung der hergebrachten Lehre nichts wissen, weil sie für ihre Stellung fürchteten. Als ob nicht jeder von uns sich freuen würde über eine so sensationelle Entdeckung, mit der man die größten Hörsäle füllen könnte, wenn sich nur der Schatten eines Beweises dafür erbringen ließe und wenn man sich damit nicht vor jedem Anfänger blamierte. Aber wir haben immer das allein vor unseren Studenten vertreten, was wir nach ernstem Studium für wahr hielten — und so soll es auch in Zukunft bleiben.

Prof. Dr. Wolfgang Keller

Soweit Prof. Keller. Übrigens hat sich nun auch die Shakespeare-Gesellschaft der Sache angenommen: auf der nächsten Tagung (1924) wird Prof. Dr. Emil Wolff (Hamburg), ein genauer Kenner des Philosophen, einen Festvortrag über Francis Bacon halten. D. T.

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Wo bleibt Scheffels Wartburgroman?

### Eine Aufklärung

Scheffel hat bekanntlich im Auftrag des Großherzogs Karl Alexander einen Wartburgroman zu schreiben versucht, ist aber darüber zusammengebrochen. Kremser hat die Bruchstücke entdeckt und sich gründlich in den gesamten Nachlaß des Dichters eingelebt. Wir sind für seine Mitteilungen dankbar. D. T.

Zu der obigen Frage, welche in der letzten Zeit von den verschiedensten Seiten und aus den verschiedensten Beweggründen aufgeworfen wurde, möchte ich, durch besondere Umstände veranlaßt, mit der folgenden knappen Darlegung Stellung nehmen. Diese Darstellung ist für den literarisch interessierten Laien, wie für den fachlich Sachverständigen geschrieben.

Es handelt sich bei dem sogenannten „Wartburgroman" nicht um einen einzigen zusammenhängenden Text-Torso, auch nicht um einzelne kleinere Textfragmente, bei denen sich die Ergänzungen und Brücken leicht herstellen lassen, sondern es dreht sich um ein wahres Labyrinth von Vorstudien, von Quellenexzerpten, von Dispositionen und schließlich auch von Textgestaltungen verschiedensten Grades. Dieser ganze Stoff, der von dem Dichter in fast einem Jahrzehnt intensivster Arbeit zusammengetragen wurde, mußte erst rein systematisch in viele Faszikel geordnet werden. Bei den verschiedenen Gattungen von Niederschriften Scheffels sind ferner zahlreiche Schichtungen zu unterscheiden, die in ihrer zeitlichen Lagerung und in ihren Erlebnis-Impulsen aufs genaueste untersucht werden müssen, will man den Spuren des gestaltenden Dichters einigermaßen folgen können. Der Bearbeiter dieser Handschriftenmassen ist jedenfalls vor eine wahre Sisyphusaufgabe gestellt. Das wird einem vorurteilslos und billig denkenden Menschen — dem wirklichen Sachverständigen sowohl wie dem größten Laien — sofort klar, wenn er sich nur eine einzige Stunde mit dem in Frage stehenden Material beschäftigt, und sei das auch nur in Form einer ganz flüchtigen Durchsicht.

Die erste Voraussetzung für die Erschließung des ganzen Wartburgstoffes und für die Lösung der vielfachen Rätsel, die er aufgibt, ist die Untersuchung der Scheffelschen Quellenstudien und Handlungsdispositionen. Und schließlich die Beschäftigung mit den Quellen selbst. Bei letzteren dreht es sich um Hunderte von Chronisten, von historischen und germanistischen Quellenwerken, von großen Gesamtdarstellungen und von subtilen Spezialarbeiten. Auf eine andere Weise, als durch die Prüfung dieser Indizien — oft der einzigen Anhaltspunkte für Scheffels dichterische Absichten — kommt man an die vielfach verschlungenen und immerfort wieder veränderten Problemstellungen nicht heran. Diese Problemstellungen gehen ins Historische, ins Kulturhistorische, ins Ästhetische, ins Philosophische und versinken zeitweilig in die tiefsten Abgründe haarspaltender philologischer Kritik. Für letzteren Punkt erwähne ich als Beispiel, daß Scheffel sich bei den Vorarbeiten für den geplanten Roman in eingehenden Untersuchungen mit der fast uferlosen Gesamtkritik des Nibelungenliedes und seiner Handschriften auseinandersetzte.



Digitized by Google

Für den Wissenden ist damit genug gesagt. Die künstlerisch ausgedeutete Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes sollte erst einige Kapitel, später ein ganzes Buch seines Romanes beherrschen, ja zuletzt läßt er den ganzen eigentlichen Wartburgstoff beiseite, um lediglich das Nibelungenlied-Problem zum Gegenstand epischer Darstellung zu machen.

Die ebenso schwierigen wie genialen Problemstellungen Scheffels heben sich ab auf vier Jahrhunderten deutscher Geschichte und deutscher Kulturgeschichte in deren mannigfachen Verzweigungen. In künstlerischer Synthese sucht der Dichter die grundlegenden Elemente einer zeitlich sehr weitgespannten und inhaltlich überaus reichen Entwicklungsphase deutscher Kultur zusammenzufassen, um diese Phase in ihrer fundamentalen Bedeutung für das deutsche Geistesleben verständlich zu machen: Es handelt sich um das Zeitalter der Ottonen und um das der Kreuzzüge mit ihrer symptomatischen Vermischung der verschiedensten Kulturen.

Für den Bearbeiter der Scheffelschen Handschriften springt hier eine zweite Forderung auf. Nachdem er zunächst einen allgemeinen Überblick über den Stoff und seine Quellen gewonnen hat, muß er sich zuerst einmal klar werden über die einzelnen Arbeitsabschnitte im allgemeinen und dann über die sehr komplizierte Wandlung der künstlerischen Absichten im besonderen. Beides läßt sich nur erreichen auf dem Wege vergleichender Betrachtung der hier in Frage kommenden Indizien und Argumente. Diese bestehen aus unzähligen und allenthalben verstreuten Notizbucheinträgen, aus zahlreichen, aber sich leider vielfach widersprechenden brieflichen Äußerungen an die verschiedensten Persönlichkeiten, aus allgemeinen Handlungsdispositionen und speziellen Kapiteleinteilungen in immer wieder veränderter, erneuerter und nach jahrelangem Festhalten doch oft zuletzt noch verworfener Form. Und hierzu gesellen sich schließlich eine Reihe von Textstücken (im ganzen etwa 16 Kapitel), die sehr schwer zu chronologisieren sind. Außerdem lassen sich diese Textentwürfe infolge ihrer zahllosen Korrekturen oft nur mit großer Mühe einigermaßen entziffern und teilweise brechen sie ganz plötzlich ab oder weisen große Lücken auf. Wirklich vollendet sind im ganzen nur etwa acht Kapitel und gerade bei diesen ist anzunehmen, daß sie Scheffel — bis auf vier — zuletzt verworfen hat. Es ist, wie schon gesagt, ein Labyrinth, in dem man sich zurechtzufinden hat und in dem man oft monatelang auf Irrwegen wandelt, ehe man zu derjenigen Lösung kommt, die den größten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat.

Der Fall „Wartburgroman" ist ein ausgesprochener Spezialfall in der deutschen Literatur. Sowohl ob der ganz merkwürdigen und teilweise geradezu pathologischen Art künstlerischen Schaffens oder Schaffen-Wollens, wie hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich demjenigen entgegenstellen, der diesen Rattenkönig auflösen soll. Denn die geschilderte Eigenart des Stoffes zieht seinen Bearbeiter ganz zwangsläufig in dieselben Irrgärten, in denen sich Scheffel zurechtzufinden suchte. Und dieselben Gefahren, mit denen der geniale Dichter verzweifelt rang, türmen sich ebenso zwangsläufig und verhängnisschwer auf für jeden, der dieses Material zu durchforschen bemüht ist. Ja, die Gefahren und Schwierigkeiten sind für den nachspürenden Forscher noch größer. Denn die Zahl der Probleme und der kaum lösbaren Rätsel, vor die sich schon Scheffel gestellt sah, wird für den Bearbeiter seines Nachlasses vermehrt um die Ideenverbindungen, die nur im Gehirn des Dichters bestanden und eine irgendwie geartete Dokumentierung überhaupt nicht erfahren haben, vielmehr nur rein hypothetisch erschlossen werden können. Durch das Fehlen irgendwelcher fortlaufender tagebuchartiger Aufzeichnungen, wie sie bei anderen Dichtern häufig vorhanden sind, durch die oft irreführende Datierung von Notizbüchern, durch die völlige Datumslosigkeit ganzer Briefwechsel und vor allen Dingen aller Vorstudien und Dispositionen ist diese hypothetische Erschließung vielfach aufs äußerste erschwert und alles Kopfzerbrechen gegen Irrtümer nicht gefeit. Ich bin aber jetzt in meinen Untersuchungen immerhin so weit gekommen, daß ich etwa 10 Arbeitsschichten unterscheide und, wie ich glaube, ziemlich sicher belegen kann. Einzelne unlösliche Widersprüche muß ich vorerst in Kauf nehmen.

Digitized by Google

Diese Untersuchungen mußten angestellt und müssen noch weiter fortgesetzt werden, ehe an die Herausgabe einzelner Textstücke gedacht werden kann. Diese einzelnen Textstücke würden sonst einfach in der Luft hängen, und kein Mensch könnte klug daraus werden, wie nach des Dichters endgültigen Absichten die Gesamthandlung etwa verlaufen sollte und wie die unzähligen Episoden einzureihen sind, die den Fortgang der Haupthandlung entweder entscheidend beeinflussen oder nur koloristisch beleben sollten. Es wird sich bei dem sogenannten „Wartburgroman" überhaupt in erster Linie um eine Darstellung der Geschichte dieses Romanes handeln. Diese Geschichte ist eine der erschütterndsten Künstlertragödien. Scheffels Bild als Mensch und Künstler wird immer trüb und unklar bleiben, ehe dieser einschneidendste Abschnitt seines Lebens und Schaffens nicht die möglichste Aufhellung erfahren hat. Der Scheffel des Wartburgromans ist ein ganz anderer als der des „Gaudeamus" oder des „Trompeter von Säckingen", wesentlich verschieden auch von dem Dichter des „Ekkehard". Er ist größer im Wollen und größer im Können — „Frau Aventiure", der „Juniperus" und die „Bergpsalmen" sind Bruchstücke des Wartburgromans — aber er ist auch größer im Versagen, so paradox das auch klingen mag. Die Geschichte des Wartburgromans ist ferner eine in ihren Einzelheiten tief ergreifende Belehrung darüber, daß große künstlerische und subtile wissenschaftliche Arbeit niemals im Auftrag oder unter irgendwelcher Bevormundung geleistet werden kann, vielmehr, daß verloren ist, wer sich dauernd auf solche unnatürlichen Abwege drängen läßt.

Als Beleg für meine Darlegung und zur Kennzeichnung der bestehenden Schwierigkeiten führe ich im Folgenden einige wenige Briefstellen aus dem Nachlaß an, die sich auf den Wartburgroman beziehen. Zur Bearbeitung dieses Nachlaßstoffes gehört nämlich als ein bescheidenes Nebengebiet die Lektüre von weit über tausend handschriftlichen Briefen. Die etwa dreihundert Briefe der Mutter Scheffels an Bernhard von Arnswald, den Burghauptmann der Wartburg, welche die wichtigsten Angaben enthalten, sind dabei in der Mehrzahl undatiert und umfassen oft mehr als acht Quartseiten. Bei den Briefen an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen handelt es sich um schwer zu entziffernde und vielfach durchkorrigierte Konzepte. Die Briefe Arnswalds sind ebenso, wie die persönlichen Briefe des Großherzogs Karl Alexander, teilweise in einer kaum leserlichen Handschrift geschrieben. Welche Schwierigkeiten der eigenartige Stil Karl Alexanders bereitet, darf als literarisch bekannt vorausgesetzt werden. Ich lasse nun den Dichter und seine herrliche Mutter selber reden:

### Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (22. 5. 1859)

„. . . er (Scheffel) glaubt hier ungestörter schreiben zu können, als auf der Wartburg oder in Weimar — und das ist gewiß so. Denn Sie würden staunen, teurer Freund, wenn Sie diese Anstalten selbst sehen könnten. In seine alten Folianten verrammelt, ja in ganze Bollwerke von geschichtlichen Belegen, sitzt er in seiner grünen Mansarde, und ich, ein Stockwerk tiefer, stehe ewig Schildwache, daß kein Besuch ihn überrumpelt. Und ich locke sie alle, die ihm gelten, zu mir herein oder lasse mit dringendst anbefohlener Strenge ihn verleugnen. Ja, ich selber darf ihn nur besuchen, wenn ich als sein Rabe ihm einige Speise und einen kühlen Trunk bringe. An die Gartentüre habe ich einen schweren inneren Riegel anbringen lassen, damit auch dort ihn niemand überrasche, wenn er unten schreibt . . ."

### Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (Ende 1859?)

„. . . und es steigen bereits schon große Sorgen herauf, daß er (Scheffel) es wieder zur Überarbeitung treibe. Denn noch ist es uns nicht gelungen seit seinem Hiersein, ihn nur zu einem einzigen Ausgang zu bewegen. Und nun hört er sogar auf, mit uns zu Mittag zu essen und begehrt sein kleines Diner zu sich herauf, wo unter Büchern und Papieren fast kein Teller niedergestellt werden kann. Das fängt an, mir bange zu machen. Ich rede — ich predige — aber es hilft nicht! . . ."

Digitized by Google

Scheffel an Arnswald (27. Mai 1861)

„... Mein besonderer Kummer ist, daß meine Studien und begonnenen Arbeiten wie ein Torso herumliegen. Seit November v. J. war ich außerstand, nur einen Strich daran zu tun. Die fortwährende Zurückversetzung der Gedanken in ferne Jahrhunderte und namentlich der schwierige Versuch, die Entstehung des Nibelungenliedes aus den im Gedicht gegebenen spärlichen Andeutungen und aus dem, was sonst über Passau, Bechelaren, Ungarland usw. zu ermitteln ist, zu einem lebensvollen Bild zu gestalten, hat mich in ein wahres Labyrinth von Forschungen geführt, aber müd gemacht..."

Scheffel an Arnswald (31. Dezember 1862)

„... Mein geistiges Leben war allezeit auf die Ziele gerichtet, ein lebensvolles Bild deutscher Vergangenheit in einer Reihe von Zügen aus Schutt und Moder der historischen Quellen zu enthüllen. Aber mehr als je habe ich erfahren, daß man bei Beginn einer solchen Arbeit nicht bemessen kann, wohin Wind und Wellen treiben — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

... Die Studien über die erste Gestaltung des Nibelungenliedes, das als lateinische Dichtung schon zwei Jahrhunderte vor der Wartburgsängerzeit vorhanden gewesen sein mag, waren unsäglich mühsam und werden ebenfalls zu großen Dimensionen anwachsen..."

Scheffel an Arnswald (15. Mai 1863)

„... ich fühle mich innerlich wieder soweit gekräftigt, um die durch mein Kranksein 2 Jahre lang unterbrochene große Arbeit über den Bischof Piligrin und den Meister Conrad, d. h. über die Zeit, in der das Nibelungenlied seine erste Niederschreibung erhielt, wieder aufzunehmen. Erst wenn dies überwunden ist, kann ich mit voller wissenschaftlicher und künstlerischer Sicherheit die Poeten des XIII. Jahrhunderts schildern.

Das Übermaß der Studien zu jener Zeit hat mir — da es eine Bahn durch Gestrüpp und Dornen, ein ziemlich labyrinthisches Irrfahren war —, die schwere psychische Abspannung zugezogen, die mich so übel zugerichtet hat...."

Scheffel an Großherzog Karl Alexander (15. VI. 1860)

„... In Passau und Freising habe ich noch wenige Notizen zu sammeln; in 14 Tagen ist die Fahrt zu Ende, der Rohstoff gewonnen und die künstlerische Verarbeitung kann fröhlich weitergedeihen. Aber proteusartig ändern sich Entwürfe und Gestaltungen unter der schaffenden Hand, und ich weiß nicht Tag noch Stunde, wo etwas Fertiges herausgeschafft sein wird ... Die guten Geister, die bisher über Berg und Strom geholfen, werden mich an das ersehnte Ziel, dem ich halb unwissend — wie ein schwacher Steuermann, von starken Wogen getrieben — entgegensteure, gelangen lassen...."

Scheffel an den Großherzog Karl Alexander (7. X. 1860)

„... Die Geschichte der ersten Nibelungenlied-Dichtung, die ich anfänglich in die Geschichten Violas und des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen angenommen, wie die alte Ulme im Klostergarten-Schlößlein zu Hirsau. Sie ist zum Dach herausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen. Der Bischof Piligrin, da er die alten Mären aufschreiben ließ, hat schwerlich überlegt, daß er einem Epigonen nach 900 Jahren dadurch so manche Sorge zu Wasser und zu Lande bereiten würde...."

Digitized by Google

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (Sept. 1861?)

„... unaufhörlich arbeitet Joseph (Scheffel) wieder daran (am Wartburgstoff! W. Kr.). Aber es fördert nicht. Es ist ein fortwährendes Sammeln von Vorstudien und Nachforschen in immer neuen Geschichtsquellen und Exzerpten, die sich so anhäufen, daß er selbst kaum imstande sein wird, sie wieder durchzulesen...." *

Scheffel an Bernhard v. Arnswald (2. Januar 1861)

„... zum erstenmal in meinem Leben hab ich meiner Kraft zu viel zugetraut und mir den Schein eines leichtsinnigen Gesellen, der von größeren Dingen redet, als die er ausführt, zugezogen. Der Kummer darüber mag mitgewirkt haben zu der schweren Verdüsterung alles Denkens, die in wirklicher drohender Krankheitsform über mich einbrach. — Jetzt bin ich durch diese Warnung meinen Büchern und Studien und halbausgeführten Kapiteln ferngerückt. Aber wenn der leibliche Mensch geflickt ist, nehme ich einen zweiten Anlauf. Denn eine hartnäckige Zähigkeit im Grunde des geistigen Lebens läßt keinem anderen Gedanken Raum, als dem, dereinst, wie Heinrich Ofterdingen, nachdem er zuerst leichtsinnig die Wartburg verscherzt, doch als Sieger, mit dem ehrlich errungenen Sängerpreis, zum zweitenmal zu ihr zurückzukehren. Und dazu brauch' ich gottlob keinen dämonischen Helfer, wie den Meister Klingsor; sondern nur Zeit, Genesung und langsames Verwerten gesammelten Stoffes, der jetzt leider wie ein großer, dem Unbekannten kaum verständiger Torso, umherliegt...." *

[* So kennzeichnen Mutter und Sohn das Handschriftenmaterial, welches heute zu bearbeiten ist. An die vielen Notizbücher und Briefwechsel ist dabei selbstverständlich noch gar nicht gedacht. K.]

Nach all dem bisher Gesagten und Angeführten erscheint es wohl klar, daß die Durcharbeitung des Wartburg-Stoffes eine bis jetzt noch ganz unbestimmbare Zeitspanne beanspruchen wird. Welche anders gearteten Hemmungen dabei noch abgestellt werden müssen, das gehört nicht in den Rahmen dieser Erörterung.

Der heutigen Aufklärung sollen in nächster Zeit ausführlichere Mitteilungen über den Wartburgroman folgen. Es ist beabsichtigt, damit einige Proben aus den Texten und Plänen zu verbinden. Interessante Notizbucheinträge des Dichters sowie eine Reihe von Briefen werden diese eingehendere Darstellung abrunden.

Werner Kremser

# Die Cynthia des Properz

Einer der besten Kenner des klassischen Altertums rühmte den Sextus Propertius als größten Liebesdichter, der durch innere Wahrheit alle Liebesdichter der Griechen, Römer, der Italiener, Franzosen und Deutschen übertroffen habe. Römischer Schwung, Ciceronianische Fülle zeichnen seine Sprache aus, deren Reichtum erst Theodor Birt in seiner Daktylenübersetzung des Properz gerecht geworden ist. Zeitgenosse des Horaz, Freund und Verehrer des Vergil, gleich beiden von dem vornehmen Maecenas gefördert, hat Properz all sein Dichten und Können in den Dienst der Liebe zu der Einzigen gestellt, die er im Gedanken an den Cynthischen Gott Apollo seine Cynthia nannte und noch 20 Jahre über ihren frühen Tod hinaus in Treue besang. Das ist ein so origineller Fall, wie wir ihn in der Weltliteratur nicht leicht wieder finden.

Einer unserer Meister, Geheimrat Dr Theodor Birt, ordentlicher Professor an der Universität Marburg, der am 22. März vorigen Jahres seinen 70. Geburtstag gefeiert hat, gibt uns ein

Digitized by Google

fesselndes Charakterbild dieses eigenartigen Dichters und eine sorgsame Auslese seiner Elegien in dem Buche: „Die Cynthia des Properz“ (Quelle & Meyer, Leipzig). Papier, Druck, Einband in der Ausstattung solider Friedensarbeit: eine sinnreiche Gabe für die Birk-Gemeinde!

Diese Studie beruht auf langjährigen wissenschaftlichen Vorarbeiten. Er gibt sie einem Publikum, welches für hohe Dichtkunst ein offenes Ohr hat. Die Cynthia des Properz nennt er ein „geniales Rasseweib“, wie es die Antike uns selten zeigt. Er nennt ihren Sänger einen der intensivsten, schwung- und kraftvollsten Liebesdichter, die wir haben, einen „Heißsporn der Liebe“, der sich von idealistischer Schwärmerei zum zaghaften, dann zum grellen Realismus, zu einer Darstellung entwickelt hat, der auf dem Gebiet der Liebesdichtung kaum etwas an die Seite zu stellen ist. „Auf alle Fälle ist es kein Verbrechen, sich für Properz zu interessieren. Das wußte schon Goethe.“

Sextus Propertius stammt aus Assisi, wo Jahrhunderte später der heilige Franziskus geboren wurde und sein Liebeswerk, die Agape im edelsten Sinne, begann. Properz widmete sein Leben einer enger umkreisten Liebe: dem Eros. Im Bürgerkrieg der Republik Rom kämpfte er für Marcus Antonius und wurde nach der Schlacht bei Philippi, 44 v. Chr., von dem Sieger Octavianus seines ganzen väterlichen Besitzes beraubt. Seine Fluren, sein Viehbestand, seine weiten Jagdgründe wurden ohne Entschädigung weggenommen und den Veteranen des Siegers geschenkt. Properz war damals etwa acht Jahre alt. Er kam nach Rom, besuchte die Schule und bereitete sich für den Rednerberuf vor. In seinem 17. Jahre kämpfte er, der Ästhet und Pazifist, in dem Aufstand der um ihren Besitz gebrachten Landwirte gegen Oktavian. In Perugia bei Assisi kam es zum Entscheidungskampfe Roms gegen die schöne Heimatprovinz des Properz, Umbrien. Die Stadt Perugia wurde niedergebrannt, dreihundert der angesehensten Bürger nach Rom geschleppt und dort grausam abgeschlachtet, was Properz mit ansah. In tiefem Groll gegen Oktavian, den späteren Kaiser Augustus, richtete er zwei scharfe Gedichte gegen diesen. Er verschwand in dem großen Rom vor der Rache des Kaisers, der ihn zeitlebens nicht kennen gelernt hat.

Bald entflammte den jungen Dichter die Leidenschaft für das bereits erwähnte schöne Weib. Diese „Cynthia“ war Römerin, aus einer wahrscheinlich vornehmen Familie in Tibur, dem Sommeridyll des Horaz: hochgebildet, von feinstem Zuschnitt, vom römischen Hochadel umworben. Properz nähert sich ihr, die etwas älter war als er. Hingerissen vom Reiz ihrer Erscheinung, von ihrer Anmut und durchgeistigten Schönheit, schwärmt er sie an. Wenn die Nachbildung der antiken Plastik, die dem Buchtexte vorangesetzt ist, auch nur entfernt dem Original der Cynthia entspricht, so entstammt sie unverkennbar der nordischen Edelrasse. So konnte nur eine Germanenenkelin aussehen: dieses Ebenmaß des feinen Gesichtes von reinem Oval mit den edlen Linien holder Herzensgüte wuchs nur in den damaligen reinrassigen Germanen auf, wie wir sie aus römischen und hellenistischen Kunstwerken kennen. Auch das Minnige dürfte der Römerin innerlich fremd sein. Nur die etwas kurzen Beine und die niedrige Stirn, wie die kunstvoll gezirkelte Frisur wollen wir der Römerin lassen.

Properz nähert sich seiner Cynthia durch seine Gedichte und gewinnt ihre Neigung, die wohl nicht zu allesbesiegender Liebe emporwuchs, da sie mitunter durch Launen, einmal sogar durch Eifersuchtswut getrübt wurde. Aber Cynthia wurde seine Schöpfung, er verewigte ihr Bild. Schön, geistreich, temperamentvoll, auch Dichterin, Sängerin und Tanzkünstlerin, wird Cynthia seine Herrin: Domina, Donna, Dame. Wir erleben das Überraschende, daß uns die sonst so nüchterne, kühle, hart befehlende Römersprache in Properz das Tiefempfundenste, Innigste und Reichste gab, das schwerlich ein Moderner an Kunst der Darbietung übertroffen hat. Das elegische Distichon, wie wir es in Goethes Alexis und Dora und Schillers Spaziergang kennen, ist ihre Ausdrucksform.

Properz mußte sich als Epigone griechischer und römischer Liebesdichter erst zu seiner Originalität emporringen. Der junge, frühreife Südländer geriet in fiebernde Leidenschaft, die

Digitized by Google

den Dichter weckte. Anfangs scheu und weiberfeindlich, wurde er von der gereiften Cynthia ergriffen, die älter war als er. In Rausch und Schrecken fühlt er die Übermacht des Weibes. Nicht Tatmensch, sondern Ästhet, lebt er sich zuerst großatmig im Wort aus, bis er seine Eigenart findet und neue Wege der Liebesdichtung eröffnet.

Nur etwa drei Jahre verkehrt er mit Cynthia. Sie starb früh, aber sie lebt für den Dichter fort. Volle zwanzig Jahre blieb seine Phantasie von ihr beherrscht.

Wir erfahren von Properz, wie Cynthias äußere Erscheinung war: sie ist hochgewachsen, dunkelblond, sie hat schmale Hände und einen schwebenden Gang. Alles deutet auf gutes Familienerbe. Sie ist wohlhabend, führt einen geordneten Haushalt, macht Reisen im Wagen und besucht das kostspielige Seebad. Sie spinnt und webt mit ihren Dienerinnen. Diesen, ihren Vertrauten, schüttet sie bei der Arbeit ihr Herz aus, sie grämt sich und schmollt; an ihrem Geburtstag betet sie früh, wäscht und frisiert sich, kleidet sich festlich, bringt am Hausaltar ein Opfer dar, bewirtet abends Gäste, die sich zur Unterhaltung mit ödem Würfelspiel begnügen müssen. Sie bevorzugt den Properz wie an jedem Geburtstag.

Bei aller Verehrung für Cynthia wahrt sich Properz die volle Unabhängigkeit des unbestechlichen Urteils aus genialer Wirklichkeitsauffassung. Er sieht die Schattenseiten des Weibes und schildert sie bis zu derber Komik. Er verübt selbst eine allzu bohèmeartige Frechheit und wird dafür von seiner empörten Donna zerkratzt und zerbissen. Er gibt Momentbilder von ihr, wie sie wütend die Tische umstürzt, wie sie von Tibur den Dichter einlädt, noch rasch im Abenddunkel zu kommen, indem Banditen auf den unsicheren Straßen das Leben des Wanderers bedrohen, wie er die Angst vor der Lebensgefahr überwindet und zu ihr eilt.

Properz erklärt seinem Gönner Maecenas, daß er Liebesdichter bleiben will. Aber er wendet sich scharf gegen den Luxus, der die Frauensitten verdirbt. Er eifert gegen die Goldgier der Großkaufleute. Er preist die naturwüchsigen Spartanerinnen und ihren Nacktwettlauf am Eurotas. Er verherrlicht seinen stillen, weltfremden Freund Vergil und verkündet den Ruhm der gerade entstehenden Aeneide. Er verherrlicht die Treue der Ehe.

Hätte Properz nichts weiter geschrieben als das Gedicht, welches Tizian zu seinem berühmten Gemälde „Die irdische und die himmlische Liebe“ angeregt hat, so würde sein Name nicht vergessen. Es erwuchs aus dem gleichen Motiv, welches den Luxus, die Eitelkeit und die eheliche Untreue als Entwürdigung des Weibes verurteilt. Er wendet sich gegen die Putzsucht des Weibes in gleichem Sinne. Ein Lobgesang auf die Idealität des Nackten, das sich in Keuschheit hüllt, das war schon ein Thema von Plato. Properz behandelt es in einer Elegie. Er sagt:

Auf mein Wort: kein Mittelchen gibt's für die eigenste Schönheit.
Amor, die Liebe, ist nackt, liebt nicht Gefallen durch Kunst.

Er verweist auf die Heldenfrauen, die nicht durch Schminke, Prunk und Edelsteine das Herz der Helden gewannen:

Antlitzschöne nur tat es, von keinem Rubinen geschändet,
Farbengesund wie ein Bild, welches Apelles gemalt.

Apelles, der farbenberedte Maler aus Alexanders des Großen Zeit, hatte das berühmte Bild der nackt dem Meeresschaum entsteigenden Venus gemalt. Tizian, der zweite Apelles, schuf, durch dieses Gedicht angeregt, sein berühmtes Bild „Die irdische und die himmlische Liebe“. Das hatte schon früher Theodor Birt dargelegt und wiederholt es hier. Aber die Kunsthistoriker achteten nicht darauf. Birt sagt: Tizian wußte, was er tat, als er in der stillen Landschaft die zwei jungen Frauen, neben der Frau in Atlas und Perlen die wundervoll nackte Frau, hinstellte, die er in nichts als in ihre Keuschheit hüllte; beide Blondinen, beide mit demselben Gesicht; keine beachtet die andere; beide bieten sich nur still en face dem Betrachter dar, als sagten sie: Vergleiche uns, bitte, welche von uns ist die schönere? Und der Künstler ließ uns nicht im

Digitized by Google

Zweifel: es ist die Nacktheit, durch Keuschheit geadelt und wie heilig gesprochen, die alle Toilettenkünste besiegt. Weiter will uns Properz, weiter auch Tizians Tafel nichts sagen.

Das kostbare Buch Birts zeichnen ausgewählte Nachbildungen antiker Kunst aus: die einer Plastik von hoher Anmut, wie ein junges Paar, von Amoretten geleitet, zärtlich ergeben einander nahestehen; 6 Wandmalereien von Tänzerinnen in voller Bewegung; die schlafende Ariadne aus dem Vatikan; auf dem Einbanddeckel die schöne Herrin, der die anmutige Dienerin ein Geschmeide überreicht, beide so seelisch vornehm, daß man erkennt, wie hoch sie über dem Tand stehen.

Dr. H. G.

# Eine Geschichte der deutschen Musik

Je mehr das deutsche Volk infolge der verhängnisvollen Wirkungen des Versailler Diktats sich bewußt wird, wie wenig es noch an materiellen Dingen besitzt, desto stärker ringt sich in ihm der Glaube an die geistigen Kräfte durch, die unverlierbar sind. Unsren ureigentlichsten Besitz vermögen uns die Feinde nicht zu rauben, denn er ist höherer Herkunft. Und es gibt eines unsrer unzerstörbaren Güter, das auch von unsern grimmigsten Gegnern als nur uns Deutschen eigentümlich und in seiner Größe als unvergleichbar anerkannt wird: unsere Musik.

Und da ist es nun auch ein Zeichen unserer Kraft, daß wir auf dem Besitz nicht ausruhen, sondern selbst unter den widrigsten Verhältnissen neue Werte und Werke schaffen, und daß uns dieses Schaffen über die Furchtbarkeit der Zeit erhebt. Zu solchen Werten müssen wir auch die stille Gelehrtenarbeit zählen, die abseits der großen Heerstraße unbeirrbar an der Menschheit weiterwirkt. Drei Jahre sind verflossen, seit der erste Band der „Geschichte der deutschen Musik“ von Hans Joachim Moser im Verlag J. G. Cotta, Stuttgart, erschien (vgl. den Aufsatz: „Eine Geschichte der deutschen Musik“ in Heft 1 des „Türmer“, 23. Jahrg., Oktober 1920) und als eine Arbeit erkannt wurde, die nicht nur eine Lücke in der einschlägigen Literatur ausfüllt, sondern in ihrer lebensprühenden Art der Darstellung etwas besonders Wertvolles bildet.

Nunmehr liegt der zweite Band (Halbband) vor, der die Zeit vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Tode Joseph Haydns behandelt und in vier Bücher eingeteilt ist.

Was dem Verfasser schon beim ersten Bande vorschwebte: nicht nur Musikern, sondern auch gebildeten Musikfreunden verständlich zu werden, beherrscht auch diesen Band: er ist mit einer Lebendigkeit geschrieben, die in jeder Zeile den praktischen Musiker, den Selbstschöpfer verrät, der doch das ungeheure Material, ob spröde oder nicht, so lückenlos umfaßt, wie es der immerhin gedrängte Raum nur gestattet. Man könnte es eine ideale „Besessenheit vom Stoff“ nennen, die den Verfasser befähigte, sein Werk so „spannend“ wie einen großen, umfassenden Roman zu schreiben, daß eben tatsächlich auch der Laie „auf seine Kosten kommt“ und ein Wissen einsaugt, zu dem er auf anderem Wege nie gelangt wäre. So führt uns Moser mit sicherer Hand durch diese zwei Jahrhunderte deutscher Musik, die so reich sind, daß wir heute noch an ihren Auswirkungen zehren, so sehr auch die „Moderne“ sich als auf eigenen Füßen stehend gebärdet. Wie leben wir gleich das erste Kapitel mit, in dem der Einfluß des Krieges auf die damaligen Zustände geschildert ist, unter denen auch der große Heinrich Schütz zu leiden hatte, „der einzig faustische Mensch“ unter den vielen tüchtigen Meistern seiner Umwelt, wie Möser treffend sagt — Zustände, die in ihren Einzelheiten so ganz an heute erinnern! Und wie hoffnungerweckend verfolgen wir das allmähliche Aufblühen bis zu der Zeit, in der der große Orgelmeister Dietrich Buxtehude zum „Schrittmacher und Lehrmeister“ J. S. Bachs wurde! Dieser Periode des Frühbarock, in

Digitized by Google

der die Kirchenmusik alles war, folgte die der weltlichen Tonkunst mit ihrer Kleinkunst der Gambe und Laute, aber auch schon der Geige und des Klaviers. Und über das Chor- und Sololied (mit Generalbaß) kam es zur frühdeutschen Oper, zu Agostino Steffani, dem ersten „vollgültigen Vertreter der reinen Arienoper", bis zu Reinhard Keiser (1674—1739), in dessen „Janus" (einer der 126 Opern des Meisters!) erstmalig das Leitmotiv angewandt ist. (Chrysanders von Moser wiedergegebene und angefochtene Behauptung, als wiese von Keisers Opern „die letzte keinerlei Fortschritt gegenüber der ersten auf", macht sich übrigens Riemann wörtlich zu eigen, während Leichtentritt Mosers Standpunkt vertritt.) All das wird mit treffenden Analogien und Vergleichen vorgetragen, so daß der Fluß lebendig bleibt und wir die Universalität des hier niedergelegten Wissens bewundern. Wenn dann Moser im dritten Buche des „Halbjahrhundert des Hochbarock" den Meistern Bach und Händel nicht den Raum einräumt, den wir nach der Ausführlichkeit des Vorangegangenen ihrer Bedeutung gemäß erwartet hätten, so war ihm dabei wohl das auch an anderen Stellen seines Werkes beobachtete Prinzip maßgebend, bisher Unterdrücktes oder weniger Beachtetes ans Licht zu ziehen und zu würdigen, statt Allbekanntes und Anerkanntes mit viel neuen Worten zu wiederholen. Als Musikgeschichtler, der Bausteine zu einem noch jungen Gebäude (wie es die Musikgeschichte ist) hinzutragen muß, hatte er dazu ein gewisses Recht. Immerhin sind die Abschnitte über die genannten Großmeister, wie auch später im vierten Buch über Gluck, Haydn und Mozart mit so vielen eigen- und neuartigen Feststellungen durchsetzt, daß der Leser reichlich entschädigt wird. Scharf zeichnet sein Wort von dem „Halbjahrhundert der Empfindsamkeit" die Periode von Bachs Tod (1750) bis zu dem Haydns (1809), in der wir die Geburt des neuen Instrumentalstils, das eigentliche Oratorium, die Entwicklung der Oper, des Singspiels und des Liedes erleben.

Eine Fülle von Belehrung und Anregung in anmutigster Form (im Goetheschen Sinn) ist uns zuteil geworden, wenn wir auf der letzten Seite von den „Fäusten einer neuen Zeit" lesen, mit der Beethovens C-Moll-Sinfonie „an die Pforte hämmerte". Es war um dieselbe Zeit, als wieder einmal die Franzosen in deutsches — österreichisches — Land eingezogen waren, unmittelbar nach Joseph Haydns Tode.

Diese neue Zeit zu schildern, liegt dem Verfasser im kommenden Schlußband ob, und seine Arbeit wird nicht weniger eine deutsche Tat sein, wie es die ersten beiden sind. Und daß ihn dabei deutscher Geist beseelt, erhellt aus dem Motto, das er dem vierten Buch vorangestellt und das die mannhaften Worte Mozarts aus einer verwelschten Zeit wiedergibt:

„Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch... das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche mit Ernst anfingen, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden und gar teutsch zu singen!"

Richard Wintzer

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie

Trauer und Sorge um die Würde der Goethe-Gesellschaft haben mir neulich im Maiheft des „Türmers" die Feder in die Hand gedrückt. Nichts andres. Die letzten Tagungen schienen mir würdelos; und würdelos auch eine gewisse Berliner Berichterstattung. Die Goethe-Gesellschaft ist eine der vornehmsten Vereinigungen im deutschen Geistesleben. Man kann sich auch da recht wohl eine Gegnerschaft in den Auffassungen denken; freimütige Aussprache zwischen Männern und Charakterköpfen belebt; aber die Gegnerschaft sei sachlich und sei würdig! Es geht nicht an, über ein „Kollegium der Geheimräte" und über eine „Roethe-Gesellschaft" zu witzeln, und von der weimarischen Mehrheit zu behaupten, sie sei „roethisch bis in die Fingerspitzen"; worauf der Berichterstatter fortfährt: „Dort sitzen ein paar hundert Menschen, die jeden Hauch von außerhalb absperren möchten (?) und jedem (!) Nichtweimaraner mit hüllenloser, oft bis zur Frechheit gesteigerter Unliebenswürdigkeit begegnen (!). Sie bilden einen Ring, der jede, auch die geringfügigste Neuerung als den Vorklang einer Vernichtungskatastrophe ablehnt (!). Sie verweigern jede Erörterung in der nicht eingestandenen, aber deutlichen Furcht, es könnte dabei etwas sachlich Wertvolles herauskommen (!). Es sind Hofdamen beiderlei Geschlechts, die der vergangenen großherzoglichen Zeit Tränen und Danksagungen nachweinen, die nun auf Titel, Orden und Diners verzichten müssen, ausgeschaltete kleine Ehrgeize, denen es unerträglich dünkt, nicht mehr von oben regiert, angelächelt, angebrummt zu werden, und die sich nun wenigstens in der Goethe-Gesellschaft von einigen Geheimräten führen lassen wollen..."

Das ist Unfug. Das schreibt ein Berliner Mitglied, das regelmäßig mit uns an der Festtafel sitzt, regelmäßig an den Erörterungen teilnimmt. Keine weimarische Zeitung, kein andres Vorstandsmitglied nimmt unser Publikum in Schutz; wohl aber schlägt eine Zeitung Lärm, wenn der „Türmer" gegen diese beleidigende Form von Berichterstattung Verwahrung einlegt. Es ist nun einmal nicht zu vertuschen, meine Herren: ein tiefer Riß geht durch die Goethe-Gesellschaft! Nicht die Berliner schlechthin sind die Störenfriede; denn da sitzen auch Stammgäste wie Trendelenburg, Friedländer, Düsel und andre Freunde Weimars. Es ist eine ganz bestimmte Ecke, aus der jener üble Wind weht. Und es mußte einmal mit deutlichem Finger dorthin gewiesen werden, ohne daß übrigens eine Person dabei beleidigt wurde. Und die Antwort?

Digitized by Google

Ich könnte mir eine sachliche Antwort denken, eine geistvolle Antwort, beflügelt von anakreontischer Anmut, gewürzt mit attischem Salz. Man könnte manches tatsächliche Ungeschick der Leitung bedauernd nachweisen; man könnte Punkt für Punkt mit festen Reform-Vorschlägen anrücken (nicht nur mit „großen Namen") und mich sachlich derart ins Gedränge bringen, daß ich beschämt gestehen müßte: Der Mann hat recht. Nichts von alledem. Die Methode ist dort einfacher, dafür aber um so gemeiner: man beschimpft meine Person. Ich hätte den „täppischen Versuch" gemacht, zu „skandalieren" (wo ich, genau umgekehrt, Skandale unterbinden wollte), wäre aber vor der Tagung ausgerissen „nach Drückeberg" (also Feigling! Ausgerissen vor Fritz Engel vom Berliner Tageblatt! Man genieße die Komik!), sei überhaupt „ein von älteren Damen sehr geschätzter Dichter" (Methode der Verächtlichmachung!), der aber nicht auf seine Kosten gekommen sei, weil man auf der Tagung gar nicht von ihm redete (höchstes Glück der Erdenkinder: daß auf einer Tagung von uns „geredet" werde! Welche Rückschlüsse läßt das zu!), was meiner „nicht unbeträchtlichen Eitelkeit" (!) gewiß schmerzlich war. Und dann ein verlogenes Denunziätionchen, das dort immer wirkt: ich hätte „dem Österreicher Hugo von Hoffmannsthal das Deutschtum abgesprochen" (kein Wort wahr! Er wurde als echt deutscher Dichter gegen mich ausgespielt), was natürlich meinen „blassen Neid" bekunde! Und so fort ohne Grazie, ohne Salz, ohne Anakreontik, aber mit Bosheit, wonach dann Goethe wegen seiner maßvollen Haltung ironisch bewitzelt wird.

Geschmackvoll, nicht wahr? Goethereif!

Es könnte jemand die herbe Frage aufwerfen, ob Thersites, der berufsmäßige Schmäher des Griechenheeres vor Troja, auch an den Festen in Olympia teilgenommen habe, den Kranz im Haar, in dionysischem Schwunge den Göttern nahe? Und ob er nachher hinging und im Athener Tageblatt seine Gastgeber mit boshafter Lauge übergoß? Und ob es nicht eine ungeheure innere Lüge ist, mit solchen Skribenten an derselben Festtafel zu sitzen und ein harmonisches Olympia zu mimen?

Dem aber könnte man entgegnen, daß in den mittelalterlichen Domen auch Wasserspeier, Rohraffen und andres Getier eingemeißelt sind, ohne daß es die Steingebilde der Könige oder Heiligen stört. Das „finstre" Mittelalter war großzügig und von weitherzigem Humor. Es machte sich auch über den Satan lustig und prellte den Teufel. Wohlan, wenn die Goethe-Gesellschaft — und sie hat in der Tat Angriffsflächen! — wirklich monumental und zeitgemäß lebendig wird, so wird sich auch der entgiftete Thersites mit einbauen lassen und an rechter Stelle — Wasser speien.

Nun zur Sache!

* * *

Es handelt sich um eine Angelegenheit, die zwar keine schöpferischen Kräfte entbindet, wohl aber die vorhandenen in würdiger Weise sammeln und ihre Wirkung auf die Nation stärken kann. Es handelt sich um die Kernzelle einer künftigen Deutschen Akademie.

Schon vor drei Jahren (vgl. „Tag" vom 9. April und 13. Mai 1920) legte ich der Goethe-Gesellschaft Reformpläne vor. Aber die Sache wurde vom Vorstand verschoben. Schwere wirtschaftliche Sorgen ließen sie inzwischen nicht zur Verhandlung kommen. Erst im nächsten Jahre hoffe ich endlich dazu das Wort zu erhalten.

Digitized by Google

Mein zweiter Aufsatz im „Tag“ (13. Mai 1920) begann mit folgenden Sätzen: „Neulich sprach ich im ‚Tag‘ (9. April) den Wunsch aus, die Goethe-Gesellschaft möge sich gerade jetzt in stärkerem Maße, als dies in den letzten Jahren möglich war, in den schöpferischen Zustand festlichen Erlebens emporheben und ein Kraftquell werden für das geistige Deutschland. Ich habe dabei, doch nur im Hintergrunde, die Möglichkeit einer ‚Deutschen Akademie‘ angedeutet. Es schwebt mir eine beseelte Vereinigung im Sinne der Weisheit und Schönheit vor: Gespräch und Austausch geistbelebter Männer und herzenswarmer Frauen während einer Festwoche zu Weimar.“

Das ist in wenigen Worten das Programm. Es seien nun auch heute die näheren Begründungen gestattet!

Man hat bisher die wissenschaftlichen Aufgaben und ähnliche in der Tat sehr gewichtige und sehr wünschenswerte Arbeit in den Vordergrund gestellt. Das ist gleichsam nur eine Hälfte des Brückenbogens; es ist Rückschau. Aber wir sind lebendige Menschen und wünschen zugleich Ausschau und Emporschau. Gewiß brauchen wir jene wissenschaftliche Arbeit großen Stils; aber noch mehr seelische Stärkung und geistige Würde, damit die deutsche Lebensgemeinschaft wieder geadelt und ein wirklich ersprießliches Zusammenarbeiten deutscher Geister vorbildlich angebahnt werde.

In diesem Sinne hat schon vor dem Weltkrieg Rudolf Eucken zur „Sammlung der Geister“ aufgerufen. Auch ein Heinrich von Stein, in den achtziger Jahren zu Berlin als Privatdozent einsam dem Zeitgeist erliegend, fühlte tief, was am dringendsten zu wünschen wäre gegenüber seelischer Vereinzelung gerade der Besten. Er schrieb am Schlusse seiner „Ästhetik der deutschen Klassiker“ folgendes: „In Dantes Hölle sind die Dichter der Vorzeit an schattigem Platze, ohne Qual, zu friedlichem Verkehr vereinigt. Wir finden im Leben edler Menschen immer wiederkehrend die Vorstellung einer solchen Gemeinschaft der Erwählten: ob man nun in Wirklichkeit einen solchen Kreis zu bilden versuchte, oder ob man sich mit Bildern der Verehrten umgab, oder ob man traumartig derartigen Vorstellungen nachging. In jedem Falle heißt es hier: Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit; denn in dem persönlichen Charakter der Teilnehmer eines solchen idealen Kreises besteht sein seelenerquickender Bann“...

Hier ist angedeutet, welch ein Kraftquell eine beseelte Vereinigung wertvoller Geister sein könnte. Steins Auffassung ist in Richard Wagners Bezirk gewachsen. Letzten Endes hat man dies in Bayreuth erstrebt: Veredelung deutscher Kultur von einer Kernzelle aus.

Ganz ausgezeichnet hat Friedrich Nietzsche in wenigen gehaltvollen Sätzen zusammengefaßt, was ihm bei den Gesprächen mit Wagner in Tribschen als Bayreuther Festzeit vorschwebte: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer; Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen: Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrag, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein; dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte.“

Ist das nicht prächtig gesagt? Wo haben wir das heute?

Digitized by Google

Dem Buche „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft“ (München 1915) fügt Elisabeth Förster-Nietzsche folgende Bemerkung hinzu: „Man sieht, welch herrliche Vision meinem Bruder vorgeschwebt hat, und ich gestehe aufrichtig, daß es mein innigster, heimlichster Wunsch gewesen ist, daß sich vielleicht hier in Weimar eine solche festliche Zeit und Zusammenkunft hervorragender Menschen einrichten ließe. Ich warte immer darauf, daß mir jemand mit solchen Plänen entgegenkommt, denn ich selbst bin nicht imstande, sie im Sinne meines Bruders hervorzurufen. Ich bin alt, und mir fehlen die Hilfskräfte und Mittel dazu. Vielleicht ist einmal in der Zukunft die Nietzsche-Stiftung in der Lage, diese Zukunftsvision meines Bruders in Wirklichkeit auszuführen.“

Nun, vielleicht — sagen wir einstweilen unsrerseits — läßt sich die Goethe-Gesellschaft die Aufgabe nicht entgehen, diesen edlen Gedanken in lebendiger Bewegung zu erhalten und bei günstiger Gelegenheit in Gestalt umzusetzen.

Der Gedanke solcher vornehmen festlichen Vereinigung ging übrigens schon lange durch das deutsche Geistesleben.

Schon Franz Liszt hat in einer Schrift (Brockhaus 1851) eine Goethe-Stiftung angeregt. Ihm hat Richard Wagner im offenen Brief geantwortet (Zürich, 8. Mai 1851). Darin äußert der Musikdramatiker allerdings Bedenken: „Will eine Goethe-Stiftung sich keinen anderen Zweck setzen, als abwechselnd für Bildhauerei, Literatur und Musik jährliche Preise erteilen, so fördert sie meines Erachtens nicht im mindesten die Kunst, sondern sie macht es nur einzelnen Künstlern bequemer, ihre Arbeiten abzusetzen, als es ihnen für gewöhnlich möglich ist. Bei dieser Wirksamkeit würde die Goethe-Stiftung unvermeidlich nach und nach zu der Geschäftigkeit unserer bestehenden Kunstvereine herabsinken, und die Stiftung könnte mit der Zeit um ihres materiellen Bestehens willen nichts anderes als eine Kunstlotterie unter der Firma Goethe werden.“ Wagner befürwortet besonders die Förderung dichterisch dramatischer Talente und erwartet von der etwaigen Goethe-Stiftung „die Herstellung eines Theaters im edelsten Sinne des dichterischen Geistes der Nation“ — ungefähr das also, was er selber dann in Bayreuth zu verwirklichen strebte.

Liszts Anregung hatte keinerlei Folge. Ebensowenig Gutzkows Vorschlag. Der größte Historiker der Zeit, Leopold von Ranke, beschäftigte sich mit ähnlichem Plan: in Aufzeichnungen, die nur im Nachlaß seiner Werke vorhanden sind (der älteste Entwurf ist im Oktober 1861 zu Berchtesgaden niedergeschrieben; der zweite im Dezember 1867 in Wilhelmsthal; das dritte Schriftstück hat sich im Jahre 1871 zu einer Eingabe an den Fürsten Bismarck verdichtet). In Übereinstimmung mit Jakob Grimm schlägt er den Namen „Deutsche Akademie“ vor. Er will sie nicht bloß aus dem Reiche, sondern aus allen Bezirken deutscher Sprache zusammenstellen; er begrenzt ihre Aufgaben wesentlich auf Sprache und Geschichte: z. B. Fortsetzung des Grimmschen Wörterbuchs; Schaffung eines Thesaurus, welcher den Sprachgebrauch der als klassisch geltenden Zeitalter festzustellen hätte; Wörterbuch des heutigen Schriftgebrauchs; Fortsetzung und Vollendung der Monumenta Germaniae; Ausarbeitung einer Geschichte und Geographie aller Gaue; Sammlung geschichtlicher Urkunden; Herausgabe einer kritischen Zeitschrift zur Beurteilung von neuesten Literaturerscheinungen und dergleichen mehr.

Digitized by Google

Man sieht: im Geschichtsschreiber Ranke spiegelt sich der Akademiegedanke entsprechend anders als im Bühnendichter Wagner. Dies ist überhaupt das Bezeichnende auch bei den späteren Verhandlungen: jeder betrachtet den Plan mehr oder weniger unter dem Gesichtswinkel seines eigenen Interessenkreises. Und so tritt der Gedanke eines harmonischen Zusammenklingens verschiedenster Geister und Wirkungsformen an einer Stätte des Friedens nur selten in reiner Schönheit zutage.

Während des deutsch-französischen Feldzuges soll der Kronprinz, später Kaiser Friedrich Wilhelm III., mit seiner Umgebung, besonders mit Gustav Freytag, den Akademieplan erwogen haben. Am 26. März 1874 behandelt Du Bois-Reymond die Frage in einer Rede: „Über die Akademie der Sprache", ohne Widerhall zu finden.

Erst um die Jahrhundertwende wurde die Gründung wieder angeregt. Diesmal aus Schriftstellerkreisen. Und zwar wesentlich von Otto von Leixner, unter Beteiligung von Julius Lohmeyer, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch und einigen anderen bekannten Dichtern. Leixner hat darüber in der „Tägl. Rundschau" (20. und 21. Februar 1902) abschließend berichtet. Auch damals war Weimar als Sitz der Akademie ausersehen. Der Großherzog Karl Alexander und sein Staatsminister Dr. Rothe brachten dem Plan ebenso warme Anteilnahme entgegen wie andererseits in Berlin der Ministerialdirektor Althoff. Aber die bereits weit gediehene Sache ist wieder versandet, teils durch Berliner Bedenklichkeit, teils durch des Großherzogs Tod.

Sofort hinterher führte Karl Emil Franzos die Linie weiter, indem er vom 1. Oktober 1902 ab einen ganzen Jahrgang seiner „Deutschen Dichtung" einer Rundfrage über jenen Gegenstand widmete. Von den 73 Stimmen aus Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen äußerten sich 43 dagegen, 30 dafür. Die Befürworter erhofften von einer Akademie Förderung des Schriftstellerstandes, insbesondere der Standeswürde, auch ein geordnetes Verhältnis zwischen Staat und Literatur. Die Ablehner aber, an die Pariser Akademie denkend, waren der Ansicht, daß die deutschen Verhältnisse dergleichen nicht nötig hätten; sie befürchteten Zwang oder Enge, auch ein Befördern der Äußerlichkeiten oder eine gewisse inhaltlose Steifheit, wie ja das Wort „akademisch" für den schöpferischen Künstler freilich keinen angenehmen Beigeschmack hat.

Erwähnt sei noch eine beachtenswerte, leider erfolglos dem Reichstag eingereichte Denkschrift von Ferdinand Avenarius über eine „Goethe-Stiftung" („Kunstwart", 1. Juli 1900). Ferner Ernst Wachlers Schrift: „Wie kann Weimar zu neuer literarischer Blüte gelangen?" (Weimar, Böhlau, 1903). Ein nachträgliches Heftchen von Schölermann (Leipzig 1910) blieb gleichfalls ohne Wirkung.

Dies ungefähr ist der nicht gerade ermutigende äußere Verlauf der neuzeitlichen Versuche, eine würdige Sammelstätte deutschen Geisteslebens zu schaffen. Die Sache krankt daran, daß sie gleichsam aus dem Nichts geschaffen werden sollte, während die Goethe-Gesellschaft ja bereits einen festen Sammelpunkt bildet.

Ich schrieb damals in der Franzosschen Rundfrage: „Die Akademiefrage halte ich für wichtig und, später wenigstens, für ausführbar; gerade inmitten einer Zeit, der das Gefühl für geistige Würde und künstlerische sowie menschliche Ge-

Digitized by Google

schlossenheit abgeht" — und schloß mit den Worten: „Ein vornehmer, lebendiger Idealismus müßte Grundlage sein und die Weltanschauung der Deutschen stärken." Genau dies, freilich vertieft, ist heute noch meine Grundauffassung.

Gegen Ende des Krieges hat Friedrich von der Leyen in der „Deutschen Rundschau" (Februar 1917) wertvolle Reformgedanken über die Goethe-Gesellschaft in Anregung gebracht. Zu erwähnen wäre auch eine Betrachtung von Ad. Bartels in der „Post" (21. Februar 1920) über die Schillerstiftung; er schlägt (von anderen Gesichtspunkten aus) bereits eine große Reihe von Namen vor (60 Dichter und Schriftsteller) und deutet also gleichfalls auf den Akademie-Gedanken.

* * *

Meinerseits ging ich zunächst von dem nun verwaisten Goethe- und Schiller-Archiv aus, mit dem ich der Goethe-Gesellschaft eine engere Verbindung empfahl. Es ist vor genau dreißig Jahren von der Großherzogin Sophie gegründet worden (7. Juni 1895) und hat nun schwer um seinen Bestand zu ringen. Durch die Goethe-Gesellschaft könnte ihm Leben zufließen; das stattliche Gebäude könnte Sitz und Mittelpunkt der Gesellschaft werden. Und damit man sich dort nicht nur auf alexandrinische Rückschau beschränke, damit die Brücke zur lebendigen Gegenwart der heute Schaffenden hergestellt werde: wird dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft ein Ehrenrat hinzugewählt. Diesem „Ehrenrat der Goethe-Gesellschaft" (die man unter Umständen zu einer Goethe-Schiller-Gesellschaft erweitern könnte, denn Schillers Geist- und Stoffbezirk kommt zu kurz!) gehören an: Bedeutende Dichter, Schriftsteller, Philosophen, Forscher, Maler, Bildhauer, Tonkünstler, Baumeister, Bühnenleiter ersten Ranges — kurz: dem umfassenden Goethischen Weltbild entsprechend umfassende Repräsentanten deutschen Geisteslebens auf allen Gebieten.

Diese Ehrengäste der Goethe-Gesellschaft, vorgeschlagen vom Vorstand, gewählt von der Generalversammlung oder (was taktvoller wäre) von einem Vertrauensausschuß der letzteren, ergänzen sich durch Zuwahl, wenn ein Mitglied durch den Tod hinweggenommen wird. Der Grundton ihrer Vereinigung ist gegenseitiges Verständnis oder doch unbefangene Duldung bei vollbewahrter Eigenart: zur Milderung der gerade in Deutschland oft so starken Gegensätze; und zwar im Zeichen der uns allen gemeinsamen Ehrfurcht vor den Meistern der Schönheit und Weisheit.

Eine jährliche Festwoche edelgeistiger Art wird die Mitglieder und den Ehrenrat nach Weimar führen. Die schaffenden Ehrengäste werden dabei abwechselnd mitwirken; sie erhalten für diese Reise nebst Aufenthalt ein kleines Ehrengehalt.

Jene Weihetage der Goethe-Schiller-Gesellschaft bringen neben den geschäftlichen Vorstandsberatungen Festvorträge, eine musterhafte klassische Aufführung (nicht nur von Goethes Werken, sondern von Bühnenspielen aus seinem Bezirk), die Uraufführung eines vom Vorstand auszuwählenden neuen Werkes eines Ehrengastes, Konzert, Ausstellungen, kleinere Vorträge und Darbietungen aus den Werkstätten der Ehrengäste.

Das menschlich Erwärmende solcher Zusammenkünfte leuchtet ohne weiteres ein. Die geistige Ausbeute ist nicht geringer. In besonderen Erörterungsstunden können,

Digitized by Google

in öffentlicher Aussprache, unter Umständen auch zeitbewegende Kulturfragen geklärt werden. Mancher Schaffende wird seinen Berufsgenossen, den er sonst nie von Angesicht zu Angesicht schaut, bei solchem Anlaß auf festlichem Hintergrunde persönlich kennen und verständnisvoller oder duldsamer sich auf ihn einstellen lernen. Ich lege auf diesen Punkt Wert; wie überhaupt meine Bestrebungen versöhnlich sind. Manche Einzelverabredung läßt sich nach Weimar in diese Goethe-Schiller-Woche verlegen.

Und so taucht vor unseren Blicken etwas wie ein friedvolles geistiges Olympia auf, ein heiliger Hain mitten in der äußeren Zerrissenheit und Zuchtlosigkeit der deutschen Gegenwart.

Damit wäre dann die oft schon vorgeschlagene, doch niemals durchgeführte Deutsche Akademie im Keim geschaffen. Nicht feierlich starr, wie die Pariser Akademie, die mehr auf gesellschaftliche Wirkung zugeschnitten ist, sondern ein freilebendiges Gebilde mit mancherlei sehr ernsthaften Aufgaben, inmitten einer durch Geist und Kunst geweihten Parklandschaft, die man mit Recht als Deutschlands Herz empfindet und neben der Wartburg als eine Zentralstätte deutscher Kultur zu ehren pflegt.

Es ist vorderhand nicht nötig, bereits die Einzelheiten der Ausführung durchzusprechen, etwa die Zahl und Auswahl der Namen oder die wartenden Aufgaben, bevor wir uns über den Grundgedanken verständigt haben. (Persönlich und unverbindlich würde ich zunächst etwa folgende Namen in Vorschlag bringen: Eucken, Harnack, Hauptmann, Stefan George, Gleichen-Rußwurm, Pfitzner, Siegfried Wagner (Vertreter Bayreuths), Frau Förster-Nietzsche (Vertreterin des Nietzschekreises) — wobei in edelstem Sinne Unparteilichkeit obwalten müßte.) Ich glaubte mich früher gegen den Akademievorschlag sträuben zu müssen, weil der gemeinsame geistige Untergrund fehlte. Aber diese Gemeinsamkeit ist jetzt gegeben: nämlich die uns alle durchdringende seelische und geistige Not unseres deutschen Volkes.

Es ist nun an der Goethe-Gesellschaft nebst ihren Freunden, sich zu diesen Vorschlägen zu äußern.

* * *

Einige kleinere Reformen haben sich bereits in aller Stille durchgesetzt: 1. Trennung des geschäftlichen und festlichen Teils; 2. stärkere Betonung des festlichen Charakters; 3. Verknüpfung zwischen Goethe-Gesellschaft und Goethe-Schiller-Archiv, wo wir ein Geschäftszimmer eingerichtet haben; 4. Mitwirkung der Gesellschaft, unter Beihilfe der Deutschen Schillerstiftung, bei der finanziellen Sicherung der dort arbeitenden, schwer ringenden verdienstvollen Gelehrten.

Es ist nicht viel, aber es ist ein Anfang.

Ich konnte der diesjährigen Tagung — die belanglos verlief — nicht beiwohnen, weil ich wegen meines leidenden und erschöpften Zustandes auf Urlaub war. Im nächsten Jahre jedoch wird man das Obige zur Erörterung stellen. F. L.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Zur Hundertjahrfeier der Lederstrumpfgeschichten

Ach — was haben wir doch für eine köstliche Jugendzeit verlebt! Als es noch keine Kriminal-, Detektivgeschichten und Filmverzerrungen gab! Als wir einsam auf dem grünen Rasen im väterlichen Garten auf dem Bauche lagen, in der tiefen Fensternische von Großmutters Stube oder auf unserm kleinen, stillen Knabenkämmerlein saßen und mit klopfenden Pulsen Seite um Seite eines Buches wendeten! Wir hatten uns losgelöst von den holprigen Gassen der Heimat, von dem Stundenplan der Familie, ja wir vermochten selbst dem Lockrufe lieber Freunde zu widerstehen.

Lebten wir doch in einer anderen, bunteren Welt!

Da saßen wir mit Trappern, von deren Daseinsberechtigung wir gar keine Vorstellung hatten, im amerikanischen Urwalde um ein Feuer, brieten einen saftigen Bärenschinken, der uns ganz vorzüglich mundete, und lauschten ihren Erzählungen von den wilden Kämpfen mit ihren Todfeinden, den Indianern. Mit heimlichem und doch so süßem Grausen hörten wir von der furchtbaren Strafe des Skalpierens und schworen, eher zu sterben, als uns den Skalp nehmen zu lassen. Und dann — endlich, endlich! — begaben wir uns mit Nathanael Bumpo, unserem Lederstrumpf, auf den Kriegspfad. Unser Held, er kannte jeden Baum, jeden Pfad, hatte schon Hunderte von Bären erlegt und besaß die Kunst, an einem umgeknickten Grashalme, einem gefundenen Pferdehaare, einem verschobenen Steinchen untrüglich die Spur der Indianer zu erkennen und zu verfolgen. Jetzt mußten wir ganz in ihrer Nähe sein. Natty Bumpo sagte es. Unsere Herzen jauchzten und bebten ... Galt es doch, die „weiße Rose“ zu befreien, die von den Rothäuten geraubt war. Wie Katzen schlichen wir näher ... Da stand sie, die blühende Jungfrau, am Marterpfahle elend angebunden. Und die Bestien warfen ihre blanken Streitbeile nach ihr. Da — — ein Blitz, ein Krach — und der Häuptling wälzte sich in seinem Blute ...

Ach — was für eine köstliche Jugend hatten wir doch! Aber ihr, Lederstrumpf, Chingachgook, Unkas und Wildtöter, ihr bildetet die Krone davon! —

Still lächelnd steht James Fenimore Cooper im Hintergrunde und nickt freundlich in unsere seligen Knabenjahre. Ach — du unsterblicher Dichter du! Den schönsten deutschen Eichenkranz legen wir dir im Geiste auf dein fernes, einsames Grab ...

Und mit uns die ganze Welt, die eine Jugend besaß!

Da sehe ich sie alle, wie sie zu deinem Denkmale nach Cooperstown pilgern: Europäer aller Nationen, Türken, Perser, Japaner und nicht zuletzt die Söhne deiner eigenen Heimat. Und träumen mit dir, dem liebende Hände die Gestalt deines unsterblichen Lederstrumpfs gaben, und deinem treuen Hunde zu Füßen von dem Friedhofhügel hinab zu den blauen Fluten des Otsego-Sees und lassen die Blicke weiter, immer weiter zu deinen Horizonten schweifen, zu den Savannen, Bergen und Urwäldern, die du so liebtest. Heiß steigt es auf in uns. Und eine scheue Träne spiegelt sich im Auge all deiner Verehrer und rinnt langsam in die alten, bärtigen Antlitze ...

Die Träne unserer durch dich beseligten Jugend ...

Habe Dank, Cooper — habe Dank! —

Gleich den meisten unsterblichen Dichtern hatte auch diesem Verewigten der Zufall die



Digitized by Google

Feder in die Hand gegeben. Beim Lesen eines ihn langweilenden Romans rief er scherzend aus, daß er viel spannendere Geschichten zu erzählen vermöge. Seine Frau und seine Freunde nahmen ihn daraufhin beim Wort. Sie ermutigten ihn immer wieder zum Schreiben, bis er 1820 sein erstes Werk „Precaution" erscheinen ließ, das jedoch unbekannt blieb. Nun schrieb er im darauffolgenden Jahre den Abenteurer-Roman „Der Spion", der den Grundstein für seine Berühmtheit legen sollte.

Und nun folgten sie alle nacheinander, Schlag auf Schlag, seine sechs Indianer-Erzählungen: „Die Ansiedler oder die Quellen des Susquehanna", „Die Pioniere", „Der Pfadfinder", „Die Prärie", „Wildtöter" und „Der Letzte der Mohikaner", deren erste im Jahre 1823 erschien. Und wenn auch ihr Verfasser in ihnen die Entwicklung der amerikanischen Geschichte in den heroischen Jahren 1743—1804, in denen die Kolonien durch immerwährende Kämpfe das ganze Land unterjochten und schließlich ihre Selbständigkeit festigten und erwarben, zu gestalten suchte — uns rührte das am allerwenigsten. Wir suchten keine Belehrung, kein geschichtliches Verstehen. Wir wollten persönliche Kämpfe, Irrfahrten, Beängstigungen, bunte Bilder, Romantik, Abenteuer — Begeisterung! Das alles aber fand Verkörperung in diesen Lederstrumpfgeschichten.

So begeistert war die Welt von ihnen, daß sie sofort nach ihren Veröffentlichungen allein in 34 verschiedenen Städten Europas den besten Platz der Buchläden zierten. Von dort aus traten sie dann ihren Siegeszug um die Erde an und eroberten sich dabei auch — unser Jungenherz ...

Wie phantastisch auch unser Lederstrumpf lebt, so ist er doch keineswegs ein Phantasiegemälde seines Verfassers. Sondern ein echter, rechter Alt-Amerikaner; der Gründer des Staates Kentucky, Daniel Boone — das ist das Urbild des Natty Bumpo. Jener Boone war der erste Weiße, das erste Blaßgesicht, das Fuß für Fuß in das uralte Wohngebiet der Indianer einbrach, ihre Lebensgewohnheiten beobachtete, um schließlich 1760 mit einer Reihe von kühnen Männern, den „Pionieren", das unberührte Land der Kolonisation langsam zu erschließen. Seine Kämpfe und Erlebnisse verherrlichte und verdolmetschte Cooper in seinem Lederstrumpf.

Diese Abenteuer sind nun in diesen Tagen hundert Jahre alt geworden. Aber sie sind so jung geblieben wie der Traum von unserer Jugend.

Nur ein Buch steht ihnen gleichwertig zur Seite: der gute alte Robinson.

Und nur eine Bitterkeit schließen sie in sich: wir fühlen bei ihrem hundertsten Geburtstage, wie alt und wie so anders die Welt geworden ist! Oswald Richter

*

## Isolde Kurz

die ihrem siebzigsten Lebensjahr entgegengeht (geb. 21. Dez. 1853), erfreut ihren Leserkreis mit einer höchst bedeutenden Geschichte aus dem Cinquecento, die von ungebeugter Künstlerkraft Zeugnis gibt. Schon lange nicht haben wir etwas so Gehaltvolles gelesen wie diese „Nächte von Fondi" (München, K. H. Becksche Verlagsbuchhandlung). Gehaltene Glut in der Gestaltung, gedrängte Geistigkeit und Vornehmheit in den Gesprächen, prachtvolle Anschauungskraft und sichere Wortwahl in der Erzählung (z. B. des Überfalls auf das Schloß): das sind Vorzüge, die wir so leicht nicht unter lebenden deutschen Schaffenden finden.

Isolde Kurz (die Tochter von Hermann Kurz) steht mit an der Spitze unsrer dichtenden Frauen; ihre Gesamtart ist unsres Erachtens höher einzuschätzen als die etwas überhitzte Erzählungskunst der Handel-Mazzetti und ist mindestens ebenbürtig der freilich andersartigen Frau Ricarda Huch. Sie hat etwas von C. F. Meyer, ist aber glutvoller als jener Meister geschichtlicher Komposition. Es ist ihrem Schaffen aufgeprägt, daß sie lange in Florenz lebte. Jetzt wohnt sie in München.

Es will etwas heißen, die Gestalt einer ungewöhnlich schönen Edelfrau wie diese Donna Julia Gonzaga in ihrem Verhältnis zu dem glühenden Verehrer derart künstlerisch vornehm und doch spannend durchzuführen, ohne daß es einerseits zum vollen Durchbruch der Leidenschaft, andrerseits zu unnatürlicher oder

Digitized by Google

langweiliger Sprödigkeit kommt. Beide sind Vollmenschen, beide durch Schranken getrennt, einander liebend — und doch ihrem besondren Wesen Treue haltend, wobei die Frau die Führung hat. Diese Lebensbeziehung ist nicht modern tüftelnd, nicht durch psychologische Künsteleien verunschönt, sondern lebendig hineingefügt in farbig lebendige Umwelt. Überall eine bewundernswert reife Kunst!

Man vergleiche einmal die früher erschienenen „Wandertage in Hellas“ (1913) dieser echten Dichterin mit Hauptmanns überschätztem „Griechischen Frühling“, um festzustellen, daß wir in Deutschland noch starke Talente haben, die auch ohne modischen Lärm ihren stillen und sicheren Weg zu gehen vermögen!

* L.

## Dorothea von Schlözer

Ein wertvolles neues Buch versetzt uns in eine Zeit, die uns wie lebendigste Gegenwart anmutet, weil gleiches Geschick wie dem damaligen Geschlecht auch uns auferlegt ward. Es ist „Dorothea von Schlözer“, ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770—1825, das ihr Großneffe Leopold von Schlözer in einem stattlichen, bildnisgeschmückten Band entwirft (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1923).

Eine durchaus eigenartige, kraftvolle, nur mit den Vollblutnaturen der Renaissance vergleichbare Gestalt, eine majestätische Erscheinung war diese Tochter des berühmten Göttinger Historikers August Ludwig von Schlözer, zu dessen Schülern ein Stein und Hardenberg gehört haben und dessen Urteil von so weittragender Wirkung war, daß Maria Theresia bei einer Staatshandlung sagte: „Das geht nicht! Was würde Schlözer dazu sagen!“ Ebenso bedeutend als Pädagoge wie als Geschichtsforscher, leitete er selbst den Unterricht seiner Kinder, vor allem die wissenschaftliche Ausbildung der hochbegabten Dorothea. Mit 4 Jahren konnte sie lesen, mit 7 Jahren verfügte sie über erstaunliche Kenntnisse in Mathematik und Geometrie, mit 16 Jahren konnte sie in 10 Sprachen eine wissenschaftliche Unterhaltung führen und mit 17 Jahren erhielt sie von der Göttinger Universität, der damals berühmten „Georgia Augusta“, die philosophische Doktorwürde. Aber — und das ist das Anziehendste an dieser Wundertochter, wie Gleim sie genannt hat — all dies erinnert nicht im entferntesten an Treibhauskultur, nichts erscheint künstlich gezüchtet, sondern alles an ihr ist urwüchsig, naiv, unbefangen, lebensprühend, aus einem Guß und von gesundem Instinkt geleitet. Sie hat viel von den väterlichen Eigenschaften: den klaren Blick fürs Leben, den unbeugsamen Freimut, den unbestechlichen tapferen Sinn mit auf den Weg bekommen. Und das war eine Gnade des Schicksals; denn dem glänzenden Aufstieg — Goethe fand, daß sie als „das schönste, hoffnungsvollste Kind glücklich emporwuchs“ — folgte ein erschütternder Abstieg, äußerlich ein jäher Sturz aus großartigen Verhältnissen, in dem sie allein der einzige Halt für alle anderen bleiben mußte, innerlich eine immer tiefere Einsamkeit. Den jammervollen Zusammenbruch des Vaterlandes (1806 bis 1813) erlebte sie an besonders ausgesetzter Stelle, in Lübeck, wohin sie ihr Geschick als Gattin des Ratsherrn Matthäus von Rodde geführt hatte. Und parallel mit dem vaterländischen Unglück und Elend lief auch der völlige Zusammenbruch des Hauses Rodde, denn Dorotheas Gatte hatte sich im allgemeinen Niedergang der Geschäfte als unfähigen, unvorsichtigen Geschäftsmann erwiesen und durch den Bankrott allen Halt und Willen verloren. Von da an war Dorotheas Leben bis zu ihrem Tode eine beinahe ununterbrochene Kette von Enttäuschungen und Verlusten, tapfer ertragen. Die nächsten Freunde sah sie scheiden und vor allem: sie, die schon in ihrer jungen Ehe mehr Mutter als Gattin war, mußte am Grabe zweier heißgeliebter Kinder stehen und sah das letzte ihr gebliebene von frühem Tod bedroht. Dieser Schlag — es wäre der schwerste gewesen — blieb ihr erspart, die Tochter fand Heilung im Süden; aber ihre eigene Kraft war gebrochen. Auf der Rückreise von Marseille erkrankte sie und starb auf fremder Erde, in Lauras Stadt, in Avignon. Petrarcas schwermutvolle Verse waren ihre letzte Lektüre.

Eine leuchtende Gestalt in Dorotheas Leben

Digitized by Google

war Karl von Villers, seinen Freunden treu ergeben, seiner zweiten Heimat ein ritterlicher Kämpe und in schweren Tagen kühner Verteidiger. Ihn malt Schlözer in besonders warmen Farben, wie denn überhaupt die starke Wirkung, die von diesem Buche ausgeht, nicht allein in der Bedeutung dieses ungewöhnlichen Frauenlebens, sondern zu einem guten Teil auch in Schlözers reizvoller Darstellung beruht. Wie meisterhaft ist die seltsame Begegnung von Villers und Dorothea mit Frau von Staël in Metz skizziert! Wie fein und sicher weiß er die Gegensätze herauszuarbeiten, z. B. zwischen den einfachen, klaren Lebenslinien Dorotheas und den romantisch verschlungenen ihrer berühmten Landsmännin Caroline Schlegel! Wie köstlich zeichnet er das zeremoniös steife Göttingen und seine originellen Professorensilhouetten, wie treffend die Gestalten aus Dorotheas Freundes- und Bekanntenkreis, lauter vertraute und zum Teil durch die Berührung mit Goethe geweihte Namen, wie: Reinhard, Stolberg, Jacobi, Voß, Matthias Claudius, Klopstock u. a. Wie lebendig ersteht das Pariser Leben um die Jahrhundertwende mit seinem Übergang von den unheilvollen Revolutionsspuren zu der Aufrichtung eines traditionslosen, prunkvollen Kaisertums! Und wie warm und bodenständig schildert er Lübecks Bürgerfleiß und Bürgerstolz! Wie erschütternd aber auch — und das sind solche Seiten, wo sich der Vergleich mit unserem traurigen Heute unerbittlich aufdrängt — der Zusammenbruch der mächtigen Hansastadt: die deutsche Tragik der damaligen Zeit überhaupt. Berta Schleicher

*

## Zur Geisterkunde

Dr. Georg Lomer besprach im Novemberheft des „Türmer" im Anschluß an den französischen Astronomen Flammarion gesammelte Beispiele für das Weiterleben der Seele nach dem Tode. Danach scheint der Beweis erbracht, daß sie sich noch nach dem Zerfall ihres Körperhauses in unserer Erkenntniswelt zu offenbaren vermag. Auch nach der „Unsterblichkeitsphilosophie" von Dr. Ernst Barthel (im gleichen Hefte) ist es wohl denkbar, daß Monaden (seelische Zentren), in denen der Bruchteil der Erkenntnis den Bruchteil des Willens schon im Diesseits um ein gewaltiges Stück überragte, nach erfolgtem Tode des Körpers, in dem sie lebten, leicht zu ihren Geliebten zurückzukehren imstande sein werden. Denn derartige Monaden lebten schon, eben vermöge ihrer überaus gesteigerten „absoluten Erkenntnis" (Hölderlin, Novalis, Goethe) im Jenseits, während ihre irdische Hülle lange noch im Diesseits zu wandeln hatte. Wenn sie nun wirklich in die jenseitige Welt eingingen, brachten sie ein solches Plus von Erkenntnis mit, so daß sie dessen Kräfte nunmehr zu Kundgebungen für ihre Freunde im Diesseits verwenden können.

Eine solche „jenseitige" Seele scheint auch der Papst Pius X. besessen zu haben. Kürzlich wurde an seinem Grabe ein Kriegsinvalide plötzlich geheilt. Daraufhin verlangte die römische Bevölkerung stürmisch die Heiligsprechung des Papstes. Im Anschluß an diese Vorgänge erzählt der Jesuitenpater Ludwig Bowin in der „Christlichen Welt" folgende merkwürdige Erscheinung:

„Vor kurzem waren ungefähr zehn deutsche und österreichische Priester in Rom und sollten eine Audienz beim Heiligen Vater Pius XI. erhalten. Während sie im Vorzimmer warteten, öffnete sich eine Tür, und vor ihnen stand der vor mehr als neun Jahren verstorbene Papst Pius X. Alle Priester waren sprachlos, denn sie erkannten ihn sofort. Er aber wandte sich zu ihnen und sagte, die unglücklichen Zeiten würden noch zwei Jahre dauern. Darauf verschwand er. Während die Geistlichen noch unter der Wirkung dieser Erscheinung standen, wurden sie ins Privatgemach des gegenwärtigen Papstes gerufen, welcher ihre Ergriffenheit bemerkte und sich nach deren Ursache erkundigte. Einer der Priester erzählte das Geschehene. Darauf erwiderte der Papst in ruhigem Tone: „Er war also wieder da."

Weiterhin wird verbürgt, daß es sich hierbei um eine wirkliche Tatsache handle, die von den zehn Anwesenden buchstäblich erlebt sei.

O. R.

NB. Wir mahnen gegenüber all diesen Vorgängen nebst Deutungsversuchen zu großer

Digitized by Google

Vorsicht; das hat nicht in einem „Plus von Erkenntnis“ seine Gründe; solche Phänomene sind zu allen Zeiten spürbar gewesen, z. B. auch zu Paris bei den Jansenisten, und haben mit der Papstwürde nichts zu tun, da es rein phänomenale Dinge sind. Aber als Merkwürdigkeit mag das Obige verzeichnet sein. O. T.

## Ringlekar

Bei dem kürzlich stattgehabten Ferienkursus des Schwedischen Volksschullehrerbundes in Freiburg i. B. boten die Teilnehmer auf der Höhe des Feldbergs eines der Ringlekar oder Reigenlieder dar, wie sie in Skandinavien bei allen Ständen heimisch sind. Erfreulicherweise ist in den Berichten über den schwedischen Lehrerbesuch diesen Ringlekar ein breiter Raum gegönnt. Man erkennt offenbar ihre hohe Bedeutung als lebendige Volkskunst, als An- und Auftrieb zu einer festlichen Lebensgestaltung. Nun wird aber im Anschluß daran die Meinung ausgesprochen, daß Deutschland ein derartiges Volksgut nicht aufzuweisen hätte. Und das ist ein Irrtum! Wir sind an solchen wildgewachsenen Geschöpfen reicher als wir ahnen, und sie stehen als vollbürtige Geschwister neben unsern Märchen, Sagen, Volksliedern und Sprichwörtern. So hat Gertrud Meyer in ihrem Büchlein der „Volkstänze“ (Teubner, 5. Auflage) 39 Reigen gesammelt, von denen allerdings ein Drittel aus den nordischen Ländern stammt. Aber jedes dieser eingebürgerten Geisteskinder hat wohl irgendwo in Deutschland seinen Doppelgänger, und was nordisch ist, das ist auch deutsch. In den „Tanzspielen“ (1918 als 22. Tausend erschienen) trägt die Verfasserin über 50 Kleinodien aus den verschiedensten deutschen Gauen zusammen. Und die „Neue Folge“ dieses Heftes liegt bereits in 5. Auflage vor. Ferner sind bei Teubner erschienen: Ringel, Rangel, Rosen. 150 Singspiele, nach mündlicher Überlieferung gesammelt von Fritz Jöde. — Tanzt in einem Kreise! Nordische Singtänze. Gesammelt von Alice Hirschfeld. — Singspiele. Im Auftrag des Ausschusses für Volksfeste verfaßt von Minna Radczwill. — Reigen-Sammlung. Von derselben Verfasserin. — Lieder und Bewegungsspiele. Herausgegeben vom Pestalozzi-Fröbel-Haus. Ist das nicht eine wahre Fülle? Und dabei ist nur ein Verlag berücksichtigt, wenn auch der rührigste auf diesem Gebiet.

Wie beim Volkslied, so haben wir's auch beim Volkstanz dem romantisch gestimmten Wandervogel zu verdanken, daß staubiges Spinnengewebe zerrissen und kostbares Leben in ehrfürchtiger Scheu ans Licht gebracht ist. Unser Schicksal hat es da so mütterlich gut mit uns gemeint wie damals, als es die Brüder Grimm und die liebe Viehmännin aus Niederzwehren zusammengeführt. Freilich — und das verleiht der eingangs erwähnten Meinung einen Schein von Recht — unsere Volkstänze sind noch nicht wieder Allgemeingut geworden. Es ist da alles noch erstes Erwachen und Aufdämmern, ähnlich wie bei den Erneuerungsgedanken von der zinslosen Wirtschaft, vom germanischen Bodenrecht. Schweden, ja, das trägt den Rhythmus seiner Ringlekar im hellen, freischwebenden Bewußtsein. Dort hat der Staat für Lehrer und Lehrerinnen Kurse eingerichtet zur Pflege dieser alten Reigenspiele, die zum Teil noch an mythische Vorstellungen anknüpfen. Dort bilden die Ringlekar die Höhepunkte der Festlichkeiten. Wir hatten nicht nötig, unserm letzten Kaiser gram zu sein, weil er bei den Tanzspielen nordischer Fischermädchen lieber verweilte als auf einer heimischen Festwiese. Bei uns haben die Folgen einer rasend fortschreitenden Industrialisierung gewütet: die Land- und Gottesflucht, der Unsegen der Millionengewinne und die Entwürdigung der Massen als gemietete Arbeitskraft. Begriffe wie Anger, Tanzlinde, Sonnwend verloren Herz und Herberge bei uns. Kino, Kaffee und Kabarett traten ihr Erbe an. Wer empfand es noch als Widersinnigkeit, in geheizten Sälen zu tanzen, bei Tabakqualm, Pudergeruch und Kölnischem Wasserdunst, statt draußen auf grünem Plan, beim Duft der Blumen und dem Schein der Himmelslichter? Und für die Singtänze mit ihren wechselnden Figuren und Rhythmen ward uns die Armseligkeit der Walzer, Polka und Dreher beschert, die alle nur Bruchstücke von Tänzen sind und — die jeweiligen Günstlinge der Ver-

Digitized by Google

liner Gassenhauer. Ganz zu schweigen von Tango, Foxtrott und andern Salonschleifern! Bei welcher Hochzeit wartet man heute mit einem Rosen- oder Königstanz auf? Bei wieviel Kinderfesten ergötzt man sich an den Tanzweisen vom Kuckuck oder dem Waldvögelein? Und doch weiß schon Tacitus vom Tanz unsrer Vorfahren zu berichten. Und Möser meint in seiner „Kunst der Wälder“: „Eine Szene wie Webers ‚Wir winden dir den Jungfernkranz‘ war sicher schon in deutscher Urzeit möglich.“ Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß, wie in Griechenland, so auch in Germanien der Tanz zur Vertiefung religiöser Weihe beigetragen.

Schulmeister! Bring nicht allein die Hand des Kindes wieder zu Ehren. Schaffe, daß sich der Mensch auch wieder seines Leibes freue und seiner gottgegebenen Schönheit! Dazu laß dir von unsern alten lieben Volkstänzen helfen. Wenn dir die Sache zu schwer dünkt, lies das Büchlein von Hofrat Raydt, „Spielnachmittage“, das auch bei Teubner erschienen. Oder gucke dich da und dort im Wandervogel um. Und wenn du glaubst, deine Kinder sängen nicht wacker genug — gerade beim Tanzen lernen sie das rechte Singen; denn da sehen sie ein, daß es zum Gelingen notwendig ist. Als Vorübung kannst du bekannte Volkslieder hernehmen und sie dramatisch gestalten. Bei Breitkopf & Härtel gibt's eine feine Anleitung hierfür. Schieb' die Sache nicht von dir! Der Lehrer hat nach einem treffenden Ausdruck Itschners der „Sachwalter des Volkstums“ zu sein. Wär' es heute denkbar, daß eine Behörde noch einmal den „Zupfgeigenhansl“ verböte? Den Singtänzen und Reigenspielen ist vom guten Geist unseres Volkes dieselbe Unantastbarkeit verbrieft. Auf den pädagogischen Lehrstühlen wird man ja vorläufig andere Dinge für wichtiger und heilsamer halten. Aber das darf dich nicht kümmern. Meinst du nicht, daß ein Sandhaufen voll spielender Kinder für einen werdenden Volkslehrer die rechte Universität abgibt? Sintemalen noch immer der gottsinnige Jakob Böhme wahr gesprochen mit seinem Wort: „Die Kinder sind unsere Lehrmeister, wir sind in unserm Witze Narren gegen sie.“ Zerbrich dir auch nicht den Kopf über Didaktik, Pathologie und andere Modeartikel aus dem pädagogischen Magazin. Es ist vielleicht die furchtbarste aller Auswirkungen von Versailles, daß Frau Freude aus dem Garten der Jugend hinausgejagt ist. Rufe sie wieder herein! Wieder herein mit den Tänzen und Reigen! Ernst Hauck

*

## Eine neue „Geschichte der indischen Literatur“

Das letzte Jahrzehnt war so erfüllt von aufregendem und umstürzendem politischen Geschehen, daß es fast wie ein Wunder berührt, daß abseits von alledem und über jenen Zeitraum hinweg deutscher Gelehrtenfleiß sich in stillem, unbeirrtem Schaffen auswirken konnte: 1904 begann die großangelegte „Geschichte der indischen Literatur“ des bekannten Prager Indologen M. Winternitz zu erscheinen und hat nunmehr mit ihrem dritten und letzten Band (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) ihren Abschluß erreicht. Auf insgesamt etwa 1500 Seiten ist in lebendiger Darstellung ein gewaltiger Stoff bewältigt; die „Literatur“ ist im weitesten Sinne behandelt: sie umfaßt neben der religiösen und weltlichen Poesie auch die erzählende und fachwissenschaftliche Prosa des indischen Schrifttums.

Ein überhitztes Tagesgeschrei hat bei uns eine Zeitlang alles Indische, wie kurz zuvor und gleichzeitig alles Russische, zur großen Mode gemacht. Solche feuilletonistischen Ausschweifungen sind mehr geeignet, die fruchtbare Beschäftigung mit großen geistigen Erscheinungen in einem äußerlichen Scheinleben zu ersticken, als wahrhaft zu fördern. Um so mehr ist ein Werk zu begrüßen, das es auch dem ernsthaften Laien ermöglicht, der ältesten Literatur, die wir von einem indogermanischen Volk besitzen, innerlich nahezukommen und ihre Entwicklung wie ihre tiefen, seit den Tagen der Romantik und Schopenhauer gewürdigten und empfundenen Zusammenhänge mit deutschem Denken und Dichten zu begreifen. Anschauliche Inhaltsangaben und viele, in eigener Übertragung aus den Originaltexten gegebene Proben beleben den weiten Weg: er

Digitized by Google

hebt an bei der „von einer ganz unbestimmten Vergangenheit bis 500 v. Chr." sich erstreckenden vedischen Periode mit ihrer gewaltigen Hymnendichtung, jenen Urzeugnissen für Mythologie und Religionswissenschaft, und bei den uns durch Deussens Forschung und Übersetzung erst eigentlich in ihrer ganzen Tiefe erschlossenen Upanishaden; über die großen volkstümlichen Epen, das in seiner jetzigen Gestalt dem 4. vorchristlichen Jahrhundert angehörige Mahabharata und das kleinere, aber geschlossenere Ramayana des Valmiki führt er zur buddhistischen Literatur, die samt den heiligen Texten der Jainas — „das für die Weltgeschichte wichtigste Erzeugnis des indischen Geistes ist und bleibt doch der Buddhismus" — von Winternitz, den entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz, zum erstenmal im Zusammenhang mit der gesamten indischen Literatur dargestellt wird. Der jetzt vorliegende umfangreiche Schlußband ist der Kunstdichtung gewidmet. Die Lyrik mit ihrer tiefen Empfindung, ihrer religiösen Inbrunst und jenem innigen Naturgefühl, „das zu allen Zeiten ein besonderes Merkmal der indischen Dichtung gewesen ist", wirkt sich als „höfische Kunstdichtung" aus in dem schon von Goethe bewunderten Meghaduta, den von Rückert und andern verdeutschten Liedern der Kalidasa, Amaru, Bilhana usw. Ein stattlicher Abschnitt gehört der dramatischen Dichtung. Wie schon im Anhang zur buddhistischen Literatur die Übereinstimmung buddhistischer und christlicher Gedankengänge untersucht wird — in den besten Fällen wird „nur eine Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung" zugestanden —, so bietet die Behandlung der Erzählungsliteratur Gelegenheit, den Zusammenhängen des griechischen und indischen Romans nachzugehen. Besonderes Interesse verdient die weitausgebaute indische Poetik, zumal wenn einer ihrer Hauptvertreter zu der so beherzigenswerten Erkenntnis kommt, daß obenan diejenige Poesie steht, „in der das Unausgesprochene die Hauptsache ist". Nach einer eingehenden Würdigung der vielverzweigten fachwissenschaftlichen Literatur schließt Winternitz mit einem Hinblick auf die neuindische Literatur und ihre hervorragendste dichterische Erscheinung in der Gegenwart, den oftgenannten Rabindranath Tagore.

Mit dieser neuen „Geschichte der indischen Literatur" ist uns ein Werk geschenkt, das neben den grundlegenden Arbeiten eines Deussen, Leopold v. Schröder, Garbe u. a. dauernd einen ehrenvollen Platz einnehmen wird. Heinrich Lilienfein

*

## Indien

ist in diesen Tagen eines Rabindranath Tagore und des Reisephilosophen von Darmstadt Mode geworden beim gebildeten deutschen Publikum. Da mögen einige Bücher aus diesem Bezirk ihre willigen Leser finden. Der oben genannte indische Dichter und Denker, dem wir mit achtungsvoller Zurückhaltung gegenüberstehen, hat eine große europäische Leserschaft; man wird mit Spannung auch nach seinem neuesten Buche „Meine Lebenserinnerungen" greifen (München, Kurt Wolff), um das Persönliche genauer zu fassen. Ein eigenartiges Buch, fesselnde kürzere Bilder aus des Dichters Jugend, eine besondere häusliche Welt entfaltend, die uns durch die landläufigen Reisebücher nicht zugänglich ist — aber: fremdartig bleibt es doch, mehr merkwürdig als wirklich erwärmend! Wer sich mit Rabindranath Tagore beschäftigt, muß ja wohl als Ergänzung dieses wichtige Buch heranziehen, das uns von des Dichters ersten Jahrzehnten und vom häuslichen Alltag eines bengalischen Patrizierhauses Seltsames erzählt.

Es geht einem zuletzt wie bei dem stattlichen und überaus ehrlichen Reisewerk des Kronprinzen Rupprecht von Bayern („Reise-Erinnerungen aus Indien", Verlag von J. Kösel, München): man staunt mehr, als daß man innerliche Bereicherung erfährt. Dieses Reisewerk veranlaßt zum Vergleich mit des Grafen Keyserling „Reisetagebuch eines Philosophen"; und man muß sagen: wenn schon die Einstellung hier und dort ganz verschieden ist, so wird ein Deutscher, der sachlich seine Kenntnisse von Indien auffrischen und ergänzen will, gut dran tun, des Kronprinzen bilderreiches und fesselndes Werk schlicht und recht auf sich einwirken zu lassen.

Digitized by Google

Diese zahlreichen, guten (eigenartige Stimmungen, besonders Bauten, festhaltenden) Bilder sind ein Genuß für sich. Der Kronprinz, statt Kriegserinnerungen zu verfassen, wie man von ihm erwartet hatte, griff zu alten Tagebüchern aus dem Jahre 1898 und stellte dieses reichhaltige Buch zusammen, das einen überaus wohltuenden Gesamteindruck macht. Wenn auch manchmal, z. B. bei den Religionen, elementare Dinge fast treuherzig schlicht erzählt werden, Dinge, die man bei Gebildeten als geläufig voraussetzen müßte, so hat doch diese voraussetzungslose Einfachheit ihre großen Vorzüge. Das Buch ist von einer volkstümlichen Unbefangenheit und liest sich gut in seiner glücklichen Mischung von allgemeinem Bericht und persönlichen kleinen Erlebnissen, die das Ganze angenehm und unaufdringlich beleben. Dichter will dieser Erzähler ebensowenig sein wie Denker; er berichtet nur, er läßt die merkwürdigen Lebens- und Landschafts-Dinge aus jenem schwülen Tropenlande der Dschungeln, der alten Tempel, der religiösen Vielfältigkeiten und — alles in allem — doch einer dumpfen Schlaffheit des Gesamtzustandes auf uns wirken.

Ein besondersartiges Interesse beansprucht ein drittes Buch, das Freunde des Bergsportes entzücken wird, das aber auch an sich spannende Bilder vor uns ausbreitet, da es von bezwungener Mühsal kündet: „Mount Everest. Die Erkundungsfahrt 1921“ (Basel, Verlag Benno Schwabe). Hauptverfasser ist der englische Oberstleutnant C. K. Howard-Bury, der aber von anderen Teilnehmern der denkwürdigen Erkundungsfahrt dabei unterstützt wurde (übersetzt von W. Rickmers). Auch hier sind die reichen Bilderbeigaben besonders hervorzuheben. Es handelt sich um den kühnen Versuch, im tibetanischen Himalaja den höchsten Berg der Welt zu besteigen. Wie weit die tapferen Männer dabei gekommen sind, nachdem man seit Jahrzehnten diesen Traum geträumt, möge man in dem gründlichen und unterhaltsamen Werke selber nachlesen.

## Die Raucherkehle

ist die neueste Errungenschaft. Ward sie uns von der Revolution gebracht? Daß nun aber niemand glaubt, sie wäre eine Erscheinung, die schon seit Bekanntwerden des Tabaks beobachtet sei! Nein — sie ist diesmal kein männliches Vorrecht; daß ich es kurz sage: sie ist die neueste Damenmode. Auch die deutsche Frau übernahm die Segnungen der Neuzeit, fühlte sich frei von allem Druck und Zwang, bestimmte in „Selbstverantwortung“ die Bahnen ihres Sichdarstellens und übernahm das — Rauchen. Das Zigarettenrauchen natürlich. Ja, ich kenne eine namhafte Schriftstellerin, die sich die notwendigen Anregungen bei ihren dichterischen Arbeiten sogar von der Zigarre spenden läßt.

Die edlen Folgen dieses männlichen Tuns bleiben freilich nicht aus. Und so überlasse ich denn einem Facharzt für Mund-, Rachen- und Halskrankheiten das Wort, der im „Tägl. Korresp.“ folgendermaßen berichtet:

„Das Zigarettenrauchen der Damen hat unstreitig zu einer neuen Krankheit geführt, die ich ihrer typischen Merkmale wegen „Raucherkehle“ nenne. Der Zeitungsleser macht sich kaum einen Begriff, wie häufig jetzt Damen meine Sprechstunde aufsuchen, die über Heiserkeit und Halsschmerzen klagen. Auf meine Frage: ‚Rauchen Sie viel?‘ erhalte ich meist die Antwort: ‚30 bis 40 Zigaretten am Tage!‘ — Es scheint den Damen immer noch viel zu wenig bekannt zu sein, daß die weibliche Kehle viel zarter gebaut und viel empfindlicher ist als die Kehle des Mannes. Dazu kommt, daß der Mann doch wenigstens während seiner Berufstätigkeit das Rauchen fast ganz läßt, während leider das weibliche Geschlecht am liebsten eine Zigarette an der vorigen anzündet.“ —

Soweit der ärztliche Bericht. Wir Männer schweigen schamhaft. Oder — „errötend folgt er ihren Spuren“? Will's nicht hoffen.

O. R.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sommerpfad

A. Haupt

Digitized by Google

25. Jahrg. August 1923 Heft 11

# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Wem es nicht ein Genuß ist,
einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen. Deutschland ist moralisch feige geworden, seit man der Majorität zu folgen zum Staatsprinzip erhoben hat.

Wie die Sachen weiter sich entwickeln werden, wer will es sagen? Das ist unumstößlich gewiß, daß die Zukunft der irdischen Geschichte, die Zukunft Deutschlands an den einzelnen Menschen hängt, nicht an der Schulung der Massen, welche schließlich ja doch nur aus einzelnen Menschen bestehn, nicht am Staate, nicht an der Verfassung.

Innerlich mächtige Menschen:
nun, es ist wohl nicht nötig auszuführen, daß sie fehlen.

Lagarde

Digitized by Google

# Not und Wende

## Von Karl Wizenmann

Die Zeit ist nahe, da wir ernst machen müssen mit der Neuordnung unseres Unterrichts, mit der Vertiefung der Erziehung und der Erweiterung der Lehre. Es muß eine Erneuerung kommen, die weit hinausgeht über die Schlagwörter unserer Zeit. Wohl, auch Arbeitsschule! Aber das Gute der Arbeitsschule wird zum Fluch, wenn nicht das Ziel und der Grund unserer Arbeit ein neuer wird: wenn wir nicht eine neue Auffassung von der Arbeit gewinnen und vom Leben überhaupt.

Der Sinn des Lebens ist das Leben selbst. Darum vermag niemand den Sinn des Lebens zu erdenken. Wie der Mensch lebt, so ist der Sinn seines Lebens und damit der Sinn des Lebens schlechtweg. Des Lebens Sinn als unermeßlicher Wert und heiliges Wirken geht nur dem auf, der so lebt. Töricht ist es, andere Menschen von solchem Sinn des Lebens überzeugen zu wollen. Es hat der Mensch den Sinn und Wert in sich; er gibt ihn auch dem Leben — und er hat ihn damit oder hat ihn nicht. Niemand vermag da zu überzeugen, wo das eigene Leben nicht davon zeugt.

Wer aber wahrhaft lebt und erlebt hat, der weiß: Der Sinn des Lebens ist die Einheit, ein wundersamer Zusammenklang aller Wesen, ist die Erlösung durch das Opfer des Reifen und die Opferung in der Reife zur Erlösung. Diese doppelte Aufgabe hat jegliches Wesen für sich und andere: als Pflicht und als Recht. Ihre Erfüllung nur bringt uns die wahre Lebensgemeinschaft aller Lebewesen.

Wo aber atmet das gegenwärtige Leben den Geist der Einheit? Wo ist der Hauch solchen Zusammenklangs? Wo solche Zusammenarbeit? Wo offenbart das Leben die Liebe der Seelen und den Gleichmut in allem Handeln?

Überall nur das Gegenstück! Keine Zeit war ungläubiger, unduldsamer, gespaltener, verworrener, aufgelöster; keine Zeit war liebloser und trug so sehr den Zwiespalt von Lehre und Leben, Forderung und Handlung, Sehnsucht und Erfüllung.

Alles ist vom Geist der Trennung erfaßt: es löst sich die Kirche in unzählige Gruppen, und noch in den kleinsten religiösen Gemeinschaften offenbart sich die Verwirrung, die Haltlosigkeit, die Unsicherheit oder aber — blinder Glaube und Furcht vor allem Prüfen. Es lösen sich die Treubande des Volkes im Bruderkrieg, und unzählige Parteien ringen um ihre Herrschaft, statt in Einigkeit dem Vaterlande und dem Leben zu dienen. Die Wissenschaft und jede Richtung des Lebens ist einseitig und ohne wahren Zusammenhang. Und die Selbstsucht der kleinsten Gruppe und der einzelnen findet immer genügend Gründe, um trennende Sonderziele und besondere Aufgaben wissenschaftlich zu begründen und zu rechtfertigen, wodurch der Dienst an der Gemeinschaft immer weiter zurücktritt. Im Unterricht wurde dieser Geist der Trennung, der Verstand, immer weiter entwickelt, immer mehr betont. Wundern wir uns nicht, wenn nun unsere Kraft sich zu zerspalten droht, so daß wir auf sittlichem Gebiet immer ohnmächtiger, haltloser werden! Alles Heil kann ja nur auf Eintracht und Liebe sich gründen.

Digitized by Google

Kann unsere Not noch größer werden? Nein. Darum ist die Zeit erfüllt, die Wende muß kommen.

Ein neuer Unterricht, eine neue Erziehung und eine neue Lehre müssen kommen. Nein, ein neues Leben nur, in dem die alte Lehre lebensvoll offenbar wird. Eine neue Zeit muß kommen, in der nicht mehr die Verstandesentwicklung im Vordergrund steht, in der nicht mehr der überlegene Verstandesmensch das beste Zeugnis und dadurch die verantwortungsreichste Stellung erhält, wenngleich er auf sittlichem Gebiet unsagbar tief steht. Noch ist die Entwicklung des Verstandes vorherrschend und oft beherrschender dort, wo von Arbeitsschule, von Persönlichkeit, von Selbständigkeit und Selbstbestimmung die Rede ist. Ja auch dort, wo als Ziel das wertvolle Glied der Kulturgemeinschaft genannt wird, weil diese Kultur und damit auch die Gemeinschaft im tiefsten Sinne des Wortes unheilig ist.

Neuem Ziele muß unser Unterricht dienen. Es wird an die Stelle der Lernschule, der Tatschule, der Arbeitsschule jener Lebensunterricht treten, der ein Geschlecht zum heiligen Leben heranbildet, zum einen Leben, dem das Opfer Pflicht und Recht und Sinn des Lebens ist, das sich nicht anpassen will an die bestehende Ordnung, das ringen will, das nicht um eine gesicherte Zukunft auf sein Ziel verzichtet, das Wahrheit will, nicht Auskommen, das lieber auf alle Berufe verzichtet, die nur wirtschaftlichen Reichtum verheißen, aber die Seele verkümmern lassen. Es will nur berufen sein zur Mitarbeit an der Veredelung des Menschen und der Gemeinschaft. Leben, wahres, heiliges Leben voll Opfer zur Erlösung muß das Ziel sein.

Ein solch Geschlecht brauchen wir, wenn es je besser werden soll, wenn je Liebe, Friede und Eintracht unter Menschen wohnen sollen. Ein Geschlecht, das nur in der Gegenwart lebt als in einer besseren Zukunft und das darum von dieser Gegenwart nichts erntet und keinen Lohn empfängt und also nur die fröhliche Hoffnung auf bessere Zukunft bleibt. Das neue Geschlecht muß das ganze Grauen des Unfriedens erleben, den ganzen Haß der Welt ertragen. In solchem Kampfe nicht zu unterliegen, solche Opfer freudig zu tragen, solch undankbares, zeitloses Leben und Arbeiten zu lernen und wider die ganze Welt zu stehen, so zu stehen, daß jeder Einzelne doch frohen Mutes ist und freudigen Herzens entsagend, sich und den Seinen zuruft: Seid fröhlich in Hoffnung! — ein solch Geschlecht zu erziehen, das sei unser Ziel.

Wollen wir ernst machen? Die Jugend muß beginnen. Eine neue Jugend ist da voll glühenden Sehnens. Für sie wollen wir unsere ganze Kraft einsetzen, in einen Dienst, den sie uns kaum dankt. Lange, lange arbeitet sie, bis sie erkannt hat, daß es der einzige Weg war zur Rettung ihrer selbst. Der einzige Weg ist's, sie nicht im gleichen Elend leben zu lassen, in dem wir leben. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!" Das wird die oberste Forderung werden. Und dahinter steht als kleine unscheinbare Verheißung das Wort, das auch erst im Laufe des Erlebens Glaubenskraft geben wird: „Seid fröhlich in Hoffnung!"

Wie schwer ein solches Leben, — wie schön aber auch, wenn wir es nicht mehr vom Standpunkt der bisherigen Anschauungen werten! Wie herrlich wird es einst sein, wenn wir dem Meister solcher Lebensgestaltung — Christus — folgen!

Darauf muß der Unterricht sich gründen, dadurch seine klare, innere Form er-

Digitized by Google

halten. Nur dann, wenn wir als Ziel solches Leben setzen und den Weg dazu weisen, werden wir siegen. Unsagbar groß werden die Widerstände sein. Und wo ein Lehrer mit den Schülern nicht auch deren Eltern mit Leib und Seele gewinnt, da werden wir den Kampf mit dem Elternhause haben. Es werden die Eltern ihre Kinder warnen vor solch törichten Anschauungen und Zielen, und die Kinder werden mit Trotz und Unmut, Mißtrauen und Heuchelei dem Einfluß des Lehrers sich entziehen, wenn seine Liebe nicht größer ist, denn aller Haß, seine frohsinnige Geberfreude nicht größer, denn alles Widerstreben. Der Handwerker und der Taglöhner unter den Unterrichtenden werden sich erheben gegen solche Zumutungen; und die Wissenschaft und die ganze Öffentlichkeit wird solche Pläne verspotten. Aber auch das wird vorübergehen. Der Sieg wird unser sein, gewonnen mit unserem eigenen Leben. Was immer wir Unterrichtenden säen, das werden wir nicht ernten, nie in der Zeit. Bis heute hat ja die Welt nur dem äußeren Erfolge Wert und Recht zuerkannt. Und jede große Idee siegte nur, wenn die Welt Macht dahinter stellte. Doch mit diesem Augenblick ist die Idee schon entartet, mißbraucht. Wo immer aber die Idee wahrhaft innerlich siegte, da mußte ihr Träger äußerlich sich opfern. Darum seien auch wir fröhlich in Hoffnung und geduldig in Trübsal!

Es ist nicht das erstemal, daß der Unterricht neue Formen brachte und neue Wege wies, um das Urbild des Menschen reiner zu verwirklichen. Klar ist uns, daß die bisherigen Wege und Formen des Unterrichts nicht genügen. Wohl wissen wir, daß die Schlagwörter Selbsterziehung des Kindes, Entfaltung aller kindlichen Kräfte, Selbständigkeit, Persönlichkeit und wie sie alle heißen, Berechtigung haben:— aber nur im Sinne unseres Zieles. Ein neu Leben muß dahinter stehen, ein Neues muß sich entfalten im Kinde. Hinweg mit dem Schlagwort aus der Entwicklungslehre: Anpassung! Unsere Kinder sollen sich nicht anpassen an die bestehende Lebensunordnung! Zu neuen Ufern locke sie ein neuer Tag! Die Jugend besitzt noch die große Kraft unverbraucht: die Kraft zum Bekennen. Denn mancher Erwachsene, der erkannt hat, der aufgetaucht ist vom Grunde, ist müde und schwach. Da soll nun die Jugend das Alter mitreißen, wenn es zaghaft geworden. Was wird das für ein Leben sein! Wenn wir verzagen ob des Werkes, das wir begonnen, wenn die Welle des neuen Lebens über uns weggeht und uns und unser Leben selbst noch wandelt, weit über alles hinaus, was wir ersehnten —!

Das ist die Gesinnung, das die Grundlage des neuen Unterrichts. Weit ist der Weg und dunkel das Wandern. Da tut uns Verbindung und Zusammenschluß not. Schwer und unerbittlich ist das Geschick unseres Volkes und darum das der Einzelnen. Nie war eine feste Grundlage zum sicheren Halt nötiger denn heute; nie mußten auch die Grundlagen unserer Arbeit, die Grundlagen des Unterrichts gründlicher und erhebender sein.

*

Aller Unterricht soll uns unter die Richtung des wahren Lebens stellen. Unterricht ist also stets Erziehung und Lehre. Es soll das Kind äußerlich gerüstet und innerlich gerichtet werden. Die Wesensinhalte seines Selbst und damit die seines Volkes soll es erfahren, erfassen, werten und fördern, damit es selbst daran wachse, durch die Erfahrung zur Erkenntnis komme, durch sie zur Erwärmung und Begeisterung für die Arbeit an seinem Selbst. Aber auch, damit es durch die Ent-

Digitized by Google

faltung der leiblichen und geistigen Kräfte sich seelisch erhebe, zur Arbeit aus sich heraus, in der Richtung des einigen Lebens! So wird der Zusammenklang aller Wesen erreicht. Erlösung durch das Opfer des Reifen — als Pflicht und als Recht.

So wird dem Einzelnen die größte Achtung und Beachtung geschenkt. Seinen Wert aber empfange er stets nur durch sein rechtes Verhalten als Glied der Lebensgemeinschaft.

Das Streben nach dem Ganzen muß dem Menschen die Ahnung geben von der Größe und Unermeßlichkeit des Lebens, von seiner Tiefe und Heiligkeit, aber auch die Gewißheit, von dem über allen Erscheinungen stehenden Lebendigen, dem restlos vertraut werden kann. Es muß der Einzelne die Gewißheit erlangen, daß die Hingabe der eigenen Kräfte an die Selbstbildung und die Hingabe der entwickelten Kräfte an die Gemeinschaft die Vorstufe ist von der Hingabe an ihn, den Lebendigen, der da ist, der da war und der da sein wird.

Darum ist die Grundlage des Unterrichts auf allen Stufen das Leben selbst — das Leben der Liebe. Denn das Leben der Gegenwart und ihr Kulturgut ist nicht das Lebensgute der Menschheit. Wir sahen die Not unserer Kultur, und unmöglich können wir diesen Notstand als Grundlage nehmen:

Krank und entartet sind die Kulturgewächse, kränker nur machen sie den Leib.

Krank und unwesentlich sind die Erzeugnisse des Geistes; Zwietracht und Unfriede nur fördern sie.

Krank und entartet sind die Regungen der Seele; sie stören und töten das Leben nur.

So müssen wir das Lebensgut des Menschen aus der Betrachtung seines Lebens neu finden. Unsere Sehnsucht weise den Weg!

Nachwort des Türmers. Der schwäbische Erzieher Karl Wizenmann hat Aufmerksamkeit erregt nicht nur durch sein bedeutsames Wirken, sondern auch durch sinntiefe Bücher wie „Fausts Heimkehr“ und „Menschenerkenntnis“ (beide im Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). Jetzt veröffentlicht er ebendort ein weiteres Werk „Zu neuem Leben“ (ein Buch für Schule und Haus), worin er die im obigen angeschlagenen Gedanken in sorgsamer Vertiefung ausbreitet.

# Mein Leben darf keine Lüge sein!

## Von Anna Pawlick

**Mein Leben darf keine Lüge sein!**
**Ich will es in alle Welten schrein:**
**Mein Leben darf nicht in nichts verwehn!**
**Was echt und wahr dran, muß bestehn!**
**Ich will's erstreben mit jedem Tropfen Blut,**
**Ich will drum ringen mit allerheißester Glut — —**
**Und was ich auf Erden errungen habe,**
**Es lebt, lebt — — bin ich auch längst im Grabe!**

Digitized by Google

# Die Legende vom verzauberten König

## Von Eberhard König

(Fortsetzung)

O Sie! Hat dieser Gang durch Grauen und Schmach, durch seiner Seele drohenden Tod, sie heute ihm neu geschenkt? Erst heute sie ihm geschenkt?

Und er versank in ein wehes Sinnen: wie wenig er doch ihres Wertes acht gehabt bis heute. Erschüttert ward er sich ihres holdseligen Bescheidens, ihres geheimen Opferdienstes an seiner Seite bewußt. In allem Glanze der Königin, war sie nicht eine Dulderin, gewohnt zu harren, wann sein immer tatfertiger, stets in die Weite langender Sinn ein flüchtig Stündlein der Rast, mehr höflich als zärtlich, für sie übrig hätte, ach, wie einen Kuß aus dem Sattel herab? Heut wußt' er auf einmal um ihr still geduldig Werben! Warum heute? Erst heute! Was wußte er denn von ihr? Wer war sie?

Jetzt ging's ihm auf, wie so einsam sie neben ihm auf fürstlicher Höhe dahingelebt, befiel's ihn mit wehem Erschrecken und hoffender Wonne zugleich, welch ein herrlich Reich ihm, so nah seinem Herzen, noch zu erobern geblieben. O du meine Fraue! nannte er sie und flocht ihr selige Andachtgedanken um ihr demütig Haupt und schritt nun durch die Nacht beschwingten Fußes wie ein junger Bräutigam, umklungen von Worten und Weisen, die er aufgefangen, er wußt' nicht wo noch wie, feiernden Reimen, die ihm nimmer Aufmerkens wert gewesen, längst verwehten, längst vergessener, landaus gewanderter Sänger der Minne.

Wie ein aufbrechender Himmel aller Gottesgnaden voll, so schüttete es auf ihn hernieder, noch unerschöpften, noch ungelebten, ja ungeahnten Lebens Überfülle. Der duftenden Nacht mußt' er gedenken, in Scham und Reue, die ihm, unscheidbar schier, schmählich mit andern Liebesnächten ineins geronnen, da er zum erstenmal die Erbebende umarmt. Da hatte sie ihm mehr gegeben, denn er genommen, zu nehmen vermocht — er hatte es nicht verstanden! Unehr hatte sein andachtloses, unfühlend Nehmen ihr da getan, deren Geben ein Werk der Andacht gewesen. Grausam klar diese Nacht des Erkennens: nicht anders als wie er ehedem oft flüchtige Lust errafft, deren er nimmer gedenken mag, nicht anders nahm er damals die Gnade einer Erfüllungsstunde hin, da Ewiges zu ihm geschah, dem Blinden, dem Stumpfen, Unheiligen, Ewiges in irdischer Wonne, Himmel und Erde in seiner Brust sich gatten wollten. Unerschrocken sprach er es laut: „Ein König — und gemein!" Schneller, wie von sich selber gejagt, schritt er zu.

Seltsame Nacht des Rausches — da ihm der volle Becher jach vom Munde geschlagen worden; seltsame Schauer neuen Werdens, und Neubeginnens seltsam frommer Ernst — da ihm ein rätselhaft Geschick ein „Ende!" zugerufen; seltsames Bewußtsein unermeßnen Besitzes, neuen, niemals erwogenen Werts — da ihm ein hämischer Fluch alles geraubt; und seltsam, über all diese Seltsamkeiten die Gewißheit: Es kann mir nichts geschehen; ja im Grunde verschlägt es nichts, wie mir's ergeht — in dem zermalmenden Augenblick, da ihm geschehen war, was

Digitized by Google

wohl kein Sterblicher noch bestanden hat, da ein Sturz ohnegleichen seine Seelenkraft bis zum Zerreißen erprobt! Von wannen dies Licht, diese Stille in seinem Gemüt, die getroste Heiterkeit? So herzhaft faßt eines Mannes Faust in den Schildriemen, packt eine Rechte den Schwertgriff — ist er nicht der Letzte aller Sterblichen, dem Frost den unbedeckten Leib schüttelt, dem vom steinigen Boden die Füße wund sind, dem Hunger das Eingeweide zerreißt? Kein Bettler an der Kirchentür ist so elend wie er — und doch: es kann mir nichts geschehen!

Da horch! Ein Laut aus dieser Welt, vor dem alle inneren Stimmen verstummten, dem nur seine leidende Leiblichkeit antwortete: Von draußen her, wo hinter lichteren Stämmen die blauende Helle der Mondnacht freier flutete, scholl dumpfes Brüllen — eine Kuh; Menschennähe, Milch, Speisung, holde Erinnerungen an Weidmannsrast beim Sennen — oh, ein Dach, eines Herdfeuers Wärme, ein Strohlager, vielleicht ein Stück rauhen Gewandes für den frierenden Leib! Voran, voran! Ach, der grimme Hunger war mit einem Schlage Herr über alle seine Lebensgeister.

Vom Waldsaume, der bald erreicht war, senkten sich weitgeschwungene Matten nieder, huben sich aus einer langgestreckten Tiefung in weichen Hängen drüben wieder hinan; spielzeugklein schmiegte sich dort eines Sennen Haus, das flachgesenkte breite Dach mit wuchtigen Steinen beschwert, an den nährenden Boden. Im ungeheuren Raume schäumte das opalbleiche Licht der Nacht, ein klarer Mond herrschte über seiner seligen Traumwelt. Auf halber Höhe diesseits der Senke stund verlassen, lichtumrandet die nächtliche Ruferin wie ein Bild von Erz, das schwere Haupt mit den weitausladenden Hörnern vorgestreckt. Seltsam seelenvoll, wie die Stimme alles Leides der Lebendigen, klang ihr einsam Brüllen; was war des Tieres Not?

Der König betrat den Teppich der Trift, feucht und kühl, doch wohligweich empfing das Gras die gemarterten Füße, die sich jetzt in belebtem Schwunge hanghernieder regten, wobei er erst inne ward, wie müde er sich dahingeschleppt. Langsam stieg er drüben empor, der gastlich winkenden Schwaige zu. Auf Hörweite nahe, blieb er schwer atmend stehen, ründete die Hand um den Mund und tat einen Bergruf — nicht ohne Lust am vollen Hall seiner Stimme.

Nicht lang stund's an, trat droben eine Mannsgestalt herfür, schritt in die Helle und legte lugend die Hand über die Augen. Dann ließ er sie sinken, stund ohne Regung und antwortete nicht. Nicht geheuer deucht' ihn wohl die schimmernde Erscheinung da unten: ein wilder Mann? ein Salwan? ein Geist der Öde, der Gebirgswilde? Als der Fremde grüßend den weißen Arm hub, tat er drei Schritte in den Schatten des Dachs, erschien dann wieder, ein Handbeil in der Rechten, und rückte nun entschlossenen Schrittes wie angriffsweis dem ungeheuerlichen Gaste entgegen, das Haupt halb gesenkt, wie der Stier seiner Herde, wenn er den Bären annimmt. So wuchs er ihm entgegen, und der König sah seinen Haarschopf wie silberlichte Lohe; es war ein alter Mann, doch kraftvoll, hochschultrig und langbeinig, den Schädel umstrobelte weißes Haar, das im Monde zu einer hellen Flamme ward. Zehn Schritte vor ihm machte er halt. „Alle guten Geister loben den Herrn!" — Lachte der König und rief: „Gelobt sei Jesus Christ!" — „In

Digitized by Google

Ewigkeit. Amen.“ Ernst und gemessen sprach's der drüben. Dann schritten die beiden sich entgegen.

Der alte Senn hatte ein freisliches, verwittertes Gesicht, die schwarzen Mondschatten prägten es noch härter, der unbärtige schmale Mund war herb geschlossen, aus den starkknochigen Augenhöhlen unter mächtigen weißbuschigen Brauen leuchtete ein Paar großer, stiller Augen, seltsam hell. Sie senkten schweigend die Blicke ineinander, der König hatte eine freie, männliche Lust an dem Gebaren des Alten, der sich Zeit ließ, ihn anzustarren wie ein Ding. Endlich sprach die tiefe Stimme: „Wer bist du?“

Der Gefragte lächelte. „Sagt' ich's dir, glaubtest du's doch nicht. Ich bin ein Mann ohne Rock und Schuh, dafür mit ungebärem Hunger im Gekröse. Bin unterwegs zu mir selber und allem, was mein war und ist, du magst dir's immer so groß denken, wie du's nur erfassen kannst, denkst dir's doch nimmer groß genug. Du bist alt genug worden, um zu wissen, daß es seltsame Geschicke unterm Himmel gibt und seltsam waltende Mächte.“

„Geschwätz. Der Teufel ist alt! Hunger hast du. Das ist ein Wort. Komm.“ Er schritt voran, das Beil geschultert, ohne sich umzusehn; der Blick in des Gastes Augen hatte ihm Furcht und Mißtrauen genommen.

Das niedere Türlein stieß er auf, warf krachend das Handbeil dahinter und machte sich wortlos über das Herdfeuer. Der Gast sank auf den Bettschragen und zog sich sofort eine Decke um die Glieder. Das Feuer lohte auf, eine eiserne Pfanne klirrte, der Wirt schlug Eier in eine irdene Schüssel, rückte den Milchhafen her — der König wußte sich wohl betreut, lehnte sich zurück und schloß alsbald die Augen, versinkend in warmem Behagen. Auf einmal fühlte er sich an der Schulter gerüttelt — er hatte wahrlich schon geschlafen! Ein saftiger Schmarren stund dampfend und speckduftend auf dem rohen Tisch, daneben lag grobes Brot, lockte der Milchnapf. Der Verschmachtete aß, der Alte ging hinaus. Neugier plagte ihn nicht.

Gesättigt streckte sich der unbeachtete Gast auf das Bett. Er wollte noch einmal seine Gedanken heimrufen — wohlig brummte irgendwo eine Kuh, ein Heimchen fiedelte leis, draußen bellte ein Hund, das Feuer knisterte und strahlte, Lichter huschten und Schatten über das dunkle Gebälk zu seinen Häupten — alles verschwamm, zerrann in trunkener Müdigkeit, Schlaf verschüttete sein zerrissenes Denken.

Hundegebell durchdrang, der erste Laut der Wirklichkeit, die dichte Hecke seines Schlummers und ward halb noch zu Traum: Hei, mein Fasolt, mein Leibbracke! Und da führt Dietleib schon mein Jagdroß herbei. Der Tag lacht in den Burghof, droben mein seiden Banner bläht sich wie vor Übermut in silbernen Lüften, in der alten dicken Linde über der Roßtränke lärmen die Stare. Schau, droben am Fenster Frau Gunhilt, morgenfrisch; sie lacht mir herab, so frei und herzhaft zärtlich wie niemals noch, wie irgendein liebselig Weib ihrem Herzallerliebsten zulacht, in den Augen dabei ein halb schämig, halb schelmisch Gemahnen an Zärtlichkeiten der Nacht — ist das meine gestrenge Frau Königin? Oh, ich minneseliger Mann! Und der Dietleib hat's auch in den Augenwinkeln, als wüßt' er um unsre süßen Heimlichkeiten oder ahnte sie doch — der Grünschnabel, der dreiste! Wie üppig wippt

Digitized by Google

ihm doch die Reiherfeder vom Zobelhut. Lieb da oben, eine kurze Pürsch nur, dann wieder an deiner jungen Brust — o wie jung, wie jung wir zwei! — Hallo, die Hörner gellen, ihr Hall rennt um den Burghof — — Dietleib! ja, bist du des Teufels? Der Kerl hat ja kein Wams und keine Hosen an! Schurke, und dort oben steht deine Frau! — Aber, ist's zu glauben? Die lacht zu der Schändlichkeit, und hinter ihr die Edelmägde und feinen, sittigen Frauen all, die lachen, lachen! Und der Bengel schwingt sich auf mein Roß, einen weißen Mantel um die bloßen Schultern — helf Gott, es ist ein Badtuch, und schwenkt seinen Hut — keinen Hut: mein Helm mit dem güldenen Kronreif ist's! Alles neigt sich, huldigt ihm, der den König geckt, und die Königsfanfare wird ihm geblasen! Dietleib! Bist du hirnschellig? Herunter von meinem Falben! . . .

Und er schlägt die Augen auf und sieht über sich rußige Balken, einen engen Raum um sich, den Holzrauch erfüllt, der im einfallenden Sonnenlichte in bläulichen Schwaden ruht, käsig säuert's darein; ein roher Tisch, ein ungefüger Schemel, Melkeimer, Zinngeschirr; Kuhgebrüll draußen; da bellt noch der Hund, der Fasolt ist es nicht.

Hart klappert was an der angelehnten Tür, golden quillt dort das Licht eines Sonnentags herein: eine Ziege schiebt sie mit ihren Hörnern auf, stapft herein und steht dumm glotzend vor seinem Lager und beginnt an der härenen Decke zu zupfen. Da springt er auf, daß die neugierige Besucherin erschrocken mit einem ungelenken Satz hinausgaloppt. Er lacht. Und besinnt sich: Ach ja! so war's! So war es gestern, so ist es heute. Des neuen, schrecklichen Lebens Weise. Soll das nun so bleiben? Tag um Tag? Bis — ja, bis wann?

Der lichtselige Morgen weiß es besser. Tief atmend tritt er hinaus, wo ihm der Alte entgegenkommt. Und wieder stehen sie Aug in Auge und fühlen jeder des anderen Wert. Und der Bergmorgen segnet sie beide, die von zweien Weltenden kommen. Der junge Tag, der ihnen die Augen mit Licht füllt, steht den beiden Freien, die einander nur in nächtlicher Gestalt kennen, gar schier und prächtig zu Gesichte.

Da ging dem Schicksalgeprüften das Herz auf — ob der Sonnenseligkeit der Höhe, dem grünen Leuchten der Matten, dem Feierlicht der Gipfel und Schroffen, dem Licht der Wolken, die huldigend um der Berge Fürstengröße wallten, wie Feenwäsche so weiß; und ob der Mannespracht des alten Sennen. Allein aus dem allen, was da tief menschlich empordrängte, ward ein tapsig nüchtern Gelegenheitswort; doch der Greis schaute auf, horchte auf; er vernahm wohl den Klang der Ergriffenheit? Und in seinen starken Zügen wetterleuchtete bubenhafte Laune. „Grüß dich Gott, mein alter Freund. Guck, so schaust du bei Tageslichte aus?" sprach der Gast. „Gelt, das heißt man schlafen? Nun bitt ich dich, setz dich zu mir; denn schau, ich hab' schon wieder Hunger, oder noch. Und dann reden wir was Gescheites, wir zwei." So sprach der königliche Gast, doch der Wirt hörte: „Alter, du bist mein Mann, dir könnt' ich gut sein, dir möcht' ich einmal mein übervolles Herz ausschütten, denn dir ist hier oben in deiner Herrgotteinsamkeit Denken und Fühlen stark und rein geblieben. Du bist der Mensch, der mir not ist." Und er entgegnete: „Hunger hast alleweil wieder? Das wollen wir kriegen. Da setz dich her."

Digitized by Google

Der Gast aber trat rasch hinaus; dort, wo ein moosgrüner Holztrog ein Bergwässerlein auffing und staute, wusch er sich prustend — und gedacht' seines letzten Bades; wo mag sein weichflockig Badtuch geblieben sein? Der Alte hier warf ihm ein Handtüchlein zu, unbillig winzig und auch sonsten — der König sah's nicht lang an und trocknete sich ohn' sonderlichen Ekel, sein selber staunend. Inzwischen war ihm sein Frühmahl bereitet. „Gesegn's Gott", sprach der Senn und stampfte ihm Grützbrei, Milch und hartes Brot auf den Tisch. „Magst dich nicht zu mir setzen, Alter? Es schmeckt besser so, mein' ich." Dem aber war's, als erlausche er: „Laß uns rechte Brüder und gute Gesellen sein, du lieber alter Kerl", und er sprach: „Wenn du meinst. Aber zuvor zieh dir fein die alten Hosen da über, die ich dir hergelegt hab', und das Wams dazu. Hab' sie jahrelang abgeschleppt und geflickt, bis halt nichts mehr zu flicken gewesen. Aber besser als die schiere Haut sind sie schon, wenn du auch nicht wie'n Hochzeiter drin ausschaun wirst."

Lachte der König, der seinem wundersamen Geschick schon mit einer Art launiger Neugier zuzusehen begann, und tat sich das grobe Gewandwerk in Gottes Namen an. Auch ein Paar ruppiger, arg gestopfter und noch ärger ungestopfter Stutzen sowie zween breitmäulige Lederschuh waren ihm bereit und guckten ihn hämisch und bettlerfrech an. Tapfer tat er alles an seine purpur- und seidegewöhnten Glieder — gottlob, nun konnt' er doch, sei's auch als Haderlump, unter Menschen gehn! Und war ihm alles wie ein spaßhafter Fastnachtsmummenschanz und eine übermütige Narrenteidung; zugleich eine Probe, ob er auch ekel und zimperlich oder fein dreckbeherzt und dreinfahrig. Schmunzelnd, in den rissigen Augenwinkeln die Schelmenlist gutmütiger Schadenfreude, schaute der weißschopfige Senn ihm zu und folgte schielend jedem Griff der adligen Hände.

Der linke Gesell des unflätigen Schuhepaars war nicht sonder Mühen anzustreifen: der Lederriemen daran war heillos verknotet und verfitzt, so galt's spitze Finger machen, wie ungewohnt des die fürstlichen Finger waren. Da geschah dem von Gott Heimgesuchten etwas Wundersames in der Seele: der gemeine Vorgang zwischen seinen ungeduldigen und alsbald gar geduldigen Fingern, das Zerren, Zupfen, Lockern und Lösen, erst unwirsch gewaltsam, dann sorglich bedächtig, es ward ihm unversehens zum Sinnbild — nein, nicht zum Sinnbild nur: Eines und dasselbe ganz ward ihm das winzige Geschehen mit allem, was da in der Welt alles Werdens irgendwie entknotet, entbunden und gelöst werden will und mag, was da Stunden, was Tage und Nächte des Erwägens, Sorgens, Versuchens und Mühens braucht: Tage und Nächte nur? Jahre — Jahrhunderte! Königssorgen, Volkes- und Menschengeschlechtessorgen, Gottessorgen, alles, alles Lebens Müh — alles eines! Was ist groß und klein? Wem? Wes ist das Maß? Was wichtig und nichtig, wert und unwert? Heute und ewig? Alles ist alles. Ewigkeit jedes Augenblicks Erleben. Das schritt ihm durch die staunende, erschauernde Seele wie eine Lichtgestalt, vor ihrer gebietenden Rechten huben sich Schleier hinter Schleiern, Offenbarungsweiten taten hochheilig sich auf; er staunte sein selber, der hehren Gäste in seinem Gemüt, und fühlte in nie gefühlter Ergebung, die stille sprach: was will das nur werden? ein wonnig-wehes Erstarken und Reifen. All das war in Augenwinks Dauer geschehen, wie Gottes Blitz keiner Wegzeit bedarf,

Digitized by Google

Gebirg und Täler zu überhellen, mehr denn in einem Tag du erwanderst. Schon trat sein Fuß in den holzharten Schuh. Er blickte auf, die feierlichen Gipfel sahen hernieder, als meinten sie: so ist es. So ist es, schien des Alten lichtblau Auge zu meinen, das versonnen auf ihm ruhte. Er saß aufrecht auf dem Rande des Bettschragens, die Hände auf den Knien, ein Bild der Ergriffenheit, und sah erwägend seinem Wirte in das runenzerkerbte, verschlossene Gesicht.

Er hatte noch immer etwas vom großen Sinn seiner Jünglingstage, der immerdar der Sinn der Starken und Freien bleibt: zu denken, daß der Mensch dem Menschen alles sagen und bekennen kann! Das Leben hatte ihn gar bald gelehrt, wie einsam ein jeder, und wie wenig ein Mensch vom andern weiß und begreift; und sein Stolz hatte bald entschieden: mach dich nicht gemein! So war der selben Seele das eine wie das andre Wahrheit, stund ein Besserwissen wider das andre, beglückende Vertrauensfreudigkeit und vornehm herbes Verschließen. Doch — der da war ein Mensch, der geschaut, gedacht, geliebt und gelitten hatte, ein Mann dazu, wie aus Gottes Hand gefallen, echt und stark und einsam wie die Bergföhre am Felsenhang, er wollte nichts von ihm, hoffte und fürchtete nichts, von ihm nicht wie von keinem. Der atmete fürwahr den reinen Hauch einer Freiheit, königlicher denn Königsfreiheit. Zu ihm mußt' er sprechen! Sie waren ja wie Wesen von zweien Sternen, die einmal zu guter Stunde sich begegneten auf Nimmerwiedersehn —

Da sah er des Alten schwarze Nägel, seine haarigen, rauhen und knotigen Hände, und der Alte schneuzte sich kräftiglich und wischte sich die Hand am Gesäß — welch ein hirnloser Narrenstreich, zu dem Kerl da zu sprechen, mit dem nichts, nichts ihm gemein: „Du, weißt du? ich bin nämlich der König." Wie stumpf auf einmal dies Auge, wie entadelt seine Züge; was hatte er nur in ihn hineingeträumt! Er lachte laut auf, der Senn schüttelte den buschigen Schopf zu dem verrückten Gast, der jetzo entschlossen aufstund.

„Alter, Gott vergelt dir's, was du an mir getan. Ich muß noch weit, ich muß ..." er verstummte und reichte ihm die Hand, ward sich selber gram, daß er dabei des Schneuzens denken mußte. „Ich will dir's gedenken, Freund, du sollst von mir hören." Der Senn schlug ihm lachend wie einem Prahlhans und windigen Wichtigtuer auf die Schulter: „Schon gut, danach schaust du aus, schon gut. Behüt dich Gott, du närrischer Haderlump, du närrischer!"

Und der König schritt zu Tal. Jetzt erst fiel's ihm ein: der Alte hatte ihn gehaust, gespeist und gekleidet, nackt und bloß war er bei ihm eingestanden, zum Erstaunen und Erschrecken, nicht alle Tage sieht man solchen Gast aus dem Bergwalde niedersteigen: und doch — er hatte nicht gefragt! War das Größe? War das Stumpfsinn? Nein, nein, es hat wohl sein Bewenden mit dem alten Burschen; aber sei's, was es sei — voran!

Wie der Wandertag ihm unter den Füßen schwand! Er sah vieles und sah nichts, weil er's mit neuen Augen sah, ohne seine Herrengedanken, die bis heut ihm die ganze Wirklichkeit, Holdes und Unholdes, hörig und dienstbar gemacht hatten. Er wollte nichts von allen Erscheinungen am Wege und ließ ihnen Würde und Wert ihres eigenen Seins; des waren sie schön und sinnvoll wie nie, als gespürte er an

Digitized by Google

ihnen den Fingerdruck der Hand, die sie hingestellt hatte, der Hand des Schöpfers und Erhalters. Von wannen das neue Schauen und Ermessen? Machte das jenes Schlücklein Ewigkeitempfindens, das er heut früh, die Hände im niedrigsten Tun, hatte kosten dürfen, da er über seinem ruppigen Schuhwerk sich die Nägel zerbrach? Dürfen? — Müssen? Hatte Gott es ihm dargereicht? Ahnungvoll hatte er lange schon seine Nähe gefühlt, mocht's nur nicht wahr haben und zur Seite schauen; aus Trotz? Aus Scheu? Aus — Demut gar? Aber immer erkennbarer, heller und sieghafter klang das Wort in ihm auf und wollt' nimmer schweigen: Gott! immer stärker, seeleerfüllender, geistdurchhellender, immer freudiger, mannhaft beherzter, immer getröstender: Gott! Er sah hinab auf seine rastlosen Wanderschuh, die groben Gesellen beide, und es war ihm wunderlich, so wehmütig närrisch und geschämig zumut: Mag Er solchergestalt zum Menschen geschehen? Mag es der Ewige so scherzlaunig treiben? Weiß denn sein Vaterauge zu lächeln? O Waldbruder droben in deinem Profetenzorn: von Gottes Lächeln hast du mir nie gesprochen; was gilt's? ich bin ihm schon näher denn du!

Lächeln? Ich Tropf! Des Schuhbandes denk' ich, und vergesse des grimmigen Ernstes, in dem er mich heimsucht, der ich allhier in Spott und Schande, heimatlos, in Bettlergestalt, durch die Welt mich ängsten muß! „So Gott dir gnadet, nimmt er dich in strenge Zucht!" — Gnadet mir Gott? Und er riß wie ein ungeberdig Kind seine Hand aus der Rechten Gottes, darinnen sie schon erwarmen wollte. Half aber nichts, sein Schauen war neu, in seinem Blute rann der heilige Balsamtropfen des Ewigkeitstrunkes; abgelöst war, in Stille und Freiheit, sein Denken von den gewohnten Dingen der Welt, die nur seinem Willen bis heute zu schaffen gegeben, abgelöst — oder doch ablösbar: wie der freie Vogel, der den Flug jetzt zur nahrungspendenden Erde senken darf, in eines Baumes Schattenruhe die Schwingen falten, und wieder in silbernen Lüften sich wiegen, wann's ihn gelüstet, singend die schwellende Brust erheben der Sonne zu. Nie waren der Berge Gestalten, nie waren die Tannen die hehren, Bergahorn und Arven und lichtgrüne Lärchen ihm solche Trautgesellen gewesen, der doch auf Rosses Rücken im Atem der Sterne sein starkes Leben verbracht. Immer schon hatt' er das Ewig-Lebendige geliebt — heut, deucht' ihn, wußt' er, warum. Hatte er also nicht auch sein Gemal geliebt? Und wußt' doch erst heute, warum! Gott, diese Liebe, die heim zu der Wonnigen strebt, die sich so weh nach dem Blick in ihr Auge sehnt, nach dem Klang ihres Mundes und ihrem Umfahen — und diese Liebe, die ohn' Maß und Ende hier seine Brust in das All verströmt: sind sie denn beide zumal eines Wesens und Ursprungs gar? Ist der blumige Hauch über den leuchtenden Matten, ist der reine Atem von kühlenden Firnen herab und der bergumwallenden Wolken Licht — ist das alles ein Grüßen von Ihr? Wird er die Welt umfangen, wenn er ans Herz sie schließt?

König! Die Königskraft deiner Brust will zertauen! Bist ein Singerlein worden? König, hab acht!

Wahrlich, er kennt sich nicht mehr aus im eigenen Innern, weiß nicht aus noch ein im Werdegewühl seiner Brust: wenn, wie ein seliger Schwimmer auf treibender Flut, sein Gedanke so wohlig sich wiegt in erhabner Gelassenheit, vom Willen

Digitized by Google

erlöst: wenn's in ihm lächelt: Herz, was verschlägt's? Was ist Heute und Hier, alles Geschehen und Wollen und alles Verlieren? Alles Gelten und aller Schein? Sieh, was kann dir geschehen? — warum dann doch die fiebernde Hast um seines Daseins Besitz, um seiner Krone Ehre, Recht und Macht? Warum dann noch der angstvolle Sturmlauf des unbeschwichtigten Willens, der Wanderfüße zornige Eile? Warum denn, wenn lächelnd ihm einer zur Seiten läuft, unabässig mit Gottesstimme ins Herz ihm flüstert: wozu erst? Wozu? Bin ich der eine, und bin ich der andre zumal? Geteilt in mir selber? Ist so der Mensch? — Gott erbarm' dich, wie ich ja zwiegestalt jetzt, zweimal Ich, in der rätselvollen Welt mein Wesen habe! Der andre! Weh, der andre! Heim, König, nur heim!

Zum Umfallen erschöpft stund er bei sinkender Dämmerung vor den Toren der Königsstadt; sie waren noch nicht geschlossen. Eile, eile! hatten die Abendglocken ihm zugerufen; und als gält' es sein ewiges Heil, war er in atemloser Hast müde schon von dem endlosen Wandertag, ihrem drängenden Heimruf gefolgt. Nun schlug er sich scheuen Angesichts durch die Gewappneten der Torwacht, die dem Abgehetzten lachend nachriefen: „Holla, wohin, Strolch?" Warum stach ihn die wildwehe Spottlaune, über die Schulter zu rufen: „Aufs Schloß, wohin sonst?" Lachte das Kriegsvolk hinter dem Schalksnarren drein!

Auf den Gassen seiner Stadt zwischen vertrauten Häusern vertraute Gestalten. Wie schön, wie hold, wie unentbehrlich schien ihm all das Leben, das frohbewegt ihn umdrängte. Keiner hatte für den schäbigen Burschen ein Auge. O doch! Frauen rafften vor ihm ihr sauber Gewand, Kinder zeigten lachend mit Fingern nach ihm. Ein Trüpplein Ritter auf festlich geschirrten Rossen klirrte vorbei mit Plaudern und Lachen: der letzte, ein milchbärtiger Fant, stellte sich an, als wollt' er das Häuflein Lumpenelends zum Spaß überreiten; der drückte sich, die Fäuste geballt, an eine Hauswand: O ihr, ich kenn' euch alle, die ihr jetzt vornehm über mich hinseht! Ein lustiger Schwarm von jungem Volke, Fiedeln und Flöten voran, lärmte weinselig vorüber. „Gib Raum, du Dreckspatz!" schrie ihn ein üppiger Bürgerssohn an und gab ihm einen Stoß, daß er taumelte. Eine Glutwelle schlug ihm ins Gesicht, er biß die Zähne zusammen. Da fuhr ihm ein Hund nach den Beinen. Wütend trat er nach ihm; und nun gab's Schelten und Schimpfen — er hub sich davon.

An der Klostermauer schleppte er sich hin, am Pförtchen drängten sich Bettler, fromme Brüder in grauen Kutten teilten einen Abendimbiß aus. Da übermochte auch ihn die Pein des hungernden Leibes. Eh' er's gewollt, stund er zwischen dem gerenden Volke, eines Mönches gütiger Blick ersah ihn sogleich, den hohen Mann, in dessen Zügen namenlose Qual arbeitete — und da saß er auch schon auf der Steinschwelle, einen blechernen Napf auf den Knien, und schlang gierig ein Armensüpplein, in das er Brot brockte. Nur nicht denken, nicht denken! Aber er konnt's nicht wehren, daß eine bittere Träne des Ingrimms und der wütenden Scham in seinen Löffel rann. Geduckt saß er, daß nur keiner den König erkenne; da lachte er selbst seiner dummen Furcht, und blickte empor, dem Mann in der Kutte ins bärtige Gesicht, mit dem Auge eines leidenden Tieres, also daß der ihm zu anderem Male den Napf füllte und ihm ein Brot in die Hand legte. Er nickte schwer und blöde und aß — „fraß", nannt' er's bei sich selber! Aber die Rast tat den zermürbten Gliedern linde, end-

Digitized by Google

lich einmal die Knie zu krümmen; und da ging's ihm durch den Sinn: Heische ein Obdach hier in des Klosters Hut, schlaf dich zu Kräften und geh erst morgen ans Werk — o welch ein Werk! Und Verzagen sank wie ein Berg über ihn. Wie erschrocken in Selbstverachtung hub er sich auf, nicht so gelenk und hurtig wie er's gemeint. — „Vergelt's Gott, frommer Bruder", sprach er leis in die fragenden Erbarmeraugen des Klostermanns und schritt in den dämmernden Abend.

Beschaulich sang der alte Marktbrunnen ins Tagverstummen sein Abendlied. Aus dreien Rohren floß weitbogig der flimmernde Strahl und zerschlug und zerkräuselte die Wasserfläche des Steinbeckens, in der das letzte fahle Licht der erlöschenden Himmelshelle sich noch spiegeln wollte. Rundum träumten die behäbigen Häuser in jenem ahnungvollen Dämmerblau, an dem der farbige Abend und die Nacht, wie sie heranschreitend den Mond noch hinter dem Rücken versteckt hält, gleichermaßen teilhaben. Wuchtig baute sich das Rathaus mit hohem Dach und zierlichem Glockenturm veilchendunkel in die blaßgrüne Helle empor. Unter seinen tief verschatteten Lauben erging sich behaglich ein feierabendlich Leben; oben war der Saal festlich erhellt, vier hohe, bunte Fensterflächen schimmerten Edelsteinleuchten in die Dämmerruh des Marktes. Vom Eck des Rathauses stieg eine Gasse steil hinan; eine Kette, an der wie ein gelber Lichttropfen eine Laterne schwebte, überspannte sie, zur Rechten drängte dunkel der Dom eine massige Schulter in den Durchblick, den hoch oben ein mächtiger Turm verschloß. Es war der Schloßsteig, der, in kleineren und größeren Stufenabsätzen gestaffelt, zur Königsburg emporführte. Aus dem hohen Gemach des Burgfrits unter dem Kupferhut floß warmgoldenes Licht in die Dämmerung.

Das alles schaute mit heißen Augen der einsame Mann, der da müde am Brunnenrand lehnte. Schwer wie ein Stein lag ihm das Herz in der Brust; trostesbar, fremd und ungastlich umstarrten ihn die Häuser — Heime, lauter Heime, in denen alles zur Ruhe ging. Nur er, der Müden Müdester, stund draußen, ohne Ruh', ohne Daheim.

Er straffte sich empor. Warum lag er so tief darnieder, da es zum Letzten ging? Der heute so notentschwert hohe Gedankpfade gewandelt war, dem eine leichte Silberbrünne der Unanfechtbarkeit um die freiatmende Brust gewachsen war? Was war anders worden inzwischen? Seit die Heimatglocken ihm Eile geboten hatten? Mann! Manneswerk ist zu tun, ein Abenteuer der Seelenkraft zu bestehen, ein Weh zu erdulden, des mußt du wert sein!

Dieser Gedanke war wie ein Trutzwort, eine Aufforderung, vom Gegner ihm unter den Helm geschleudert. Bestehen, bestehen! Und er stieg den Schloßweg empor.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des Mittelalters

Von Professor Dr. Wolfgang Golther (Rostock)

(Schluß)

Wolfram von Eschenbach hat aus selbständiger Erfindung seine Vorlage, Kristians unvollendetes Gedicht, ergänzt. Die vielberufene Kiotfrage halte ich durch den Nachweis erledigt, daß Guiot ein in Paris ansässiger Schreiber war, der sich am Schlusse einer der besten Kristianhandschriften aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts nennt. Wahrscheinlich hatte Wolfram eine Handschrift des Conte del graal vor sich, die in den Eingangsversen zweimal den Namen des Dichters Kristian enthielt und am Schlusse Guiots Unterschrift trug, also sozusagen eine Handschrift mit den Namen des Verfassers und des Verlegers. Wolfram ergänzte das unvollendete Gedicht auf eigene Faust, deckte aber in Spielmannsart seine Erfindungen doppelt und dreifach mit einem französischen Dichter namens Guiot und dessen angeblichen arabischen und lateinischen Vorlagen. Daß er bei Kiot sowohl an diesen Schreiber als auch an den Dichter Guiot aus Provins (daher der Provenzale Kiot!) dachte und mit beiden seine Leser nasführte, sieht ihm ganz ähnlich.

Folgende Züge sind Wolfram eigen und entscheiden unser Urteil über seine seltsamen Zutaten und Deutungen. Zunächst eine vielsagende Kleinigkeit: vor dem Gral tragen zwei Frauen silberne Messer, oder wie Wolfram schreibt: „daz snîdende silber". So übersetzt er Kristians „tailleor d'argent". Tailleor = Schneidebrett (von tailler, schneiden) kam als Lehnwort Teller erst am Ende des 13. Jahrhunderts aus den Niederlanden in die deutsche Sprache. Wolfram verstand weder Wort noch Sache, merkte aber die Zugehörigkeit zu tailler und riet mit seiner leicht erregbaren Einbildungskraft auf einen Gegenstand zum Schneiden, auf ein Messer. Sogar die zwei Messer lassen sich aus der Überlieferung erklären, weil in Kristian-Handschriften statt von einem auch von zwei tailleors geschrieben stand. Wolfram las also vom goldenen Gral und zwei Silbertellern. Die bei Kristian namenlose Gralsburg heißt bei Wolfram Munsalvaesche = Wildenberg. Der Dichter schrieb die Gralszene „hie ze Wildenberg": „So große, mit köstlichem Holze unterhaltene Feuer wie in Munsalvaesche kennt man nicht einmal hier zu Wildenberg, wo sie doch groß genug sind". Wildenberg, südlich von Amorbach im Odenwald, ist eine Burg der Herrn von Durne, wo sich Wolfram einige Zeit aufhielt. Es ist durchaus seine Art, derlei rein persönliche Dinge der Erzählung einzuflechten. So gering und unzulänglich seine Sprachkenntnisse sind, so gefällt er sich doch in allerlei eignen Wort- und Namenbildungen aus dem Französischen. Das zur Burg gehörige Land nennt er Terre de salvaesche = Wildland, wozu noch der Wildborn (Fontane la salvaesche) kommt. Diese scheinbar französischen Ortsnamen entstammen also einer deutschen Ritterburg, die dem Dichter eine Zeitlang Herberge bot.



Digitized by Google

Merkwürdig ist vor allem die Umwandlung der Gralvorstellung. Vom Gral geht Wunderkraft aus. Bei Kristian wird er zu jedem Gang der Mahlzeit vorübergetragen, bei Wolfram steht er vor dem König und vor Parzival auf dem Tisch und bleibt die ganze Zeit über da.

Wie ich selber sie vernommen,
soll auch zu euch die Märe kommen:
was einer je vom Gral begehrt,
das ward ihm in die Hand gewährt,
Speise warm und Speise kalt,
ob sie frisch sei oder alt,
ob sie wild sei oder zahm.

Wer meint, daß dies zu wundersam
und ohne Beispiel wäre,
der schelte nicht die Märe.
Dem Gral entquoll ein Strom von Segen,
vom Glück der Welt ein vollster Regen.
Er galt fast all dem Höchsten gleich,
wie man's erzählt vom Himmelreich.

Für diesen einzigen Zug, der an Wolframs Gral wirklich neu ist, seine Eigenschaft als Speisenspender, verschanzt sich der Dichter mit schalkhaftem Lächeln hinter angeblicher Überlieferung:

„man sagte mir, diz sag ouch ich
ûf iuwer ieslîches eit"

er versichert die Wahrheit auf den Eid der Zuhörer und Leser!

„sol ich des iemen triegen,
sô müezt ir mit mir liegen —"

die Leser sind mitschuldig an Wolframs Trug, an seinen kecken Erfindungen. Wolframs Gedankengang ist wohl zu verstehen, er folgert, weil der Gral, der mit der Hostie das Leben des alten Königs fristete, zu jedem Gang aufs neue erschien, so spendet er Speise und Trank, er ist ein Wunschding. Der norwegische Übersetzer des Conte del graal, der Verfasser der Parcevalssaga, mit Wolfram etwa gleichzeitig, geriet ganz selbständig und unabhängig auf eine ähnliche Erklärung: „Wir mögen den Gral ganganda greida (d. h. herumgehende Bewirtung) nennen"; auch ihm ist der Gral ein Speisespender, ein freigebiger Wirt.

Wolframs Gral ist ein wundertätiger Stein; am Karfreitag bringt eine Taube vom Himmel eine Oblate, die sie auf den Stein niederlegt, um seine Wunderkraft für die Dauer eines Jahres neu zu stärken. Diese Taube ist nur eine andere Gestalt des Hostienbehälters, die sog. eucharistische Taube, eine reich verzierte hohle Taube aus Metall mit einem Deckel auf dem Rücken, die, über dem Altar aufgehängt, zur Aufbewahrung der Hostien diente und beim Gebrauch herabgelassen wurde. Diese Taube belebte sich in Wolframs Vorstellung im Gedanken ans Evangelium, wo bei Christi Taufe der Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube aus Himmelshöhen herniederschwebt. Kristians Gral ist ein Speisekelch, ein Standgefäß; Wolframs Gral die nach dem Evangelium belebte eucharistische Taube. Hier wie dort bleiben wir aber im selben Vorstellungskreis der Altargeräte. Freilich ist die Taube Wolframs nur eine Zutat, während der eigentliche Gral als Stein erscheint. Dieser Stein, der gelegentlich den Willen des Grals durch Inschriften verkündet, muß so klein und handlich gedacht werden, daß er mühelos von seiner Trägerin hereingebracht werden kann. Offenbar denkt sich Wolfram unter seinem Gralstein einen kleinen Tragaltar, dessen sich seit dem 7. Jahrhundert Könige und Fürsten, hohe Geistliche und Äbte auf Reisen bedienten. Der Tragaltar war ein von Holz oder Metall umrandeter

Digitized by Google

Stein, der nur für einen kleinen Kelch und die Hostie Raum bot. Der Stein war von edler Art (Onyx, Achat, Porphyr), in Gold oder vergoldetes Kupfer gefaßt; auf den reich verzierten Rändern konnten Inschriften angebracht werden. Solche Tragaltäre, die in der Kirche geweiht worden waren, ersetzten auf Reisen, im Feld oder in der Wildnis, wo keine Kirchen oder Kapellen zur Verfügung standen, bei der Messe den eigentlichen, festgemauerten Altar. Wolframs Dichtung geht von einer ganz klaren, bestimmten Vorstellung aus: vom Altarstein, über dem die eucharistische Taube schwebt. Kristian nennt seinen Hostiengral einmal ein heilig Ding (tant sainte cose est li graals). Wolfram wiederholt diese Worte: „Ez hiez ein dinc der grâl". Wolfram schweift aber vom christlichen Altarstein noch weiter zu allerlei Wundersteinen, die ihm aus zeitgenössischen Quellen bekannt waren, zum Paradiesstein der Alexandersage, vor allem aber zum Stein der Kaaba, den der Engel Gabriel vom Himmel zur Erde herniederbrachte, zum arabischen el-iksir, dem lapis philosophorum, dem Stein der Weisen, dem Allheilmittel. Wolframs lapsit exillis, wie die Handschriften lesen, kann wohl aus lapis el-iksir verderbt, verschrieben oder verhört sein. El-iksir kommt schon im Alchimistenlatein des 13. Jahrhunderts vor. Wolframs arabische Kenntnisse sind durch verschiedene Stellen des Parzival, z. B. bei Aufzählung der Planetennamen, einwandfrei und sicher bezeugt. So ward sein Gralstein ein seltsames Gemisch aus kirchlichen, biblischen, arabischen und märchenhaften Bestandteilen — Hostientaube, Altarstein, Stein der Weisen —, ein kühnes Gebilde seiner selbständig schaffenden Gestaltungskraft. Wolfram hat den Gral in den Mittelpunkt der Szene gestellt, während er bei Kristian nur vorüberzieht. Vor allem aber hat er seinem Gral eine ganz neue Umwelt geschaffen, wie sie keine französische Bearbeitung kennt.

Bei Kristian war zu lesen, daß der Gral aus einem Zimmer zum andern gebracht wurde. Wo befand er sich sonst? Darauf erhalten wir keinen Bescheid. Aber Wolfram antwortet: im Tempel. Damit stellt sich ihm die Ritterschaft der Gralsburg unter völlig neuen Verhältnissen dar. Die Ritter sind eine wehrhafte Brüderschaft, die das Gebiet von Munsalvaesche gegen jeden Unberufenen verteidigt. Wolfram erfindet einen eigenen Namen für die Ritter: Templeisen. Natürlich schwebt ihm dabei der 1119 gestiftete Orden der Tempelherrn (lat. templarii, franz. templier, mhd. tempelaere) vor. Durch Vermittlung des Bischofs Wolfger von Passau, des Gönners Walthers von der Vogelweide, war 1199 der Orden von St. Marien vom deutschen Hause zu Jerusalem bestätigt worden. Seine Balleien befanden sich in Thüringen und Österreich. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erhielt der Orden seine weltgeschichtliche Aufgabe, die Preußenfahrten. Der Templerorden war französisch, der Orden von St. Marien deutsch. Wolfram verherrlicht in seinen Templeisen den in seinen Tagen aufblühenden deutschen Ritterorden, weshalb seine Werke, namentlich auch der Willehalm mit seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen, in diesen Kreisen hochgeschätzt wurden. Wolframs Templeisen sind aber kein unmittelbares Abbild der Wirklichkeit, nur ein dichterisches Sinnbild. Die Templeisen führen nicht das Kreuz, sondern die Taube als Wappen. Der geistliche Orden bedarf einer Regel, die Wolfram dahin bestimmt, daß die zum Orden vom Gral Berufenen schon in früher Kindheit nach Munsalvaesche kommen. Knaben und Mädchen sind auf der Gralsburg. Den Rittern ist weltlicher Minnedienst verboten. Weil er gegen dieses Gebot verstößt,

Digitized by Google

wird Anfortas zur Strafe verwundet. Aber dem König am Gral ist ein eheliches Weib erlaubt. Wenn ein herrenloses Land einen Fürsten von Gottes Gnaden verlangt, darf ein Gralsritter hinausziehen, aber geheimnisvoll, indem er die Frage nach Nam und Art verbietet. Die Jungfrauen dagegen dürfen eine Werbung annehmen und werden offen fortgegeben. Mit diesen beiden Gesetzen weist Wolfram bereits auf den Schwanritter Loherangrin, Parzivals Sohn, und auf die schöne Gralsträgerin Repanse, die Feirefiz, Parzivals Bruder, der König des Morgenlandes, zum Weib gewinnt.

Die blutende Lanze setzt Wolfram in unmittelbare Beziehung zum wunden König. Anfortas hatte, entgegen den Gralsgeboten, der feenschönen Orgeluse, deren Minne später Parzival stolz verschmäht, Gawan aber heiß erstrebt, ritterlich gedient. Ein Heide, der gleichfalls um Orgeluse warb, verwundete den König mit einem vergifteten Speereisen. Wohl erschlug der König seinen Gegner, den Speer aber trug er in seinem Leibe heim. Ärztliche Kunst zog die Waffe aus der Wunde, aber unheilbar siechte der König am Gift dahin. Des Grales Anblick läßt ihn zwar nicht sterben, aber alle Heilversuche sind vergeblich. In Anlehnung an die dem Mittelalter durch Ovid überkommene Sage vom Speer des Achilles, der eine Wunde, die er selbst geschlagen, durch freundliche Berührung heilen konnte, verschafft das in die Wunde gestoßene Eisen dem König zwar keine Heilung, aber doch einige Linderung. Die silbernen Messer, das aus Kristians tailleor d'argent erfabelte snîdende silber, dienten dazu, das angesetzte Gift von der Speerspitze wieder abzuschaben! Ein merkwürdiges Verfahren, das sich Wolfram zur Verknüpfung von Lanze und Silbermesser ausdachte.

So stellt sich Wolfram den Gral und sein Reich vor und findet das Ziel des unvollendeten Kristianschen Gedichtes darin, daß Parzival zum zweitenmal auf die Burg kommt, die Frage nach dem Leiden des Königs (nicht wie bei Kristian nach der Lanze, warum sie blute, und dem Gral, wen man damit bediene) tut und danach an Stelle des Anfortas König wird.

Heinrich von dem Türlin vollendete um 1220 die Krone der Abenteuer, einen Gaweinroman, worin ein zweimaliger Besuch des Helden auf der Gralsburg erzählt wird. Heinrich benutzte Wolframs Parzival, aber daneben auch Kristians Gedicht samt dessen erstem Fortsetzer. Seine Gralvorstellungen sind durch die französischen Vorlagen beeinflußt. Eine Jungfrau bringt auf einem goldenen Rost ein goldenes, mit Edelsteinen verziertes Kleinod herein, das einer kefsen, die auf dem Altar steht, gleicht. Kefse ist lateinisch capsa, die Hostienbüchse. Nach Abnahme des Deckels erblickt man eine Brotkrume, von der der alte König ein Drittel genießt, was genau den kanonischen Vorschriften entspricht. Der blutende Speer ist von einem goldenen Teller (tobliere) begleitet. Speer und Teller werden auf den Tisch gestellt, drei Blutstropfen fallen vom Speer auf den Teller. Auch diese nimmt der Altherr zu sich, der sich demnach von Leib (Brot) und Blut Christi ernährt. Bei Gaweins zweitem Besuch wird eine mit Blut gefüllte Kristallschale hereingetragen, aus der der Altherr mittelst einer goldenen Röhre (der sog. eucharistischen Röhre, die beim Weingenuß der Laien in der Kirche üblich war) trinkt. Unabhängig vom Gral befindet sich in einem besonderen Gemach eine im Gestell haftende Lanze, die durch eine am Griff angebrachte goldene Röhre Blut in eine Silberschale träufeln läßt.

Digitized by Google

Blutender Speer, blutgefüllte Schale, goldene Röhre sind genau dieselben Einzelheiten, die auch in Heinrichs französischer Vorlage, d. h. bei Kristians Fortsetzer, wiederkehren. Es sind grobsinnliche Vorstellungen oder Auslegungen, die den Blutkelch und den Behälter des Weihbrotes samt der blutenden Lanze miteinander zu verbinden suchen. Von Wolframs Gralstein und Templerschaft hat Heinrich, dessen Gedicht ohne weiteren Einfluß auf die deutsche Gralssage blieb, nichts übernommen. Die Auslegung des Kristianschen Grales als Kesse mit dem Weihbrot bestätigt unsre im ersten Aufsatz vorgetragene Auffassung, die dem mittelalterlichen Leser durchaus verständlich und einleuchtend war, wennschon Wolfram sie nicht übernahm, sondern wesentlich umänderte.

Um 1270 verfaßte ein bayerischer Dichter namens Albrecht von Scharfenberg den Titurel, eine Geschichte der Gralskönige. Er bezeichnete selber sein Gedicht als eine Ergänzung und Erweiterung des Parzival. Der Inhalt ist frei erfunden, nur am Anfang und Ende machen sich Einflüsse der französischen Prosaromane aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bemerkbar, die Albrecht aber nicht als literarische Vorlage benützte, sondern nur ganz im allgemeinen vielleicht vom Hörensagen kannte. Albrechts Beitrag zur Gralssage ist der prächtige, bis ins einzelne beschriebene Tempelbau. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt Titurel nach fünfzigjährigem ritterlichem Leben in eine pfadlose Wildnis. Mitten im Walde ragt ein Berg, den nur der Berufene finden kann: Montsalvatsch, der bewahrte, behaltene Berg. Wolframs Munsalvaesche (mons silvaticus) verwandelt sich bei Albrecht zu einem geheiligten Berg (mons salvaticus). Salvaterre, heiliges Land, heißt das Gralsgebiet, das in Spanien liegt. In vielen Gezelten lagert Titurel mit seiner Schar auf dem Berg. In den Lüften schwebt, von Engeln getragen, der Gral. Titurel baut auf Monsalvatsch eine Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert wider die Heiden. Der Tempel, in dem der Gral sich niedetlassen will, ist von unsichtbarer Hand im Grundriß auf den Felsen eingezeichnet. Alles, was zum Bau nötig ist, Holz, edles Gestein, Gold und Silber, findet man vor dem Gral bereit. Als Rundbau mit 72 Chören, jeder von 8 Ecken, erhebt sich der Tempel. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze stehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß als die andern. Die Turmknöpfe sind brennende Rubine, darauf kristallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von fern gesehen scheint er im Fluge zu schweben: das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet dem Auge. Des Mittelturmes Knopf ist ein Karfunkel, der den Rittern des Grales, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Im Innern des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Saphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen die goldene Sonne und der silberne Mond. Die mit farbigen Bildern bemalten Fenster sind aus Beryll. Wenn eine Stimme im Tempel ertönt, wird der Widerhall in hellem Ton verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang sich erhöbe. In der Mitte des Tempels steht ein überreiches Werk, diesen im kleinen darstellend, jedoch nur mit einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; dann führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist. Das kleine, wunderwirkende Gralsgefäß ist der Mittelpunkt des mächtigen Tempels, wie die

Digitized by Google

hohen Dome doch auch nur das prächtige Gehäuse der kleinen, äußerlich unscheinbaren Hostie sind.

Albrechts Gralstempel ist keinem wirklichen Bauwerk nachgeahmt, wennschon die Frauenkirche zu Trier im 13. Jahrhundert das Vorbild zu einem kirchlichen Rundbau darbot. Das dem Dichter vorschwebende Phantasiebild offenbart verborgene Richtungen der Baukunst. Zarncke meint: „Vom allgemeinen Eindruck seines Tempels hat sich der Dichter allerdings ein Bild gemacht. Er rühmt den bezaubernden Lichteffekt der bunten Glasfenster, er erwähnt das feierliche Verhallen des Schalles in den kirchlichen Räumen." Das strahlende Licht im Tempel ist das große und neue Erlebnis der Gotik gegenüber den dunklen romanischen Kirchen mit den kleinen Fenstern. Schwietering urteilt: „Der Dichter sieht ein vollkommen in Licht aufgelöstes Raumgebilde, in dem auch der letzte Stein völlig entmaterialisiert ist. Unbewußt deutet er die kommende Entwicklung mit ihren einheitlich durchgehenden, das Gewände immer mehr auflösenden Fenstern voraus, ja er greift über künftiges Gestalten weit hinaus, indem er das Gewölbe leicht und frei macht. Von gotischer Beseelung spricht ein freieres Raumgefühl, das sich in der fehlenden Krypta kundgibt. Nicht in Grüften, sondern in lichter Weite soll man christlichen Glauben künden. Das gotische Erlebnis des Dichters wurzelt in der Mystik."

Im ganzen Gedicht Albrechts begegnet keine Stelle, die den Gral anders auffaßt, als Wolfram. Nur am Schlusse zeigt sich der Einfluß der französischen Romane. Der Gral ist eine Schüssel, die aus einem kostbaren Stein angefertigt wurde. Diese Schüssel benützte Christus beim Abendmahl. Joseph von Arimathia hatte sie in Verwahrung, bis ein Engel sie in Titurels Hut gab. Albrecht sucht somit den Gralstein mit der Abendmahlschüssel zu verschmelzen.

Die Dichter der Neuzeit schöpften vornehmlich aus Wolframs Parzival und Albrechts Titurel, wandten sich aber von Wolframs Wunderstein zu Roberts von Boron Kelch, einer leichter faßbaren Vorstellung. So Immermann in seinem Merlin (1832). Der Gral ist der Weinkelch des Abendmahls, worin Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten auffing. Vierzig Jahre lang lebte Joseph in einer dunklen Höhle, gespeist und getränkt vom Gral. Nach seinem Tode schwebte der Gral zum Himmel auf, senkte sich aber hernach wieder zu Tal in Titurels Haft. Merlin glaubt sich dazu berufen, dem Gral, der in Titurels Zunft eingeengt ist, die echten Hüter, nämlich die Ritterschaft des Königs Artus zu schaffen. Immermann geht von der späten irrigen Erklärung: Gral = sanguis realis, das königliche Blut, aus. Ebenso Richard Wagner. Zur Erläuterung des Lohengrin-Vorspiels schreibt er 1853: „Der Gral war das kostbare Gefäß, aus dem einst der Heiland den Seinen den letzten Scheidegruß zutrank, und in welchem dann sein Blut, da er am Kreuze aus Liebe zu seinen Brüdern litt, aufgefangen und bis heute in lebensvoller Wärme als Quell unvergänglicher Liebe verwahrt wurde. Schon war dieser Heilskelch der Menschheit entrückt, als einst liebesbrünstigen einsamen Menschen eine Engelsschar ihn aus Himmelshöhen wieder herabbrachte, den durch seine Nähe Gestärkten und Beseeligten in die Hut gab und so die Reinen zu irdischen Streitern für die ewige Liebe weihte. Diese wunderbare Darniederkunft des Grales im Geleit der Engelsschar, seine Übergabe an hochbeglückte Menschen wählte sich der Tondichter als Einleitung für sein Drama zum Gegenstand einer Darstellung in Tönen." Die Gralserzählung Lohengrins lenkt

Digitized by Google

unsre Gedanken nach Montsalvat. Im Parsifal geben die Worte des Gurnemanz über das Wesen des Grales Aufschluß. In heiliger Nacht neigten sich einst des Heilands Boten dem frommen Titurel:

daraus er trank beim letzten Liebesmahle,
das Weihgefäß, die heilig edle Schale,
darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,
dazu den Lanzenspeer, der dies vergoß,
der Zeugengüter höchstes Wundergut,
das gaben sie in unsres Königs Hut.
Dem Heiltum baute er das Heiligtum.

Auf kürzeste Formel ist hier die ganze mittelalterliche Gralssage gebracht. Der Gral ist der Abendmahls- und Blutkelch, zu dem, wie in den späteren französischen Romanen, noch der heilige Speer hinzukommt. Aber diese Deutung des Grales fügt sich doch völlig dem Rahmen der Wolframschen Überlieferung ein, aus der das Wunderliche zugunsten des legendarisch Einfachen und tief Sinnbildlichen ausgeschaltet ward.

Wenn wir uns heute den Gral vorstellen, so erscheint er uns als das von einer wehrhaften Ritterschaft behütete Kleinod des grunddeutschen Heilandglaubens, zugleich als höchstes Lebensziel, das Parsifal auf den Pfaden des Leidens und der Irrfahrt erkämpfen muß. Es ist reizvoll, im einzelnen zu erweisen, wie Wolframs Gralsreich zu dem Richard Wagners sich läutert und verklärt, und zwar unter Wahrung der mittelalterlichen Sinnbilder, die vertieft und vergeistigt sind.

So führt eine lange Entwicklung von Kristians Hostienbehälter, der nur eine nebensächliche Erscheinung in der Gesamtfabel ist, zur deutschen Sage, die den Gral in den Mittelpunkt rückt, ihm seinen Tempel erbaut und seine Ritterschaft erzieht.

# Sommertage

## Von Wilhelm Lennemann

**Durch die hohen Sommertage führet mich mein Wanderschritt,**
**Und der Himmel und die Wolken und die Sonne wandern mit.**
**Die Kartoffelfelder blühen, hoch im Halm der Roggen steht,**
**Gnadend über ihn ein Leuchten wie ein Odem Gottes weht.**

**Rade, Mohn und Königskerze blühn mir zu am Wegesrain,**
**Zwischen Gras und all die Blüten werf' ich selig mich hinein.**
**Dunkel raunt's im Schoß der Erde, jubelfroh die Lerche singt,**
**Werbend in mir Erd' und Himmel glockenrauschend widerklingt.**

**Heimat, liebe Heimaterde, Acker, Wald und Wiesengrund,**
**Haltet Seele mir und Sinne und mein junges Herz gesund!**
**Füllet mich mit Kraft und Güte, daß ich zwinge Tag und Not**
**Und mir blüh' ein Sonntagsfriede und ein segnend Abendrot!**

Digitized by Google

# Wildenbruch und Weimar

## Unveröffentlichte Briefe von Ernst v. Wildenbruch an einen weimarischen Freund

Mitgeteilt von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung und Schluß)

[Der folgende Brief, die Nicht-Berücksichtigung Wildenbruchs beim Abschiedsfest im alten Hoftheater, obwohl sein Festspiel „Das Hohe Lied von Weimar" vorlag, gibt von einer der schmerzlichsten Stunden des enttäuschten Dichters Kunde. L.]

Berlin, 17. Februar 1907.

Lieber Freund,

Sie haben mir den Epilog von Richard Voß zur gestrigen letzten Aufführung im alten Hoftheater geschickt.

Ich danke Ihnen dafür, obschon ich eine schwere Stunde dadurch erlitten habe, und wenn ich Ihnen heute meine Empfindungen über diesen Vorgang und alles, was ihm vorangegangen, schreibe, so geschieht es, damit gewissermaßen dokumentarisch niedergelegt sei, wie ich bei der ganzen Angelegenheit von den maßgebenden Persönlichkeiten in Weimar behandelt worden bin.

Nach der seit ziemlich fünfundzwanzig Jahren bestehenden tiefinnerlichen Verbindung zwischen mir und dem Weimarer Hoftheater, die gewissermaßen eine Bestätigung und Beurkundung durch die Aufführung der Lieder des Euripides erfahren, und die mich veranlaßt hat, zur Eröffnung des neuen Theaters mein „Hohes Lied von Weimar" zu schreiben, war ich berechtigt, anzunehmen, daß man sich an mich wenden würde, damit ich dem endenden alten Theater das letzte Wort spräche. Man hat es nicht getan. Ob es der Großherzog oder ob es der Generalintendant ist, dem dieses zuzuschreiben, weiß ich nicht und lasse es dahingestellt. Das was ich weiß, ist, daß der Generalintendant das alte Hoftheater hat zu Ende gehen lassen, ohne die Lieder des Euripides, nachdem sie ihm einen in den Weimarer Theater-Annalen seltenen Erfolg gebracht hatten, auch nur einmal noch auf dessen Bühne erscheinen zu lassen.

Was nun den gestrigen Epilog betrifft, so nehme ich an, daß Sie ihn gelesen haben. Ich will mich über den poetischen Wert des Werkes hier nicht auslassen, nur als Gesamteindruck desselben will ich feststellen, daß er mir wie ein dünnes Schattenbild meines Hohen Liedes erschienen ist. Namentlich der Schluß mit seinem bei einem Schlußwort auf das alte Theater nicht gebotenen Hinweis auf das neue Theater lehnt sich vollständig an das letzte Bild des Hohen Lieds von Weimar, an den Einzug der Dichter-Heroen in das neue Hoftheater, an. Man darf es ein Plagiat nennen. Im Hinblick hierauf lege ich die Tatsache fest, daß Richard Voß mein Hohes Lied von Weimar gekannt hat.

Am 23. Februar 1906 habe ich bei Vogrich das Hohe Lied vorgelesen. Nur Sie und Vignaus waren gegenwärtig.

Im März 1906 ist Voß in Berlin und Weimar gewesen. Hier hat ihm Frau von Vignau — wie Voß dies meiner Frau gegenüber selbst eingeräumt hat — Inhalt

Digitized by Google

und Szenenfolge des Hohen Lieds erzählt. Als er dann im Frühjahr vom Großherzog aufgefordert wurde, den Epilog zu schreiben, kannte er mithin mein Werk.

Im Sommer (Juni) 1906 trafen wir mit Vignaus in Karlsbad zusammen. Hier bat mich Herr von Vignau, ihm das Hohe Lied, das inzwischen gedruckt worden war, zu übergeben. Ich habe es getan, und seitdem hält er es in Händen.

Ob Herr von Vignau mein Werk Richard Voß gezeigt und gegeben hat, weiß ich nicht. Nach dem von seiner Frau verübten, an Verrat streifenden Vertrauensbruch erscheint es mir nicht unmöglich.

Dies ist die Sachlage, zu der ich nur noch hinzufüge, daß ich zu dem Plane, ein Festspiel für die Eröffnung des neuen Hoftheaters zu verfassen, seinerzeit nach der Erstaufführung der Lieder des Euripides durch Herrn von Vignau persönlich angeregt worden bin.

Den Gedanken, daß mein „Hohes Lied" zur Aufführung gelangen könne, gebe ich nach all diesem auf. Abgesehen von der Feindseligkeit des Großherzogs, die es nicht zulassen würde, ist sein Inhalt und Eindruck durch den Voßschen Epilog zum Teil vorweggenommen. Ich überlege, ob ich das Gedicht von Herrn von Vignau zurückfordern soll. Wenn ich es nicht tue, so geschieht es, weil ich ihn zwingen will, mir zu erklären, daß und warum er es nicht zur Aufführung bringt. Dieses alles habe ich Ihnen geschrieben, weil ich es mir von der Seele schreiben mußte. Erkennen Sie meine Freundschaft daraus, daß ich Sie ausersehen habe, Ihnen mein Herz auszuschütten. Für mich bleibt nur noch die Frage, ob die Gesinnung, die so an mir gehandelt hat, die Gesinnung von Weimar gegen mich überhaupt ist. Müßte ich das annehmen, dann ließe ich das Haus, das ich uns dort gebaut, uneingerichtet stehen, ließe alles Geld, das ich hineingesteckt, schießen und käme nie wieder nach dem Ort, dem ich Herz und Seele dargebracht habe, und der mir zum Dank dafür das Herz zertritt. Meine Frau, die an diesem allem schwer, aber, ihrer heldenhaften Natur entsprechend, mit erhobenem Haupte trägt, sendet Ihnen und den Ihrigen Gruß.

Ich bin und bleibe Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Das Rätsel mit dem „Telegramm aus Wien", von dem im folgenden Brief die Rede ist, löst sich sehr einfach: Minister Rothe hatte es verfaßt, als der Großherzog jene Broschüre, die den Großherzog wegen seines Nicht-Besuchs der Goethe-Gesellschaft zur Rede stellte, nur erst durchblättert, noch nicht richtig gelesen hatte. Als er sie las, war er empört — aber das versöhnliche Telegramm war schon abgegangen. Rothe hat es mir erzählt. L.]

Berlin, 19. Februar 1907.

Lieber Freund,

Sie tun gut an mir mit Ihren treuen, fleißigen Briefen. Meine Zuschrift von gestern ist inzwischen in Ihre Hände gelangt. Ihr Brief, ebenfalls von gestern, veranlaßt mich indessen, noch einmal auf die Angelegenheit zurückzukommen.

Allem voraus schicke ich die Erklärung, daß Sie vollkommen in meinem Sinne handelten, indem Sie mir den Voßschen Epilog zuschickten. Es war für mich dringend geboten, Bescheid zu wissen. Und ich weiß jetzt Bescheid. Ich weiß jetzt, daß in der Tat der Widerstand gegen mich und meine Werke ganz unmittelbar vom Großherzog ausgeht. Indem ich Ihren Brief las, holte ich noch einmal das Telegramm hervor,

Digitized by Google

das mir der Großherzog nach dem Erscheinen meines „Worts über Weimar“ aus Wien geschickt hat, dieses Telegramm, das mit seinem anerkennenden, warmen Tone in so gradezu schreiendem Gegensatz zu seinem Verhalten in der ganzen folgenden Zeit steht. Immer von neuem suche ich nach der bösen, unsichtbaren Hand, die nach Absendung jenes Telegramms in seine Seele gegriffen hat, immer von neuem und immer vergeblich frage ich mich, was das für ein Mensch ist, der vier Jahre lang, nachdem ich in diesen vier Jahren meinerseits jede Gelegenheit ergriffen habe, ihm zu zeigen, daß ich seine Roheit gegen mich vergessen und verziehen, nicht nur seine böse Gesinnung festgehalten, sondern sie zu einer solchen Feindseligkeit hat ausarten lassen, daß er mich bis in die Seele kränkte. Denn bis in die Seele fühle ich mich gekränkt, und mit dem Großherzog bin ich darum jetzt fertig. Ich werde nicht einen Schritt mehr tun, der ihm entgegenkommt. Im ersten Augenblick — ich will es Ihnen gestehn — war ich drauf und dran, bei dem Minister Rothe anzufragen, ob mein Kontrakt bezüglich des Hauses nicht rückgängig gemacht werden könnte. Ich bin ruhiger geworden und habe es unterlassen. Ich sage mir, daß wir immer nur in Weimar sein werden, wenn der Großherzog nicht dort ist. Zugleich allerdings sage ich mir, daß es traurig um Deutschland steht, dessen Fürsten sich nicht scheuen, diejenigen, die vor der Welt für ihre Existenz eintreten, so zu behandeln...

Dem Minister Rothe dürfen Sie sagen, was ich Ihnen geschrieben habe. Wünscht er aus eigenem Anlaß, meinen Brief zu lesen, so habe ich nichts dagegen, daß Sie ihm denselben zeigen. Sollte ihm daran liegen, das Hohe Lied kennen zu lernen, so dürfen Sie ihm das Buch geben, das Sie von mir in Händen haben. Daß dieses alles tatsächliche Wirkungen nicht haben wird, weiß ich. Aber ich brauche das Bewußtsein, daß ich in Weimar Freunde habe. Tausend Grüße Ihrer Gattin

von Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 19. April 1907.

Mein werter Freund,

Ihr herzlicher Brief, der sich mit meiner Übersendung der Rabensteinerin an Sie gekreuzt hat, erfreut mich so, daß ich die Lakonik jener Sendung in etwas ausführlicheres Deutsch übertragen muß. Der Erfolg des Stückes hier war ein großer, ein tiefer, und nach der Art, wie die deutschen Bühnen danach verlangen, glaube ich hoffen zu dürfen, daß er ein weitgreifender werden wird. Das ist ein Gefühl reiner Freude, das sich ohne Nebengedanken genießen läßt. Es ist eine Sache von deutsch-kultureller Bedeutung, daß nach zwei Jahrzehnten von Literatur, wie wir sie gehabt haben, ein Werk, das so mit den ursprünglichen Elementen der Volksseele arbeitet, so gefallen kann. Und es gefällt tatsächlich auf der rechten wie auf der linken Seite der Gesinnungen. Von diesem Bewußtsein getragen, könnte ich über Weimar zur Tagesordnung übergehen. Wenn ich es nicht tue, werden Sie daraus erkennen, wie sehr ich trotz allem damit verknüpft bin.

Aufrichtig hat es mich nun erfreut, in Ihrem Briefe den lebhaften Ausdruck dafür zu finden, daß Ihre Empfindungen hinsichtlich des Verhaltens der dortigen leitenden Gewalten mir gegenüber den meinigen entsprechen. Darauf baue ich die Hoffnung, daß auch das Verhalten, das ich mir nun vorgeschrieben habe, Ihren Beifall finden

Digitized by Google

wird: ich werde mich mit der Hergabe der Rabensteinerin an das Weimarer Hoftheater so lange ablehnend verhalten, bis mir nicht Garantien für eine künftige andere Behandlungsweise geboten sind. Das Hoftheater hat bei meinem Agenten (nicht bei mir persönlich) bereits Schritte getan, um zu dem Stück zu gelangen. Ich habe ihm erwidern lassen, daß das Stück für das Interimstheater überhaupt nicht zu haben ist, für das neue Hoftheater vorläufig auch nicht, „da ich befürchten müsse, daß dem Großherzog die Aufführung eines Stückes von mir unerwünscht sein würde". Die Garantie ist die Wiederaufnahme der Lieder des Euripides am neuen Hoftheater. Der Stadt Weimar meine Liebe — dem Hofe, und was damit zusammenhängt, für Fußtritt Fußtritt.

Lassen Sie mich hoffen, daß Sie darin übereinstimmen mit

Ihrem

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Diesen Brief über den Goethetag beachte man als Ergänzung zu dem früher mitgeteilten Brief vom 10. Juni 1906! L.]

Berlin, 30. Mai 1907.

Lieber Freund,

ich eile, auf Ihren Brief zu antworten, der tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Was Sie mir über den Goethetag schreiben, bestätigt nur die Empfindungen, die ich schon seit Jahren darüber hege. Wie alle Institute, in denen der deutsche Philologe das Wort führt, schrumpft auch dieses immer mehr zu einem Gelehrten-Konventikel ein, das allen Zusammenhang mit der Nation verliert. Die semitische Blutmischung, die Schmidt in die Sache bringt, gibt ihr vielleicht für eine Zeitlang eine Talmi-Lebendigkeit. In dieser Zeit aber werden sich alle wertvollen deutschen Elemente mehr und mehr zurückziehen, und dann wird sie auch den Juden langweilig werden. Das aber grämt mich nicht. Irgendwelchen Wert für unser nationales literarisches Leben hat der Goethetag schon lange nicht mehr gehabt. Ich habe damals in meinem „Wort über Weimar" den Weg genannt, der der Sache auf die Beine helfen könnte — mögen nun die Goethepfaffen in sich selbst versauern.

Anders aber mit dem Schillerbund. Hier glaube ich eine Sache zu sehen, die wirklich zu einem produktiven Faktor in unserem Geistesleben werden könnte. Aus den neulichen Zeitungsberichten hatte ich den Schluß gezogen, daß sie in Angriff genommen sei. Darum habe ich, nicht ohne Erfolg, dafür zu werben begonnen... Nun bringen mir Ihre Worte eine wahre Bestürzung. Helfen könnte und würde natürlich, wenn er wollte, der Großherzog. Aber der Rest ist Schweigen. Helfen könnte auch der Leiter des Hoftheaters; ich meine sogar, daß die Sache, wenn er nicht hilft, direkt an ihm scheitern kann. Und so, fürchte ich, wird es kommen. Herrn von Vignau ist das Unternehmen lästig; darum wird er nach außen mit wohlwollenden Worten dafür, im stillen wird er dagegen sein, und es hintertreiben. [? Der Schillerbund besteht bis heutigentags, freilich ohne Bartels, und bringt sommerliche Festspiele. L.] Und wenn das Theater nicht entgegenkommt, wird natürlich aus der Sache nichts. Bei der Persönlichkeit Bartels' tritt sein Antisemitismus, sein weltbekannter, störend in den Weg. Er soll nicht, wie E. Schmidt, das Unternehmen auf das Judentum stützen, aber aus

Digitized by Google

Unternehmungen, bei denen das Judentum prinzipiell ausgeschlossen, wird und wird nun einmal in Deutschland nichts. Wenn es nicht schon zu spät ist, muß ihm das jetzt gesagt werden — wollen Sie es tun? Meine Frau grüßt.

Ich bin und bleibe Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Bad Kissingen, 25. Juni 1907.

Lieber Freund,

haben Sie Dank für Ihren Brief von gestern, und Dank auch für den Brief, der ihm voraufging. Es war gut, daß Sie uns in diesem auf den bevorstehenden Sternfall vorbereitet hatten, sonst glaube ich, würden wir, meine Frau und ich, vor Erstaunen einen Nervenschlag erlitten haben, als gestern nachmittag das eingeschriebene Paket aus Weimar ankam, aus dem sich, als wir es öffneten, das Komturkreuz und der Stern des Ordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken entpuppten. Zeichen und Wunder!! Als ich unter dem Begleitschreiben Rothes Namenszug erblickte, fiel mir alles ein, was Sie in Ihrem Brief über seine Kämpfe geschrieben hatten, und indem ich mir sagte, daß er für mich gekämpft, fühlte ich wirklich dankbare Liebe für den trefflichen Mann. Nicht daß die Orden an sich mich so über die Maßen erfreut hätten — es ist keine Maske, die ich mir vorbinde, wenn ich sage, daß Ordensauszeichnungen mir gleichgültig sind —, aber das Bewußtsein, daß die Verleihung dem Manne zu danken ist, an den ich, wenn ich an das mir liebe Weimar denke, neben Ihnen zuerst denke, das gibt ihr für mich Wert. Immerhin, da man im Leben mit der Alltags-Menschheit rechnen muß, nehme ich das Ereignis als eine günstige Einleitung für unser Weimarer Dasein hin. Mehr innere Freude als alles dies haben mir Ihre Worte über mein Gedicht zur Enthüllung des Denkmals bereitet. Ganz wie es gemeint war, haben Sie es verstanden, ganz wie es mir aus dem Herzen gekommen, ist es Ihnen zu Herzen gegangen. Ihre Worte lassen mich hoffen, daß das Gedicht in die Bevölkerung Weimars dringen wird, und ich gestehe, daß mir das eine große Freude bereiten würde. Das Bild, das die Zeitung „Deutschland" vom alten Großherzog zu dem Gedichte gebracht hat, paßte trefflich dazu. Auch dafür, daß Sie meinen Kranz niedergelegt haben, danke ich Ihnen. Durch beides, den Kranz und das Gedicht, bin ich nun bei dem Feste zugegen gewesen, in der Art, wie ich ja, bei meinen körperlichen Verhältnissen [W. war in den letzten Jahren sehr schwerhörig. L.] eigentlich bei ergreifenden Vorgängen überhaupt nur noch zugegen sein kann, körperlich fern, geistig nah. Und Ihre Freundschaft hat mir dabei wieder geholfen. Das freut mich. Darum, wie Sie mir gleich gestern abend noch geschrieben haben, schreibe ich Ihnen unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes, heut abend noch. Lassen Sie mich doch, bitte, wissen, wie es Rothe geht, der der Zeitung nach am Enthüllungstage bettlägerig war. Und nun, da man in Kissingen früh zu Bett muß, mit tausend Grüßen von meiner Frau, in Treue und Freundschaft

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Digitized by Google

Hotel und Villa Diana, Bad Kissingen, 10. Juli 1907.

Lieber Freund,

heut, indem ich Sie so anrede, möchte ich wirklich das Wort Freund unterstreichen. Bedürfte es eines Beweises dafür, daß Sie es sind, Sie hätten ihn in der Zeit, da wir hier in Kissingen sind, zweifach und dreifach erbracht. Zuerst von Weimar aus, wo Sie uns durch Tat und Wort mit allen Ereignissen im Zusammenhang hielten, jetzt aus dem heimatlichen Zürich, von wo Sie uns über mein liebes Töchterchen, die Rabensteinerin, Nachrichten zugeschickt haben, bei denen uns das Herz im Leibe gelacht hat. Gestern abend hatten wir uns über die Notiz von der erfolgreichen Aufführung des Stückes am Hohentwiel gefreut, und während heut die Freude in uns noch nachklingt, kommt schon eine zweite, die wirklich wohltuende Besprechung von Stück und Aufführung in der nächsten Nummer. Danach zu urteilen, ist es wirklich ein ganz großer Erfolg gewesen, einer, wie ich ihn mir wünsche, ins Volk dringend, populär, die Aufnahme eines Volksstücks durch das Volk, für das es geschrieben wurde. Denn die Bezeichnung „Volksschauspiel", die der Besprecher in der Neuen Züricher Zeitung für das Werk braucht, charakterisiert es treffend; und ich habe, indem ich den Aufsatz las, wieder einmal recht empfunden, wieviel einfacher und darum besser die Schweizer Literaten über solche Sachen sprechen, als die ästhetisch und literarisch überbildeten deutschen. Nun ist die Rabensteinerin außerhalb Berlins an zwei Theatern gespielt worden, in Frankfurt a. M. und am Hohentwiel; mit dem gleichen Erfolg wie in Berlin. Nun darf man hoffen, daß es durch Deutschland so weiter gehen wird. [Bekanntlich wurde die „Rabensteinerin" eines seiner zumeist gespielten Stücke. L.] In diesen Tagen werden es grade zwei Jahre, als ich meiner Frau auf dem Dolder bei Zürich das eben fertig gewordene Manuskript zu lesen gab. Damals haben wir nicht gedacht, daß uns heute die Züricher Zeitung so frohe Botschaft über das Stück bringen würde. Dafür danke ich Ihnen, der Sie Ihre Freundes-Gesinnung wie ein gutes Reisegepäck überall mit hin führen und sie werktätig werden lassen, wo sich die Gelegenheit bietet. Am nächsten Dienstag, 16., sind wir in Weimar, wo wir einige Tage bleiben, um zu sehen, wie es mit Ithaka am Horn steht. Am liebsten bliebe ich dann gleich dort, aber es wird wohl noch nicht so weit damit sein. Schmerzlich werden wir, am Bahnhofe einlaufend, nach dem Ehepaar Spinner ausblicken, der Gedanke aber wird uns beruhigen, daß es diesem im schönen Heimatsorte gut und frei ergeht, und daß sie in Weimar sein werden, wenn wir zum zweitenmal dahin kommen. Meine Frau grüßt all die Ihrigen tausendmal.

Ich bin und bleibe Ihr Freund

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin, 13. Januar 1908.

Lieber Freund,

Ihr Brief ist mir ein Geschenk. Für Geschenke dankt man. Und weil Dank wie eine edle Essenz ist, die sich, wenn sie absteht, verflüchtigt, danke ich Ihnen umgehend.

Wir haben, meine Frau und ich, am Abend des 11. in voller Muße hier bei uns zu Hause gesessen. Am Morgen des Tages hatten wir bereits durch den Weimarer Verleger Bossens „Frühlings-Märchenspiel" [Eröffnungsspiel] zugeschickt erhalten. Der Titel charakterisiert das Ganze: es ist überhaupt keine Eröffnungsdichtung für irgend

Digitized by Google

ein Theater, am wenigsten für das Weimarer, mit dem es absolut nichts zu tun hat. Wie alles, was Voß schreibt, keineswegs ohne Talent, aber ohne Gestaltungskraft, weil sein Herz keine Menschen beherbergt und sein Kopf keine Gedanken. Das Wort Erich Schmidts, das Sie mir übermitteln, trifft zu. Wäre die junge Kunst wirklich die Repräsentantin der modernen, dann hätte aus ihrem Gegenübertreten mit der alten klassischen wirklich ein dramatisch Lebendiges werden können. So wie es ist, ist die Gestalt aber nichts als die konventionelle Verkörperung der Jugend, gegen welche irgendeine Kunst gar nicht aufzubegehren braucht. Natürlich müßte dann auch der Konflikt aus sich selbst zu einem Ende gebracht werden, nicht durch den Machtspruch eines Apoll, der ebensowenig individuell ist wie die Gestalten der beiden, die er versöhnt, obschon gar nichts zu versöhnen ist.

In mir ist eine seltsame Stimmung, eine Art von dumpfer Traurigkeit. Nicht etwa über mein Schicksal, das wäre lächerlich; niemals habe ich mich tiefer im Mittelpunkt von Weimar und Deutschland gefühlt als gerade jetzt, nie sicherer gewußt, daß mich da kein Dritter hinausbringt. Aber Trauer um Weimar. Ein ahnendes Gefühl, als wäre es mit Weimar zu Ende. Dieses ganze Fest mit seinem mühselig zustande gebrachten äußeren Glanz und seiner gähnenden inneren Armut! Nicht eine Persönlichkeit vorhanden, auf die man Zukunft bauen könnte! Und beinah ängstigt mich mein eignes Hohes Lied. Ich habe in dem Gedicht, indem ich es zur Chronik Weimars machte, gewissermaßen die Summe von dem gezogen, was Weimar heißt und ist. Wenn man eine Summe zieht, schließt man ab. Wäre das Gedicht ein Symbol des Abschlusses, hinter dem weitere Zahlenreihen nicht mehr kommen? Wer kann sich, wenn er das heutige Weimar ansieht, solcher Gedanken entschlagen? Als einer der wenigen Lebendigen stehen Sie, lieber Freund, für mich in diesem absterbenden Ort. Das sagt mir Ihr Brief, aus dem ich mit Freuden erfahre, daß das Leben in Ihrem Hause, Ihr Hermännchen [der krank war], wieder zurückkehrt. Und das gibt mir die Gewähr, daß wir einen guten Sommer zusammen haben werden. Denn wir kommen gern wieder, das dürfen Sie glauben. Mit diesem freudigen Ausblick ins persönliche Leben für heute mit herzlichem Gruß an die liebe Gattin ade!

Herzlichst Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

[Der Sommer war der letzte, den Wildenbruch erlebte; und zwar in Weimar, in seiner „Villa Ithaka", in vielfacher Berührung mit den Freunden vom Herderhause. Aber diesem Ausruhen gingen auch jetzt noch schwere Monate voraus: mehrere lange Briefe bekunden mühsame Verhandlungen um die „Rabensteinerin", wobei sich sogar Bürgermeister Donndorf vermittelnd einmischen mußte. Und als es soweit war — lud man den Dichter nicht einmal ein, machte ihm überhaupt keine Mitteilung! Der Kampf um Weimars Liebe und Verständnis mußte also fast bis an die Bahre geführt werden! L.]

Berlin, 18. Mai 1908.

Lieber Freund,

die Zeitungsnotiz, die ich soeben von Ihnen erhalte, des Inhalts, daß morgen die Rabensteinerin in Weimar zur Aufführung kommt, wirkt auf mich mit peinlichstem Eindruck. Hätten Sie mir die Zeitung nicht geschickt, so wüßte ich tatsächlich von der Sache nichts. Die Generalintendanz hat es nicht für nötig befunden, mich zu benachrichtigen; Herr Weiser, der das Stück in Szene setzt, desgleichen. Lautlos geht das Weimarer Theater an mir vorbei. Ich empfinde den Bruch zwischen ihm und mir als einen vollständigen.

Digitized by Google

Als vor einiger Zeit die Nachricht erschien, daß ich zur Aufführung der Rabensteinerin in Weimar sein und daß das Theater im kommenden Winter die Lieder des Euripides wieder aufnehmen würde, glaubte ich, daß der Bann gebrochen und die Möglichkeit zur Wiederaufnahme des Verhältnisses zwischen mir und Vignau gegeben sei. Ich empfand es wohltuend und freute mich. Bald darauf erschien das grobe Dementi: seitens der Generalintendanz, das nicht nur grob und verletzend, sondern auch noch so gehalten war, daß man zwischen den Zeilen herauslesen konnte, daß die erste „Notiz" möglicherweise von mir selbst ausgegangen sei. Und nun die Ansetzung der Rabensteinerin, ohne mich auch nur mit einer Silbe davon zu benachrichtigen! Das heißt nicht nur, mich nicht einladen, sondern mich hinauswerfen. Und es ist dies das drittemal, daß ich aus dem Weimarer Hoftheater hinausgeworfen werde. Meine Stimmung ist so, daß ich wieder mit mir zu Rate gehe, ob ich überhaupt nach Weimar kommen oder mein Haus nicht stehn und liegen lassen soll. Denn was soll ich in einer Stadt, der ich alles bringe, was ich habe und bin, und die so elend marklos ist, daß sie mich der bösen Laune eines [muß ausfallen] und der Erbärmlichkeit seiner Speichellecker ausliefert, ohne auch nur ein Wort des Protestes dagegen zu finden! Freundschaftlichst Ihr

Ernst v. Wildenbruch

[Diese Verstimmung wurde durch Spinners Bemühen wieder zum Guten gelenkt, wofür der — durch den Erfolg der „Rabensteinerin" freudig bewegte — Dichter herzlich dankte. L.]

* * *

Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 14, 2. Juni 1908.

Lieber Freund,

heute, in großer Eile, nur ein kurzes Wort über weittragende Dinge: es hat — Dank Ihrer Anregung und der von Frau von Helldorff — ein Briefwechsel zwischen Herrn von Vignau und mir stattgefunden, der nun dahin geführt hat, daß wenn wir nach dem Goethetage nach Weimar kommen, wir Vignaus aufsuchen und die Beziehungen mit ihnen wieder aufnehmen werden. Ich denke, die Nachricht wird Sie erfreuen, wie es mich erfreut, aus einem unleidlich gewordenen Zustand herauszukommen. Die erwähnte Korrespondenz habe ich Frau von Helldorff in Ur- und Abschrift zugestellt und sie aufgefordert, Ihnen Kenntnis davon zu geben.

Nun auf baldiges gutes Wiedersehn! Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 14, 4. Juni 1908.

Lieber Freund,

diese meine Zeilen sollen heute nichts Sachliches, Geschäftliches bringen, sondern Ihnen nur sagen, wie tief der Ausdruck Ihrer und Ihrer Gattin Freude uns beide bewegt hat. Die Sache ist zu gutem Austrage gelangt, und wie ich mir glaube bestätigen zu dürfen, nachdem sie richtig von mir geführt worden war. Ihnen aber, der Sie so viel zu dem guten Ausgang beigetragen haben, sei nun von Herzen Dank gesagt. Dem Gefühl und Instinkt, der mich bisher geleitet, folge ich, wenn ich mit meiner Frau erst nach dem Goethetage komme. Abgesehen von körperlichen An-

Digitized by Google

strengungen, die ich meiner Frau ersparen muß, wünsche ich, dem Großherzog persönlich fernzubleiben, was sich wahrscheinlich nicht bewerkstelligen ließe, wenn wir an dem Tage dort wären. Nachher soll es nur um so schöner werden. Treulichst

Ihr

Ernst v. Wildenbruch

* * *

### Nachwort des Herausgebers

Dies ist Wildenbruchs letzter Brief an seinen Freund Spinner. „Nachher soll es nur um so schöner werden". In der Tat ist es um seinen Abend, wie wir soeben hörten, doch noch Licht geworden. Das Ehepaar verbrachte jenen Sommer in der „Villa Ithaka". Am 28. Dezember schrieb dann Spinner einen letzten Brief an Wildenbruch nach Berlin, voll Dank: „Es waren immer so reich belohnte Gänge, und es schmerzt mich fast, mir sagen zu müssen, daß ich monatelang darauf verzichten muß... Mit Ihrem Weggange ist uns eben zu viel genommen; es war so viel, was Sie uns gegeben, und das hat uns zu verwöhnten Leuten gemacht" — mit den Worten schließend: „Schon aber grüßt das neue Jahr herüber, und wir grüßen es wieder mit dem Wunsche, daß es Sie beide uns erhalten und Ihnen eine lange Zeit voll Glück und frohen Muts in Weimar schenken möchte!".

Der Wunsch hat sich nicht erfüllt; schon am 15. Januar 1909 erlag des Dichters heißes Herz.

Und mit ihm ging eine ganze nationale Richtung zu Ende, die von Geibel, Jordan, Dahn und andren herkam, die den Reichsgedanken in hohen Ehren hielt — nun aber in der Literatur dem Naturalismus und dem sozialistischen Internationalismus der Moderne erlag. Wildenbruchs Herz hat auch in körperlichem Sinne versagt — das Herz, das vor allem für Deutschland schlug, immer für Deutschland. L.

## Vorm Gewitter

### Von Gustav Schüler

**Die Unken murren dumpf vom Ried,**
**Stechapfelatem schwelt und zieht.**

**Der Wind holt seine Fahnen ein,**
**Die Pappel läßt ihr Singen sein.**

**Und hinterm gelben Ginsterhaar**
**Wird schwarzer Wald, der sonst nicht war.**

**Der brütet rote Schlangen aus — —**
**Hirt mit der Herde, treib' nach Haus!**

Digitized by Google

# Hymne an Deutschland

Von Kuno Francke
(Harward-Universität in Cambridge U.S.A.)

Niemand wird ohne Rührung dieses schwungvolle Bekenntnis zu Deutschland lesen, das ein Siebzigjähriger schrieb: Professor Francke, Leiter des Germanischen Museums an der Harward-Universität; er ist drüben in zahlreichen Vorträgen für die Erstarkung des Deutschtums tätig gewesen und hat sich durch sein Werk „Kulturwerte der deutschen Literatur" bekannt gemacht. D. T.

Hebt an den Sang, den hohen,
Von heil'ger Väter Land!
Laßt auf zum Himmel lohen
Der Herzen Glutenbrand!

O Mutter, schmerzensreiche,
O Deutschland, Seelentrost,
O Deutschland, wundenbleiche,
Von grimmem Haß umtost,
Wie herrlich und erhaben
Im Leide stehst du da!
Wie reich an Wundergaben,
Die je ein Auge sah!
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

Noch rauschen deine Wälder
In dunkler Märchennacht;
Noch glänzen deine Felder
In goldner Erntepracht.
Noch klingen deine Glocken
Von Dom zu Dome weit,
Als wollten sie uns locken
Ins Land der Ewigkeit.
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

Froh winkt von deinen Höhen
Kapell- und Burgengruß;
Hell flattert Liedeswehen
Um rüstigen Wanderfuß.
Laut hämmern deine Städte
In harter Arbeit Schweiß;
Sie schaffen dir neu Geräte
Zu Friedens Zier und Preis.
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!



Digitized by Google

Tief quillt aus tausend Kehlen
Ein einziger Sehnsuchtsschrei:
Aufs neue zu beseelen,
Was mutig ist und frei!
Aufs neue hinzuschweifen
Nach allem, was groß und schön!
Aufs neue hinaufzugreifen
Nach höchsten Menschheitshöh'n!
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand,
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

Und Vätergeister schweben
Durch deine Fluren hin;
Sie wollen Kraft dir geben
Und stählen deinen Sinn.
Sie wollen dir erzählen
Von alter Herrlichkeit;
Sie wollen dich erwählen
Zur Krone neuer Zeit.
Weithin, weithin, vom Stephansdom zum brausenden Meeresstrand.
Wie schlägt das Herz dir mächtig, heiliges Vaterland!

O Gott, du kannst nicht dulden,
Daß deutsche Art vergeht;
Du kannst es nicht verschulden,
Daß deutsche Kraft verweht.
Du kannst es nicht erlauben,
Daß deutscher Glaube stirbt;
Du läßt ihn uns nicht rauben,
Den Geist, der nicht verdirbt.
Aus Qual und Tod, aus Schicksalsnot, aus loderndem Weltenbrand,
Erstehst du groß und strahlend, heiliges Vaterland!

O Volk, ans Kreuz geschlagen,
Zermartert und entehrt,
Dir ist aus Kreuzestagen
Ein Gotteswort beschert:
Die Welt hat dich verraten,
Dein Leib, er ist zerschellt;
Aus deinen Leidenstaten
Entspringt das Licht der Welt!
Aus Qual und Tod, aus Schicksalsnot, aus loderndem Weltenbrand,
Erstehst du groß und strahlend, heiliges Vaterland!

Digitized by Google

# Rundschau

## Kanzler Brück und sein großer Nachkomme

### 1. Die Prophezeiung

An einem Sommer-Sonntag des Jahres 1555 hielt eine Kutsche vor dem am Markt (Nr. 11) in Weimar neben dem Stadthaus gelegenen Hause des Dr Christian von Brück, das dieser sich nach seiner Übersiedelung aus Wittenberg durch den Hofbaumeister Nikol Grohmann hatte erbauen lassen. Bald erschien er auch mit seiner Frau und stieg ein.

Er war ein stattlicher Mann gegen Ende der dreißiger Jahre, mit kurzem, vorn geteilten Vollbart und lockigem, unter dem Sammetbarett hervorquellenden Haupthaar, in der Kleidung der vornehmen Leute damaliger Zeit. Seine fast gleichaltrige Frau Barbara, eine Tochter des vor zwei Jahren hier in ihrem Hause verstorbenen berühmten Malers der Reformation Lukas Cranach, war eine anmutige, schlanke Erscheinung, deren Gesichtszüge die Ähnlichkeit mit ihrem Vater nicht verkennen ließen.

Man fuhr zunächst nach der im rechten Winkel anstoßenden Häuserreihe des Marktes und holte dort den jüngeren der beiden Brüder Barbaras ab, den ebenfalls als Maler sich betätigenden Lukas Cranach d. J. mit seiner Frau, der Tochter des Wittenberger Professors Augustin Schurff, die er in zweiter Ehe geheiratet hatte. Seine erste Frau war die verstorbene Schwester Brücks gewesen, so daß er in doppelter Beziehung dessen Schwager war.

Der Wagen hielt vor dem zweiten Hause neben der Gastwirtschaft (Nr. 22), die eine Tafel über der Tür mit dem Bild eines Bären und dem Vers aufwies: „Das Haus stet in Gottes Handt, zum Schwartzen Beren ist es genant". Hier wohnte der Schwager Lukas, nachdem er vor der Pest aus Wittenberg geflüchtet war.

Dann fuhr man zu vieren zum Frauentor hinaus.

Das Ziel der Fahrt war das Gut Ehringsdorf. Dieses war einst Eigentum des Zisterzienser-Nonnenklosters Oberweimar gewesen, von dessen „Abtissin, Priorin und Samblung" es ein Herr von Cölleda als Lehen erhalten hatte. Von diesem war es auf seine Söhne Dittrich und Volkmar gekommen, die nach der Sequestration des Klosters durch den Kurfürsten Friedrich den Großmütigen in ihrem Lehen bestätigt waren. Vor kurzem hatte Dr. Christian von Brück aus dem reichen Erbteil seines Schwiegervaters das Lehensgut erworben und von dem einen der seit vorigem Jahre gemeinsam regierenden sächsischen Herzöge — Johann Wilhelm — als Lehensherren die Bestätigung erhalten.

Auf dem Gutshofe besichtigte man zunächst unter der Führung des Verwalters die ganze Wirtschaft, wobei auch die schon vorher zu Fuß herausgesandten fünf Kinder — drei Söhne und zwei Töchter — Brücks zugegen waren.

Während dann die Kinder sich auf dem Hofe umhertummelten, machten die Eltern mit den beiden Cranachs einen Spaziergang über die hinter dem Gehöft nach Taubach hin sich erstreckende Ilmwiese nach dem Gehölz am Rande des lieblichen Flußtales.

„Ist es nun nicht viel schöner hier," fragte Barbara ihren Gatten, „als in der engen, dumpfen Stadt? Du mußt mir doch dankbar sein, daß ich dich endlich einmal wieder von deinen Akten

Digitized by Google

habe fortlocken können und an unseres seligen Luthers Wort in seinem Katechismus erinnert habe: Du sollst den Feiertag heiligen!"

„Ich bin halt kein Pfaffe," erwiderte Christian Brück, „wenn auch eines solchen Sohn!"

„Deshalb hat man dich wohl auch im vorigen Frühjahr zum Mitglied der Kirchenvisitation bestimmt?" meinte lachend sein Schwager.

„Hast du übrigens wieder Nachricht erhalten," fragte Cranachs Frau, „wie es deinem Vater in Jena geht?"

„Ja — sein Augenlicht läßt leider mehr und mehr nach", erwiderte Christian. „Aber trotzdem", fuhr er fort, „gönnt sich der ‚Herr Kanzler' keine Ruhe. Er arbeitet noch in Prozessen wie einstens als junger Amanuensis bei Dr. Henning Goede in Wittenberg, auch hält er Vorlesungen an der Schule im Paulinerkloster."

„Ja, ja — 's ist doch ein gelahrter und trotz seiner siebzig Jahre so arbeitsamer Herr!" meinte der Maler. „Vielleicht bringt er es auch noch auf ein so hohes Alter wie unser seliger Vater!"

„Mag schon sein," erwiderte Brück, „aber die Rüstigkeit von Vater Cranach dürften wohl wenige Menschen erreichen. Daß er mit achtzig Jahren noch so ein großes Altarbild malen konnte, ist doch eine wunderbare Leistung!"

„Ja," fuhr Barbara fort, „und was er davon in dem einen Jahre da oben im Turmzimmer geschaffen hat — — nur ein paar Monate hätte ihm Gott noch schenken sollen, dann hätte er es sicher vollendet!"

„Und unsereins", meinte Lukas, „braucht weit über ein Jahr dazu —"

„Nun ist es aber, Gott sei Dank, fertig!" setzte seine Frau hinzu. „Und wenn es demnächst in der Kirche zu St. Peter und Paul in Weimar aufgestellt ist, hat mir Lukas heute versprochen, werden wir wieder nach Wittenberg zurückkehren."

„Ach — das geliebte Wittenberg!" meinte Barbara sehnsüchtig. „Unsere Heimat!"

„Nun, ich dächte," versetzte Brück mit Nachdruck, „auch in Weimar läßt es sich leben."

„Wenn man nur mehr von seinem Manne hätte!" seufzte Barbara.

„Für Frauen ist es doch schwer begreiflich," erwiderte Dr. Brück darauf ziemlich unwillig, „wenn einen Mann das Streben nach Höherem, der Drang, sich zu betätigen, der Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, so in Anspruch nimmt, daß alles andere dagegen zurücktritt."

„Welch schöne Blume!" rief da Lukas Cranachs Frau ablenkend und bückte sich, um eine am Waldrand leuchtende Blume zu pflücken.

„Da stehen ja noch mehrere!" griff dankbar Barbara Brück den neuen Gesprächsgegenstand auf und drang in das Gebüsch ein.

Plötzlich stieß sie einen kurzen Angstschrei aus und stürzte erschreckt zurück.

„Was ist dir — was war dort?" fragten Brück und Cranach erregt.

„Die Hexe — mit dem Messer — dort!" stammelte sie, nach Atem ringend.

Sofort drang Brück in das Gebüsch und zog bald ein altes, häßliches Weib heraus. Ein ihr abgenommenes Messer hielt er in der freien Hand.

„Da ist sie — die Hexe!"

„Ich bin aber keine!" fuhr diese auf, „man nennt mich nur so! Ich bin eine arme alte Frau, die Sibylle Mäusezahl aus dem Ort hier, die niemandem etwas zuleide tut. Laßt mich los, gnädiger Herr!"

„Nicht eher, als bis du mir gestanden hast, warum du dich hier im Walde versteckt und mein Weib mit dem Messer bedroht hast!"

„Ich habe nur Kräuter und Wurzeln gesucht, gnädiger Herr. Das Messer hatte ich noch vom Ausstechen in der Hand — —"

„Was wolltest du mit den Wurzeln und Kräutern?" forschte Brück.

„Nun, die sind gut zu heilsamen Tränken und Salben für Kranke."

„Kommen die denn zu dir?"

Digitized by Google

„Und ob! Aus der ganzen Umgegend. Sogar im ehemaligen Nonnenkloster drüben in Oberweimar fand ich Abnehmer."

„Helfen deine Mittel auch?"

„Ei natürlich, man muß nur auch dran glauben."

„Du kannst natürlich auch wahrsagen?"

„Auch das leugne ich nicht."

„Nun denn — so gib mir einmal einen Beweis deiner Kunst, Alte. Dann erhältst du dein Messer wieder und ein Geldstück dazu — — du weißt doch, wer ich bin?"

„Gewiß, Ihr seid der herzoglich sächsische Rat Dr. Brück aus Weimar, unser Gutsherr!"

„Schön — nun sagt mir aber auch, was ich sein möchte!"

„Aber, Christian, laß doch das!" fiel Barbara ein. Er winkte jedoch stumm ab.

„Gebt mir Eure Hand!" sagte die Alte.

Sie betrachtete aufmerksam die Innenfläche der ihr gereichten kräftigen und weißen Hand Dr. Brücks. Dann sagte sie langsam und bedeutungsvoll: „Ihr wünschtet als eines Königs Sohn zur Welt gekommen zu sein! Da dies aber nicht der Fall ist, so strebt Ihr hoch hinaus und sucht im Fürstendienst zu Macht und Ehren zu gelangen und Euch einen Namen zu machen — mehr als Euer Vater und Schwiegervater!"

„Und werde ich es erreichen?" fragte Brück betroffen. Eine Weile betrachtete Sybille die Hand des Fragestellers erneut genau. Dann verkündete sie, gleichsam aus deren Linien ablesend: „Zu hoher Stellung im Fürstendienst werdet Ihr bald steigen. Von vielen Untertanen werdet Ihr gefürchtet, ja gehaßt werden. In der Welt wird Euer Name bekannt werden durch Euer außergewöhnliches Schicksal, denn

der krumm' Bach und der grimme Stein,
die werden des Herzogs Brück
zerbrechen grad' in vier Stück!"

„Was soll das bedeuten — etwas Schlimmes für den Herzog — für mich?"

„Ach, frage doch nicht weiter, Christian!" fiel Frau Barbara jetzt wieder ein.

„Nein — ich muß alles wissen, ich will es — — hörst du, Alte?" forderte Brück heftig. „Wie lange lebe ich noch?"

„Wenn ein Wagen dahin fährt, schwarz verhängt, mit weißen Rossen bespannt,
die Schweife lang und blutigrot — —
dann, Herr, bereitet Euch zum Tod!"

„Und — wie sterbe ich?"

„Als getreuer Diener Eures Herrn."

„Was wird aus meiner Familie?"

„Sie wird weiter leben und blühen. Euer Haus bleibt bestehen. Eure Söhne werden Euren Namen fortpflanzen, dennoch wird Euer Stamm erlöschen. Durch Eure Tochter aber wird ein Tropfen von Eurem und des Malers Blut sich dereinst auf einen Mann vererben, der nicht so wie Ihr heißt, aber dem gleichen Fürstenthron wie Ihr in hoher Stellung nahesteht und das erreicht, was Ihr für Euch erstrebt:

Ein König ist's durch seinen Geist,
sein Werk und Namen jeder preist!

Doch nun laßt mich fort — weiter kann ich Euch nichts sagen!"

Stumm zog Brück die Börse, gab der Alten ein Goldstück sowie ihr Messer zurück und ließ die wortreich Dankende entweichen.

„Wir wollen umkehren, nicht wahr?" sagte er dann verdüstert.

„Du wirst dir doch nicht etwa durch die sogenannten Wahrsagungen des alten Weibes den schönen Tag verderben lassen, Christian?" Barbara suchte mit diesen Worten ihren offenbar stark erregten Gatten zu beruhigen. Sie hängte sich in seinen Arm und drückte ihn liebevoll an sich.

Digitized by Google

„Du hast gehört, wieviel Zutreffendes sie gesagt hat! Im übrigen weißt du ja, daß ich an solche überirdischen Kräfte und Gaben bei einzelnen Menschen glaube. Was meinst du dazu, Lukas?"

„Ich gebe zu, daß sie einiges Wahre gesagt hat, aber das hat sie irgendwo aufgeschnappt, wie deinen Ausspruch von dem Königssohn, oder sich geschickt zusammengereimt.

„Eigenartig!" murmelte Brück, während Cranach sich mit seiner Schwester und Frau beim Weitergehen krampfhaft zu unterhalten begann. „Der krumm' Bach, der grimme Stein — ein rätselhafter Tod — andererseits die hohe Stellung — bekannter Name — der große Nachkomme in Weimar — — Ich muß meinen Weg gerade deshalb weiter gehen. So wird mein Leben doch nicht vergebens sein!"

Plötzlich drückte er den Arm seiner Frau heftig an sich und sagte erregt: „Versprich mir eins, Barbara, daß du mich immer lieb haben wirst, was da auch kommen mag!"

„So lange ich lebe, Christian!" beteuerte Barbara mit leise bebender Stimme.

## 2. Des Kanzlers Ende

In ihrem kleinen und einfach eingerichteten Schlafzimmer des Gutshauses in Ehringsdorf saß Frau Barbara Brück an einem warmen Sommerabend des Jahres 1574 am geöffneten Fenster.

Sie weilte seit einigen Tagen hier auf dem Lande zur Erholung, aber nicht mehr als Gutsherrin, sondern als Gast der jetzigen Besitzer, ihrer drei Söhne Christian, Veit Christian und Hans Wilhelm, die erst im vorigen Jahre von neuem wieder mit Ehringsdorf belehnt waren. Diese Neubelehnung war durch den Tod (1575) des Lehns- und Landesherrn, des Herzogs Johann Wilhelm (des Bruders des seit 1567 vom Kaiser in Gefangenschaft gebrachten und abgesetzten Johann Friedrich des Mittleren), wie es damals bei jedem Wechsel der Lehns-Herrschaft üblich war, veranlaßt worden. Den neuen Lehnsbrief hatte der Kurfürst August von Sachsen, der seit des Herzogs Tode die Vormundschaft für dessen Söhne Friedrich Wilhelm und Johann führte, ausgestellt.

Barbara Brück hatte das Anzünden der Kerze absichtlich unterlassen; der Abglanz des Abendrots war ihr Beleuchtung genug.

Das kleine Gemach war in rötlichen Schimmer getaucht. In diesem trat jetzt der gerahmte Holzschnitt an der Wand über dem Bett deutlich hervor. Das bleiche Gesicht des vollbärtigen, vornehm gekleideten Mannes mit Barett und verbrämtem Überrock in halber Figur bekam einen Hauch des Lebens. Es war das von Barbaras Bruder Lukas Cranach d. J. im Jahre 1549 kurz vor ihrer Übersiedelung nach Weimar gefertigte Bild ihres Gatten Christian Brück.

So sah er aus, als wir junge glückliche Eheleute waren, dachte die einsame Frau. Wer hätte damals geahnt, daß diese Ehe so ein schreckliches Ende nehmen würde! Mit welchem Übermaß von Glücksgefühl, Lebensmut und stolzen Hoffnungen war sie begonnen worden! Barbara dachte an ihren Hochzeitstag in Wittenberg zurück, an die feierliche Trauung in der Pfarrkirche und an das Festmahl im Vaterhause, in der Apotheke am Markt. Wie viele Jahre waren seitdem vergangen — was war inzwischen alles geschehen, allein wie viele Teilnehmer jener Feier waren indessen schon ins Grab gesunken: ihre beiden Eltern (Cranach und seine Frau), ihr Schwiegervater, der alte Kanzler Gregorius Brück, ihre Schwägerin Barbara, die ihres Bruders Lukas d. J. erste Frau gewesen war, der große Reformator D. Martin Luther mit seiner Frau Katharina geb. von Bora, der ihres Vaters Freund gewesen war, der ihm ebenfalls befreundete große Gelehrte Philipp Melanchthon, einst Christian Brücks Erzieher; auch der Kurfürst Friedrich der Weise, dessen Hofmaler und treuer Freund auch im Unglück ihr Vater gewesen war und der zur Hochzeit ein sehr gnädiges Glückwunschschreiben gesandt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden! Alle waren sie gestorben, aber sanft und selig — und nicht auf so schreckliche Weise wie ihr unglücklicher Gatte!

Und wodurch hatte er dieses Ende verschuldet? Lediglich durch seine Parteinahme für den ihr verhaßten ränkesüchtigen und verschlagenen Abenteurer aus Franken, den Ritter von Grum-

Digitized by Google

bach! Bis zu dessen Auftauchen am Hofe im Jahre 1557 war ihre Ehe glücklich und — abgesehen von den kleinen Verstimmungen infolge des übergroßen Berufseifers und Ehrgeizes ihres Mannes — ungetrübt gewesen. Von da ab trat erst unmerklich, dann aber immer mehr eine Verschiedenheit der beiderseitigen Ansichten, eine Spannung zwischen den Ehegatten ein; und zwar nur wegen der „Grumbachischen Händel". Die letzten drei Jahre vor Brücks Tode war Barbara sogar fast dauernd von ihrem Gatten getrennt, da der Herzog sein Hoflager von Weimar nach Gotha bzw. der Veste Grimmenstein daselbst verlegte, wo sich seine oder vielmehr Grumbachs Anhänger um ihn sammelten, so daß dort, wie Kaiser Karl V. später sagte, „eine Herberge der Ächter, der Landfriedensbrecher, Straßenräuber und Mörder war". Brück, des Herzogs Kanzler, mußte mit der Kanzlei auch dorthin übersiedeln und konnte dann nur selten seine Familie in Weimar besuchen, besonders da er manchen Feind hatte wegen seines Vorgehens gegen Geistliche während der „Synergistischen Religionsstreitigkeiten". Gerade aus diesem Jahre 1564 entsann sich Barbara noch mit Schaudern eines Anschlages auf Christians Leben, der sogar in seinem eigenen Hause in Weimar und von einer hochgestellten Persönlichkeit am hellen Tage gegen ihn unternommen wurde, noch dazu in der harmlosen Form eines „Mummenschanzes". Sie sah den Vorgang noch greifbar deutlich vor sich. Am 12. November — es war gerade Sonntag und Kirchzeit — hatte sie großen Lärm im Treppenflur ihres Hauses am Markt gehört und war mit ihren beiden Töchtern hinausgeeilt. Sie sah mit Schrecken ihren Gatten auf dem ersten Treppenabsatz bei der Fensterbank stehen, die ganze Treppe und den Flur voll von Bewaffneten, und ihnen gegenüber einen mit einem umgekehrten Marderpelz Vermummten — es war, wie sich herausstellte, Herzog Otto der Jüngere von Braunschweig —, den gezückten Degen in der Hand, der den unbewaffneten, gerade zur Abreise nach Gotha gerüsteten Kanzler mit heftigen Worten überschüttete. Barbara hörte ihn Schmähungen und Verdächtigungen ausstoßen, die ein intimes Verhältnis Brücks zur inzwischen verstorbenen Herzogin andeuteten, was der Kanzler empört zurückwies. Der Herzog verlangte, er solle ihm mit der Waffe, die ihm jemand aus der Umgebung leihen sollte, Rechenschaft dafür geben, und schwang dabei drohend den Degen. Es glückte ihr, den Kreis der Umstehenden zu durchbrechen und sich schützend vor ihren Gatten zu stellen, während die beiden Töchter, um Schonung bittend, dem Herzog zu Füßen sanken. Dadurch gelang es, den Kanzler in Sicherheit zu bringen. Der Abschied der beiden Ehegatten an diesem Tage stand unter dem Eindruck dieses Vorganges, und insbesondere auf Barbaras Seite unter der Nachwirkung der häßlichen Verdächtigung ihres Mannes, obwohl sie von deren Haltlosigkeit fest überzeugt war. Ein kleiner Stachel blieb auch weiterhin bei ihr zurück, zumal da die seltenen, ganz im Zeichen der Zeitereignisse stehenden Besuche des Gatten keine Gelegenheit zur rechten Aussprache über die Angelegenheit mehr gaben.

Nun war er inzwischen vor den Richterstuhl des Höchsten getreten. Mochte der über ihn richten, falls er doch wirklich in dieser Hinsicht oder sonstwie gefehlt hatte! Mochte der ihm ein gnädiger Richter sein, gnädiger als die irdischen, die ihn als Rebellen und Verbrecher zum Tode verurteilt hatten! Für sie, seine Frau, blieb er stets der Gatte und Vater, der Mann, den sie geliebt hatte und noch im Tode liebte.

Seinen Tod konnte sie, obwohl nun schon sieben Jahre vergangen waren, noch immer nicht verwinden. Wie furchtbar war dies alles! Erst nach und nach hatte sie damals das Nähere darüber gehört. Fremde, ja alle Leute hatten es viel früher gewußt als sie selbst, seine Frau, der man die gräßlichen Einzelheiten schonend vorenthalten hatte. Wie oft hatte ihr dann die Einbildungskraft oder ein Traum das schreckliche Bild der Hinrichtung deutlich gezeigt! Sie sah, wie der Henker den durch vorherige Folterqualen Erschöpften und Zermarterten auf dem Blutgerüst in Gotha angesichts der nur durch Meuterei der herzoglichen Truppen gegen ihren Obersten Hieronymus von Brandenstein eingenommenen Veste Grimmenstein festband, ihm trotz seiner flehentlichen Bitten, ihm vor dem Vierteilen den Kopf abzuschlagen, bei lebendigem Leibe das Herz herausriß, ihn dann vierteilte und schließlich köpfte! Als wenn sie selbst dabei gewesen wäre,

Digitized by Google

glaubte sie den Ärmsten in seiner entsetzlichen Qual schreien zu hören: „Barmherziger Gott! Erbarme dich meiner!“ Und nicht einmal ein richtiges Grab hatte man dem Unglücklichen gegönnt: sein Haupt und seine Glieder waren auf der Landstraße als schauerliche Warnungszeichen ausgehängt worden, bis sie ein mitleidiger Unbekannter im Felde vergrub, wo sie aber nach zwei Monaten beim Umpflügen wieder aufgefunden wurden! Zu Barbaras Genugtuung fand der Anstifter und Urheber des Unheils, Grumbach, ebenso wie seine Genossen an demselben Tage ein gleich furchtbares Ende, während der Herzog vom Kaiser in lebenslängliche Gefangenschaft gebracht wurde, wo er jetzt noch schmachtete.

Warum hatte man seinem Kanzler nicht auch diese Strafe zugebilligt? Dann hätte sie ebenso wie die Herzogin die Haft ihres Gatten teilen können, wie auch ihr Vater es seinerzeit dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmütigen gegenüber getan hatte. Wie eigenartig war es übrigens, daß die beiden Landesherren, denen ihr Vater sowie ihr Gatte dienten, sich mit dem Kaiser verfeindeten und das Unglück hatten, in seine Gewalt und Gefangenschaft zu geraten! Allerdings waren des Herzogs Johann Bestrebungen zur Wiedererlangung der unter Johann Friedrich dem Großmütigen verloren gegangenen Landesteile und der Kurwürde nur zu verständlich gewesen. Und dieses Streben hatte der schlaue Grumbach für seine persönlichen Rachepläne gegen seinen Widersacher, den Bischof von Würzburg, geschickt auszunutzen verstanden und dadurch den Herzog sowie seinen Kanzler schließlich ganz unter seinen Einfluß gebracht, so daß sie sogar einen Reichskrieg planten. Wie plump waren dabei seine Mittel gewesen! Mit Hilfe eines dafür am Galgen geendeten jungen Menschen in Sundhausen bei Gotha, Hans Müller, genannt Tausendschön, der von Zeit zu Zeit Engelserscheinungen zu haben vorgab, hatte er den Herzog wie auch seinen Kanzler davon zu überzeugen gewußt, daß er beim Eingehen auf Grumbachs Pläne nach des Himmels Ratschluß sein verlorenes Land und die Kurwürde wieder erhalten — ja daß er sogar deutscher Kaiser werden sollte! Im Glauben hieran hatte der Herzog schon Münzen prägen lassen mit der Umschrift: Geborener Kurfürst!

Trotz der Ächterklärungen des Kaisers hatte er Grumbach bei sich behalten und ihm weiterhin Gunst und Schutz gewährt, „da er ein alter, kranker Mann wäre, der ihm treue Dienste geleistet hätte, den er nicht von sich stoßen und gleich den Rüden bei der Schweinshatz behandeln könnte!“

Wie hatte man nur solch hinterlistiges, eigennütziges Gaukelspiel Grumbachs für treue Dienste nehmen können! Aber daran war wohl hauptsächlich die unglückselige Empfänglichkeit des herzoglichen Kanzlers für das Übersinnliche, Wunderbare schuld, zumal da durch diese Aussichten sein Ehrgeiz unterstützt wurde. Armer verblendeter Mann! Warum hatte er nicht auf die Warnung seiner Gattin oder von Freunden und schließlich auch auf die Stimme der Öffentlichkeit gehört, die noch kurz vor dem Unglück im Jahre 1567 durch ein Gedicht dem Herzog warnend zurief:

„Er sollt nicht lange gehn uf der Bruck,
denn sie würde gehn zu Trumm und Stuck,
weil sie gestochen hat der Wurm,
endlich fallen in Teuffels Thurm!“

Wie merkwürdig war es übrigens, daß dieses Gedicht denselben Gedanken und die gleiche Anspielung auf Brücks Namen enthielt, wie die Prophezeiung der alten Sybille! Christian wollte dies zwar, als Barbara ihn warnend und beschwörend darauf hinwies, nicht Wort haben: die Offenbarungen des Engelsehers wären die allein maßgebende Wahrheit.

So hatte denn das Schicksal seinen Lauf genommen — ganz wie die alte Sybille es damals hier in Ehringsdorf prophezeit hatte. Wie unheimlich zutreffend hatte sie geweissagt — sogar hinsichtlich von Einzelheiten, wie von den rot gefärbten Schweifen der Schimmel vor dem schwarz verhängten Wagen, der drei Tage vor Christians Hinrichtung den Herzog in die Gefangenschaft des Kaisers fortführte! So war auch ihre Voraussage über das Brücksche Haus am Markt in Weimar wahr geworden: es war erhalten und im Besitz der Witwe geblieben.

Digitized by Google

Nur ein Punkt der Prophezeiung stand noch aus und harrte seiner Erfüllung. Nach den bisherigen Erfahrungen zweifelte Barbara nun nicht mehr an der Verwirklichung auch dieser Voraussage der Alten. Würde sie es aber noch erleben? Wäre etwa schon der jetzt erst vierjährige Sohn ihrer Tochter Barbara, die an den Bürgermeister Jakob Schröter in der Apotheke am Markt in Weimar verheiratet war, der angekündigte berühmte Mann und König des Geistes?

Es war dunkel im Zimmer geworden.

Das Abendrot war verglüht.

Für Barbara Brück war es Zeit, schlafen zu gehen.

### 3. Der große Nachkomme

Jahre kamen und gingen. Menschen starben und wurden geboren.

Der alte Schröter und sein Sohn, der sächsisch hennebergische Kanzler in Meiningen, sanken ins Grab.

Des letzteren Tochter Elisabeth aus seiner zweiten Ehe mit Anastasia Zöllner heiratete als zweiten Gatten den Konsulenten und Syndikus der Stadt Wetzlar, Doktor beider Rechte Johannes Seip.

Dessen Sohn Johann David Seip war ebenfalls Syndikus von Wetzlar und Doktor sowie außerdem Geheimer Rat. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Katharina Steuber hatte er eine Tochter Katharina Elisabeth Juliana, die sich mit dem Advokaten und Prokurator am Reichskammergericht zu Wetzlar, Dr. Cornelius Lindheimer, vermählte.

Ihre Tochter Anna Margaretha heiratete den Johann Wolfgang Textor.

Als Fortsetzung dieser Ahnenreihe mögen nun nachstehende wörtliche Angaben aus einer Lebensbeschreibung folgen, die ihr Verfasser in Weimar, wo er den größten Teil seines Lebens bis zum Tode verbrachte, niederschrieb:

„Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlag zwölf kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht der Welt erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Not versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vorteil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt und der Hebammenunterricht erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgeborenen mag zugute gekommen sein."

Der Schreiber dieser Zeilen war der Sohn von des Schultheißen Textor Tochter Katharina Elisabeth und des kaiserlichen Rats Johann Kaspar Goethe — und niemand anders als Deutschlands größter Dichter Johann Wolfgang von Goethe.

Von seiner über den Kanzler Brück zu Lukas Cranach hinaufreichenden Ahnenreihe wußte er nichts. Erst der heutigen Zeit war es vorbehalten, sie zu ermitteln.

Am 7. November 1775 traf er in Weimar ein. Der Dichter und Schriftsteller Wieland äußerte sich begeistert über ihn:

„Ein schöner Hexenmeister er war
Mit einem schwarzen Augenpaar
Zaubernder Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,

Digitized by Google

So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher,
Und niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!"

Wenn Barbara Brück, Lukas Cranachs Tochter, die nun schon zweihundert Jahre im Grabe ruhte, dies erlebt hätte, so würde sie wohl dasselbe empfunden haben. Die alte Prophezeiung war erfüllt.

Hermann Hollender

# Vom Schicksal deutscher Ströme

Zu den unscheinbarsten Stücken meiner Büchersammlung gehört ein schmaler Band, der sich mit seinem grellroten Umschlag broschürenmäßig ausnimmt: eins von den allzuvielen Heften, die die vulkanisch bewegte Zeit noch immer tausendweise ausspeit. Das stoffliche Gewicht dieses Werkes ist gering. Und doch wiegt sein Inhalt so schwer, daß es jedem mit erdrückender Wucht auf der Seele lastet, der in seine Seiten schaute.

Es ist das Heft vom Versailler Friedensvertrag, in einer der billigen deutschen Volksausgaben mit kurzen Erläuterungen der Männer, die in den Friedensverhandlungen amtlich oder von Parlaments wegen die deutschen Interessen zu vertreten oder die getroffenen Abmachungen gesetzgeberisch gutzuheißen hatten.

Neben diesem dünnen Bande, der mit seinem schmalen roten Rücken zwischen den prunkenden breiteren Fassaden seiner Nachbarn fast verschwindet, sind alle anderen Werke meiner Sammlung belanglos. Denn Licht und Luft, die sie verbreiten, tiefe Sammlung und Erhebung, die ihnen entströmt, müssen verblassen und verflattern gegenüber der Düsternis und dem Grauen, das diesem Alpha und Omega geistiger Dokumente innewohnt.

Es ist kein Band so oft aus seiner Reihe von des Besitzers Hand gegriffen als dieser. Denn es hat ihm keines seiner Bücher unablässig so viel zu sagen als dieses: es ist das Spiegelbild eines Volkes. Es ist das Buch von der Größe, der Schmach und der Schuld einer Nation. Es begreift in sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Menschengemeinschaft von mehr als sechzig Millionen. Darum stellt es jeden historischen Roman, jedes aktuelle Drama, jedes phantastische Zukunftsbild in den Schatten. Es gibt keine Urkunde wie diese, von Menschenhirnen erdacht, von Menschenhänden in sichtbare Form des Wortlauts gebracht, seitdem die Menschheit in ihrem Aufstieg aus tierischer Urzeit zur Beherrschung von Sprache und Schrift kam. Sie ist die Summe aller menschlichen Niedrigkeit, mit den glänzendsten Mitteln des Menschengeistes umständlich bewiesen.

Wenn ich in anderen Häusern weile und am Bücherbord, dem Prunkmöbel des handgefüllten Wissensbehälters Bücherschrank, die Augen über die Titel hingehen lasse und frage: „Wo ist der Band vom Versailler Vertrag?" und auf verwunderte Blicke hinzufüge: „Diese Schmachbibel gehört auf jedes Büchergestell, gehört zum bescheidensten Hausrat des Einzelnen", dann schauen mich die Leute verwundert oder gekränkt an. Sie hören mehr höflich als von der Sache gefesselt meinen Erklärungen zu. Aber wenn ich wieder einmal komme und heimlich nachschaue: der rote oder schwarze Heftrücken mit dem ehernen Titel fehlt noch immer. Dabei nennen sich diese Volksgenossen gute Deutsche, an deren Vaterlandsliebe zu zweifeln übel vermerkt würde!

Vier oder fünf deutsche Volkskommentare zum Versailler Vertrag soll es geben. Gemeinnützige Verlagsanstalten bemühen sich, diese Schicksalsschriften unters Volk zu bringen. Es scheint ein vergeblich Bemühen; nicht einmal die Werber, die Buchreisenden mögen sich damit befassen! Es lohnt sich nicht, sagen sie. Derlei ist im Volke unbeliebt! Es sind, wie mir neulich einer sagte,

Digitized by Google

der's wissen muß und dem man glauben kann, noch keine zehntausend Stück abgesetzt. Zehntausend Stück unter sechzig Millionen! Wo jeder dritte Deutsche dieses furchtbare Buch erstehen und sich auf seine Weise damit abfinden müßte — zehntausend Stück für zwanzig Millionen. Wo unseren jungen Knaben, wenn sie von der Schulbank ins Leben treten, von Amts wegen dies grauenhafte Buch als Reichsgabe in die Hand gedrückt werden sollte — statt der Verfassung von Weimar, die in so manchen Punkten schon außer Kurs gesetzt ist (wenn denn schon amtliche Staatsbürgerkunde in dieser Form getrieben wird)!

Man sagt: das Volk sei des ewigen Haders, des Aufstachelns gegen alles, was mit dem Kriege zusammenhinge, herzlich müde; wolle Arbeit, Erholung und ein wenig Vergnügen, was bei dieser harten und ernsten Zeit wenig genug verlangt sei. Krächzer und ewige Mahner meiner Art verschärften nur die kaum vernarbten inneren Gegensätze. Man müsse die Führung in diesen außenpolitischen Dingen vertrauensvoll der Regierung und den großen vaterländischen Verbänden überlassen. Als ob nicht fortwährende Kundgebungen bald gegen Oberschlesien-Raub, bald gegen Memel- und Saarbedrückung, und nun gegen den Ruhrfrevel, die Aufmerksamkeit des Volkes immer wach erhielten! Man brauche ja nur die Zeitungen aufzuschlagen, so hieße es: Versailles hier und Entente-Zumutungen da. Die Luft sei geschwängert von den nachgerade unerträglichen Schlagworten wie: Reparationen, Okkupationen, Garantien, Ultimatum, Moratorium...

Diese Beweisführung zieht. Im Nu hat man die ganze Runde gegen sich: „Jawohl, so meinen wir's auch."

Man geht traurig seitab. Sind ihre Augen so kurz, ihre Sinne so eng geworden und dumpf, daß sie nicht erkennen mögen, wie sie mit alledem um den heißen Brei herumreden? Er kühlt sich nicht ab, ihr Armen! Wie könnt ihr sagen: Wir wollen vom Kriege nichts mehr sehen noch hören! Er hat euch ja noch immer beim Genick! Daß ihr ihn nicht sehen und fassen könnt, wie damals, macht ihn nur tückischer, tödlicher. Nein, es hilft nur eins: Zugefaßt und klar hingeschaut auf den züngelnden Natterkopf!

* * *

Ich blättere in den Teilen meiner Schmachbibel. Und ich verweile bei dem zwölften Abschnitt des Versailler Vertrags. Mit seinen 40 Artikeln steht er jetzt stärker im Vordergrunde als die anderen dreihundertachtzig von den vierhundertvierzig Artikeln des Vertrages: die Ausführung eben dieses Vertrages hat durch den Abschluß der Arbeiten von Sonderkommissionen zur ersten formalen Auswirkung geführt. Es handelt sich um die Bestimmungen über die deutschen Verkehrsmittel. Da sind es (im Teil II des 12. Abschnitts) die deutschen Flüsse und Wasserstraßen, deren Benutzung für den internationalen Verkehr von den fremden Schiffahrts-Kommissionen nun endgültig geregelt ist — von der Oder abgesehen, über die man noch marktet.

In zweiunddreißig Artikeln ist von den Unterzeichnern und „Garanten" des Friedensvertrages über vier große Ströme Europas verfügt worden. Ihr Quell- oder Mündungsgebiet liegt in den Hoheitsgebieten verschiedener Völker: Oder und Elbe entspringen in tschechisch gewordenem Land. Der Rhein hat Quelle und Mündung nicht in Deutschland. Der Hauptteil und die Mündung der schiffbaren Donau liegt südostwärts deutschen Reichsgebiets. Aber dafür ist die Oder von ihrer Schiffbarkeit bei Ratibor an ein rein deutscher Strom. Der Rhein durchströmt Reichsgebiet zu etwa vier Fünfteln von der deutsch-schweizerischen Grenze an. An der Elbe ist bei 846 Kilometern Befahrbarkeit nur mit 105 Kilometern die heutige Tschechoslowakei, zumeist Deutschböhmen, beteiligt (und das nur für mittlere Fahrzeuge). Die Donau trägt von Ulm bis Passau Dampfer auf einer Strecke von 366 Kilometern, und von Ulm bis zur deutschen Quelle kommen noch 215 Kilometer dazu. Denn die alten deutschen Gaue mit den Sudeten, den Alpen und dem Schwarzwald sind die Wiege der Ströme, die Europas Völkern ihren Aufstieg ermöglichten. Nur 42 Kilometer, ein Tagemarsch, trennt die Quellen von Rhein und Donau. Der Sattel jener Wasserscheide im Herzen Europas bestimmt den Verlauf der größten, umstrittensten und beleb-

Digitized by Google

testen Verkehrsadern von Ost gen West und von Süd gen Nord. Es ist ein Schicksal, kein Zufall, daß diese Ströme fast ganz durchs deutsche Mitteleuropa gehen, aber nicht völlig deutscher Hoheit zugehören. Themse und Loire, Rhone und Po sind rein britische, welsche, italische Flüsse. In fast deutsche Ströme haben von altersher fremde Nachbarn dreinzureden gehabt. Daraus leiteten die Siegerstaaten das Recht her, die deutschen Ströme Rhein, Elbe, Oder und Donau (bis zur ungarischen Grenze) als international zu erklären. Alle Völker dürfen sie befahren. Sie genießen dieselben Vergünstigungen wie die deutsche Flußschiffahrt. Sie dürfen nur zu solchen Abgaben herangezogen werden, die der Fahrbarerhaltung dieser deutschen Flüsse dienen; aber deutsche Schiffe dürfen auf Themse, Rhone, Po nicht verkehren.

Für jeden Strom ist eine besondere Kommission zur Ausarbeitung der Versailler Bestimmungen (Artikel 331—362) und zur Überwachung der getreulichen Befolgung dieser Vorschriften ernannt. Franzosen, Belgier, Briten, Italiener, ja selbst Japaner sitzen darin. Deutschland ist jeweils nur mit zwei Stimmen (in der Rheinschiffahrts-Kommission mit vier von sechzehn Stimmen, so stark wie Frankreich, das aber den Vorsitzenden stellt) vertreten und stets in der Minderheit. In der Donaukommission (der „Hohen Europäischen") hat es weder Sitz noch Stimme, darf allenfalls „gehört" werden. Es hat sich aber ohne weiteres jedem Spruch dieser Machtbehörde zu fügen und ist dieser Kommission für alle Verwaltungskostenanteile, alle Kriegsverluste haftbar.

Aber auch alle Nebenflüsse, ja die künstlichen Stromverbindungen fallen unter den Begriff der fremden Allgemeinbenutzung. Wird der langgeplante gewaltige Kanal zur Verbindung von Rhein und Donau, also von Nord- und Schwarzem Meer Wirklichkeit, fällt er ebenfalls der Internationalisierung anheim. Wir bauen diesen Weltenweg also für Fremde von deutschem Geld.

Damit nicht genug. Der Versailler Vertrag bestimmt ferner: „Deutschland tritt den beteiligten Verbandsmächten nach Abzug des zur Wiederherstellung (Reparation) abgegebenen Materials einen Teil der Schlepper, Boote und des Materials ab. Deutschland liegt die Entschädigung der Eigentümer ob."

In Erfüllung dieser Verordnung haben wir von dem Schiffahrtspark der vier Ströme große Mengen unserer Schlepper, unseres Kahnraums, der Docks und Reparaturanlagen hergegeben und sind noch ständig in der Ablieferung neuen Materials begriffen. Die Empfänger sind wählerisch; mehr als das: sie sind oft schikanös Es muß vom Guten das Beste heran. Nicht weniges wird ohne Begründung oft höhnisch zurückgewiesen. Zählt man alle diese Fahrzeuge mit ihrem Zubehör nach Dampf- und Motorkraft, nach Tonnenraum zusammen, so kommt eine Zahl und räumlich eine Länge zusammen, die den Pulsschlag stocken läßt. Allein die Pferdekräfte der Schlepper gehen in die Hunderttausende. Dieses Material, das deutsche Güter aus- und einbrachte und damit Geld und lebendige Kraftentfaltung schuf, ist unserer volkswirtschaftlichen Substanz, unserem Nationalvermögen verloren gegangen und unersetzbar.

Aber all dies ist noch nicht das äußerste: Wir müssen den fremden Hauptbenutzern auch Uferstreifen deutschen Landes überlassen; mit Schuppen, Umschlagplätzen, Speichern, Docks und guten Hafenanlagen. Diese Gebietsstücke sind exterritorial. Auf deutsch gesagt: Auf ihnen übt der fremde Staat die Landeshoheit aus. Wenn er's arg meint, beutet er sie bei Gelegenheit militärisch als heimlich befestigte Stützpunkte aus — eine Möglichkeit, die nicht ins Bereich des Phantastischen gehört, nicht der Vorstellung eines Schwarzsehers entspringt, wenn man bedenkt, daß die tschechischen Absichten noch immer auf die gewaltsame Einverleibung deutschen Gebiets bis Dresden-Regensburg und Polens Gelüste auf den Raub des oberschlesischen Restes, Niederschlesiens bis Breslau und Brandenburgs bis Frankfurt an der Oder gerichtet sind.

Dies alles müssen wir still hinnehmen. Wie viele deutsche Volksgenossen wissen davon? Und was nützt es uns, wenn sie schon darum wissen? Aber welchem anderen Volke hätte man es leichtlich zu bieten gewagt, der Tschechoslowakei Territorien in Magdeburg und Hamburg für die freie Elbeschiffahrt und für die Oderbenutzung ein Areal in Köslin und Stettin zuzusprechen?

Digitized by Google

Dies alles geschieht im Namen eines feierlich erklärten neuen „Rechts", einer endlichen Gerechtigkeit und Völkerversöhnung. Unter Mißbrauch dieser geheiligten Begriffe, unter hohnvoller Rechtsverdrehung hat man bei den Arbeiten der Oderkommission eine kleine Korrektur vorgenommen, um die Tschechoslowakei zum Mitinhaber der Oberschiffahrt (und hochbegehrter Dampfer, Schlepper, Kähne, Docks) zu machen: Schiffbar wird die Oder erst von Ratibor an. Der Strom selber will es so. Dann hätten die Tschechen aber das Nachsehen gehabt. Also dehnte man die Schiffbarkeit bis Mährisch-Ostrau aus — und nun konnten die Prager Herren fordernd auf den Plan treten, ganz gleich, ob die Oder bis zur tschechischen Grenze nur eben flößbar ist. Indem man aber den bekannten Teil Oberschlesiens den Polen wider Recht und Gerechtigkeit zuschanzte, machte man sie zum Oder-Anliegestaat (eben von Ratibor an). Mögen es auch nur 25 oder 30 Tausendmeter des gewaltsam polonisierten Oberlaufes bis zum noch deutschen Gebiet sein, es genügt, um Polens maßlose Ansprüche auf weitere Schlepper, Docks, Kähne — und ein Exterritorium in Oppeln und Stettin laut werden zu lassen. Bei der Zusammensetzung der Oderkommission ist die Entscheidung zuungunsten Deutschlands kaum zweifelhaft.

Treiben's die kleinen Schnapphähne schon arg, wie nun erst die Saboteure Europas, die Welschen! Was hier der Friedensvertrag gebietet, wie hier der deutsche Rhein geknechtet und Teile europäischer Menschheit und Landschaft namenlosem Unglück preisgegeben werden sollen, das ist mehr als Vermessenheit, das ist Frevel am Göttlichen, ist Verbrechen an der Weltordnung. Wenn die Kunde davon in die fernste deutsche Hütte dränge und Volkswissen würde — und es wird's einmal —, dann mag auch unser Volk nicht mehr stille bleiben. Wird das verwirklicht, oder auch nur begonnen, was hier von einer kleinen Runde menschlicher Großverbrecher im Schilde geführt ist, dann setzt sich wohl auch dies unbegreifliche Volk Mitteleuropas zur Wehr.

Wir lassen die Vergewaltigung der freien Rheinschiffahrt beiseite, wie sie der Gewalteinbruch von Franzosen und Belgiern ins Ruhrgebiet mit sich bringt. Es liegt ja nur an den zwei neutralen Anwohnerstaaten und der englischen Regierung, hier die auch vom Versailler Vertrag in den neuen Rheinschiffahrtsakten verbürgten Bestimmungen der Pakte von 1868 zu Mannheim wieder in Geltung zu setzen und nach dem Abzug der räuberischen Horden die Schiffahrt des belebtesten, empfindlichsten Verkehrsstranges der Welt langsam wieder in Gang zu bringen.

Nein, was Frankreich sich in den Artikeln 354 bis 362 sicherte, das grenzt an Wahnsinn und Teufelei. Nicht weniger als dies verlangten Poincarés Hintermänner aus Großhandel und Schwerindustrie: „Frankreich hat das Recht, den Oberrhein zu Zwecken der Schiffahrt oder Kraftgewinnung in Kanälen abzuleiten und auf dem deutschen Ufer alle dazu erforderlichen Arbeiten vorzunehmen. Die gewonnenen Kräfte fallen Frankreich zu (das die Hälfte ihres Geldwertes Deutschland zu ersetzen hat). Deutschland ist der Bau jeglichen Seitenkanals verboten. Es verpflichtet sich, keinen Widerspruch zu erheben gegen Vorschlage auf Ausdehnung der Zuständigkeit der Zentralkommission auf die Mosel, auf den Rhein oberhalb Basels bis zum Bodensee und deren Seitenkanäle."

Ich lasse meine Augen wandern über die Erklärungen, die ein deutscher Mann dazu gibt. Hermann Dietrich, der als Sachverständiger für Rheinfragen bei den Versailler Verhandlungen mitwirkte, Reichstags- und badischer Landtagsabgeordneter, bemerkt hierzu: „Das neue Recht Frankreichs (das doch erst durch den Raub des Elsaß wieder Rheinufer-Anlieger auf eine unerhebliche Strecke geworden ist) zum Bau eines linksrheinischen Kanals und zur Errichtung von Kraftwerken in diesem oder im Rhein soll Frankreich die größte Wasserkraft Europas von unschätzbarem Werte in die Hand spielen. Wenn es die ungeheuren Wasserkräfte im Stromlauf selbst gewinnen will, so hat es das Recht, seine Werke am deutschen (rechten) Ufer anzulehnen und die zu diesen Bauten erforderlichen deutschen Grundstücke zu enteignen. Hierzu hat Deutschland noch den Gerichtsvollzieher abzugeben."

Digitized by Google

Was der gewesene badische Minister des Auswärtigen nicht sagt, das ergänzt sich der alte Offizier, der diese Betrachtung schreibt, hinzu: Zum Schutze dieser rechtsrheinischen Anlagen, dieses exterritorialen Uferstreifens, wird natürlich eine militärische Besetzung und ein breiter Schutzgürtel „selbstverständlich" sein — und der Brückenkopf, die strategische Stellung ist geschaffen. So schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe, und der Gerechtigkeit ist Genüge getan.

Eine Autorität auf dem Gebiete des deutschen Binnenschiffahrtswesens hat am 23. März in der Akademie des Bauwesens zu Berlin zu diesem düster drohenden Problem Stellung genommen. Geheimrat de Thierry kommt bei seinen erschöpfenden Betrachtungen darauf hinaus, daß die Wirkung dieser Rhein-Vergewaltigung diese sein müsse: Der Rhein wird namentlich in den Sommermonaten völlig trockengelegt. Damit ist eine Veränderung des Grundwasserstandes unausbleiblich: weite Strecken fruchtbaren badischen Ackerlands würden verdorren, zur Wüstenei werden; auf der anderen Uferseite (und wenn der Kanal in einiger Entfernung gleichlaufend zum Rhein angelegt würde), müßten weite Gebiete des Elsaß elend versumpfen. Seuchen, Hungersnöte brächen aus. Ein großes Sterben wäre das Ende. Aber siegreich wehte die Trikolore über Moor und Wüstenei.

Dies alles wissen die französischen Sachverständigen auch. Gleichwohl beharrt Frankreich auf seinem Verlangen. Das aber scheinen die schlimmen Drahtzieher um Poincaré nicht zu bedenken, daß das letzte Wort nicht der Mensch, sondern die vergewaltigte Natur sprechen wird. Auch Professor Dr. de Thierry läßt keinen Zweifel darüber, daß diese tückischste und raffinierteste Zwangsanlage den herrischen Gebirgsstrom nicht bändigen würde. Da der Grand Canal d'Alsace, wie der künstliche Trockenleger bombastisch genannt wird, bald tiefeingeschnitten, bald hoch und freigeleitet unter- und übergeführt werden müßte, wären Dammbrüche, gewaltige Überschwemmungen, Krankheiten, Not und Tod die unausbleibliche Folge auch für französische Gebiete. Milliarden Goldfranken wären vergeudet, unendliches Chaos wäre allerseits angerichtet — nur weil ein vermessenes, von allen Teufeln böser Leidenschaften besessenes Volk es so wollte!

Die Zukunft ist voller Düsternis, aber auch voller Offenbarungen. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten" — das wird das Land westlich des Rheingebiets noch bitter verspüren müssen.

Hans Schoenfeld

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Offener Brief an Herrn Professor Henri Lichtenberger in Paris

Herr Professor!

Sie haben in der deutschen „Zeitschrift für Politik", im vierten Heft des Jahrgangs 1922, einen Aufsatz veröffentlicht über „Die gegenwärtige Krisis".

Ich müßte kein Deutscher sein, d. h. Angehöriger der Nation, die es bis heute von allen europäischen Nationen am besten verstanden hat, dem Fremden, auch dem Feinde, gerecht zu werden, wenn ich nicht Anerkennung hätte für die große Mühe, die Sie sich gegeben haben — und die es Ihnen gemacht hat —, aus französischer Einstellung heraus eine objektive Beurteilung der augenblicklich zwischen Frankreich und Deutschland bestehenden Lage zu versuchen. Ich wäre aber auch kein Deutscher, wenn ich Ihnen nicht mit der diesem in aller Welt so verhaßten Volk nun einmal tief eingewurzelten Aufrichtigkeit gestände, daß ich Ihren Versuch für gründlich mißglückt halte. Ihren guten Willen in Ehren —: zu wirklicher Objektivität hat er Sie nicht erhoben.

Schon Ihre Äußerungen über die Folgen des sog. Friedensvertrages von Versailles zeigen dies. Sie gestehen zu: „Gewiß hat Deutschland schwer gelitten. Sein Wohlstand und seine Hilfsquellen sind stark vermindert, es hat schmerzliche Gebietsverluste erlitten; seine öffentlichen Finanzen sind völlig zerrüttet. Der zugrunde gerichtete Mittelstand hat fast alles verloren, was er besaß, und kommt in äußerst schmerzlicher Weise herunter. Die Arbeiter leiden in vielen Gegenden Mangel und sehen ihr Lebensniveau sinken. Diese Leiden sind wirklich vorhanden ..." Aber, so fahren Sie fort: Deutschland hat noch einen Glauben an seine Zukunft, einen berechtigten Glauben; es wird schon wieder hochkommen. „Seine Lebenskurve bleibt alles in allem aufsteigend und nicht absteigend." Und Sie schließen diesen Absatz mit der Behauptung: „Der dauernde, völlige Zusammenbruch Deutschlands ist etwas, das niemand ernstlich ins Auge faßt ..."

Wirklich? Wenn Objektivität in der kühlen Gelassenheit besteht, womit einer den Zusammenbruch eines nachbarlichen Hauses zu betrachten vermag, dann sind Sie hier äußerst objektiv. Deutschland hat schwer gelitten. Nun ja —: es wird sich schon wieder erholen. (Zu welchem Zweck ja auch eigens das System der Ruhraktion, der Reparationen und Sanktionen erfunden wurde, nicht wahr?) Es muß sich nun eben mit den Tatsachen abfinden. Pourquoi pas? Hat ihm doch Frankreich das erhabene Beispiel dafür gegeben, nicht wahr? Auch das heilige Frankreich hat sich bekanntlich in edler Resignation damit abgefunden, als der Deutsche im Jahr 1871 zwei Provinzen wieder heimholte, die ihm keine 200 Jahre vorher, mitten im Frieden, gestohlen

Digitized by Google

worden waren. Es hat nie daran gedacht, diese wirkliche und berechtigte Reparation wieder rückgängig zu machen. Das Wort Revanche kommt in der französischen Sprache gar nicht vor. Nicht wahr, Herr Professor? Die um den seligen Déroulède, um Léon Daudet und wie sie alle heißen, die Action française (deren Ehrenpräsident heute — Herr Poincaré ist!) und die ihr gleichstrebenden etwa 11 000 Vereine mit ihren weit über 20 Millionen Mitgliedern, deren einziges Ziel fünf Jahrzehnte lang Rache für 1870 war, — das alles spielte gar keine Rolle im französischen Leben, in der französischen Politik dieser Zeit, zum mindesten keine im Vergleich zu den schrecklichen „Alldeutschen" bei uns, Vereinen, die — nebenbei gesagt — in der erregtesten Zeit, mitten im Krieg, nicht mehr als etwa 600 000 Mitglieder zusammenbrachten, in diesem so abgründig militaristischen, imperialistischen, chauvinistischen deutschen Volk! „Die Lebenskurve des deutschen Volkes ist aufsteigend", so trösten Sie uns. Was, meinen Sie, würde Herr Poincaré zu diesem Satz sagen, falls er ihn zu Gesicht bekäme? „Wir werden dafür sorgen, daß dieser Aufstieg nicht so leicht und rasch vor sich gehen wird!" Und das wird er nicht nur sagen: danach handelt er. Ja, er handelt in übelster Weise danach. Daß niemand den völligen Zusammenbruch Deutschlands ins Auge fasse, das würden Sie, Herr Professor, heute, angesichts der Ruhrbrutalität, doch wohl selber kaum mehr zu schreiben den Mut haben!

Aber alle diese Dinge — und es gäbe ihrer noch sehr viele mehr — fallen in das Gebiet der (wie Sie selber zugeben) auf beiden Seiten bedrohlich wachsenden seelischen Vergiftung. Für noch gefährlicher jedoch als diese halten Sie den Mangel an gegenseitigem Verständnis. Begeben wir uns also aus dem unerquicklichen und schwer temperierbaren Bereich der Stimmungen in das etwas kühlere der logischen Erwägungen. Da stoße ich bei Ihnen auf einen Satz, der mir an den Kernpunkt des Problems zu rühren scheint. Sie geben zu, auch der Franzose verstehe den Deutschen nicht so recht; aber mit erheblich stärkerem Nachdruck betonen Sie die Tatsache, daß vor allem der Deutsche den Franzosen nicht begreife. „Der Durchschnittsdeutsche", so schreiben Sie, „hat keine Ahnung davon, welche Rolle beim Franzosen sein Rechtsbewußtsein spielt, sein Wille, sein Recht zu bekommen, seine Entschlossenheit, dem Unrecht, mit dem man ihn bedroht, bis zum Ende zu trotzen." Das weist, wie gesagt, auf den Kernpunkt der ganzen Sache: den sog. Friedensvertrag von Versailles. Denn eben daran, daß er an den Ansprüchen, zu denen ihn dieses Dokument formell berechtigt, so hartnäckig festhält, erweist sich für Sie das Rechtsbewußtsein des Franzosen.

Nun will ich der Versuchung widerstehen, dieses Rechtsbewußtsein in dem Licht zu zeigen, das heute jedem Nichtblinden, von Rhein und Ruhr her, in ganz Europa, in der ganzen Kulturwelt aufgeht und grell genug beleuchtet, wie es um diese Eigenschaft bei Ihren Landsleuten in Wahrheit steht. Was dort Unerhörtes geschieht, nicht wahr — „c'est la guerre". Denn wenn auch wir Deutsche nicht mehr im Krieg gegen Frankreich stehen, so führt doch Frankreich — das große, edelmütige Frankreich! — nach wie vor, trotz aller Verträge, Krieg gegen uns: gegen Wehr- und Waffenlose, gegen Frauen, Kranke, Kinder, — Krieg „mit andern Mitteln", wie das Ihr Clemenceau so hübsch genannt hat. Und — nicht wahr? —: „à la guerre comme à la guerre". So heißt es nun einmal — durch und durch edel und ritterlich — in Frankreich. So heißt es an Rhein und Ruhr, wo sich nun Frankreich selber für alle Zeiten brandmarkt, indem es sein „Rechtsbewußtsein" durch Morde, Mißhandlungen und andere Verbrechen unerhört entwickelt, wovon Sie vermutlich in Ihren französischen Blättern auch nicht den hundertsten Teil erfahren. Es ist eine furchtbare Chronik.

Davon also nichts weiter. Bleiben wir vielmehr ohne Hintergedanken bei dem französischen Rechtsbewußtsein, dem Sie eine so ausschlaggebende Bedeutung zusprechen. Nehmen wir sein tatsächliches Vorhandensein einmal an — als Arbeitshypothese sozusagen. Da drängt sich mir denn eine Frage auf, und Sie gestatten schon, daß ich sie auch Ihnen vorlege, Herr Professor, diese Frage: wo in aller Welt das subtile französische Rechtsbewußtsein gesteckt haben möge in den Tagen, als man den Versailler sogenannten Vertrag schuf und uns Deutschen

Digitized by Google

aufzwang? Da er durch und durch französische Arbeit ist, hat es gewiß reichlich Gelegenheit gehabt mitzusprechen. Sie werden sich aber vergebens mühen, in dem ganzen Diktat, soweit es sich mit uns Deutschen befaßt, auch nur einen Hauch wirklichen Rechtsbewußtseins nachzuweisen. Sie kennen selbstverständlich die zahlreichen, nicht von deutscher Seite stammenden Veröffentlichungen, aus denen das Urteil aller Unverblendeten, aller Menschen in der Welt über dieses nichtswürdige Machwerk spricht. An der Stelle, an der Ihr Aufsatz erschien, schrieb einige Monate früher sogar ein Franzose, ein gewesener Frontoffizier: „Der Vertrag von Versailles hat die ärgsten Verträge, die die Geschichte kennt, übertroffen." Und über den ungeheuerlichen Paragraphen 231, diese Grundlage der Verurteilung eines ganzen Volkes zu Not und Schande, schrieb er: „Wahrhaftig, die Auferlegung dieses Artikels muß zu den größten Verbrechen aller Zeiten gezählt werden." In der Tat besteht bei allen wirklich gerecht denkenden Menschen kein Zweifel, der sog. Friedensvertrag von Versailles ist in Wahrheit kein Vertrag, sondern ein von jahrzehntelang raffiniert genährtem und gesteigertem Haß erfülltes Diktat, aufgebaut auf einer Lüge: von Deutschlands Alleinschuld; und einem Volk gewaltsam aufgezwungen, das man vorher vollkommen wehrlos gemacht hatte durch einen skandalösen Betrug: mit den 14 Punkten des famosen Herrn Wilson. So und nicht anders wird das Urteil der Weltgeschichte lauten.

Ich wiederhole meine Frage, wo blieb das subtile französische Rechtsbewußtsein, als dieses schmachvollste aller politischen Vergewaltigungsinstrumente geschaffen und unterschrieben wurde —?

In der vierten Note der Vereinigten Staaten an Deutschland vom 5. November 1918 heißt es: „Die alliierten Regierungen haben den Notenwechsel zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Deutschen Regierung sorgfältig in Erwägung gezogen. Mit folgenden Einschränkungen erklären sie ihre Bereitschaft zum Friedensschluß mit der Deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom 8. Januar 1918 sowie den Grundsätzen, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind (eben den berühmten 14 Punkten!). Sie müssen jedoch darauf hinweisen, daß der gewöhnliche sog. Begriff der Freiheit der Meere verschiedene Auslegungen zuläßt, von denen sie einige nicht annehmen können. Sie müssen sich deshalb über diesen Gegenstand bei Eintritt in die Verhandlungen volle Freiheit vorbehalten . . ."

Das ist, wie mir scheint, eine höchst feierliche, unzweideutige, unter anständigen Kontrahenten absolut bindende Erklärung. Was ihr in Versailles folgte, war ein Rechts- und Wortbruch, wie ihn die Geschichte bis dahin noch nicht zu verzeichnen hatte.

Ich frage zum drittenmal: wo blieb das subtile französische Rechtsbewußtsein, als dieser zynischste aller Wort- und Rechtsbrüche der Weltgeschichte in Szene gesetzt wurde —?

Ich könnte weitergehen; könnte Ihnen den — möglicherweise recht notwendigen — Nachweis führen, daß diese meine Frage heute durchaus nicht nur von deutscher Seite erhoben wird. Sie haben zweifellos die englischen Unterhausdebatten darüber kennen gelernt, in denen mehr als einmal von der französischen Luftrüstung die Rede war. Sie wissen also, welches tiefe Mißtrauen Ihrem Volk gegenüber herrscht bei Ihren englisch sprechenden Freunden, denen doch Frankreich verdankt, daß es heute in der von ihm zu jeder Zeit über alles geliebten Pose des Siegers agieren kann. Und Sie werden nicht leugnen können, daß dieses Mißtrauen einige Berechtigung hat. Es ist in der Tat ein ergötzliches Schauspiel, zu sehen, wie Frankreich, das England außer einer Handvoll Milliarden seine augenblickliche dominierende Stellung in Europa verdankt, mit Hilfe eben dieser beiden Dinge gegen eben dieses England — wie in der französischen Kammer offen eingestanden wurde — fieberhaft rüstet. Daß dahinter weit mehr französische Herrsch- und Ruhmsucht als französisches Rechtsbewußtsein stecke, würden am Ende selbst Sie, Herr Professor, nicht bestreiten können. Es wäre nicht ohne Reiz, darauf näher einzugehen. Ich verzichte darauf. Der Deutsche von heute hat, wenn er schon Frankreich gegenüber



Digitized by Google

weder Sympathie noch Achtung aufzubringen vermag, noch viel weniger Anlaß, sich irgendwie zum Anwalt ausgerechnet Englands zu machen. Zudem: England hat es im Lauf der Jahrhunderte mehr als einmal bewiesen, daß es mit Frankreich fertig zu werden versteht, mag es auch diesmal sehen, wie es damit zu Streiche kommt — und ohne uns Deutsche.

Ob Sie, Herr Professor, nach alledem zugeben werden, daß das französische Rechtsbewußtsein, mit dem Sie die augenblickliche französische Politik rechtfertigen zu können glauben, eine höchst fragwürdige Sache ist? Ich weiß es nicht und begnüge mich also damit, es wenigstens zu hoffen. Meine Ausführungen schließen möchte ich aber doch nicht, ohne Ihnen — en revanche — einen kleinen Beweis deutscher Objektivität zu geben. Noch heute werden dem französischen Volk von seiner Regierung allerlei kleine Wahrheiten mit großer Kunst und Geschicklichkeit vorenthalten, die in der übrigen Welt allmählich doch durchzudringen beginnen, über den Kriegsanfang, über die sog. deutschen Kriegsgreuel, über die — bekanntlich von Frankreich ausgegangene — erste Verwendung giftiger Gase; über — du lieber Himmel! worüber nicht noch alles! In Südfrankreich, so hörte ich vor einiger Zeit, wisse man bis heute noch nichts von dem Ruhrfeldzug, dafür aber natürlich sehr viel über die entsetzliche Bedrohung, die 100 000 bewaffnete Deutsche für das glorreiche französische Millionenheer bilden u. dgl. mehr! Warum spielt die französische Regierung dieses — in einer so idealen Demokratie doppelt anmutige — Versteckspiel? Aus Rechtsbewußtsein etwa? Nicht ganz, und doch — um des französischen Rechtsbewußtseins willen. Sehen Sie, Herr Professor, hier bin ich es, der Deutsche, der, trotz aller Schandtaten, die weiße und farbige Franzosen heute auf dem Boden meiner Heimat begehen, dabei bleibt: es müsse doch wohl ein Rechtsbewußtsein in Frankreich geben, und sogar ein ziemlich starkes. Denn einzig und allein, weil er dieses fürchtet, lügt Herr Poincaré und die um ihn mit so eherner Stirn weiter. So verworfen ist kein Volk als Ganzes, daß es eine Verbrecherpolitik wie die französische dieser Tage ohne jeden inneren Widerspruch mitmachte. Nicht für, sondern gegen Ihre Regierung spricht alles, was heute an wirklichem Rechtsbewußtsein noch in Frankreich lebt. Darüber waren Sie, wie mir scheint, bei Abfassung Ihres Aufsatzes in einem bedenklichen Irrtum, den vor einer größeren Öffentlichkeit richtigzustellen der begreifliche Wunsch war

Ihres

gebührend grüßenden

Germanicus

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Friede H. Kraze

Als einst das „Möschen“ mit dem Vater in den Waldenburger Bergen weilte, wo alle Sagen und Märchen lebendige Gegenwart wurden, da geschah es ihm von ohngefähr, daß es auf sonnendurchglühter Bergwiese den Waldgreis schaute und von ihm die zukunftweisenden Worte empfing: „Vergiß Himmel und Erde nicht! Nicht eines oder das andere, sondern beide sollst du nicht vergessen!“ Später, jedesmal wenn die kleine Hadumoth an die Wegbiegung gestellt wurde, an der ein Mensch entscheiden muß, nach welcher Richtung er gehen will, hörte sie plötzlich die beiden Worte: „Himmel und Erde!“ Beide Worte kennzeichnen auch die großen Linien, in deren Richtung sich Friede Krazes dichterisches Schaffen bewegt: die eine, die des Göttlichen Größe und Güte kündet, die religiöse und soziale Nöte aufdeckt und Helden der Liebe und des Leidens schafft; die andere, die der Heimat und Erde Schönheit erlebt, sich deutscher Art und deutschen Volkstums bewußt wird, kulturgeschichtliches Leben zeichnet und große Zeiten, die durch die Entfernung in ihrem Gut und Böse betont und erhöht werden, sowie fremde Gegenden voller Geheimnisse und Abenteuer zum Leben weckt.

Am 5. Januar 1870 zu Krotoschin, hart an der schlesischen Grenze, noch ganz im schlesischen Sprachgebiet geboren, wird Friede Kraze bereits im fünften Monat ihres Lebens von ihrem Vater mit der sterbenden Mutter nach Brieg gebracht, allwo sie im Hause der Großmutter glückseligste Kinderjahre verlebt. Einem kurzen Aufenthalt im Thüringer Lande folgen die entscheidenden Schul- und Seminarjahre in Breslau, und aufs innigste verwächst die Dichterin in dieser Zeit mit der schlesischen Heimat. „Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern“ (K. Thienemann, Stuttgart 1920) ist Friede Krazes Dank an die Stätten und Freunde ihrer Kindheit; die prachtvolle Selbstbiographie eines Dichterseelchens, ein Wunderbronnen nicht nur für die Jugend, sondern für jedes empfängliche Gemüt. — Nach bestandenem Lehrerinnenexamen ergreift die Dichterin zunächst freudig und gern ihren Erzieherberuf, hatte sie doch selbst als eltern- und heimatloses Kind so viel Güte und Verstehen ihrer Lehrer empfangen, daß ihr der persönliche Einfluß auf werdende Menschen als hohes Ziel vor Augen stand, obgleich die dichterische Begabung sich schon in dem Kinde stark regte. Ihr Beruf führte sie in die verschiedensten Gegenden Deutschlands, Englands und Frankreichs. Zehn sehr glückliche Jahre verlebt sie in Husum, der Theodor-Storm-Stadt. Die beiden entgegengesetzten Zipfel des Reiches, Schlesien und Schleswig, hat sie immer als die eigentlichen Provinzen ihrer Seele empfunden, wozu nach einem halbjährigen Aufenthalt in Italien noch der Süden trat. Es waren immer die großen Gegensätze der Landschaft, die Grenzländer mit ihrer stärkeren Betonung des Völkischen und zugleich größerer Lebendigkeit der Rassemischung, die ihrem Wesen besonders gemäß waren. — In Husum regt sich das dichterische Müssen in Friede Kraze zuletzt so gebieterisch, daß sie ihren Lehrberuf aufgibt, um endlich ganz und gar ihrem Eigentlichsten leben zu können. Die Liebe zum Auslanddeutschtum, die Freude am Abenteuer bewirken den ersten Roman „Heim-Neuland“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1909), in dem die Dichterin Menschen der Wasserkante als Pioniere in Deutsch-Südwest zeichnet. Ihm folgt das religiös-soziale Buch

Digitized by Google

„Die Sendung des Christoph Frei" (A. Bonz, Stuttgart 1913), an dessen zweiter Überarbeitung Paul Heyse regen Anteil nimmt. Friede Kraze, die selbst lange Zeit im Berliner Wedding, unter den Ärmsten der Armen, sich beheimatete und diese Monate bei ihren Maurersleuten noch heute eine der reichsten Zeiten ihres reichen Lebens nennt, zeichnet in Frei einen Menschen, der sich aus der Enge der Kaste und des Berufes hinaussehnt in den vollen Menschheitsstrom, der die Not der Armen und Bedrückten nicht nur vom Hörensagen kennen, sondern sie wirklich erleben will. Eine Siegmund-Schultze-Natur, wird er bald ein echter Nachfahre des Herrn, wirft er von sich alle Vorurteile des Gelehrten und Hochgeborenen und ist entschlossen, um seiner Sendung willen auch auf das geliebte Weib zu verzichten. Die Geliebte aber, ihm ebenbürtig, verlangt gleich ihm nach Arbeit an den Ausgestoßenen und Unglücklichen. Vom Luxusleben im Schlosse zieht sie hin in die schmutzige Mietskaserne des Wedding und wird dem Rastlosen eine wunderherrliche Helferin, ein starker Trost, wenn die Enttäuschungen zu groß, die Anfechtungen übermächtig werden.

So tief und schön, so glänzend geschrieben der „Christoph Frei" ist, für die Dichterin selbst bedeutet er nur eine Vorstufe zur „Amey", dem Roman aus der Zeitseele (Amelang 1922). Während des Weltkrieges reift dieses Werk in sieben schweren Jahren der Vollendung entgegen und deckt die Ursachen auf, die unser Volk notwendig zum Zusammenbruch führen mußten. Außer der sozialen Frage im gemeiniglichen Sinne handelt es sich um die Not aller Stände, aller Berufe; eine Fülle von Stoff hatte die Dichterin zu bewältigen. Der verträumten Romantik des ersten Teiles steht die brutale Not der Großstadt gegenüber. Hier die Überkultur eines alten, vornehmen Herrensitzes — die Greuel der übersteigerten modernen Zivilisation dort; stille, harmonische Waldmenschen auf der einen, an innerer Zerrissenheit verblutende und sich durch überhastende Abwechslung betäubende Zementmenschen auf der anderen Seite — und endlich, wie ein Reh aus dem Walde, die Heldin mitten in diese naturlose Hölle hineingestellt. Wie ein beseligendes Naturwunder, ein holdes Märchenbild, wirkt diese „goldne Amey" (Amey = Geliebte im Edelsinne; s. Brentanos „Gesch. der Ahnfrau") auf alle die Zerrissenen und Ausgestoßenen, und tief erschütternd ist es, wie sich ihr Mitfühlen fast verblutet bei der Erkenntnis, daß all ihre überströmende Güte dem Weltstadtschicksal gegenüber wirkungslos und nutzlos bleibt, und wie sie nun, durch Mitleid wissend geworden, wieder Zuflucht sucht im Frieden des Heimatwaldes. Aber Not und Leid bleiben ihr auch hier treu, bis Gott ihr das Wunder schenkt im Lebensbunde mit dem ihr von ewiger Liebe Erwählten. Die Idee der göttlichen Liebe, die diese beiden Menschen erfüllt, strömt nun auf alle aus, mit denen sie in Berührung kommen, zieht alle hinein in den Kreis beseelter Lebensgemeinschaft: „Kommt ihr alle mit zu eurem ew'gen Vater!"

Wie in dem religiös-sozialen Schaffen der Dichterin eine starke Entwicklung zu verfolgen ist, so bedeutet auf der kulturgeschichtlichen Linie „Heim-Neuland" auch erst den Anfang. Das eigentliche Schaffen setzt mit dem „Kriegspfarrer" ein (Verlag Bonz, Stuttgart 1914). Die Persönlichkeit Gustav Adolfs, die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges hatten es schon der kleinen Hadumoth angetan; kein Wunder, daß dieser große Stoff aufs herrlichste Gestaltung gewinnt. Spannend und männlich kraftvoll geschrieben, bunt und tief zugleich, tritt das Werk den besten Romanen aus der großen Zeit (W. Raabe, Löns, Ricarda Huch, Handel-Mazzetti) würdig zur Seite. Für unsere Tage aber bedeutet es einen Trost und eine Aufrichtung, zu sehen, wie die Helden trotz fürchterlichster seelischer und körperlicher Leiden, inmitten einer verrohten und verwilderten Menschheit, trutzig und aufrecht ihren Weg gehen und sich von der Welt unbefleckt erhalten.

Von der Liebe zum Ungeheuren, Schicksalsstarken, von der Treue zur Ostmark gibt das nächste, hochbedeutende Werk, „Die von Brock" (Amelang, Leipzig 1918), beredtes Zeugnis. Von Russen wie Balten ist es geradezu als das Baltenbuch bezeichnet worden. Dabei hat Friede Kraze nie das Baltenland geschaut, nur spärlich waren die Jugenderinnerungen der Freundin an die verlorene Heimat, aus denen F. K. schöpfte. Aber es ist ein Eigenes um die Einfühlungskraft

Digitized by Google

hellseherischen Dichtertums. Aufs feinste lebte sich die Dichterin in die Seele der stolzen Balten ein, die so ganz Willen, Kraft und Treue sind; deren starkes, reines Familienleben, reich an alten Bräuchen einer hohen Kultur, sich hell abhebt von dem dunklen Untergrund der scheu und dumpf dahinlebenden bodenständigen Bevölkerung, des in unruhvoller Glut sich verzehrenden Polentums und des in Fesseln der Willkür und des Aberglaubens gebundenen, nach Erlösung lechzenden russischen Volkes und Landes. „Plötzlich stand sie vor mir, die unendliche Trauer der russischen Ebene", berichtet die Dichterin über die Entstehung des Werkes, „und mir war, als sei ich dort zu Hause gewesen einmal in Urfernen und Vergangenheiten. Und als könne ich die Seele dieser Landschaft aussagen, in der eine wilde und schmerzliche Lockung war. Und alle einzelnen losgerissenen Fäden, die Theos (der Freundin) Kleinkindergeist aufgesammelt und festgehalten hatte, wurden für mich plötzlich zum bunten, phantastischen und dennoch planvollen Gewebe eines Teppichs. Ich spürte Rußland in mir. Dieses seltsame Land der Gegensätze, des Fanatismus, des Ungeheuren und des Primitiven. Ja, vielleicht war es das Primitive, das wir alle in uns tragen, und das in die Urgründe zurückgreift, wovon ich so stark ergriffen wurde. Vielleicht waren es diese mystischen Zusammenhänge, die Undeutbarkeiten, die in jeder Menschenseele vorhanden sind, wie heimliche Quellen, die unterm Kulturschutt dennoch raunen, die etwas in uns speisen, was das Ausschlaggebende ist und das ohne sie sterben müßte ... An diesem Abend flog die Feder über das Papier in der Stille meines Zimmers. Ich schrieb über Rußland. Und über mir war der Rausch und das Entsetzen, wie es einen Menschen überfällt, der plötzlich seinem Doppelgänger begegnet." (Friede Kraze in ihrem Büchlein „Unser Garten", S. 38 und 39.)

Noch ein zweites Mal stellt die Dichterin baltische Menschen vor uns hin: in der Novelle „Die Birke von Dondangen" (Amelang). Diese kurze Erzählung voller Leidenschaft und atemloser Spannung möchte man kaum für das Werk einer Frau halten, so knapp und dramatisch zwingend ist sie durchgeführt. Ebenso beweist die im selben Bande enthaltene Erzählung „Der Schatten des Capo", ein Erlebnis aus Wallensteins Tagen, daß Friede Krazes Können auf dem Gebiet der historischen Novelle geradezu meisterhaft wird.

In den letzten Jahren erschien bei Duncker (Weimar 1920) ein köstlich Büchel „Unser Garten", eine Handvoll Schollenglück. Es ist neben der „Hadumoth Siebenstern" wohl das persönlichste Buch Friede Krazes. Führt uns jenes in die Gärten der Kindheit, so gönnt uns dieses einen Einblick in die feine, zarte Frauenseele der Dichterin, malt einen lieblichen Ausschnitt ihres jetzigen reichen Lebens in Weimar, erzählt uns in gefälligster Form, mit reichlich Humor, wie auf der Höhe, dem Ettersberg gegenüber, aus einem Stück Ödland ein einzig schöner Stauden- und Obstgarten erblüht, der mit unendlicher Liebe gehegt und gepflegt wird. So erdstark und sonnenhaft ist dies Büchel, so menschlich warm und von Liebe zur deutschen Heimat durchglüht, daß man es jedem, der im Herzen jung und natürlich ist, vor allem aber jedem, der selber ein Stück Erde sein eigen nennt, in die Hand drücken möchte.

Überschauen wir noch einmal Friede Krazes Lebenswerk als Ganzes, so erkennen wir, daß die meisten ihrer Dichtungen mehr sind als beste Unterhaltungsliteratur: Bücher, die erlebt nnd erkämpft wurden und solchermaßen gelesen und nacherlebt sein wollen; Bücher, die durch die scharf umrissene Darstellung starker Persönlichkeiten und die Gestaltung großer Schicksale uns über den eignen Alltag erheben. So ist sie recht eine Dichterin für unsre reifere Jugend, dazu eine Wegweiserin allen, die dem Philistertum Kampf ansagen und Heldentum auf den Schild erheben.

Dr. M. Treblin

Digitized by Google

# Vom ewigen Licht der Gotik

Es ist merkwürdig und beinah lustig, in der Entwicklung des Begriffs der Gotik seit Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach und vorher, insbesondere aber zu unsern Tagen, in dem heftigen Kampf um diesen Inhalt ein Stück deutscher, ein Stück europäischer Kulturgeschichte zu verfolgen. Die jüngeren Forscher verlangen nach einer fruchtbaren Umwertung. Ihr Gefühl drohte in den alten Formeln zu erstarren. Erwerben, um zu besitzen, heißt letzten Endes neu fassen, frisch ergreifen, mit eigenen Worten gestalten. Auch galt es, neue Entdeckungen einzuordnen. Das führte von selbst zu weiteren Gesichtspunkten. Sehr geistreich hat Worringer zahlreiche Nebenbeziehungen und Parallelerscheinungen aufgespürt und zweifellos richtig die germanische Rasse zur conditio sine qua non des gotischen Geistes gemacht. Aber andre, darunter der sonst so verdienstvolle Karl Scheffler, gingen viel weiter. Nach ihm soll die Kunst von Anbeginn ewig zwischen Griechisch und Gotisch hin und her eilen. Die Pyramiden Ägyptens, Laokoon, Pergamon, Barock, Rokoko und Expressionismus — alles nur Stationen des gotischen Geistes durch die Welt. Und so fort. Vorsichtiger war es, hier ganz allgemein vom ewigen Zwiespalt zwischen Gesetz und Freiheit zu reden. Denn wie ließe sich vor streng sachlichem Urteil eine solche Einförmigkeit verantworten, nachdem mit viel feinerem Auge gerade die Mannigfaltigkeit der Entwicklung erkannt war. Und welche Verwirrung, in Perioden der ägyptischen, mexikanischen oder indischen Kunst von Griechisch oder Gotisch zu reden!

Die Älteren dagegen verlangen mehr oder weniger strenges Festhalten an früherer Enge. Es gibt verdiente Forscher, die das Wort Gotik lediglich auf die mittel- und nordeuropäische Baukunst zwischen 1250 und 1520 angewendet wissen wollen. Jede Übertragung auf die Plastik, Malerei oder Ornamentik sei bereits irreführend. Es liegt auf der Hand, daß dieser Begriff des Gotischen ebensowenig lebensfähig ist. Oder geht es an, die Einheit ganzer Zeitalter zu zerreißen, innere Verwandtschaften zu leugnen — nur einer bequemen Gewohnheit zuliebe? Gewiß, es gibt einige Wörter, die uns ebenfalls den Charakter jener Epoche bezeichnen. Man spricht von der Zeit des Rittertums, der Städtebünde, der Mystik, der verfallenden Kaisermacht. Aber alle diese Münzen besitzen bei Licht besehen nicht entfernt die Verbreitung, das Ansehen, vor allem nicht die Kürze und Illusionskraft des Wortes gotisch. Warum soll man sich wehren und nicht vielmehr freuen, wenn endlich für ein bisher nie zusammengesehenes, anscheinend wirr zerrissenes Zeitalter eine befreiende Ausdrucksformel gefunden wird von gleicher Gewalt wie die Sprachzeichen: Renaissance, Reformation, Romantik? Wer aus gleichzeitigen Quellen weiß, wie Bürger und Bauern, Ritter und Frauen, Priester und Bischöfe, selbst Fürsten ihre Beschäftigung, ihren Stand, ihre Selbstsucht vergaßen, die bestehende ständische Welt nicht achtend, sich in persönlicher Erniedrigung aus heißem Gefühl eines Überweltlichen heraus vor den Karren spannten, freiwillig, bei Nacht und Tag unter begeisternden Chorgesängen Steine und Bauholz zur Errichtung der Kathedralen herantrugen — der glaubt auf einmal nicht nur das Werden dieser Bauwunder zu begreifen, der fühlt mit zwingender Kraft den gewaltigen Gemeingeist der ganzen gotischen Welt und verlegt das Wunderbare vom Außenwerk der entstandenen Bauriesen ins Innere der diese Menschen treibenden Seelenkräfte.

Unübergänglich ist hier der Begriff der „Form". Frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte haben dies Wort allzu äußerlich im Sinn von Technik oder äußerer Form verstanden. Erst unter der unerhörten Formzerlösung und Neugestaltung der Impressionisten entdeckte die Kunstlehre jenes feine Goethewort: „Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, die Form ist ein Geheimnis den meisten." Diese Erkenntnis wirkt wie ein später Fluch gegen Opitz, Gottsched und alle, die Kunst für lehrbar hielten und sie also mit Handwerk verwechselten. Sie ergab eine völlige Neueinstellung. Man entdeckte die „innere Form". Man sah auf einmal, wie Linie, Versmaß, Tonsatz nur letzte Ergebnisse innerer Vorgänge waren,

Digitized by Google

Verſinnlichung künſtleriſcher Triebe. Man begann dieſe Triebe zu erforſchen. Da fand Riegl in ihnen etwas zum mindeſten auch halb Bewußtes — er hob den Formwillen heraus. Dieſer Bedeutungswandel, dieſer Weg nach innen iſt von größter Wichtigkeit. Denn noch heute beruht der begriffliche Zwieſpalt zwiſchen Alten und Jungen, die Unmöglichkeit, ſich zu verſtändigen, großenteils auf dem verſchiedenen Verſtändnis des Wortes „Form“.

Sehr merkwürdig mag es ſein, daß das jüngſte Zeitalter unter dieſer Bezeichnung gerade ſo etwas Innerlichſtes begreift, wie die Alten das Äußerlichſte, was die Kunſt umfängt. Gewiß, auch die Formen gehören zur Form, aber unendlich unwichtig erſcheinen ſie gegenüber dieſer ſelbſt. Form iſt heute etwas Ethiſches, iſt Wille, iſt geradezu Geſinnung. Die Form iſt gleichlautend mit ihr, nicht von ihr zu trennen, iſt in dieſem Sinn Weltanſchauung. Sie bedeutet, daß der Künſtler nur ſo und nicht anders ſchaffen konnte und mußte. Sein Wollen iſt wiederum metaphyſiſch begründet. Es iſt das Unglück aller geringeren Künſtler, ein Grund, warum ſie zu ewiger Halbheit verurteilt ſind, daß ſie ſich nicht zu dieſer Gleichſetzung von Form und Geſinnung entſchließen können. Daß ſie etwa glauben, bisherige Form neu aufwärmen oder frühere Geſtaltungen nicht bis zu dem Punkt umfühlen zu dürfen, den die Idee (im platoniſchen Sinn), das Urbild ihrer Schöpfungen verlangt.

Darin liegt Mangel an Erkenntnis, Mangel an Mut, Mangel an Aufrichtigkeit — im Grunde drei Namen für das gleiche Gebrechen. Daß Weltanſchauungen einander ablöſen, war bald einzuſehen, daß Formen wechſeln, nicht weniger, aber daß die Form, der Wille zur Geſtaltung, das Ethos ein immer anderes ſei: dies ſcheint den meiſten noch immer ein Geheimnis. Vielleicht wird das Neue dem Alten zunächſt immer „unanſtändig“ erſcheinen. Dies Wort fand Napoleon III. vor Manets damals eben ausgeſtellter „Olympia“, und ganz Paris ſprach es ihm nach. Man gibt zu, daß die Formen ſich entwickeln und geſtattet Einzelheiten des Wandels. Die Künſtler mögen — entſprechend jenem berüchtigten Befehl des hannoverſchen Miniſteriums an den General Wallmoden — ihr Bajonett mit Zurückhaltung gebrauchen, um nur „ja nicht ombrage zu erregen“. Die Geſamtheit der Formen, die Form, umzuſtoßen — wäre Sturz der Verfaſſung, eine dem Moraliſch-Politiſchen bedenklich verwandte Revolution: Revolte gegen den herrſchenden Schlendrian bürgerlichen Ungeiſtes. Damit wird nicht jedem einzelnen Künſtler ein Umſturz der alten Form zur Pflicht gemacht, wohl aber, daß er ſich ſcheue, Gefühltes rückhaltlos zu verwirklichen. Wer umgekehrt alt fühlt, würde mit dem Gebrauch neuer Formen nicht weniger lügen wie ein Neuer mit dem Handel abgelegter. Die Forderung der Wahrhaftigkeit iſt ein Grundſtein der Kunſt, woraus folgt, daß im ſtrengſten Sinne kein Unethiſcher ein Meiſterwerk zu ſchaffen vermag, daß Kunſt und Sittlichkeit Zwillingsſchweſtern ſind.

Die Zeiten der Gotik nun boten dem Einzelnen nicht entfernt ſolche ethiſchen Konflikte wie dem Heutigen, obgleich ſchon für den jungen Dürer dies Problem von auffallender Schärfe da war. Das lag am Zuſammenprall italieniſch-römiſcher Renaiſſance mit der Formenwelt germaniſcher Gotik, der ſo heftig entbrannte, wie der Kampf zwiſchen Farbigkeit und Wellenlinie, die nur zur Hebung dieſer Farbigkeit dient, und dem Eigenleben der Linie nur immer ſein kann. Aber das Alter der Gotik war Maſſengefühl; ein Künſtler von damals bekam den ſicheren Inſtinkt ſeiner Form ſo gut mit wie die Zentnerworte des Katechismus. Wie ſollte ein Heutiger in gleich glücklicher Lage ſein, da die bildende Verbindung mit der nahen Vergangenheit abgebrochen und ihm die zweifelhafte Erlaubnis geworden, aus Formen fernerer Vergangenheiten ſeine eigene Auswahl zu treffen! Damals wählte die Zeit; er ſelber ſchien nur ihr Gefühl zu geſtalten. Heute ſoll er ſelbſt wählen, da das Gefühl der Zeit tauſendfach erſchüttert iſt. Doch es iſt nur der Augenblick, in dem die Zeit verwirrt daſteht, unſer Augenblick, in dem ſich große einheitliche Zukunft wieder vorbereitet und ſammelt. Die Zeit zittert, doch ſie ſteht nicht ſtill, und rennt bald zu neuen Sonnen.

Worin aber ſoll der ſittigende Gehalt früherer Kunſtalter uns anglühen, wenn nicht in der ewig noch ſichtbaren Muſik der Form? Hier zeigt ſich am deutlichſten, daß Geſtalt und Geſinnung

Digitized by Google

zwar begrifflich nicht dasselbe, aber doch Seiten eines Parallelogramms sind — die Naturwissenschaft spricht hier von psychophysischem Parallelismus.

Es sind diese großen Gebärden, die uns überwältigen, indem sie das Tastgefühl der Augen und die Saiten der Seele auf den Schwingungen mächtiger Domlinien wiegen. Und es sind ebenso jene wunderbaren Gesinnungen selbst, deren Gehalt gleichzeitig sich in uns verlebendigt. Das langsamere eindringliche Wollen, Denken und Handeln alter Gezeiten mag vielen ursprünglichen Regungen, leidenschaftlichen Begabungen und eigensinnigen Anschauungen den Erstickungstod gebracht haben, den jeder Widerspenstige noch heute in einer disziplinierten Masse findet. Aber mit der Vernichtung vieler Ursprünglichkeiten ward die große Form erkauft, nach der wir suchen. Eine reine, machtvolle Glocke verschluckt viel für sich geformtes Metall. Und aus vielen Lichtstrahlen scheint das ewige Licht der Gotik zu bestehen, das doch aus der Ferne von Jahrhunderten nur eins erscheint.

Wir müssen das ewige Licht unserer Zeit suchen, um vollkommen zu werden — Religion, Kunst und Wissenschaft sind drei ernste Wege —, aber „alle zerstreute Kraft", sagt Meister Eckart, „ist unvollkommen."

Karl Theodor Strasser

# Musikliteratur

Eine solche Fülle guter neuer Bücher über tonkünstlerische Dinge ist der Musikredaktion des „Türmer" zugegangen, daß wir unsere Leser nur kurz mit dem Besten bekanntmachen können, und vom weniger Guten nur soviel erwähnen, als zur Kennzeichnung des Besseren uns erforderlich erscheint. Um dem Auslandsdeutschtum den Vortritt zu lassen, beginne ich mit dem herzerquickenden Kampfruf des Deutschböhmen Walter Hensel (Dr Jul. Janiczek) „Lied und Volk" (Böhmerlandverlag Leipzig und Eger), der auf 32 Seiten für das echte, alte Volkslied wirbt und den Sinn für Unterscheidung bloßen Liedertafelschundes schärfen will. Schießt er auch in der Geringschätzung der Kunstlieder des 19. Jahrhunderts gelegentlich etwas übers Ziel hinaus, so schadet das nicht: wer etwas Gutes erreichen will, muß noch mehr als dieses verlangen. Und den tapferen Kämpfern jenseits des Böhmerwaldes im Dienst verinnerlichender Musikkultur sei ein herzliches „Heil!" zugerufen. Der Wiener Julius Schlosser („Unsere Musikinstrumente", Kunstverlag Anton Schroll, Wien) führt uns an Hand von 78 ausgezeichneten Bildtafeln durch die herrlichen Instrumentensammlungen der österreichischen Bundeshauptstadt, die er als treuer Kustos kürzlich erst selbst durch einen ausgezeichneten Katalog der Wissenschaft erschlossen hat, wobei er auch wertvolle historische Entwicklungsskizzen in populärer Form beisteuert und durch Zusammenstellung der Fachliteratur den Laien zu eigenem Weiterarbeiten anregt. Auf ein Spezialgebiet, das aber auch schon zu einer vielverzweigten Wissenschaft geworden ist, führt uns der Bayreuther Studienprofessor Heinrich Schmidt mit seinem „Hand- und Lehrbuch der Orgelbaukunde. Die Orgel unserer Zeit in Wort und Bild" (2. vermehrte Auflage 1922, Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin), ein seit 20 Jahren geschätztes Buch, das nunmehr auch die neuesten Erfindungen berücksichtigt und auf 130 Seiten anschaulich alles das auseinandersetzt, was etwa der Kirchenmusiker, Pfarrer und Gemeindevorstand wie auch der Besucher von Kirchenkonzerten über Einrichtung, Bau, Material, Disposition, Kostenberechnung und Erhaltung dieses gewaltigen Musikinstruments wissen möchte; ein Anhang über Glockenkunde wird gerade jetzt, wo so viele Geläute neu angeschafft werden müssen, mit besonderem Dank aufgenommen werden. Wurde hier über die Praxis des Musiklebens gehandelt, so liegt auch ein wichtiger Beitrag zur Theorie vor. Der Leipziger Kompositionslehrer Prof. Stephan Krehl bietet mit seiner neuen großen Harmonie-

Digitized by Google

lehre die lange erwartete Fortsetzung seiner ebenfalls bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger erschienenen Allgemeinen Musiklehre. Gewiß haben wir viele vortreffliche Bücher über diesen Gegenstand (ich nenne etwa Louis und Thuille, Halm, van Eyken), aber jeder bewährte Lehrer sucht doch dieser Kerndisziplin der neueren Tonsatzlehre von anderen Seiten näherzukommen, um dem bedeutenden, aber schwierigen Gegenstand für den Schüler wirkliches Leben einzuhauchen. Auf Hugo Riemanns Funktionslehre basierend, führt Krehl nicht nur mit vielen Beispielen und Übungsaufgaben den Lehrenden wie den Lernenden in die Welt der Harmonik ein und weiter als wohl die meisten anderen Leitfäden bis an die Probleme der heutigen Tonsprache heran, sondern er vollbringt dies auch mit so bildhafter Darstellung, daß das Buch sich gerade zum Selbststudium des gebildeten Laien besonders zweckvoll erweisen dürfte. Vor allem aber (und das ist der Hauptwert des Buches) gelingt es ihm endlich einmal, alle Akkordverbindungen von Anfang an psychologisch-ästhetisch zu betrachten und so dem Schüler nicht nur ihre mechanisch-regelhafte Anwendung beizubringen, sondern sie ihm auch als beseeltes Baumaterial für richtige Kompositionen verständlich zu machen. Da hatte bisher stets eine traurige Lücke geklafft, die nun endlich überbrückt erscheint. Vollens auf den Boden der Musikästhetik führt Rud. Schäfke mit seiner sorgfältigen Schrift über Eduard Hanslick, den vielen Ultra-Wagnerianern tief suspekten Verfasser des Büchleins „Vom Musikalisch-Schönen". Schäfke weist überzeugend nach, daß dieser gar nicht so einseitiger Formalist gewesen ist, wie seine ihn oft mißverstehenden Kritiker meist angenommen haben, und daß er nicht nur von Auflage zu Auflage seines Hauptwerkes, sondern auch in seinen Kritiken dem seelischen Inhalt der Tonkunst immer weiteren Raum zugestanden hat. Dabei fällt viel Gutes zum Grundsätzlichen der Musikästhetik ab; vielleicht veranlaßt der Verlag Breitkopf & Härtel noch die Nachlieferung eines Namensindex.

Eine „Kulturgeschichte der Musik in Einzeldarstellungen" versprechen der Verlag Julius Bard in Berlin und der ideenreiche Charlottenburger Privatdozent Hans Mersmann. Bisher liegen zwei Bändchen vor, eines über das deutsche Volkslied, das andere über Beethoven. Man stößt sich ein wenig an der modernistischen Wortprägung der Kapitelüberschriften und dem volltönigen Ausholen, als würde hier etwas gänzlich Neuartiges geboten. Gottlob gibt sich der vortreffliche Verfasser aber, einmal ins Fahrwasser gekommen, durchaus natürlich, ja herzerquickend frisch, so daß beide Schriften, die auch noch mit wunderschönen Bildern geschmückt sind, aufrichtig und warm zur Anschaffung empfohlen werden können. Hans Mersmann ist jedenfalls einer der kommenden Männer unseres Faches. Zu denjenigen jüngeren Musikschriftstellern, denen in besonderem Maß die Kunst allgemeinverständlicher Darstellung gegeben ist, gehört der auch als Tonsetzer sehr zu schätzende Hermann Unger in Köln, um musikalische Volksbildungsbestrebungen an seinem Wohnsitz hochverdient. Mit zwei Zwillingsschriften wartet er auf, einem „Musikalischen Laienbrevier" (Spaziergang durch die Musikgeschichte für Liebhaber, etwa vergleichbar der bekannten „Literaturgeschichte in einer Stunde", im Münchener Dreimaskenverlag), und einer „Musiktheoretischen Laienfibel" (in Engelhorns Musikalischen Volksbüchern) — beides nie sehr tief gehend, aber ungemein geschickt und lebendig vorgetragen, zumal wenn man bedenkt, daß der Verfasser sich zu dem Virtuosenstücklein reizen ließ, auf alle Notenbeispiele zu verzichten. Das zweite Büchlein übrigens ist mir in seinen Urteilen doch lieber als das erste, zumal es sich sehr hübsch vom allgemein verständlichen Ästhetischen über Intervallen- und Funktionslehre, Formen- und Gattungserörterungen wieder zu den entscheidenden Geschmacksdingen zurückplaudert. In der letztgenannten Sammlung findet sich noch manch anderes Bändchen von mehr als Tageswert. Ich weise diesmal warm auf die Brucknermonographie von Karl Grunsky hin, der sich bei der Ausbreitung des Wiener Meisters persönlich äußerst bewährt hat und hier mit schöner Begeisterung für den kernhaften Heros des symphonischen Frommseins Zeugnis ablegt; die Musikeranekdoten, die Hans Hollerop gesammelt hat, lesen sich nett, manche sind gut und auch glücklich erzählt, aber die Mehrzahl teilt das Schicksal ihrer Gattung, weder wahr

Digitized by Google

zu sein noch so überhaupt passiert sein zu können. Für solche Sammlung müßten sich einmal ein paar abgebrühte Spezialkenner, Musiker wie Historiker, zusammensetzen, damit es wirklich etwas Rechtes würde.

Das, was Ungers „Fibel" spielend beizubringen trachtet, erörtert K. Grunskys „Musikästhetik" (Sammlung Göschen) mit aller Sachlichkeit, die der Gegenstand vom nachdenklichen Fachmann verlangen kann — mit welchem Glück, bestätigt die soeben erschienene, stark veränderte vierte Auflage. Vielleicht könnte das Büchlein manches, was in die Harmonie-, Formen- und praktische Musiklehre gehört, noch etwas beschneiden, um künftig auch (in der Art der Bücher von Paul Moos) einen knappen Überblick über die Hauptsysteme der übrigen Musikästhetiker zu geben, was doch z. B. bei den meisten Prüfungen auf diesem Gebiet mit zum Lehrstoff gehören wird. Grundsky wäre ganz der Mann dazu, hier über das bloße Referat auch kritisch zu sichten.

Damit sei's für diesmal der Empfehlungen genug.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Distelstecherinnen — Fritz Gärtner

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Wie steht's?
## Reichseinheit und Reichsheer · Durch Reinheit stark!
## Vom Kinder-Elend

Der Abwehrkampf an der Ruhr geht weiter. Beide Gegner sind ineinander verbissen; an ein Zurückblasen ist nicht zu denken, selbst wenn die Politiker wollten; am wenigsten bei den zähen Westfalen. Schlageter wird in einem Steinbruch bei Düsseldorf von französischen Schergen erschossen: ein tapferer deutscher Mann, dessen Abwehrwille ihn zu Taten hingerissen hat, der verraten wurde von deutschen Schuften, der aufrecht in den Tod schritt. Ehre seinem Andenken! Überall im besetzten Gebiet dasselbe rohe Schauspiel: Mord, Mißhandlung, Einkerkerung, Verjagung, Schinderei aller Art — eine ewige Schande für Frankreichs Heer und Schande für die zuschauende Welt. Die Namen Ruhr und Rhein werden sich mit scharfem Meißel in die Herzen deutscher Jugend eingraben.

Und doch scheint diese Drangsal notwendig für uns zu sein. Der Welt gehen die Augen auf, wenn sie auch noch schweigt. Man weiß nachgerade, daß Machtsucht oder Militarismus nicht mit der Wesensart des Hohenzollern-Deutschlands verwachsen waren, sondern in Frankreich viel gemeinere und viel gemeingefährlichere Formen annehmen als je bei uns. Und dann: diese Überstiegenheit muß sich um so rascher erschöpfen. Endlich: auch die Gewerkschaften der Sozialisten werden durch Poincaré in das Reichsempfinden hineingehämmert. Der Franzosen sehnlichster Wunsch war Zertrümmerung der Reichseinheit: aber sie schmieden das Reichsgefühl erst recht zusammen.

Wir Deutschen sind zwar tief erschöpft und tief entwürdigt. Doch was besagt dies? Am Samstagabend ist mancher vielbenutzte Dorfbrunnen erschöpft und gibt kein Wasser mehr; doch über Nacht quillt er nach, und am Sonntagmorgen pflegt der klare Strahl wieder in voller Ergiebigkeit zu fließen. Nach diesem erschöpfenden Weltkriege kommt es einzig und allein darauf an, wieviel Erneuerungskraft in den einzelnen Völkern steckt. Dieser Vorrat an Kraftsubstanz ist in dem immer noch andauernden Kampfzustand das schlechterdings Entscheidende. Da dürfte es denn doch fraglich sein, ob das anscheinend und äußerlich so mächtige Frankreich mit diesem Übermaß von militaristischem, zum großen Teil aus Afrika bezogenen Aufwand so stark ist, wie sich der Poincarismus gebärdet. Unnatur ist nicht von Dauer.

Digitized by Google

Wo sind denn in Europa die eigentlichen Sieger? Wir sehen im italienischen Faszismus einen gewissen politischen Aufschwung, wir sehen in England Verdrossenheit gegenüber der französischen Hegemonie, wir sehen das vorderasiatische, eng mit dem Balkanherd zusammenhängende Problem ungelöst, wir sehen das nunmehr abseits sitzende Amerika im eigenen Geld ersticken: — aber es wird immer mehr unter der Führung besonnener Wirtschaftspolitiker der ganzen zivilisierten Welt bewußt, daß wir alle einen einheitlichen Blutkreislauf bilden, in den Handels- wie in den anderen Lebensbeziehungen, und daß Europa sich selber bitter ins Fleisch schneidet, wenn es einen ansehnlichen Teil dieses Ganzen zu zerrütten strebt. Unseres Erachtens bedeutet der Weltkrieg eine Wende: nicht nur zu einem späteren Großdeutschland, sondern auch zu einem neuen europäischen Gesamtgefühl.

Wenn Frankreich andauernd die Herausgestaltung dieses europäischen Gemeingefühls stört, so wird vielleicht, aus innerer Notwendigkeit heraus, der Augenblick kommen, wo man — mit mehr Recht als damals gegen uns — einen Kreuzzug gegen Frankreichs Militarismus und Rassenverderbnis predigen wird. Denn was die Verwendung farbiger Truppen moralisch und körperlich an der europäischen Rasse verdirbt, ist gar nicht abzusehen. Das spürt man in der angelsächsischen Welt; die Dinge arbeiten für uns.

Man sollte daher, gegenüber dem tagtäglichen wirtschaftlichen Kleinkram, der so viel Furchen in die Gesichter gräbt, sich straffer in Zucht nehmen und die Ereignisse, die uns jetzt zu zermürben drohen, von großpolitischen Gesichtspunkten betrachten — und nicht zum wenigsten unter dem Gesichtspunkt des neuen Werdens. Es geht da um uns her nicht nur allerlei zugrunde, es will sich auch etwas gestalten. Laßt euch von diesen Geldschwankungen nicht so sehr ins Bockshorn jagen! Laßt euch durch diesen Zahlenspuk nicht lähmen! Das ist Gespensterspiel. Wir Deutschen haben unsere organisatorische Kraft noch nicht eingebüßt, wenn auch jetzt der Geldschwindel die Gehirne und die Gewissen verwirrt. Die deutsche Not ist groß und grob; aber Not in anderen Formen ist jetzt überall. Das sind Geburtswehen. Wohl geht ein übler Zeitgeist um, wohl sind wir zerrissen in Parteien und Meinungen, wohl wimmelt es um uns her von Schurken und Genüßlingen. Aber sind wir Deutsche in unsrer besten Volkskraft denn wirklich besiegt? Seht einmal der Lage kühn ins Auge! Wir haben allerdings den 9. November erlebt mit allem häßlichen Drum und Dran, wir haben zu gleicher Zeit den schmachvollsten Waffenstillstand unterzeichnet, der nicht nur Entwaffnung, sondern mehr noch Entehrung bedeutet; Raub und Diebstahl — Nachwehen des Weltkriegs — schleichen überall um. Doch der niederträchtige, alles Maß von Vernunft und Gerechtigkeit übersteigende Vertrag von Versailles birgt schon eben durch seine Unnatur den Anfang der künftigen Wende in sich. Er ist durch und durch rückschrittlich, eine Grimasse, ein nachwirkendes Gespenst. So besiegt man kein Volk — und so gewinnt man kein Volk. Dieser Vertrag wird und muß einmal an seiner eigenen biologischen Unnatur zugrunde gehen.

Sehen wir schärfer, so erleben wir jetzt bereits vor unseren Augen ein tröstlich Schauspiel.

Digitized by Google

Zwei Grundkräfte deutscher Volkheit sind unzerbrochen geblieben, trotz aller Risse, die durch unser Volkstum gehen und die wir auch im „Türmer" wahrlich nicht zu vertuschen pflegen. Es sind uns unzerbrochen geblieben

1. die Reichseinheit,
2. das Reichsheer —

ja wohl, auch das Reichsheer, wenn es jetzt auch in einem gleichsam unsichtbaren Zustand zurückgetreten ist! Jene — die Reichseinheit — ist Bismarcks Schöpfung; dieses — das Reichsheer — ist Schöpfung Moltkes. Das Werk beider Großen aus der Zeit der Monarchie hat also seine Lebenskraft erwiesen. Frankreich hat weder Bismarck noch Moltke besiegt. Wohl verschwand die Monarchie; aber das Reichsbewußtsein blieb und wird sich hoffentlich einmal zu einem Großdeutschland ausbauen. Und das Volk bewahrte sich die starke Empfindung für den Wert und den Ruhm unsres Reichsheeres. Man würdige diese beiden Tatsachen!

Der Reichspräsident, gleichsam Hohenzollern-Ersatz, stand neulich im Nationaltheater zu Weimar und sang mit der Jugend der Schillerfestspiele das „Deutschland über alles" kräftig mit. Man könnte — und zwar sachlich, nicht ironisch — die Frage aufwerfen: hat am 9. November wirklich die Sozialdemokratie gesiegt? Ist sie nicht vielmehr aufgefangen worden vom Reichsgedanken? Ist nicht ihr Internationalismus dabei in die Brüche gegangen? Wo sind denn heute ihre internationalen Brüder in Frankreich, Rußland, Italien und England, die ihr und uns aus dem Elend helfen? Nichts von alledem! Die deutsche Sozialdemokratie sitzt regierend in den Klubsesseln der Monarchie und atmet die Reichsluft ein, die Bismarck und Moltke geschaffen haben.

Schon oft im Weltgeschehen haben Sieger und Besiegte unvermerkt die Rollen gewechselt. Der Sieg Napoleons in Moskau — „O weh, ich hab' gewonnen!" Und der Sieg Poincarés an der Ruhr — wer weiß, ob dieser tückische und zähe Bedränger eine größere Dummheit ausfindig machen konnte als diese Besetzung! Wir müssen dem Mann eine Dankadresse vorbereiten. Denn das hinschleichende Siechtum vorher war unerträglich. Das Reichsgefühl hat sich seitdem bis tief in die Sozialdemokratie hinein nur um so mehr verstärkt; kein Gezeter gegnerischer Blätter wird an diesem elementaren Vorgang etwas ändern. Und das Reichsheer! Wie man auch über Film und Kino denken mag: man beachte einmal die Stimmung im Fridericus-Film! Man erlebe dort die Schlacht von Leuthen, man höre das Beifallsjauchzen der Jugend! Das ist nicht gemacht, nicht Tendenz, das ist Ausbruch heldischer Instinkte in unserem Volk. Der Soldatengeist sitzt — er sitzt uns allen in Fleisch und Blut. Er wird im rechten Zeitpunkt den rechten Führer und die rechten Mittel schaffen. Dann wird der furor teutonicus wieder durchbrechen wie 1813, denn er ist innerster Teil unserer germanischen Volksnatur. Wir predigen wahrlich keinen Haß: aber ein starker Sinn für Recht und Unrecht muß in der Jugend lebendig bleiben und muß aufbrausen können, muß das zornige Auge blitzen, muß die Hand ans Schwert fahren lassen, um Ausgleich und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Unser Reichsheer, einst das beste Heer der Welt, behielt unentbehrliche Kräfte: Sinn für Zucht und Ordnung, Methode und Rhythmus. Daß Mißbrauch und Übertreibung zum Zerrbild führen, ist ja überall

Digitized by Google

selbstverständlich. Parademarsch mag eine Verzerrung bedeuten, wenn er sinnlos betrieben wird; aber ein parademäßig, mit Musikbegleitung marschierendes Heer ist eine rhythmisch durchpulste Masse und als solche eine hinreißende Erscheinung: eine Befreiung von der Schwere. Das soll und darf man einem Volk nicht nehmen. Und das wird sich unser Volk auf die Dauer auch nicht nehmen lassen. Man denke an den Rückmarsch unseres Weltheeres! Das soll uns einmal ein anderes Volk nachmachen! Jener Heimzug nach den furchtbaren Jahren war ein Siegeszug — eine Ehre für ganz Deutschland. Denn der Geist der Ordnung, der Methode, des Rhythmus hatte sich trotz alledem nicht zerbrechen lassen vom Ungeist des Chaos.

Das ist unsere Hoffnung. Auf diesen Geist vertrauen wir auch heute. Wir sind jetzt „passiv". Passiv an der Ruhr, passiv und ausgeschaltet in der großen Politik. Das Fremdwort „passiv" heißt auf deutsch: duldend, aushaltend, abwehrend. Es gibt aber eine schöpferische Passivität, die von einem genialen Führer gut ausgenützt werden kann — wenn wir einmal wieder große Führer haben werden. Unser Hauptmangel ist jetzt der Mangel an schöpferischen Männern und Ideen.

Es haben in der letzten Zeit zwei Ereignisse zu gleicher Zeit für uns gearbeitet. Man beachte diese Gleichzeitigkeit: den Hochverratsprozeß in München und die Enthüllung des englischen „Observer" über französische Rheinpläne! Dort Richert, hier Dorten — und beidemal die enthüllte Absicht Frankreichs, die Reichseinheit zu zertrümmern, um auf Trümmern über Sklaven zu herrschen. Das Schicksal arbeitet für uns passive Deutsche: es hat in den gleichen Wochen die gleichen Pläne der nächsten und bittersten Feinde bloßgestellt. Das heuchlerische England regt sich jetzt über die französische Rheinpolitik auf, obwohl es diese Dinge schon lange wußte. Es hält anscheinend den Zeitpunkt für geeignet: in denselben Wochen tritt es mit seiner Luftflottenpolitik hervor. Es will die fünfmal so starken Luftkräfte Frankreichs einholen ...

Nun, es kann eine Zeit kommen, wo wir in unsrem armseligen und ausgeschalteten Deutschland uns langsam wieder erholen, während andre durch Schicksale hindurch müssen, vor denen sie sich jetzt nur mit unnatürlicher Kraftanstrengung und durch äußere Machtmittel zu wahren wissen ...

Deutschlands Hauptaufgabe jedoch heißt jetzt: Läutert euch von innen heraus! Was einst jener Hauslehrer („Oberlin") in seinen Ring eingraben ließ, sollte funkelnd über dem ganzen Deutschland stehen: Durch Reinheit stark!

* * *

Durch Reinheit stark! Denn erst durch großzügige sittliche Erneuerung, die das ganze deutsche Volk ergreifen müßte, könnte man auch die schwere wirtschaftliche Sorge nicht zwar beseitigen, wohl aber sehr bedeutend mildern. Wir haben neulich im „Türmer" Briefe eines Arbeiters und eines Großindustriellen veröffentlicht; wobei übrigens immer nur Marx genannt wurde, Männer und Anreger wie Adolf Wagner oder Adolf Damaschke den Briefschreibern anscheinend unbekannt sind. Jene Briefschreiber sind in einem Hauptpunkt einig: daß die soziale Frage dringendster Lösung bedürfe. Aber diese Frage wird nur zum kleinsten Teile von

Digitized by Google

außen gelöst werden (durch Maßnahmen); zum weitaus größten Teile muß sie sich von innen her lösen: durch seelische Erneuerung.

Das Einheitsgefühl muß nicht nur — wie oben angedeutet — die europäischen Völker erfassen, sondern auch die Schichten und Stände innerhalb eines Volkes. Wir alle bilden ja doch miteinander einen lebendigen Leib, einen einheitlichen Blutkreislauf; ist ein Teil krank, so leiden in irgendeiner Form, später oder früher, die andren mit. Wie wir großpolitisch und großdeutsch fühlend schauen lernen müssen, so auch groß-sozial: alle Volksschichten vom Herzen aus umfassend. Da ist z. B. jetzt das große, stille Kindersterben in Deutschland. In einem Aufsatze spricht darüber Bernhard Duhr im Februarheft der „Stimmen der Zeit" (Freiburg i. Br., Herder):

„Ein großes Kindersterben hat in Deutschland begonnen. Hunderttausende Kinder siechen dahin, Hunderttausende, ja mehr als die Hälfte aller deutschen Kinder sind dauernd unterernährt. Die Gesamtheit der deutschen Ärzte und auch ausländische Ärzte, die eingehende Untersuchungen angestellt, legen Zeugnis für das große Kinderelend ab. Untersuchungen, die vom Reichsarbeitsminister angeordnet wurden, ergaben ein geradezu erschütterndes Bild der allgemeinen Verelendung. In manchen Bezirken der Heimarbeit war der größte Teil der Kinder (70 %) unterernährt. Wohnungsnot, Nahrungsnot, Wäschenot werden noch gesteigert durch Kohlenknappheit und Kohlenteuerung. Die furchtbarsten Verheerungen unter den Säuglingen und Kleinkindern richtet die Milchnot an. Vieles ist geschehen, um dieser Not zu steuern. Besonderen Dank schulden wir dem Ausland, das sich unserer Kinder so liebevoll angenommen. Aber es hat nicht gereicht, dem Kindersterben Einhalt zu tun. In viel höherem Grade als bisher muß Selbsthilfe und eigene Arbeit dem Übel abzuhelfen versuchen. Der starke Wille zur Selbsthilfe muß jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau an ihre Pflicht mahnen, für die nächsten Jahre so zu arbeiten und an allem Überflüssigen zu sparen, wie noch nie in Deutschland gearbeitet und gespart worden ist."

Ebenso lesen wir in der „Leipziger Lehrerzeitung":

„Das Kinderelend ist erschreckend. Das Reichsgesundheitsamt berichtet nach Feststellungen aus Hamburg: Von 100 Schülern der Volksschule hatten brauchbares Schuhzeug 58; ein zweites Paar Schuhe zum Wechseln 30; ein zweites Hemd zum Wechseln 44; ein zweites Paar Strümpfe 27; ein Taschentuch 53; ein zweites Taschentuch zum Wechseln 38. Wichtige Angaben über die Wohnungsnot hat eine auf Anregung der Quäker in Berlin-Pankow ausgeführte Umfrage geliefert. Danach haben nur 24 % aller Kinder ein Bett für sich allein, 71 % schlafen zu zweien und 5 % zu dreien. Das Ernährungs-, Bekleidungs- und Wohnungselend hat die Zunahme von Krankheiten unter der Jugend begünstigt. Von den 485 000 Kindern Berlins sind 29 000 tuberkulös, 77 000 anderweitig krank. Besonders besorgniserregend ist der verhältnismäßig große Anteil von Kindern bis zum 15. Lebensjahre an den Tuberkuloseerkrankungen. In der Berliner Universitäts-Kinderklinik hat Professor Czerny eine erschreckende Zunahme schwerer Lungenblutungen beobachtet, die sonst im Kindesalter nicht häufig sind und nur in den

Digitized by Google

Kriegsjahren in großer Zahl auftraten. Oft werden jetzt Säuglinge in die Klinik gebracht, die durch Hunger so heruntergekommen sind, daß sie nicht mehr gerettet werden können. Ein geradezu trostloses Bild weisen die in dem Geschäftsbericht der Leipziger Allgemeinen Ortskrankenkassen enthaltenen Statistiken über Krankheits- und Sterbefälle nach. Danach hatte nahezu ein Drittel aller geborenen Kinder keine oder nur eine eintägige Lebensfähigkeit." ...

Auch da wird jetzt in Deutschland eine Schlacht geschlagen. Von den drei Formen des immer noch andauernden Weltkriegs (soldatisch, sozial, seelisch) sind wir jetzt im sozialen Ring angelangt, wo König Dollar regiert und hart neben verkümmernden Kindern und Kleinrentnern der wüste Luxus sich austobt. In jeder Stadt, in jedem Städtchen müssen sich nun die noch nicht in Ichsucht verrohten und noch halbwegs vermögenden Deutschen zur ehernen Pflicht machen: im Haushaltbuch das Kapitel Wohltätigkeit besonders zu pflegen und von ihrer Habe den „Zehnten" zu opfern. Es wird Segen darauf ruhen. Schenken zu können — in taktvollen Formen — ist nicht nur eine Freude für den Beschenkten, in dem der schöne Sonnenstrahl des Dankes aufleuchtet, sondern auch eine Stärkung des Edlen im Schenker selbst. Lehrer, Geistliche und Privatleute müssen zusammenarbeiten. Da ist Arbeit genug, wo wir einmal nicht „passiv" zu sein brauchen. Jeder sehe sich in seiner erreichbaren Umgebung hilfreich um! Er suche sich — und wie leicht findet man jetzt! — gleichsam Schützlinge, Anvertraute, für die er sich verantwortlich fühlt und die er mit hindurchfüttern hilft, unbefangen, schlicht und herzlich, Mensch zu Mensch! Das übt das Gute in uns, das bereitet einen besseren Zeitgeist vor. Und das Geschwätz über Meinungen und immer nur Meinungen verstäubt wie eine Phantasmagorie in dem starken, verbindenden Gefühl tätiger Edelmenschlichkeit. L.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Der Fall Lenard

an der Universität Heidelberg ist eins der schmachvollsten Vorkommnisse in der heutigen Rechtsprechung oder deutlicher: in der Berichterstattung über diesen Rechtsfall. Der berühmte Gelehrte, Träger des Nobelpreises, hatte abseits in seinem stillen Institut am Tage der Rathenau-Todesfeier (am 27. Juni v. J.) die laufenden praktischen Arbeiten weitergeführt; Vorlesungen fanden an jenem Nachmittage nicht statt. Da Prof. Lenard dem Tagestreiben fernsteht, hatte er keine Kenntnis davon, daß die freien Gewerkschaften an jenem Tage allgemeine Arbeitseinstellung angeordnet hatten; die Anordnung der Regierung, am betreffenden Tage keine Vorlesung zu halten, war bereits erfüllt. Das stille Arbeiten im Institut durfte er wohl mit Recht als keine Verletzung der Staatsinteressen empfinden; tatsächlich war sein Institut nicht das einzige, das an jenem Tage jenes Staatsverbrechen beging. Den Brief des Rektors, der ihm anbefahl, die Flagge auf Halbmast zu hissen, hatte er erst kurz vor ein Uhr empfangen und zunächst beiseite gelegt. Auch hier war das physikalische Institut nicht das einzige öffentliche Gebäude, das sich solcher Unterlassungssünde gegen eine Verordnung der badischen republikanischen Regierung schuldig machte; vielmehr hatten noch mehrere, zum Teil mitten in der Stadt gelegene Gebäude ebenfalls die Trauerflagge nicht aufgezogen, wie bei der Kürze der Zeit zwischen Befehlsausgabe und Ausführung nicht anders zu erwarten war; doch hatte Geheimrat Lenard sofort, nachdem er von dem Befehl Kenntnis genommen, die Flagge auf Halbmast ziehen lassen. Die Sache wäre also von der breiten Öffentlichkeit gar nicht beachtet worden, wenn nicht — und nun setzt die Gemeinheit ein — durch einen Denunzianten, den cand. rer. pol. Mierendorff, die Gewerkschaften samt Volksmasse auf die fast in Verborgenheit und außerhalb der Stadt auf der Neuenheimer Bergseite gelegene Werstätte des Gelehrten gehetzt worden wären.

Und da spielten sich nun die unwürdigsten Szenen ab, die in der Tat — wie Geheimrat Lenard sagte — eine Schande sind für Heidelberg noch nach 100 Jahren. Die Denunziation war erfolgt, weil der Geheimrat dem Studiosus Mierendorff nebst Genossen wegen seiner politisch-nationalen Gesinnung verhaßt war. So kam es also zum Sturm der aufgehetzten Volksmenge auf das Institut: Türe und Fenster wurden zertrümmert, wertvolle Gerätschaften beschädigt, ein Student, der sich schützend vor Geheimrat Lenard stellen wollte, bewußtlos geschlagen, andere beschimpft und bedroht. Auch der greise Gelehrte selbst wurde sehr übel behandelt; er wurde unter Mißhandlungen und Beschimpfungen aus dem Institut herausgerissen und von dem tobenden Haufen über die Neckarbrücke, bei deren Überschreiten man ihn mit Hinabwerfen ins Wasser bedrohte, zuerst nach dem Gewerkschaftshaus und dann von der Polizei zum Schutz vor der rasenden Menge nach dem Amtsgefängnis gebracht, von wo er erst in der Nacht wieder nach seiner Wohnung zurückkehren konnte!

Das Gericht erkannte für Mierendorff und einige Mitschuldige am Sturm auf etliche Monate Gefängnis.

Der Gelehrte, einer gänzlich neuen Situation gegübergestellt, sah sich bei jenem Angriff und vor Gericht einer Meute geringwertiger Geister gegenüber; wie er sich dort mit Wasserschläuchen zu verteidigen suchte, kam er hier einem unverschämt auf ihn wirkenden Rechts-



Digitized by Google

anwalt gegenüber etlichermaßen aus der Fassung — was durch und durch begreiflich ist. Man brachte nur die folgende kurze Kostprobe aus der Gerichtsverhandlung, wie man den Gegner Einsteins überhaupt wegen seiner Gesinnung bloßzustellen strebte, indem man auch den 1. Mai mit hereinzog:

Vors.: Es wird behauptet, Sie hätten sich schon einmal am 1. Mai der Forderung, daß nicht gelesen werden solle, widersetzt. Wie ist es damit?

Zeuge (Lenard): Dazu bin ich nicht hergekommen, um Ihnen hierüber Auskunft zu geben. Als Institutsangestellter habe ich mich wohl darüber anderswo zu verantworten! (Bewegung und Heiterkeit im Zuschauerraum.)

Vors.: Gewiß besteht ein Zusammenhang mit diesem Prozeß, indem behauptet wird, daß Sie grundsätzlich den Anordnungen der Regierung Trotz boten.

Zeuge: Das wäre ja Wahnsinn! Ich bin ja verpflichtet, die Anordnungen der Regierung zu erfüllen.

Vors.: Erzählen Sie uns nun vom 29. Juni.

Rechtsanwalt Marum (einfallend): Ich bitte, daß der Zeuge nicht durch seine arroganten faulen Ausreden (!) hier um die gestellte Frage herumkommt. Es ist notwendig, daß er zunächst über die Vorgänge vom 1. Mai berichtet.

Vors.: Sie werden uns also darüber Auskunft geben!

Zeuge: Ich habe mich dazu schon geäußert!

Vors.: Nein!

Zeuge: Dahin, daß ich niemals etwas getan habe, was der Regierung zuwider ist, der ich mich verpflichtet habe. Am 1. Mai ist nicht gelesen worden. Zuhörer waren massenhaft da, aber ich winkte ab, ich habe ihnen am 1. Mai vom Fenster des Instituts eine Rede gehalten.

Rechtsanwalt Marum: Hatte nicht der Rektor Beer Ihnen rechtzeitig von der Feier des 1. Mai Mitteilung gemacht?

Zeuge: Ich habe hier nur die Fragen des Vorsitzenden zu beantworten!

Vors.: Ist es richtig, daß der Rektor Ihnen die Anordnung mitteilte?

Zeuge: Die Art, wie er mir auf der Straße diese Anordnung mitteilte, habe ich abgelehnt; in Wirklichkeit habe ich aber nicht gelesen.

Rechtsanwalt Dr. Bauer: Sie sollen gesagt haben, Sie werden einen solchen Tag nicht feiern! ...

So geht's noch eine Weile weiter.

Und nun lese man, wie die Linkspresse nicht etwa über diesen Marum, nicht über Mierendorff, den Denunzianten, — sondern über den greisen Forscher herfällt! Ein widerliches Schauspiel. Obenan muß das „Heidelberger Tageblatt" wegen seines skandalösen Berichtes festgenagelt werden. „Als Geheimrat Lenard gestern vor Gericht als Zeuge auftrat und in so ungeheuer arroganter Art mit dem Gerichtshof Schindluder spielte" — so beginnt dieser Bericht —, „wie man es in solcher Weise wohl noch niemals in Heidelberg erlebt hat, richtete er sich selbst als Mensch; man sah ihn seiner Größe entkleidet, man sah ihn in seelischer Nacktheit ... man fühlte: hier steht der wahre Angeklagte, der Mann, der Staatsbefehle sabotiert, Weisungen der Universität mißachtet und ganz das Zeug dazu hat, ruhige Arbeiterführer bewußt zu provozieren" (!!) ... „Lenard ist der wahre Angeklagte! Die Leute, die sich von ihm provozieren ließen, Steine warfen, Beschimpfungen ausstießen und zu Mißhandlungen schritten, sind die verführten Mitangeklagten (!)" ...

Ist das nicht ein nichtsnutziges Fälscherstückchen?! Ist durch diesen Artikelschreiber die Wahrheit nicht ungeheuerlich auf den Kopf gestellt?! Es wäre über die giftige Art, wie in einem großen Teil der Presse aus parteipolitischen Gründen berichtet wurde, noch viel zu sagen. Wir begnügen uns, aus dem Prozeß-Bericht noch folgendes abzudrucken:

Vors.: Ist Ihnen gesagt worden, es würden Unannehmlichkeiten entstehen?

Zeuge (Lenard): Nein! Wenn die Leute so etwas gesagt hätten, so hätte ich mit ihnen geredet. Ich wäre ja erfreut gewesen, wenn sie endlich einmal etwas Vernünftiges gesagt hätten.

Auf eine Zwischenbemerkung des Rechtsanwalts Marum, daß er das nicht glaube (!), fährt der Zeuge stürmisch auf:

Digitized by Google

Ich bitte sehr, mich vor solchen Äußerungen zu schützen, sonst gehe ich heraus!...

Vors.: Waren Sie dabei, wie der Student Ernst mißhandelt wurde? Er hatte sich doch vor Sie hingestellt, um Sie mit seinem Leibe zu schützen.

Zeuge: Bei dem großen Wirrwarr weiß ich das nicht.

Vors.: Sind Sie tätlich angegriffen worden?

Zeuge: Darüber äußere ich mich nicht. Das hat nichts zu sagen! Das ist für Heidelberg eine Schande noch nach hundert Jahren!

Rechtsanwalt Pfeiffenberger: Es ist am besten, wir verzichten auf den Zeugen. Er drückt sich ganz verworren aus (!).

Vors.: Sie sind entlassen, Herr Geheimrat!

*

## Zum „belgischen Unrecht"

schreibt uns Oberst Schwertfeger, der sich mit dem Stoffe genau beschäftigt hat:

Im Juniheft Ihres „Türmers" finde ich einen Aufsatz von Dr Karl Schneider: „Unrecht an Belgien?" Ich habe diesen Aufsatz mit Interesse, aber auch mit Bedauern gelesen, da er geeignet ist, irrige Auffassungen und neue Gewissensbedenken bei Ihren Lesern hervorzurufen. Ihn im einzelnen zu widerlegen, würde zu weit führen. Ich beschränke mich daher auf einige Sätze zur Klarstellung der Hauptirrtümer:

1. Ein „unzweideutiges Recht" zum Durchzuge durch Belgien bestand 1914 für Deutschland ebensowenig wie ein Recht auf Besetzung belgischer Festungen.

2. Für die deutsche Politik gab es nach den Vorgängen zwischen 1870 und 1914, besonders nach gewissen politischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Belgien 1875, 1887, 1911, 1913 keinerlei Möglichkeit, den Durchmarsch zu fordern.

3. Jeder Versuch, bei Kriegsbeginn 1914 in der von Dr K. Schneider empfohlenen Weise zu verfahren, hätte eine schwere Bloßstellung der deutschen Politik und außerdem einen völlig zwecklosen, unsere Operationen gefährdenden Zeitverlust bedeutet.

4. Die deutsche Regierung konnte sich Belgien gegenüber 1914 einzig und allein auf die strategische Notlage berufen. Vorwürfe wegen nicht neutralen Verhaltens Belgiens konnte sie nicht erheben.

Alle diese Fragen sind in einem vom „Arbeitsausschuß deutscher Verbände" kürzlich herausgegebenen Sammelhefte „Deutschland und die Schuldfrage" abschließend klargelegt.

Nachwort des Türmers. Dieser Fachmann hat in der Sache recht. Aber was Dr Schneider brandmarkt: die mangelhafte Vorarbeit unsrer politischen Leitung, die doch lange voraus den strategischen Plan wissen mußte, — besteht gleichfalls zu Recht. Da hätte ein dem Schlieffenschen Plan kongenialer politisch-diplomatischer Feldzugsplan angelegt und vorbereitet sein müssen; denn die unheilvolle Wirkung jenes Einmarsches und seine moralische Ausnützung durch die Gegner mußte ein guter Schachspieler vorauswissen. Und da hat eben unsre politische Leitung leider gänzlich versagt.

*

## Weiteres zur Lusitania-Angelegenheit

Leider erscheint die deutsche Freude über den Spruch amerikanischer Rechtsbehörden zum Falle der Lusitania als verfrüht. Nach späteren Blättermeldungen sieht sich die Sache etwas anders an.

Diese unablässige Lebendigerhaltung der Lusitania-Angelegenheit durch die Presse und große vaterländische Verbände ist um so wichtiger, als sich leider herausstellt, daß trotz des klaren amerikanischen Rechtsspruches (der übrigens eine vorausgegangene Entscheidung des Supreme Court of New York bestätigte), eine offensichtliche Verdunkelungskampagne von unbekannten, darum um so gefährlicheren Interessenten betrieben wird. Absichtlich wird die (wegen knapper Geldmittel schlecht und tendenziös unterrichtete) deutsche Tagespresse über das Lusitania-Problem im unklaren gelassen: Die „Zeit" (Berlin), die „Frankfurter

Digitized by Google

Zeitung" und die Bremer „Weserzeitung", also drei bedeutende Organe der großen (Reichs-) Presse stehen mit Meldungen hierüber gänzlich im Widerspruch zueinander. Die „Zeit" meldete als Wortlaut der amerikanischen Gerichtsentscheidung die Versenkung als „regelrechte Kriegshandlung" (a regular action of war). Die „Frankf. Ztg." vom 24. 3. 23 stellt den Text dahin richtig: „Die Versenkung sei eine Folge des Krieges" (a result of war). Das schwächt das gerichtliche Urteil ganz gehörig ab. Damit scheint ein New Yorker Sonderbericht der „Weserzeitung" (um die Mitte des April) übereinzustimmen: Auf Grund dieser allgemein gehaltenen gerichtlichen Meinung sei die oberste amtliche Stelle zur Bejahung der deutschen Lusitania-Schuldfrage gekommen. Der Spruch fiel genau am Tage des französischen Ruhreinbruchs (was kein Zufall, sondern bewußtes Zusammenarbeiten mit amtlichen französischen Propagandastellen ist, wie der Bericht an weiteren Beispielen nachweist. Denn Frankreich hat zur moralischen Rechtfertigung und Unterstützung seiner Ruhrbesetzung wieder in großem Maßstabe den Lügenfeldzug zur erneuten Kundmachung der deutschen Kriegsschuld und Humenart aufgenommen). Diese versteckte Meldung scheint (soweit dem Verfasser die große deutsche Presse zur Verfügung steht) die einzige Presse-Äußerung über das einfach Unfaßbare: Daß auch Amerika sich wiederum über einen unzweideutig klaren Sachverhalt moralisch unbedenklich hinweggesetzt hat — um des Geldbeutels willen. Es handelt sich in der Lusitania-Frage um viele Millionen Dollars zugunsten oder zum Schaden des deutschen Wiedergutmachungssäckels, genau gesagt: um die Freigabe beschlagnahmter deutscher Vermögen in Amerika in entsprechender Höhe. Das Auswärtige Amt, das in dieser Sache die Fäden in der Hand hält, macht keinen Gebrauch von seiner Sachkenntnis. Sollte dem Verfasser dieser Betrachtung noch ein Bescheid dieser Behörde auf seine Anfrage über den Stand der Lusitania-Frage zugehen, wird er nicht verfehlen, sie im „Türmer" als amtliche Erklärung kundzugeben, was für die Reichspresse wichtig genug wäre.

Innerhalb der gemischten Kommission, die zur Feststellung der aus dem Kriege herrührenden deutschen Verbindlichkeiten gegenüber den U.S.A. eingesetzt wurde, scheint man noch zwischen Geschäft und Moral zu schwanken: der Rücktritt eines maßgebenden Mitgliedes deutet darauf hin, daß es nicht so ganz sauber um die amerikanischen Schadenersatzansprüche bestellt zu sein scheint. Jener Amerikaner glaubt mit seinen Anschauungen von Recht und Billigkeit die Höhe der von Amerika geforderten Wiedergutmache-Summe von rund 1¾ Milliarde Dollar (freibleibend!) nicht vereinbaren zu können. Man darf gespannt sein, wie über die bei den Verhandlungen vor den Forderungen der Regierung (365 Millionen Dollar) vorangestellten, privaten Ansprüche — unter denen die 22½ Millionen Dollar der Lusitaniaforderungen obenan stehen — entschieden wird. Daß die amerikanische Regierung an den Entscheidungen jener beiden Gerichtshöfe glaubt vorbeigehen und auf die Schuld, d. h. die Ersatzpflicht des Deutschen Reiches glaubt bestehen zu können, das allein zeigt, wie wenig geneigt auch die Regierung des Präsidenten Harding ist, dem gewesenen Kriegsgegner Gerechtigkeit zuzugestehen, wenn es um blanke Münze geht. Auch sonst ist man noch immer unfreundlich gegen uns eingestellt. Aus Verstimmungen gegen Frankreich (man denkt ans Washingtoner Abrüstungsprogramm und das Verhalten Frankreichs in Dingen seiner Kriegsschulden an Amerika) und gelegentlichen Kritiken über das Wüten der Welschen im Ruhr- und Rheingebiet dürfen wir noch lange keine Abneigung gegen den Ruhestörer der Welt und den Verbrecher am Weltgewissen abfolgern. Dies beweisen die von Frankreich geschickt inszenierten Verbrüderungen, so die Einweihung des franko-amerikanischen Kriegsdenkmales in Chaumont; so die feierliche Überführung gefallener bzw. in deutscher Kriegsgefangenschaft gestorbener Amerikaner auf französischen Kriegsschiffen nach ihrer Heimat, die drüben noch von großen Teilen der Bevölkerung enthusiastisch mitgemacht werden.

Hans Schoenfeld

*

Digitized by Google

# Fritz Bley

hat am 23. Juli seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert.

„Vom alten Stamm der Niedersachsen
Bin ich, und sein bleibt meine Art,
So lange noch die Eichen wachsen
In Wodans Tale stolz und hart.
Der Heimat bleib' ich treu ergeben
In dankerfüllter Sohnespflicht,
Um alle Pracht in meinem Leben
Vergesse ich mein Harzland nicht!"

Der so sang, wurde in der alten Kaiserstadt Quedlinburg geboren als Sohn eines Mannes, der die Befreiungskriege als freiwilliger Jäger mitgemacht hatte, bei Ligny schwer verwundet worden war, seinen Abschied hatte nehmen müssen und dann die Rechte studierte, ohne jedoch je den ererbten Wahlspruch zu vergessen: „Ehr, Lehr, Wehr — kein Bley braucht mehr!"

Die Mutter war eine Bültzingslöwen aus dem Haus Haynrode, in ihrer feinen, zu weicher Schwermut neigenden Art das gerade Seitenstück zu des Vaters breiter Lebensfülle und sonnigem Humor. Seine herzgewinnende Güte fand wiederum eine eigenartige Ergänzung in der fast männlich-stolzen Bestimmtheit seiner Mutter, der Tochter eines finnländisch-schwedischen Offiziers, der in die Dienste Friedrichs des Großen übergetreten war.

Erinnerungen an den großen König, an den Marschall Vorwärts und an wagehalsige Taten so manches Bültzingslöwen in Husaren- oder Jägeruniform ließen den Knaben nie auf den Gedanken kommen, etwas anderes zu werden als Soldat. Als nun 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, meldete er sich sofort als Avantageur. Der Arzt aber befand den Jüngling zur Zeit noch zu schwach und stellte ihn zurück

Es scheint, als habe Fritz Bley den Schmerz hierüber nie so ganz verwunden. Nur eins mochte ihn später trösten: das Gefühl, was er auch in seinem vielbewegten Leben in Angriff genommen hatte, es stets würdig seiner Ahnen durchgeführt zu haben. Stolz durfte er während des Weltkrieges schreiben: „Ich bin, wenn schon kein Berufssoldat, doch ein freiwilliger Jäger im Befreiungskriege meiner Zeit geworden und brauche keinen anderen Lohn als dereinst einen grünen Weidmannsbruch auf mein Grab."

Fritz Bley hat selber einmal die Unmöglichkeit betont, in wenigen Zeilen über die Summe seiner Arbeit in der Heimat und in Afrika, über seine Reisen in Amerika und Osteuropa, über sein Eintreten für Heilighalten des deutschen Kunstlebens, für Schutz der heimischen Volkswirtschaft, für Vertiefung des deutschen Gedankens und Stählung des Deutschbewußtseins zu berichten Wie sollte da ein anderer das Unmögliche vollbringen! Aber daran muß freilich erinnert werden, daß wir hier einen Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit vor uns haben, einer Vielseitigkeit überdies, die nie formlos zerrann, sondern stets wieder einheitlich zusammengefaßt wurde durch einen kerndeutschen Charakter.

„Durch" hat Fritz Bley seine Lebensbeschreibung des Reitergenerals von Rosenberg betitelt. Durch! scheint auch sein eigener Wahlspruch gewesen zu sein, in Afrika sowohl, wo er Carl Peters zur Seite trat, wie in der Heimat, wo er mit Vorliebe auf äußersten Vorposten zog, wenn es galt, die Büchse gegen Feinde des deutschen Wesens zu spannen.

Fritz Bley bewährte sich aber auch noch in ganz anderer Hinsicht als echter Deutscher. Von der Mutter her lebte in ihm ein gar feiner inniger Träumersinn. Dieser nun in Verbindung mit seinem Taten- und Tatsachensinn, schuf aus ihm erst den Mann, der unserem Volk ans Herz gewachsen ist, den Dichter des Waldes und Wildes.

Als solchen vergleicht man ihn gern mit Hermann Löns. Beide Dichter haben sich in der Tat schnell und herzlich zusammengefunden, als Voigtländers Verlag Hermann Meerwarth mit der Herausgabe der „Lebensbilder aus der Tierwelt" betraute. Der beträchtlich ältere Freund erkannte aber bald zu seinem Schmerz den in Löns steckenden problematischen Grundzug. Während Löns

Digitized by Google

unter dem Schicksal litt, die unheilvolle Gabe des zweiten Gesichts ererbt zu haben, fühlte sich der Sohn eines freiwilligen Jägers aus den Befreiungskriegen stets von Blücher, York und Ernst Moritz Arndt als Paladinen umgeben. So konnte denn auch der gemeinsame Freund beider Dichter, der Oberstabsarzt Traugott Pilf, von unserem Dichter schreiben: „Keiner wie er hat so kernig und köstlich erzählt vom Luchs und vom Reh, von der Wildkatze in Wodans Felsensaal im winterlichen Harze, von Meister Braun, dem Bären, und von den wilden Wölfen. Wenn Fritz Bley malt und erzählt, so klingt das immer wie Waldhornruf und Jagdfanfaren, weil Schönheit und Kraft, Wahrheit und echtes Leben darin stecken und herausspringen."

Dieser Dichter zieht nicht nur mit der Büchse auf die Jagd, sondern auch mit der Seele. Erfüllt von „Weidmannstreue", ehrt er den Schöpfer im Geschöpfe, gönnt er von Herzen selbst dem Raubwilde soviel Spielraum, daß nicht die Art verschwindet. Deshalb erschließt sich ihm auch die Seele des Tieres und die der Landschaft dazu, gleichviel in welchem Weltteil er kühn auf die Pirsch geht. Geschichten wie jene in ihrer Art klassischen „Vom wehrhaften Raubwilde", „Vom nordischen Urwild", „Vom freien Hochlandwild" und das soeben erschienene köstliche Buch „Vom edelen Hirsche" lassen uns dies erkennen. Wer aber den Dichter in der Tiefe seines geistigen Wesens erfassen will, lese auch „Avalun". Die alten Glocken steigen da auf vom Grunde und läuten in den hellen Tag hinein die Sage von dem zauberisch leuchtenden Reiche der Seele, dem verlorenen Paradiese alten Heldentums, der versunkenen Urheimat des Menschengeschlechts. „Schaut her," ruft der Dichter, „dort, wo jenseits eurer gepflegten Vorstellungen in Einsamkeit dunkle Wipfel rauschen, dort liegt mein Jagdgebiet."

Einsamkeit und Geselligkeit, Taten- und Traumsinn, Lebens- und Erkenntnisdrang, und wie die Gegensätze sonst noch heißen mögen, — Fritz Bley hat sie immer gebändigt. Einem solchen Mann kann man an seinem 70. Geburtstag wohl herzlich für all seine Leistungen danken, aber ihm Glück zu wünschen, ist eigentlich überflüssig. Er hat Glückes genug, weil er Charakter hat.

*

## Aus deutscher Nacht

„Deutsche Nacht" nennt sich ein Kranz von Sonetten, mit denen sich Alfred Erich (Schriftsteller-Name für Professor Dr Alfred Hoche) als höchst beachtenswerte dichterische Begabung vor einigen Jahren in der Literatur eingeführt hat (Verlag Bielefeld, Freiburg 1920). Schmerzlichstes eigenes Erleben, der Heldentod des Sohnes auf flandrischer Erde, gab den dumpf grollenden Grundakkord dieser Dichtungen. Aus blutender Wunde erhebt sich kraftvoll die Klage um die Schmach des zusammengebrochenen Vaterlandes: Bitterkeit ob Opfern, die vergeblich gefallen, eine Totenklage um Deutschland und alles, was Unfähigkeit, nationale Würdelosigkeit, internationale Wühlarbeit an Bismarcks Schöpfung zugrunde gerichtet. Schmerzvoll klingt das Erinnern an die unvergänglichen Leistungen seines einstigen Heeres:

### Hindenburg.

Jahrtausende entrollen — statt der Wälder
Nur Schlöte ragen noch — mit fremdem Laut
Füllt wimmelnd fremde Schar die Ackerfelder,
Die deutscher Bauernpflug vor Zeit bebaut.

Im letzten Eichwald tief im Schattengrunde —
Die Quelle tropft gedämpft im dichten Moos —
Mit ernster Stirne und mit ernstem Munde
Vergraut ein Heldenbildnis, riesengroß.

Es blickt, als ob in seines Auges Tiefe
Verschollne tränenlose Trauer schliefe
Um jenes Volk, an das kein Hauch mehr rührt.

Dem düstren Orte naht man sich mit Zagen,
Ein dumpfer Schauer schwebt um ihn — sie sagen:
Er hat im letzten Kampf das Heer geführt.

Zeitgemäß wie nie klingen heute, wo welscher Übermut dem Deutschen im besetzten Ge-

Digitized by Google

biet täglich Unerträgliches aufzubürden wagt, die markigen Verse:

Exoriare aliquis — —

Was liegt daran, ob dir auf achtzig Jahre,
Ob sich auf Monde nur der Faden spann,
Ob ärmlich oder goldverziert die Bahre,
Auf der du morgen ruhst — was liegt daran!

Was liegt daran, ob deines Wesens Zeichen,
Des Werkes Spuren, das geschafft der Mann,
In die Jahrhunderte hinunterreichen,
Ob sie verwehn — was liegt daran!

Doch daran liegt: ob du den Schandebecher
Gelassen lernst zu leeren ohne Mucken,
Von den befleckten Händen der Verbrecher

Ohrfeigen duldest ohne Wimperzucken,
Und träge leidest, daß der fremde Schächer
Verbrieft das Recht besitzt, dich anzuspucken.

Die gefährliche Versform des Sonettes hat der Dichter in bewundernswerter Weise gemeistert. Nichts erinnert an die Werkstatt, an die Verstandesarbeit, die hier unentbehrlich ist. Der starke Glutstrom einer leidenschaftlichen Empfindung durchflutet diese Verse.

Ein zweites Bändchen, „Narrenspiel" (ebenda 1921), hat weitere „Bilder aus dem neuen Deutschland" gespendet. An Geschlossenheit und Einheitlichkeit der „Deutschen Nacht" vielleicht nicht ganz ebenbürtig, aber eine weitere Bestätigung für die starke Begabung, die hier in späten Tagen ans Licht tritt. Von reinster und tiefster Wirkung die kleinen Stimmungsgedichte, die den einleitenden Akkord des Buches bilden. Schmerzliches Rückerinnern an die Toten, an einsame flandrische Gräber, die „keinen Schatten" werfen! In zarteste lyrische Schwingungen getaucht das „Soldatengrab":

Sechs Schuh tief nicht und keine Friedensgruft,
In was man, todbedroht, uns hastig senkte;
Ist flach die Erdenschicht, die man uns schenkte,
Eins ward uns doch: der Hauch der nahen Luft,
Daß sommernächtlich Donner uns erklingt,
Daß Blumenfinger schmeicheln unsern Gliedern
Und freundlich bis zu ungestillten Lidern
Ein Schein der Sonne dringt.

Und auch hier, ähnlich wie in der „Deutschen Nacht", ein fernes Hoffen auf den Tag, da „deutsche Sterne" einstmals wieder „in neuem Lichte" glänzen werden. Dann wird sich auch das Heer der Toten wieder regen. „Wann?"

Wann flammt er auf, der Wundertag,
Der blutig stillt die Seelenschmach?
Wenn Deutschland aufgeboten
Mit euch das Heer der Toten!

In Glut geeint das Sklavenland,
Mit Stahl bewehrt die Sklavenhand
Und Männer, die euch führen —
Wir werden mitmarschieren.

Und hören wir den deutschen Sang
Den alten Todesweg entlang
In Siegerfreude klingen —
Wir Toten, singen — singen!

Im Mittelpunkt des Buches drei dramatische Szenen: ein Zwiegespräch an Bismarcks Gruft, ein humoristisch angehauchter „Fürstentag", eine Betriebsratssitzung „Im Himmel" — als Ganzes vielleicht etwas zu breit und nicht völlig ausgeglichen, aber eine Fülle prächtiger Einzelheiten, blitzende Gedanken, kraftvolle Worte, die es verdienten, Gemeingut zu werden. Das Beste in seiner Art: die in behaglichen Hexametern daherstelzende Epopoe „Am Stammtisch" — ein drolliges Idyll, Spiegelbild des kannegießernden Bürgertums — Scherz, Satire, Ironie — und der tieferen Bedeutung nicht entbehrend.

Hoches ersten beiden Bänden hat sich eine dritte Folge von Gedichten angereiht, im Gegensatz zu jenen ersten mehr Eigenstes und Persönlichstes spiegelnd: „Der Tod des Gottlosen" (ebenda 1923). Herbstliche Klänge, vom Wehen des Todes umspielt, von den Fragen um die letzten Dinge durchwoben.

In diesem Buche des Todes weht ein kräftiger Lebenshauch: der Atem eines ungewöhnlich begabten Dichters. Es ist trotz der Schauer des Todes, die es umwehen, ein kräftiges Buch — Stärkung einer Zeit, die wie keine andre der Klarheit bedarf, des Mutes und der Kraft. Dr Eugen Kilian

*

Digitized by Google

## Die Lösung der Hamletfrage durch Morsbach

Faust" und „Hamlet" locken als philosophische und schwerste Dichtungen immer wieder geistvolle Forscher zur Deutung heran. Die Rätsel des „Faust" sind wohl in der Hauptsache durch Kuno Fischer restlos erklärt worden; beim „Hamlet" hielt man sich bisher vor allem an Goethes und Otto Ludwigs scharfsinnige Hinweise und meinte, eine volle Lösung der Schwierigkeiten sei eben nicht möglich. Da kommt nun Lorenz Morsbach, seit Jahrzehnten geschätzt als Göttinger Professor der englischen Philologie, und gibt in seinem „Weg zu Shakespeare und das Hamletdrama, eine Umkehr" (Halle 1922, Verlag Niemeyer) verblüffende Aufklärung, indem er auch über jene kritischen und dichterischen Größen hinweg zu ganz anderer Auffassung führt. Ein erquickendes Bergquellbad, rein und frisch, sind seine Worte über die bisher falsche Anwendung der Ästhetik und Psychologie auf Shakespeare: dieser große Dramatiker muß aus dem Elisabethanischen Zeitalter erklärt werden, man kann die Fülle seiner Ereignisse nicht auf eine abstrakte kurze Formel bringen; der Kritiker darf nicht nachrechnen, was der Künstler „bewußt und öfter noch unbewußt mit überquellender Leidenschaft" geboren hat, man darf nicht mit kaltem Verstande das eine gegen das andere Wort des Dichters ausspielen. „Der dramatische Dichter ... läßt die Personen in ihrer leidenschaftlichen Erregung nicht nur objektiv Wahres, sondern auch Dinge sagen, die den Tatsachen widersprechen."

Im Gegensatz zu den bisherigen Erklärern stellt Morsbach fest, daß die Charaktere nicht der Handlung als ein Bedeutsameres übergeordnet sind, daß es für Shakespeare stets, abgesehen von einzelnen Komödien, auf die Darstellung einer größeren Begebenheit in ihrer Totalität angekommen sei. Der Charakter, betont Morsbach, ist der Handlung, nicht die Handlung dem Charakter angepaßt, so wie es übrigens Aristoteles auch für die griechische Tragödie festgestellt hatte. Nun wird uns vieles mit einem Schlage klar. Shakespeare ist eben nicht, wie es uns Modernen als ganz selbstverständlich erscheint, von den Charakteren ausgegangen und hat nicht durch ihr Ineinanderspiel gleichsam die Handlung aufgebaut.

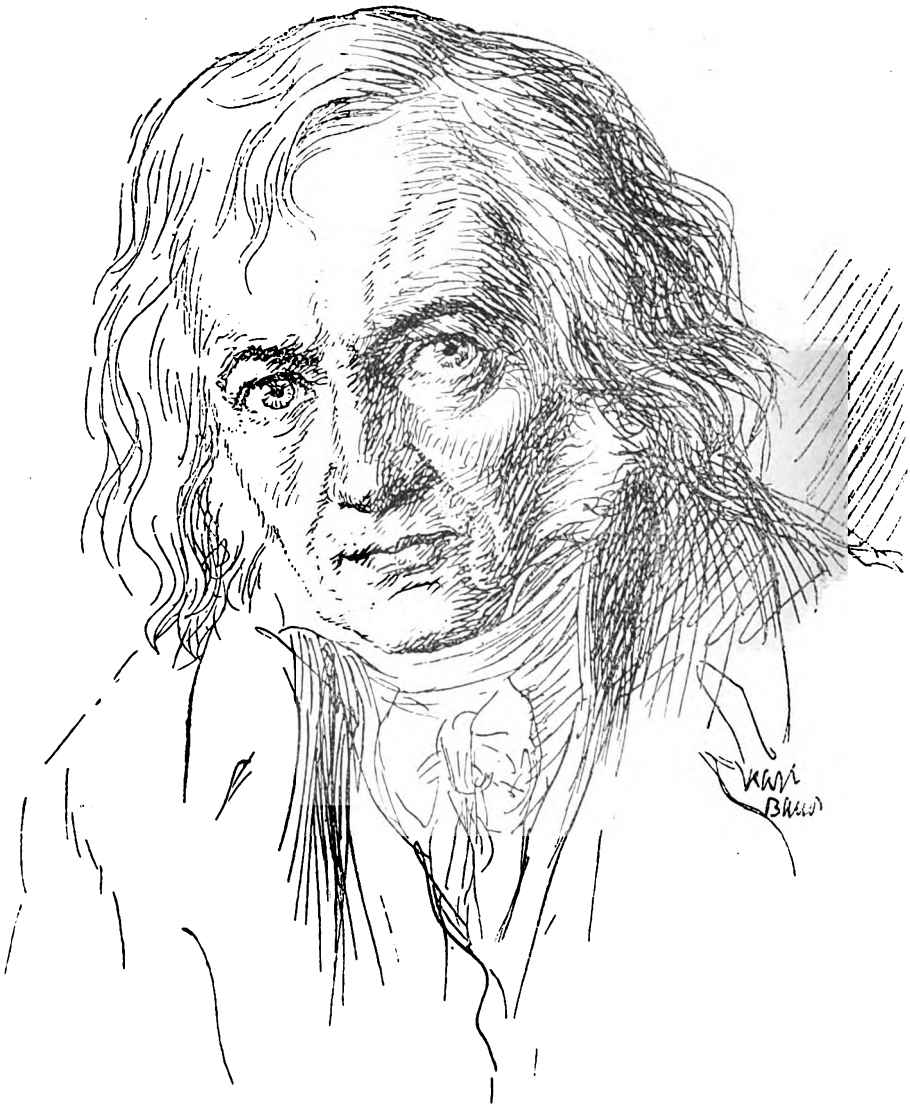
Morsbach geht als Kenner auf den Theaterstreit von 1598 bis 1602 ein, belegt mit Shakespeares eigenen Worten, worauf es diesem im Gegensatz zu Jonson besonders angekommen ist, und gibt Einblick in die dramatische Form und Technik Williams: es war die Fülle seiner Gesichte und sein leidenschaftliches Temperament, das die der Antike entlehnte knappe Form sprengte, das ihn nur Einheit der stofflichen Fabel, nicht Einheit der Zeit und des Ortes im Sinne der Renaissance beachten, das ihn an der nationalen Form festhalten ließ. Auf Saxo, auf Kyds verloren gegangenen Urhamlet und auf Belleforest weist Morsbach begründend hin und zieht die Nebel weg, die in Jahrhunderten uns Hamlets Gestalt halb verschleiert hatten. Meisterlich führt er mit wenigen langen Schritten durch die ganze Handlung, meisterlich beleuchtet er Monologe und Charakter des Helden. Dieser ist kein Zauderer, weder schwach, noch träge, noch feig, weder Philosoph, noch Melancholiker, er steht aber „dauernd unter der Einwirkung einer Fülle schwerster und schmerzlichster Erlebnisse ... sein ganzes Innere ist dauernd aufgewühlt". (Mehrere berühmte Stellen sind einfach durch Schlegel falsch übersetzt gewesen und hatten seitdem irregeführt.) Er ist ein einheitlicher Charakter, „aus einem Guß, nur der tragische Held der Tragödie, nichts anderes". Und das ganze Drama ist kein ethisches oder philosophisches Problem, wie man bisher annahm, sondern ein durchsichtiges Kunstwerk, dessen innerstem Kern allerdings „nur der Mitfühlende nahekommt".

Ewald Engelhardt

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google



Friedrich Schleiermacher

Digitized by Google

25. Jahrg. September 1923 Heft 12

# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Ich glaube, –

daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen,
sondern um zu sein oder zu werden;
und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung,
mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den
Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den
Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.
Ich glaube an Begeisterung und Tugend,
an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft,
an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland,
an vergangene Größe und zukünftige
Veredelung.

Friedrich Schleiermacher

Digitized by Google

# Das Abbröckeln des Parlamentarismus

## Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In Italien, das die alte Geburtsstätte des Cäsarismus und des Machiavellismus ist, wiederholt sich zum soundso vielten Male der Tiranno, der — wie in Frankreich Napoleon auch — über das formelle Parlament hinweg persönlich die Verkörperung der Demokratie übernimmt. Gleichzeitig aber erleben wir das weit größere Geschichtswunder, daß in Frankreich ernstliche Bewegungen entstanden sind, die nichts Geringeres zum Ziel haben, als die Revolution von 1789 in ihren beiden größten Irrtümern zu berichtigen. Falls sie, die für Frankreich etwas Paradoxes haben, zu Erreichungen führen sollten, würden sie zu ihrem Teil die Voraussage de Tocquevilles erfüllen, der sie so ausdrückte: statt der verfehlten französischen Demokratie werde einstmals die angelsächsisch-amerikanische mustergebend für Europa werden.

Denn tatsächlich hat die Revolution in den zwei hauptsächlichsten Punkten nur das Werk des Absolutismus vollendet: Zentralisation und Nivellierung. Die herrliche Methode des Beschließens, welche 1789 an die Stelle der Geschichte trat, schuf hier im Handumdrehen das Restlose, Fertige, eine „France une et indivisible", und „Tous les Français sont égaux." Was zu ordnen, einzuteilen übrig blieb, fiel der Arithmetik zu, mit einem enzyklopädistischen Aufputz des Physikalischen, unter Ausschaltung jeglicher Gewordenheit und Bedingungen des Werdens.

So ward 1791 das Geburtsjahr der Unterbietung, die seither auch über das Kulturleben ihre Herrschaft ausgebreitet hat. Zur Gleichheit zu erheben, meinte man, verwarf aber die Mittel der dazu notwendigen Erziehung. Es bedarf keiner Voraussetzungen, keiner Entwicklungen, keiner Wertbedingung und Qualität, das ist die faßliche Verkündung auf der revolutionären Bühne Frankreichs, die die Zuschauerwelt der Nationen in Atem hielt, so wie hundert Jahre früher das große Ausstattungs- und drapierte Heldenstück des Roi-Soleil. Einheit und Egalité, in den Rechten der Menschen wie in der Eignung der Völker für Frankreichs befreiende Ideen! Was Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" über den Weg und die Bedingungen der Fortschritte festgestellt hatte, Kant über die Begründung von Freiheit und Recht in der kategorischen Selbstachtung der Individuen dargetan hatte, tiefgründige Philosophie, eindringendes Geschichtsverständnis — alles, was die besten bahnbrechenden Geister bis zur fertigen Nutzanwendung geklärt hatten, wurde überrannt durch „Ideen" von so werbender Kraft, wie: daß man nur zu existieren brauche, um mit Allen die gleiche Berechtigung zu teilen, oder daß aus der arithmetischen Mehrheit sich das Richtige ergebe!

Der empörten Urteilsfähigkeit, wohin diese Verkündungen führen müßten, haben nicht nur Goethe und Schiller den noch heute vielzitierten Ausdruck gegeben. Sie hielt es so wenig auf, daß der „Unsinn" seine Siegeskraft entwickelte, wie die von englischen und nordamerikanischen Publizisten sofort vorgenommene Kritik an der französischen „Constitution" von 1791 ihre Zugkraft als Verfassungsmuster unterbunden hat. Denn das Eindrückliche, Gewaltige war eben das, daß durch die raschen

Digitized by Google

Neufranken, wie man in Deutschland damals die Franzosen gerne nannte, Tatsächliches geschah. Nach jahrzehntelangem Untersuchen und Philosophieren ward hier die Entschlußkraft erblickt. In der Realität dieses machtvollen Anstoßes liegt es begründet, daß sachlich das Wirkliche und das Papierene auf so lange hinaus in die Verwechslung kommen konnten. Arndts Urteil trifft am besten zu: daß aus den französischen Neuerungen nichts zu machen sei, daß die Vermengung jener Oberflächlichkeiten mit den bodenständigen Überlieferungen der Tod der großen Tugenden im Volke werde, daß aber nichtsdestoweniger dieser wilden und tollen Revolution verdankt werde, ein Feuermeer des Geistes ausgegossen zu haben, durch welches als ein Fegefeuer nur hindurchgegangen werden müsse.

Was Demokratie ist, darüber ist man sich viel klarer gewesen, bevor das Maßgeblichwerden Frankreichs die Begriffe verwirrte. Echter Demokratie liegen zugrunde die Persönlichkeit und das Besondere. Sie besteht in der Zusammensetzung der Gemeinschaften aus dem Individuellen, bei dessen bestmöglicher Wertsteigerung durch erworbene Erfahrungen und Erziehungen, sei nun dieses Individuum der einzelne Mensch oder das Einzelgebilde in der Staffel der Gemeinschaften. Wo nur immer die schöpferische Wirklichkeit beobachtet werden kann, geschichtlich und ethnographisch, schreitet sie von den kleineren, engeren Gemeinschaften zu größeren, umfassenden weiter. Demnach bildet sie die Verfassungen durch, so wie über den Grundsteinen des architektonischen Baus sich die symmetrisch gestellten Pfeiler erheben und, getragen von ihnen, sich das Gewölbe als Sinnbild der höheren Einheit schließt. Wie lange und wie weit in der Geschichte der Völker die Demokratie das Selbstschöpferische bleibt, hängt ab von dem Grad der Freiheitlichkeit in der Veranlagung der volklichen Individuen. Die Frühgeschichte der Ariergruppe zeigt diese Völker hervorragend selbstschöpferisch, im Vergleich mit vielen anderen, wo die Eigenschaften der Feigheit, Demut, Weichlichkeit, Sinnlichkeit, Lässigkeit oder der einseitigen Profitlichkeit infolge von irgendwelchen geographischen oder klimatischen Umständen die Imperative der Selbstachtung überwuchern oder sie doch schwächen. Die Arier in ihrer geschichtlichen Zerdehnung unterlagen dann selber Einflüssen, welche das Bild von ihnen fortan verschieden färbten. Wir wissen historisch, daß der tatstolze, lebensstarke Sinn der arischen Eroberer Indiens verwandelt ward durch das aus geringen Anfängen zielvoll sich zur geistigeren Kaste aufringende Brahmanentum, welches aber seinerseits die Geister unterjochte und gerade die schönere Tatkraft der weltlichen Gesinnung lähmte. Wir vermögen aber nicht mit wissenschaftlich gutem Gewissen die Gründe zu sagen, weshalb durchweg die Kelten im kindlicheren Stadium gegenüber arischen anderen Völkern stehen geblieben erscheinen, eintägiger, wechselvoller, reger in der Phantasie, im Witz, leichtgläubiger, zwischen Aufwallungen wieder so viel lässiger, fügsamer und begnügter. Römer, Germanen, unter den Hellenen besonders die Dorer erhalten sich den Stolz der individuellen Männlichkeit; das mit germanischer Anschaulichkeit gebildete Wort „Freihals“ lebt noch unter uns als Eigenname (Freels u. ä.) fort. Aus den urdemokratischen Anfängen aller Geschichte haben das Beste die Germanen gemacht. Sozial, politisch und im Rechtsleben haben sie am sorglichsten die Selbstachtung und die Achtung eines jeden, der sie verdient, gehütet, so auch das Prinzip der ordnenden Gemeinschaft, der Gegenseitigkeit und

Digitized by Google

Treupflicht. In der deutschen Geschichte haben jedoch schon früh die Vermengungen mit Fremdem und Dogmatischem ihren Einfluß geübt. Im insularen, angelsächsisch-normannischen England erhielten sich persönlich spröde Bewußtheit und vielteilige Selbstverwaltung minder durchkreuzt und weggedrückt, sie blieben die Grundlagen in der Weiterentwicklung. Im 18. Jahrhundert galt Englands öffentliches Wesen als das Vorbild einer wohlgeordneten Freiheit. Am richtigsten wurde diese von dem urverwandten Deutschland aus verstanden, von Möser bis zu Stein und Arndt, wobei jeder von ihnen auch der Meinung war, man solle nicht ein Muster herüberverpflanzen, sondern von dort für das Eigene lernen. In Frankreich wurde das englische Verfassungsleben schon von Montesquieu zu guten Teilen mißverstanden, indem er begriffliche Systematik sah, wo doch alles nur gewordene Geschichte war. Die Wortführer der konstituierenden Nationalversammlung folgten dann vollends, da Mirabeau durch den Tod weggenommen wurde, der ungehemmten Meinung, aus der Systematik der Idee eine verwirklichungsfähige vollkommene Ordnung herzustellen, geeignet, in ihrer erdachten Fertigkeit nicht nur Frankreich, sondern in der gleichen Form auch die Menschheit, die anderen Völker zu beglücken.

Aus schon gesagten Gründen fand dieser propagandistische Ehrgeiz im Ausland vielerlei Widerhall bei den begeistert Schnellfertigen. Zwar auch in Deutschland längst nicht so lebhaft und öffentlich, wie man es zeitweilig dargestellt hat. Doch in der Augenhöhe der Regierenden — Bureaukratie und durchschnittsgebildete Fürsten — standen die französischen Schöpfungen nun als das sich aufdrängende Neue da, dem gegenüber sie ihren Widerstand zu behaupten hatten oder ein zeitgemäßes Entgegenkommen zeigen mochten. So wurden sie die eigentlichen Totengräber der entwickelten Überlieferungen, gerade in dem Augenblick, wo aus englisch befruchtetem Einheimischem die Erneuerung gedanklich auskeimte oder — durch Stein in Preußen — der praktische Anfang mit ihr bereits gemacht war. Auch wo man die konstitutionelle Verfassung noch wieder ins Unbestimmte vertagte, nahm man doch für die Zentralisation das französische Muster zum handwerksmäßigen Schema, säuberte die Einteilung des Staates von den geschichtlich oder heimatlich erinnerungsreichen Namen. Was der Staat und seine Helfershelfer, wie die Post, dazu tun können, das haben sie getan und tun sie bis heute, daß das Volk keine Altmark oder keinen Breisgau, kein Vogtland, Dithmarschen, keine Goldne Aue kenne.

Die Franzosen von 1789 waren die wenigst geeignete Nation, um Freiheit und Demokratie erfinden zu wollen. Das Früheste, was die Römer von den keltischen Galliern unmittelbar erfuhren, war ihr Mangel an Rechtssinn, der dafür sich das höhnende Bonmot (Vae victis!) zu leisten wußte. Später, im transalpinen Gallien, fiel dem Julius Cäsar mit am bemerkenswertesten auf der Mangel an Männlichkeit; ein tapferes, vielbegabtes Volk, aber in der Lebenshaltung ist es Unzähligen bequemer, statt auf eigenen Füßen zu stehen, sich in eine günstige Abhängigkeit zu begeben; verächtlich bezeichnet der Römer diese Kommendation, wie sie rechtsgeschichtlich genannt wird, als servitus (B. G. VI, 13). Überall keltisch bestand, nicht nur in Gallien, die politische Ordnung in der lau anerkannten Unterordnung der Clane unter andere, und der Großclane oder Völkerschaften ebenso. Dieses lässige Steckenbleiben der politischen inneren Entwicklung hat die militärisch

Digitized by Google

tapferen und kecken Kelten, die unsern Erdteil einstmals von Umbrien bis Schottland und von Ungarn bis nach Spanien hinein bewohnten, überall unter fremde Herrschaft gebracht, und die meisten sind volklich vergangen und verschwunden. Das gallische Volkstum ist seit Cäsar von Fremdformen beherrscht worden, und schon vom kapetingischen Königtum sind die Zentralisation und Bureaukratisierung stetig durchgebildet worden. Um 1300, um die Zeit Philipps des Schönen, waren aus dem königlichen Rat die grundsässigen Persönlichkeiten verschwunden und an ihre Stelle getreten die Männer ohne Ar und Halm, die in der juristischen Begriffswelt beheimateten „Legisten", wie sie sich nannten. Obwohl zu den Generalständen von 1789 die Mitglieder noch aus dem Lande nach Paris oder vielmehr nach Versailles kamen, zeigen sie einen unerhörten Mangel an volklicher Realität im Denken. Kahle Abstraktheit der Begriffe, optimistisch überschwebt von jenem französischen Zwittergeist aus Naturwissenschaft und Phantasie, dem mit so vielem andern auch die witzigen Jules Verneschen Bücher verdankt werden, formte den neuen Menschheitsbeginn, der keines sonst Bestehenden bedurfte und würdig war, durch die neue Kalenderära dieser Revolution bald auch die Jahresrechnung von Christi Geburt zu vernichten. Vollkommener als das Parlament des schwerfälligen England sollte die zweite, 1791 zu wählende Versammlung das lebenswirkliche Frankreich repräsentieren, sollten sie die in den neuen Departements wohnende Nation zur optisch verkleinerten getreuen „Darstellung" bringen. Wer aber kraft der blutlosen arithmetischen Wahlordnung als die Veranschaulicher des für selbstmündig und souverän erklärten französischen Volkes in die zweite Nationalversammlung einrückte, das waren die Advokaten, 1791 noch in dem mäßigen Prozentsatz von 300 unter 750 Deputierten. Bekanntlich hat sich kein anderes Volk von je so wenig für seine Parlamente erwärmt. Schon 1791 entsetzten sich Madame Roland und andere Eifrige, wie teilnahmlos und unhöflich selbst die Pariser sich bezeigten. Begreiflich genug. Der einzelne Bürger empfindet das „Tua res agitur", sofern seinen Lebens- und Berufsverhältnissen eine öffentliche Geltendmachung geschaffen wird, was hier eben so gar nicht geschah. Diesen Parlamentarismus französischen Musters hat Bismarck höchst treffend die „zweite Bureaukratie" genannt. Aber die Deutschen haben die Fähigkeit des Glaubens. Dagegen ist es merkwürdig, wie seit früh Frankreich zu allem Rationalistischen geneigt hat, so auch in der mittelalterlichen Theologie zu Paris. Dieser volklichen Veranlagung des „Esprit" liegt ein flachgründiges rasches Begreifen samt ebenso rasch eintretender Kritik. Mehr als seelische Hingabe hat Frankreich Begeisterung, Impuls, Bewunderung, so lange sie der Ehre und der Ruhmsucht lohnen. Seit den Tagen der Gironde bis zu denen des radikalen Republikaners Clemenceau (von dem das Wort stammt: Ah elle était belle la république — sous l'empire!) haben unzählige witzig treffende Bonmots die erhabenen Ideen der Revolution zerpflückt. Aber man erfreute sich ihres Nimbus und lebte echt keltisch sonst mit ihnen hin. La France acceptera toujours ses maitres. Man nahm die Inzucht der Deputierten hin samt dem zugehörigen Apparat der Parteistreber, ließ es bewenden mit dem Achselzucken der Gebildeten und der Gleichgültigkeit der übergroßen Mehrheit. Die politische Teilnahme der Nation blieb an Persönlichkeiten geknüpft, die dem Prestige und ihrem, sie in kritischen Zeiten auszeichnenden nationalen Ehr-

Digitized by Google

gefühl genug taten oder nur, wie der General Boulanger, derartige Versprechungen gaben. Eine wirkliche Demokratie hätte die Aufrichtigkeit gehabt, den großen Widerlegungen der Revolutionsformeln durch de Tocqueville und H. Taine die gebührende Folgenwirkung zu geben. In den lesenden Schichten wurden diese Bücher durchaus verstanden und gewürdigt, de Tocquevilles zwei Bände über die „Demokratie" zu vielen Auflagen gebracht, und — sämtliche Parteien der Politiciens waren in der Verstimmung durch sie einig.

Alexis de Tocqueville, der die Demokratie als die unwiderstehliche Erscheinung der neuen Zeit anerkannte, ohne „über ihren Wert oder ihre Folgen urteilen zu wollen", wurde in Frankreich der erste große Lehrer einer wirklichen Demokratie. Er nahm seine Vorstellung nicht aus der freiheitlich deutschen Gedankenwelt, jener, die man im epigonischen Deutschland als klassische Literatur verstauben ließ, sondern schöpfte aus der persönlichen Anschauung des angelsächsischen Nordamerika, welches er bald nach der Julirevolution bereiste. Sein großes Werk „De la démocratie en Amérique" entdeckte die Persönlichkeit und die föderalistische Zusammensetzung für die Basierung freiheitlicher Einrichtungen, während das unitarische Frankreich gewohnt war, sich als deren Mutterland zu preisen. Ohne den germanischen Charakter seiner Erkenntnisse zu betonen, hob er desto schärfer den Irrtum der Zentralisation hervor, die den angeblich freiheitlichen Bürger „entnerve zum betätigungslosen Objekt oder sorglosen Zuschauer" einer durch betriebsame Minderheiten fraktionell verteilten Vormundschaft. Sachlich parallel mit einstmaligen Plänen des Freiherrn vom Stein zeichnete er seinen Landsleuten, wo man die Ausbreitung der Freiheit vom Baldachin der Konstitution herunter dekretiert hatte, den Aufbau von unten, vom selbstmündigen Individuellen zum Ganzen vor. So nur erwartete er jene allgemeinere Erziehung zur Verantwortung, welche in Frankreich eine volkliche Meinung, eine nicht so der Politik überdrüssige, dem modischen Genußleben sich überlassende Öffentlichkeit heranbilden würde.

Es ist dann anders gegangen. Nicht Einrichtungen haben zur Ertüchtigung geführt, sondern Ereignisse. So vieles in Frankreich widerwärtig und unwürdig bleibt, die Débacle von 1870 und in der Folge die Bündnisse der Revanche wurden der Ausgang einer willensvolleren Energie, die durch einen geistigen Kreis von ernsthaften Patrioten die französische Gesamtentwicklung nachzuprüfen begann. Nicht zu wenigst — es seien hier auch die Arbeiten des sehr nationalen Prof. G. Blondel über die deutsche Landwirtschaft gestreift — zog man Vergleiche, was vornehmlich das Kraftvolle der Deutschen und des Deutschen Reiches, so wie es von Bismarck aus geschichtlichem Denken geordnet wurde, sei. Aus alledem, nicht allein aus einer späten, nun doch noch einsetzenden Folgenwirkung der Tocquevilleschen und Taineschen Kritiken, sind die beiden Bewegungen hervorgegangen, die eine erstaunliche Reaktion gegen die ganze französische Geschichte seit den Kapetingen bedeuten. Unter dem Namen „Régionalisme" arbeitet diese neue Gedanklichkeit daran, der französischen Provinz das ihr seit Jahrhunderten ausgesogene Eigenleben zurückzugeben. Die weitere Bewegung der „États-généraux" gibt sich das Bekenntnis zur Geschichtlichkeit sogar zum heraldischen Namenszeichen. Ihre Zeitschrift heißt Cahiers des États-généraux, im Anklang an die berühmten Cahiers von 1789, diese schrift-

Digitized by Google

lichen Verhaltungsmaßregeln, welche den Entsandten des dritten Standes aus ihrer Heimat mitgegeben wurden und noch nicht der Dogmatik der Parteien, sondern der realen Kritik entflossen, wodurch zwar, wie dargelegt, das Reale doch nicht positiv auch fruchtbar wurde.

Die geplante neuartige Körperschaft der États-généraux würde nun weder den alten drei „Ständen" gleichen, noch soll sie eine bloß wirtschaftliche Vertretung sein. Der Gedanke ist, wirklich dasjenige zu erschaffen, was 1791 zu so handgreiflicher Lüge wurde, die lebenswirkliche „Repräsentation" der französischen Gesamtheit. Alle geistigen, moralischen, beruflichen Kräfte des französischen Volkstums sollen in ihr, ihrer natürlichen Gestalt nach, durch Vertretung vereinigt sein, die Kirchen, die Universitäten, Akademien, gelehrten und künstlerischen Verbände, die Berufsvereinigungen der studierten wie der produktiven und gewerblichen Schichten, sodann aber auch der Regionalismus als solcher, durch landschaftliche und kommunale Abgeordnete.

Das alles ist nichts so sehr Originales, da es nur wieder die ins Recht gesetzte natürliche, geschichtliche Gemeinschaft ist. Es gab neuerlich Zeitpunkte, die bei uns in Deutschland zu verwandten, gut demokratischen Ausgestaltungen hätten führen können oder sollen. (Vgl. meine Schrift, die auch auf Bismarcks Anschauungen Bezug nimmt, „Parlament oder Volksvertretung? Selbstvertretung der Berufe und der Arbeit. Volkliche Entwicklungen und parlamentarische Entwicklungen in Deutschland, England, Frankreich", Halle, Mühlmann, datiert 1918, abgefaßt zur Zeit der noch schwebenden Wahlreform im königlichen Preußen.)

1817 hat man in Deutschland die französische Schablone einzuführen begonnen, 1917 bis 1919 erlebten wir die letzten Konsequenzen. Dagegen sucht nun Frankreich von den Trugideen, die es zum Gedankeninhalt der Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts hat machen können, loszukommen und neu vor 1789 anzufangen. Jene États-généraux, die von einer schon ansehnlichen Bewegung gewünscht werden, sollen jedoch nicht schon selbst regieren. Sie sollen *neben* Kammer und Senat treten, um die wahren Meinungen und Bedürfnisse der Nation *festzustellen* und sie so dem Deputiertenparlament an die Hand zu geben. In die Taktik der maßvollen Zurückhaltung läßt sich kaum mehr Ironie hineinlegen. Der Advokatenstaat erkennt denn auch, daß man ihm ans Leben trachtet. Mehr gereizt als geistvoll erklären die offiziösen Blätter, wie der „Temps", die Bewegung für reaktionär und antiparlamentarisch. Das ist zweifellos ebenso richtig, als es nicht beweist, sie sei psychologisch verfehlt. In der Tat sieht aus ihr auch dieselbe *monarchistische* Gefühlsrichtung hervor, wie aus den französischen Komités, die seit dem Weltkrieg sich in äußerst naiver, nur den Franzosen erlaubter Weise mit nationalistischer Propaganda ins neutrale Ausland richten.

Vor Jahren sind bei uns die gesunden Gedanken des Herrn Dietrich von Örtzen zur Reform des Mecklenburger Landtags vernichtet worden durch den Befund des Herrn Pachnicke: sie seien falsch, weil das gar kein richtiger Parlamentarismus sei. Abzuwarten ist zur Stunde, da dies geschrieben wird, ob gleiche Logiken gegnerischer Selbstbefangenheit nicht eher der jungen französischen Aktion willkommen und günstig sein werden. Nebenbei wird ihr wohl auch, ohne Spott gesagt, der Faszismus Italiens ein Ansporn zur Ausdauer sein.

Digitized by Google

# Die Legende vom verzauberten König

## Von Eberhard König

(Schluß)

Im Palas droben war festlich Leben. Lichtflut ergoß sich in den Burghof und hub das dichte Laub der alten Linde über der Roßtränke aus der Nacht, daß es bläulich erglänzte. Der Mann, der sich drüben im Schatten des Laubengangs von Pfeiler zu Pfeiler drückte, ersah das; zum ersten Male sah er's recht und sprach bei sich: „Mein alter Baum, wann ist dir Schlaf vergunnt?" — ein zärtlicher Gedanke, des er ehegestern noch gelacht hätte, so ihn etwa ein sinnig Fräulein hören lassen. Wie war er hieher gelangt?

Aus Tagen einer wilden, verirrten Minne, Prinzentagen, wußt' er draußen ein verstohlen Pförtlein, dann einen langen Kellergang, der ihn dermalen in mancher Nacht ans Ende des Wildgartens geführt hatte, wo in einem verschwiegenen Waldhaus weißer Arme Umfahen seiner harrte. Ein Sprung über die Mauer dort am entlegenen Orte brachte ihn nun, nachdem er jeglichen Zugang durch Gewaffnete gesperrt befunden und zweimal seine Burg und ihren Bereich verzweifelten Mutes umstrichen hatte, endlich auf sein Eigen, seiner Väter Erbe. Unbehelligt hatte er sich, ungesehen, wie durch ein Wunder, bis hier in den Burghof vorpürschen können.

Sehnsüchtig, das Herz durchbrannt von Höllenpein, spähte er empor zu der Fenster traulicher Helle. Geigen sangen dort, Flöten lockten und Schalmeien. Sie traten da oben den Reihen; jungholde Stimmen lösten das Spiel ab in Tanzweisen und Wechselgesang; Händeklatschen und Füßestampfen erscholl. Und inmitten der Festfrohen sie, Lenzblumen im wehenden, seidigen Haar! Wer führt sie an der Hand? Verflucht, was mußt' er sich heute verzehren nach dieser weißen, schlanken Hand, dem Neigen ihres Nackens, dem Duft ihres Leibes, all seinen Wonnen und Wundern, die ihm niemalen noch sein Blut so wallen gemacht? Bis zum Halse schlug ihm das Herz, in den Schläfen rauschte der Sturm seiner Sinne.

Horch, eine volle Mannesstimme wird drüben laut. Aus der halbdunklen Halle kommt's, wo jedes Wort so dröhnt, wo rechts und links vor den Pfosten der breiten Stiege die beiden sarazenischen Rüstungen Schildwacht halten. Da — eine hohe, dunkle Gestalt. Herr meiner Seele, ganz wie die meine: — der andre! Und er ist nicht allein: an seiner Rechten geht eine Frau. Jetzt von der Höhe der Stiege her überfließt sie ein Schein, weiße Seide schimmert an ihrer Schulter, Geschmeide glimmt auf im leuchtenden Haar — ich wußt' es!

Sie treten heraus in den Burghof, die beiden. Erbarmer der Menschheit, wie halt' ich mein Herz! Deutlich vernimmt man nun jedes Wort, die Nacht ist so still, und der Mensch dort kann seines Mundes Vollklang nicht dämpfen, wie ich. Wie zart er aber jetzo bittet: „Fühlst du nicht mit mir, Geliebte? Komm hinauf in den Garten, den stillen. Denk', wie mag der im Monde jetzt baden. Fraue, wie lange doch gingen wir nicht unter schlummernden Bäumen mitsammen!" Und er reicht ihr die Hand, zaghaft legt sie die ihre hinein, andachtvoll neigt er die Lippen darauf. Horch, ihre liebliche Stimme spricht, und es klingt, als lächle sie weh und verwundert

Digitized by Google

dabei: „Mein Herr und Gemal, wie du so gütig heut bist.“ Was der entgegnet, ganz leise diesmal, so flehend leis, der Lauscher erlauscht es nicht.

Auf einen niederen Torbogen zu, der halb verhängt von üppigem Geranke, schritten die zwei, Arm in Arm. Sein schwarzes Dunkel nahm die großen Gestalten dahin. Langgezogene Sehnsuchtrufe einer Nachtigall lockten aus der Ferne und schienen den nächtlichen Raum zu weiten; schwer war an Düften und schwellendem Leben das Dunkel. Auf nackten Füßen, wie mit Meuchlertritten, glitt es den Entschwundenen durch die finstere Wölbung des Tores nach.

„Liebe Fraue, nun vergib mir“, hörte bald hernach ein atemlos Geduckter, auf den Knien im dichten Buschwerk liegend, den, der ihm glich, zu dem Weibe sprechen, nach dem seine eigene Seele schrie; zwei Schritte nur von ihm saßen sie dicht beieinander auf einer Bank. „Grenzenlos, Liebste, muß dein Verzeihen sein!“ — „Vergeben, mein Gemal? Was hätt' ich dir zu vergeben? Ich bin deine Königin.“ — „Gunhild, nicht mehr?“ Sie hielt das Haupt geneigt, ihr Busen stieg und sank, dann nahm ein Seufzen die Worte mit, tonlos in ihren Schoß gesprochen: „Ich hoffte es einmal.“

Da schrie es auf in des Lauschers Herzen: „O du! Holdselige Frau Geduld! Ist es denn zu spät?“ und er hätte sie an sich reißen müssen — sieh, da riß der andre sie an sich und klagte die nämlichen Trostesworte in den Duft ihrer Haut, indem er die heißen Augen auf ihren Hals preßte: „O du! Holdselige Frau Geduld! Ist es denn zu spät?“ und hub sein Reugesicht, umfing ihre zarten Wangen in beiden Händen und senkte flehende Augen in ihre, die in demütiger Seligkeit aufleuchteten, und fragte bescheidenlich noch einmal: „Ist es zu spät?“

Dem andern aber war es, als tät' er selber das alles mit seinen Händen, seinen Augen, dem Laut seines Mundes und seines Herzens wehwilden Schlägen, ja, o Wunder, als wolle dabei sich die Pein und Not von seiner Brust lösen! — Und nun ergoß sich's freier, wie aus seinem Innern, einem enteisten Frühlingsbache gleich; dem Verborgenen stund schier das Herz still, hin und her geschleudert war er zwischen Verzweiflung und Seligkeit, beschenkt und begnadet, ausgeraubt und verworfen. Erst war's ein Klagen, ein reuig Klagen: wie wenig er doch ihres Wertes acht gehabt bis heute, und wie er nun erst in tiefster Erschütterung sich ihres holdseligen Bescheidens, ihres geheimen Opferdienstes an seiner Seite bewußt geworden. In allem Glanze der Königin, war sie nicht eine Dulderin, gewohnt zu harren, wann sein immer tatkräftiger, stets in die Weite langender Sinn ein flüchtig Stündlein der Rast, mehr höflich, denn zärtlich, für sie übrig hätte, ach, wie einen Kuß aus dem Sattel herab! Heut wußt' er, auf einmal, um ihr still geduldig Werben, heut war's ihm aufgegangen, wie sie so einsam neben ihm auf fürstlicher Höhe dahingelebt; mit wehem Erschrecken zumal und hoffender Wonne hatte es ihn befallen, welch ein herrlich Reich ihm, so nah seinem Herzen, noch zu erobern geblieben. „O du meine Fraue!“ nannt' er sie, der königliche Schwärmer, und sprach wie ein Sänger der Minne, und überschüttete die Erglühende mit flüsternden Zärtlichkeiten. Der duftenden Nacht gedacht' er, in Scham und Reue, die ihm unscheidbar schier, schmählich mit anderen Liebesnächten ineins geronnen, da er zum erstenmal die Erbebende umarmt. O, er weiß es heut: da hatte sie ihm mehr gegeben, denn

Digitized by Google

er genommen, zu nehmen vermocht — er hatte es nicht verstanden. O, heute! heute wollt' er die Welt umfangen, wenn er ans Herz die Geliebte schlösse!

In die Zähne die Faust preßte der Lauscher, nicht aufzuschreien! O dies Bekennen, dies Sehnsucht- und Liebeergießen — mein alles! mein! Das verfluchte Gespenst trägt nicht nur mein Antlitz, meine Gestalt, führt nicht nur meine Stimme im Munde — mein Leben lebt er, weint mein Weh, liebt meine Liebe, bekennt meine Schuld, denkt jeden Gedanken mein! Und ich? Was bleibt von mir selber? Willst du mich verwehen lassen wie ein Wölklein Herdrauchs überm Dache, allmächtiger Gott, wie Tau, den die Sonne hinwegtrinkt? Hier, hier schlägt doch noch immer mein Herz, mein gequältes; unterm schäbigen Wamse, das mir nicht gehört, fühl' ich's mahnen: Ich! pocht es, Ich! Bleibt mir nicht Ort und Weile, Gott, in deiner Welten Zeit und Raum?

Er lag auf seinem Angesicht, zernichtet, den gekrümmten Arm unter sich, die gemarterte Stirn darein vergraben. Leuchtkäferlein gaukelten ihr buhlerisch Glimmerspiel um sein zerschlagenes Haupt. Wer ist weniger in Gottes Welt denn ich?

Wie ein schändender Schlag ins Gesicht, so brannte ihn der eigene Gedanke. Aufgesprungen stund er, hoch in der Mondhelle: Tod und Verdammnis, geb' ich mich drein? In zertretenes Leben, in wimmernde Not? Aufgesprungen stund er, die Fäuste geballt, lechzend, lechzend — wo? wo?! Verklungen vor ihm die minnigen Flüsterstimmen, fort er, der Räuber seines heiligsten Glücks, fort die Betörte, Truggenarrte, mit ihm Verzauberte; auf der leeren Bank wie ein weißes Leilach lag das Licht des Mondes. Wo? wo find' ich das Paar? Wo den Verfluchten? Zornbebend aufstund in ihm das Mannesgefühl, Gedanken an Rache und Mord, an Waffen, Kampf und Gottesurteil, an ein letztes Entweder—Oder durchbrausten berauschend, betäubend sein Hirn: Nur ein Ende! Er oder ich; Leben oder Tod. Laß sehn doch, feindlicher Gott, wie du's meinst mit mir!

Wo der Berggarten hinanstieg zu dem beherrschenden Hügel, den ein alter breitästiger Ahorn krönte, dort oben ersah er die zwei, eng aneinandergelehnt, und der Mond wob ein verklärend Glanzgespinst um ihrer Häupter Innigkeit. Dort oben sah man auf die Dächer der Burg, sah hinab auf die Stadt mit ihren Giebeln und Türmen und weit hinaus in das gesegnete Bergland. Warum hemmte ein jähes Erschrecken des Ergrimmten stürmenden Fuß? Ein lähmend, beschämend Besinnen war's: er kannte die Schau von da oben her, kannte sie zu solcher mondnächtigen Stunde! Einstmals hatte er von dorten das stille Licht gesehn aus der Königin Schlafgemach, und neben ihm war da ein Weib gestanden, das hatte kichernd ein ungeziemend Wort gewagt über den wehmütigen Gruß jener keuschen Leuchte — genau so hatten sie damals beide gestanden wie heut die dort oben, war's doch wie ein boshaft äffender Spuk: ganz so wie die, eng aneinander gelehnt! Da hatte er rauh die Dreiste angeherrscht und sie von sich geschüttelt. Lange hatte es ihm wie eine Schande in der Seele gefressen, daß er also teil gehabt an der Gemeinheit — ein König, und gemein! Das lang Vergessene, heute war's wieder da, seiner Entrüstung in den Arm zu fallen.

Er stund noch verziehend, im Ohr den schnöden, herzleeren Klang jener Dirnenstimme, die ihn verlachte in seinem Zorn, versenkt wie in graue Schlammflut in

Digitized by Google

seiner Unwürdigkeit stumpfes Gefühl; in der Ohnmacht einer Schuld, die so lange begraben geruht, ohne Willen und Mut zu sich selber, ohne Wehrkraft und Antrieb — da wandten die beiden dort oben sich still zum Gehn, den Hang hernieder, ihm selber zu. Er hatte, der andre, den Arm um die Hüfte der Frau gelegt, sie wandelte wie getragen, an seine Schulter geschmiegt. So kamen sie näher. Der Köng im Bettlergewande wich beklommen aus ihrem Wege, er wußt' nicht, warum, und stund im Schatten, verhaltenen Atems. Der Mann trug im Schreiten das Haupt so feierlich, die Augen brannten ihm unter der Stirn wie eines Gottesboten — war das noch sein Ebenbild? Hoch und hehr wie schwebende Traumgestalten, von silberner Klarheit einer Geistwelt umlichtet, so schritten sie ihm gelassen und schweigend vorbei, als wär' er unsichtbar, ein Schatten im Schatten; der Mann, der seinen Raum in der Welt ihm genommen, die Frau, die er liebte wie seine Seele, die ihn nicht vermißte — wie in feierndem Reigenschritt eines fremden Weihedienstes — er, welch ein ragendes Königsbild, sie, hingegeben die Lider gesenkt, ein traumhaft Lächeln um den holden Mund — und sie schritten hinab.

Er sah ihnen nach, ungläubig und sinnverworren, wie ein mühsam Erwachender, der sich des Tages besinnen und doch den entgleitenden Saum seines Traumes noch halten will, sah ihnen nach wie im Starrkrampf, bis sie entschwunden waren. Dann brach er zusammen, wie gefällt von einem Streitkolben, und sank in den Abgrund rettungloser Vernichtung. Beseligt sang vom Wunder der Liebe die Nachtigall. Der lag am Boden und weinte, weinte, als müßt' es das Herz ihm zerbrechen.

Da er sich endlich erhub, hatte der Mond eine weite Reise getan; dunkel lagen Garten und Schloß. Kühle überfröstelte seine Schultern. Ratlos und dumm stund er, ziellos und weglos, gleich einem Trunknen, den rohe Kumpane liegen gelassen, der vergessen, wo er daheim. Ja! Trunken war er vom bittren Tranke des Jammers. Mitten in seinem Erbe und Eigen hier, und doch verloren in Weltallsweiten.

Er schritt, er wußt' nicht, wozu, durch das Tor zurück, groben Hall gab sein Tritt unter dem Steingewölb. Mag man mich hören und fahen, mag mich ein Wächter erschlagen — was tut's? Mich, den Überzähligen, Vergessenen, den Mann ohne Hausung und Heim, Namen und Recht! Mich erschlagen? Hoho! Ein wilder Urlaut, der nichts Menschliches hatte, ein Geheul von Weh und Wut, stieg ihm, ihm selbst zum Entsetzen, aus seiner gequälten Brust: Käm' nur einer! Heia, da fänd' ich mich wieder. Könnt' ich dir, Gott, jetzt ein Leben entreißen, einen Mann mir zu Füßen strecken! Warum stellt er sich mir nicht? Er, den ich nicht nennen mag, der mit der verfluchten Hand um ihre Hüfte, der . . . o! Hilft mir nicht Gott, so helfe mir Satan: er schaute empor zum Fenster des Schlafgemachs, dunkel war's droben! Ich steig' empor, geh's wie es wolle! Ein Schwert, eine Streitaxt! Zur Rüstkammer!

Er taumelte über den finsteren Burghof. Die Linde, nun schlief sie. Er neigte sich nieder zur Tränke der Rosse und schlürfte das kalte Wasser wie ein Tier in die verdorrte Brust. Weiter, weiter! Etwas muß werden, geschehn, irgendwas, und wär' es ein blutiger Graus. Lässiges Volk hier! Seht doch: kann hier, wem es beliebt, ungehindert sich nächtens ergehen? Er traf keine Seele. Wohin doch jetzt?

Digitized by Google

Was wollte er doch? Nichts. Was kann ein Nichts auch wollen? Gehn oder bleiben, hier oder dort, alles ist eins. Er dürstet nach Lärm und Gewalt, Schrecken und Blut — zur Rüstkammer, freilich: erst ein Gewaffen! Ah, seine Rechte sehnt sich, den Schaft einer Axt, einen Schwertgriff zu umspannen, wie sie sich nach der warmen Hand jener Frau dort oben gesehnt. Still doch von der — vorbei das, vorbei! Aber Mann! Mann sein! Das muß ich, endlich, sei's nicht an Weibes Busen, so im wehrlichen, ah, im mordlichen Hochgefühl, das aus dem Eisen rinnt, aus der Faust in die Adern strömt und den Mann sich, den Gegner sucht!

Er stolperte über eine Steinstufe und ließ sich willig nieder, strich sich über die dumpfe Stirn. Die Rüstkammer, wird sie nicht geschlossen sein, du Narr? und finster dazu. So ist ja alles ohne Vernunft und Sinn, was ich tu' und will. Ich darf nichts wollen und tun. Nichts. Ach, ich will ja nur eines — wer mir gesagt hätt', daß das so viel, so über Maß und Begehren viel! —: meines Lebens will ich noch einmal inne werden, meines armen Ichs, Grund fassen, Boden fühlen im ungeheuren, leeren Raum, in all dem Entsetzlichen, namenlos Fremden, das nichts von mir weiß, im Guten und Bösen mich nicht meint! Wie komm' ich ans große Leben heran, ich Ausgestoßner, Versprengter des Lebens? Oder — starb ich schon längst? Ist, was hier umgeht und Ich sich nennt, nur mein Gespenst noch, ein alberner Spuk? Und so stürzt und stürzt er — tiefer und tiefer —

— und fällt in Gott. Wie kann's denn anders sein? Wer ins Bodenlose fällt, den fängt Gott auf. Unversehens ist es da, daß sein Arm dich umschließt, daß dich sein nachtblauer Mantel umhüllt; in Augenwinks Dauer ist es geschehn — und geschah doch mit nichten von ungefähr, hast du auch nichts verspürt in deinem Wachsein über Tag von all dem stillgeheimen Werden und Bereiten im heiligen Dunkel deiner Seele, da, wo die eherne Pforte hinabführt ins Unbetretene, ins Raum- und Zeitlose, die Pforte, zu der der Zugang in manchem Menschen heillos verschüttet ist, bis zur Unauffindbarkeit und Verschollenheit; bei andern sind Angeln und Schloß verrostet, und wie sie mit Fäusten darwiderschlagen, sie tut sich nimmer auf. Hier war sie vom Erdbeben eines ungeheuren Schicksals lautlos aufgesprungen, auf einmal wehte der Hauch der Ewigkeit aus den Tiefen herauf durch alle Räume, durch alle Kammern schritt ungehindert Gott, jeden Winkel erfüllte, erhellte, erwärmte seine Gegenwart.

Steinschwer saß der königliche Dulder noch immer auf seiner Schwelle, als schon die Dinge um ihn in keimender Dämmerung Gestalt zu werden begannen, in der alten Linde, die ausgeschlafen ihre mächtigen Zweige zu recken schien, die ersten Vogelstimmen erwachten und im Brunnentrog darunter ein frühes fahles Schimmern erglomm. Allmächtig hatte es ihm die Hände ineinandergezwungen: was ich schon so tief erlebt, seit jener furchtbaren Stunde in meinem Felsengemach, nein, seitdem der Alte im Bergwald droben, von Blitzen umloht, Gottes Heimsuchung mir angesagt, sollt' es umsonst erlebt sein? Gibt's ein Umsonst in der lebendigen Welt? Wog all jene Beseligung und Erlösung nicht die ganze Weltverratenheit dieser trostlosen Stunde tausendfach auf? War da nicht schon ein Überwinden gewesen, ein mannhaft Bestehen, ein Sieg im Geist? Bin ich das nicht gewesen, derselbe, der hier so jammervoll darniederliegt, der gestern im einsamen Wandern all die Glaubens-

Digitized by Google

gewißheit und heitre Gelassenheit eines neuen, höheren, gottgetragenen Mannestums, Heldentums, Königtums aus sich geboren hat, angerührt von Gottes Zuchtmeisterhand? Vor dem Worte fürchtete ich mich, dem Worte Demut — „meinst du, Demut litte?“ Kann Reife verloren sein? Erkenntnis verschüttet? Lebendigster Lebensstunden Gewinn ein Wahn, der mit der Stunde seines Aufleuchtens dahin wäre? Immer heller ward's in ihm, immer gottgewisser, selbstgewisser. Da hub im Gipfel der Linde die Drossel ihr Morgenlied an, und der Gottgeprüfte lächelte zum ersten Male und grüßte feuchten Auges zum Fenster hinauf, wo sie schlummerte, und sprach getrost bei sich: Auf Wiedersehn, du Liebe! und schaute beherzt um sich: O du holde Welt!

Da war es nun ein Doppeltes, ein Bild und ein Wort, ein kleines, flüchtiges Bildchen — und ein großes, ewiges Wort, das in diesem gesegneten Augenblick zu seiner Seele sprach, die nach Freiheit in Gott sich emporrang, nach Freiheit, die da Demut ist: Ein süßer Mund, in vertrauender Hingabe lächelnd — so hatte ihr lieblich Haupt an der Schulter des Hohen gelegen, der wie ein Führergeist sie gleichsam hergetragen hatte vor seinen sicheren Schritten. Ohne Bitternis, ohn' Liebesnot und Neid konnt' er des Bildes gedenken, überwältigt allein von der Sinngestalt der Erscheinung. Und das große, das ewige Wort? Es war das Heldenwort des Bescheidens ohnegleichen, das der größte und heiligste aller Überwinder im Garten von Gethsemane gesprochen: „Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Laut sprach er sich's vor, immer wieder, und ermaß es ganz, ermaß das Herrentum des Gehorchens, das Erhöhungsglück der Demut, und ward ruhig, ganz ruhig darüber, und erstund nun in Gottgeborgenheit, also daß er jetzt, wie ein zufriedener Mensch, der das Seine getan und alles Weitere einem Höheren anheimgibt, beschließen konnte: Erst einmal schlafen jetzt! Das alles wird Der schlichten, der mich nicht mehr von der Hand läßt; es kann mir nichts geschehen.

Schlafen — wo? Er schaute lächelnd um sich. Eine Kette klirrte. Warm wallte ein Liebesgefühl in ihm auf: er stund vor dem Marstall und dachte seines Leibrosses. Er vermochte von außen den Riegel zu heben. Wohlig schlug ihm die Wärme der Rosseleiber entgegen. Es war ihm, als hätt' er schon ein Stück seines Eigens sich zurückgewonnen — seine lieben Rosse! Er ging durch die Dunkelheit den ihm vertrauten Weg zum Stand seines Rapphengstes; eine trübe Laterne, die vom Gebälk hing, gab nur matten Schein. Das große Tier drehte ihm das feine Haupt mit den glänzenden Augen zu, schnob in seine Hände und wieherte freudig auf. O seliger Trost, noch seligere Verheißung: der Hengst hatte seinen Herrn erkannt! Das war der Anfang der Wiedereinsetzung in sein Selbst. Er schlang den Arm um des hohen Tieres Hals und legte die Stirn an das weiche, warme Fell, Tränen rannen über seine Wange, die taten gar linde. Nun wußt' er seines Leides Endschaft nahe, fühlte den Zauber weichen, empfand die höhere Würdigkeit vor, zu der ihn die Lehre seiner Erniedrigung umschaffen wollte.

Da packte ihn von hinten eine Faust am Kragen — der Stallknecht. „Gottlob!“ lachte er auf, „so schlaft ihr doch nicht alle hier!“ Blitzschnell hatte er sich umgekehrt und den Angreifer niedergeworfen; der wollte lauthals schreien, da hielt er ihm die Hand auf den Mund gedrückt und kniete über ihm, der sich solches Gegners nicht

Digitized by Google

versehen hatte. Der Mißgriffe und Possen dieses Schlages war er satt, er mocht' sich nicht mehr herumbalgen mit solchen, die auf seine Mummerei hereinfielen. Er gebarte ganz als Herr; die Größe der Stunde und seines Erlebens, dazu der Nachdruck seiner Faust gaben ihm und seinen Worten und Geberden eine unbedingt gebietende Gewalt, also daß der arme Kerl verstummte, das Unglaublichste glaubte, in banger Scheu gehorchte und kopfschüttelnd duldete, daß der unheimliche Gast, mit dem schlecht spaßen war, in seinem eigenen Verschlage zwischen Futterkasten, Lederzeug und Geschirr auf seinem Strohlager sich zur Ruhe bettete. Dort schlief er alsbald einen brunnentiefen, traumlosen Schlaf.

„Mann du! steh' auf! — Heilige Gottesmutter, bist du denn tot, Kerl? Hörst du nicht das Getümmel, das Gellen der Hörner und Drommeten?" Der Schläfer saß auf und fand sich nur mit Not zurecht. Hörner und Waffenklang, und an seinem Bett in tausend Ängsten der Mensch — freilich, das war ja der Roßknecht, dem er den Herrn gewiesen. „Krieg ist!" schrie der ihn an, „alle Reisigen sind im Sattel. Unheil über Unheil, der König fehlt!" „Der König fehlt? Um Gottes Barmherzigkeit, der König fehlt?" Es klang wie ein Jauchzen. „Weg, verschwunden, als hätt' ihn der Leibhaftige geholt, kein Mensch sah ihn; die Königin nicht, seit er zur Nacht mit ihr im Berggarten gelustwandelt. Nun kam heut früh schweißbedeckt ein Ritter gejagt und scheuchte das Schloß aus den Betten: der Feind brach ins Land! All ihr lieben Heiligen, was soll aus uns werden? Der König ist nirgends zu finden!"

Mit hellem Lachen sprang der Bettler von seinem Nachtlager. „Heia, der findt sich schon! Zur Rüstkammer, Knecht! Was stehst du so blöd, gehorchen sollst du! Wo ist Dietleib?" — „Was weißt denn du vom Dietleib?" — „Zur Rüstkammer, sag' ich, wenn du deinen Herrn lieb hast!" und er packte ihn ums Handgelenk und zog ihn mit sich. Dem verging Hören und Sehen.

Durch den langen Stall ging's, die meisten Stände waren leer, von da über einen Flur — wie der Landstreicher Bescheid wußte! — dort rannten Männer kopflos genug durcheinander, Waffen in den Händen, keiner hatte der beiden acht. Dann zerrte der Unbändige den atemlosen Roßknecht eine Steinstiege hinan, stieß eine eichene, eisenbeschlagene Türe auf. Die Waffenkammer war fast geräumt, alle Wände kahl, Truhen und Kästen aufgerissen, Rüstzeug und Gewand am Boden, nur des Königs Harnisch und Helm mit dem reichen Goldgeschmeid stund aufgerichtet vor dem dicken Pfeiler. „Jetzo kenn' ich dich, du Hund, du Spitzbub!" damit fiel der getreue Knecht dem Eindringling in den Arm; der war schon am Werk. „Hilf, du Tölpel!" donnerte er ihn an, unwiderstehlich, „red' nicht, denk' nicht, schau' nicht so gottverlassen drein; hilf mir mich rüsten, es ist schon das Rechte, wenn's auch nicht in dein Hirn hineingeht." Auf dem Hofe wuchs der kriegerische Lärm, das Geschrei und Getümmel. Der Knecht staunte fassunglos, wie der Mensch, der da bei ihm im Stall genächtigt, der arme Lump, hier wie zu Hause tat, wie er alle Schreine und Kästen erbrach, jedes Gewandstück und Wehrgeschmeid kannte und fand; wer kann wider Gott und solchen Unmenschen? Unter seinem übermächtigen Herrenwillen flogen ihm die gehorsamgewohnten Hände — auf einmal stund der Ungeheuerliche von Kopf zu Fuß gewappnet vor ihm — Gott sei uns gnädig: leibhaftig wie der König, lachend und strahlend! Und saß ihm alles, als wär's ihm an

Digitized by Google

den Leib gewachsen. Unwillkürlich hub der arme, verdutzte Gesell die abgestreiften zerrissenen Hosen vom Boden auf, sah sie zweifelnd an, sah das ritterliche Königsbild an — laut auf lachte der Gast: „Die schenk' ich dir, Freund; wahr' sie wohl und weis' sie mir zu guter Stunde: hast eine Gnade dafür gut bei mir." Damit setzte er den Helm aufs Haupt, das Visier rasselte herunter, das Schwert zuhanden, eisenklingend und sporenklirrend stürmte er wie ein Wildfang von Edelknaben die Stiege herab. Der gute Knecht sank verzweifelt, betäubt auf eine Truhe und preßte die Fäuste an die Ohren: „Ich bin verloren, das ist mein Tod, ich reiße aus! Heilige Gottesmutter, ich konnt' nicht anders, der Unmensch, der Unmensch! Den Satan hat er im Leibe oder Gott hat ihn gesandt — weh uns, und der König ist verschwunden!"

Da brauste vom Burghof donnernder Jubel herauf und freudiges Waffenklingen. Er eilte zum Fenster: „Ich glaube gar, das tolle Volk nimmt ihn für den König?" Auf seinem Rapphengst vor den Rittern und Reisigen allen ritt der eben Gewappnete. „Wahrlich, ich will kein ehrlicher Kerl sein, ganz wie der König selber! Haha, ihr armen Narren, wenn er das Helmgitter aufschlägt, sollt ihr euer blaues Wunder erleben!"

Neben dem Könige, den zum Jubelsturm der Pauken und Drommeten alle Banner, Lanzen und Schwerter grüßten, hielt auf einem gewaltigen Braunen der streitbare Erzbischof; der war sein Heermeister und Feldherr; über dem Eisenkleide trug er das hohenpriesterliche Gewand, in der Rechten führte er den wuchtigen Streitkolben. „Herr," sprach er, „wir suchten dich allerenden, die Not war groß. Die Königin, unsere Fraue, hat heiße Tränen um dich geweint." — „Es sollen ihre letzten gewesen sein. Laß es noch mein Geheimnis sein, Erzbischof, bis meine Stunde gekommen," klang es aus dem Helme: „meine und Gottes! Ich war, wo Gott mich gewollt, wo es mir gediehen, mir und allen. Glaube, Meister und Lehrer des Glaubens! — Ist alles bereit?" — „Fragst du, Herr? Doch verzeih: ist es auch dein Geheimnis, daß du deinen Getreuen heute dein königlich Angesicht verbirgst, das uns allen so bitter not?" — „Auch das, ehrwürdiger Freund. Ehr' es und heiß' es die anderen ehren!"

Da teilten sich die Scharen der Ritter, und mit ihren Frauen allen ging die Königin daher. Ob er sein Helmgitter jetzt nicht auftun wird? dachte der Priester, dachten sie alle, Ritter und Mannen, die ob der seltsamen Laune ihres Herrn ihre Gedanken austauschten.

Die hohe Frau war bleich und weh ihr Mund. Sie trug in den weißen Händen einen funkelnden Pokal. Den hub sie schweigend zu dem Reiter empor. Dem dehnte ein schwerer Seufzer die Eisenringe der Brust, und er schwieg einen Augenblick. Dann ergriff er mit der Rechten das Trinkgefäß, lüftete ein wenig mit der Linken das Eisengitter über dem Munde, trank und ließ es wieder herabsinken. „Erschrick nicht, Geliebte, und frage nicht. Glaube, nie liebt' ich dich so wie in dieser Stunde. Weine nicht und grüble nicht. Es ist ein Tag der Wunder. Der frohen Wunder, süße Frau! Ich darf dich nicht küssen, so segne und küsse du den Griff meines Schwertes. Geh in dein Gemach und danke Gott, der uns beiden seltene Gnade gewährt. Denke, es sei ein Gelübde, wenn du heut mein Angesicht nicht mehr sehen, meinen Mund nicht auf deinem fühlen darfst. Am Tage" — er rief es laut, dem Erzbischof zu-



Digitized by Google

gewandt — „am Tage, da ich mein Visier aufschlage, sollen alle Glocken im Lande läuten! Dann wollen wir dem Herrn der Himmel ein Dankfest feiern und der Gebenedeiten ein Lied singen, darinnen es heißt: „Deposuit potentes de sede!“ — „Hohe Frau, wir müssen uns bescheiden“, sprach der Erzbischof und neigte sich zum Abschied auf ihre Hand. „Eine Stunde der Andacht, die, so Gott uns gnadet, den Sieg uns kröne, wird alles offenbaren.“

Die Königin stund in glaubender Demut. „O du!“ sprach es tief bewegt aus dem Helmgitter, „du bedarfst keiner Lehre; du bist besser denn ich.“ Sie verstund ihn nicht. Keiner verstund ihn.

Des Königs Antlitz hat kein Mensch gesehen all die Wochen, da er um sein Reich rang, da sein Helmschmuck allen Streitern voranleuchtete. „Er hat ein Gelübde“, raunte es im Heere, und ohnmaßen war die Ehrfurcht vor ihm: sein ernstes Geheimnis erhöhte ihn noch vor allen, der schon durch die Wunder seines Siegerschwertes über alle Menschenwürde sich erhub; er ritt und stritt, als hielte der Herr der Heerscharen seinen demantnen Schild über sein gefeites Haupt.

* * *

Am Abend des Siegestages ritten sie, der Erzbischof und der König, vor dem singenden Heere durch eine weite grüne Au; drüben grüßten die Berge. Hinter jener Alp, deren zackiger Grat sich blauduftig über die bewegten Felsrücken alle emporschwang wie in kühner Lust, lag das Hochtal, das wilde, wo ein heilig Erleben einst seinen Anfang genommen. Aus langem Schweigen erhub der Mann im geschlossenen Helme das Haupt: „Ehrwürdigster, du kennst den Waldbruder drüben —“ — „Deinen Beichtiger?“ — „Denselben. Er hat teil an meinem Geheimnis, das dir bald kein Geheimnis mehr sein soll. Laß ihn, Gott zu Ehren, bei der Siegesfeier im Dome an deiner Seite beim Hochamt walten. Laß ihn entbieten in meinem Namen, und wenn er des Schrittes in die Welt hinab sich weigern will, so soll der Bote zu ihm sprechen: ‚Deposuit potentes‘. — „Wie du gebietest.“

Alle Glocken läuteten. Zum Dome, dessen Portal mit grünen, blumendurchwirkten Laubgewinden bekränzt war, strömte eine freudig bewegte Menge. Vor seinen Großen und der Ritterschaft ging der König, seine Königin an der Hand. Alles verstummte, wo er vorbeikam: er trug allein den Helm, das Visier geschlossen. Lilienbleich war die Königin. Droben am Portal empfingen das hohe Paar der Erzbischof im goldschimmernden Priesterkleide und der Waldbruder in seiner braunen Kutte. Auf der obersten Stufe blieb der König stehen; vor allem Volke faltete er über dem Schwertgriff die Hände und betete still zu Gott, daß er in dieser Stunde ihn nicht verleugne. Dann schlug er das Helmgitter auf. Über ihm läuteten die Glocken.

Lange stund er und sah in die Menge, als warte er auf irgend etwas. Alles schwieg. Keiner wußte, was geschehen sollte, was ihrem Herrn der Augenblick bedeute. Sein Angesicht war strahlend und feierlich, edler schien es manchem als sonst und beseelter, das tat wohl die hohe Siegesfeierstunde, doch es war ihres Heldenkönigs vertrautes, verehrtes, kühnes Angesicht — warum hatte er's nur so lange gehehlt? Die holde Frau an seiner Seite sah ihm beglückt ins Auge, auch sie begriff nicht, was hier geschehen und nicht geschehen war. Nun hub er den Helm vom Haupte und schritt in das Gotteshaus. Des Hochamtes waltete neben dem Erzbischof der Weißbart aus

Digitized by Google

der Bergklause. Als nach der hohen Feier auf den Wunsch des Königs der Hymnus durch die Kirche erklang, da sank bei den Worten „Deposuit potentes" der König dem Alten zu Füßen. Der zog ihn an die Brust und küßte ihn.

Der König und sein Gemahl, der Einsiedel und der Kirchenfürst, sie blieben nach dem Gottesdienst allein im Dome.

# Der Geist des Sieges

## Von Carl Diesel

Sieh an: ich wirke! Sieh: die Hände schaffen
Am Werk, dem Werk, das nicht mehr mir gehört!
Kein enger Geiz, kein listiges Erraffen
Die Harmonie des Ewig-Schönen stört.
Ein ew'ger Antrieb läßt mich nicht erschlaffen,
Kein Irrtum und kein Zweifel mich betört:
Ich forme meinen Bau mit Hand und Geist
Und geh den Weg, den mir die Stimme weist.

Ich strebe nicht um mich und meinen Ruhm;
Mich treibt's zur Krafttat über aller Zeit!
Gemeinem Spotte steh' ich lächelnd, stumm,
Denn ich bin Teil von Gottes Wesenheit.
Des stillen Herzens hehres Heiligtum
Form' ich zum Tempel, ragend, länderweit —
Von dem ein heller Klang durch blaue Welten schwimmt,
Daß ihn die Sehnsuchtsseele nur vernimmt.

Den Weg des Geists bescheiden-klein zu wandeln
Vermag ich nicht! Ich kann nicht Händler sein!
Kann nicht mit Kostbarkeiten mühsam handeln,
Muß edle Fülle jubelnd reich verstreun!
Kann mich nicht alltagsklug bald so, bald so verwandeln;
Ich will nur immer Herr und König sein!
Und Sonnen hell und glanzvoll glühen lassen
Und Lichter werfen in die engen Gassen.

Aufflammen soll das Glück, wohin ich schreite,
Und Jauchzen soll mir froh entgegenschüttern,
Und wenn ich trunken meine Arme breite,
Dann soll'n an meiner Brust beglückte Herzen zittern.
Und wo ich bin, da schwinde Weh ins Weite,
Und wo ich schaffe, soll das Morsche splittern!
Und strömt mein Leben einst ins große Ganze,
Dann bin ich Lichtstaub in dem Strahlentanze!

Digitized by Google

# Die Bäckerin von Winstein

## Ein Scherz für die Laienbühne

## Von Friedrich Lienhard

Personen:

Herr von Winstein — Johanna, ihre Tochter
Frau von Winstein — Junker Christoph

Ort: Burg Winstein in den Vogesen. Zeit: Um 1700.

Die Bühne stellt die Schloßküche der Burg Neu-Winstein dar. Eine Mulde auf zwei Stühlen steht in der Mitte; Brotkörbe für das zu backende Brot liegen umher; Mehl ist in der Mulde, Wasserkrug in der Nähe.

Johanna (streckt den Kopf herein): Madlen! — (Ruft zurück): Aber, Madlen, wo steckst du denn?! — Da wartet die Mulde — Mehl — Wasser — Hefe — und keine Bäckerin da?! — Ich kann's ja dem Maidele nit verdenken: ein so goldklarer, so stillblauer Spätsommertag! (Reckt die Arme) Ach, man möchte mit den Spinnfäden übers Land fliegen, weit, weit — oder möchte die ersten reifen Trauben pflücken — o ihr roten Ranken der wilden Rebe — o ihr goldbraunen Pfirsiche am Spalier! — Möchte man nicht selber eine schwellende Frucht sein und sich naschen lassen vom — ja, von wem denn? — Halt, Johanna! Wenn schon Madlen irgendwo beim Schatz steht, so sei du wenigstens vernünftig! Denn es ist kaum noch ein halber Laib Brot im Hause — — Holla, Madlen! (Ruft zum Fenster hinaus:) Hans, wo ist denn Madlen?

Stimme des Hans (von unten): Madlen hat Zahnweh — ganz verschwollene Backen — und liegt im Bett!

Johanna: Zahnweh? Und legt sich ins Bett bei diesem herrlichen Wetter — und läßt hier alles stehn und liegen?! Es ist ja kein Brot da! Und heut' abend kommen die Eltern zurück —

Stimme des Hans: Sie sind schon im Schwarzbachgrund.

Johanna: Wer? Wieso? Wer sagt's denn?

Hans (unten): Es ist ein reitender Bote da. Der Wagen ist stecken geblieben.

Johanna: Der Wagen —? Hoffentlich nichts Schlimmes geschehen?

Hans (unten): Nein, wir sollen nur Vorspann bringen. Adjes! Hallo, hopp, hopp!

(Man hört ihn mit Pferden davonreiten; Hundegebell; dann wieder Stille.)

Johanna (ruft ihm nach): Aber, Hans, Michel, Sepp, ihr werdet doch nicht alle hinabreiten? Wollt ihr denn das Schloß allein lassen? Torwart, willst du wohl gleich dableiben?! Du pflichtvergessener Malefizkerl, du neugieriges altes Hinkebein, mußt denn auch du in den Schwarzbachgrund hinab?! Wo ist denn die alte Christine?

Stimme des Torwarts: Hat 's Reißen!

Johanna: Was?

Stimme des Torwarts: Zipperlein — —

Johanna: Hat Reißen oder Zipperlein — und weg sind sie! So schnell eine Geiß springt! (Kommt zurück.) Und da steht nun des Hauses Tochter allein auf Winstein. Christine hat Zipperlein und Madlen Zahnweh. Und da liegt ungebackenes Brot — und meine Eltern stecken mit der Reisekalesche im Schwarzbachgrund! — — Nun,

Digitized by Google

mein Herz, was machen wir da? Nun, meine Hände, was fangen wir an? Wir binden Madlens Schürze um, wickeln ihr Tuch um den Kopf, schürzen die Ärmel hoch — und verwandeln Johanna von Winstein in eine Bäckerin oder in ein Küchenmädchen. (Sie tut es während dieser Worte und steht nun als Dienstmädchen da.) Flink! — So! — Und machen also den Teig selber! (Sie singt:)

„Es war ein Markgraf überm Rhein,
Der hat drei schöne Töchterlein.
Zwei Töchter früh heiraten weg,
Die Dritt' hat ihn ins Grab gelegt.
Dann ging sie sing'n vor Schwesters Tür:
‚Ach, braucht ihr keine Dienstmagd hier?'"

(Sie rührt Wasser und Mehl und beginnt die Arbeit)

So, mein liebweißes Mehl, nun bist du fein artig und vermählst dich mit Wasser. Verstehst du wohl? Alle Dinge auf der Welt entstehen durch Vermählung... (Sie bückt sich etwas zur Mulde) Ich gesteh' dir's heimlich: Vermählung ist das Ziel jeder ordentlichen Jungfrau — aber sag's nicht weiter! Und ich gestehe dir noch dies, mein trautes Mehl, daß auch ich schon mit dem Gedanken gespielt habe — willst du mich auslachen? Wart 'mal (sie knetet kräftig drauflos), dann wirst du gehörig zwischen die Finger genommen, garstig Ding! Denn ich bekenne dir weiter, daß ich eher von dem Turm da hinunterspringen würde, als daß ich mich mit einem Laffen vermählen ließe, mit so einem neufranzösischen, gestriegelten, parlierenden, welsch angestrichenen Laffen, wie sie jetzt im Elsaß herumschwänzeln und ihre biedre deutsche Art verleugnen, diese Knechte der Pariser — — Ach was, singen wir ein schönes deutsches Lied! Was denn gleich? — Diese Mulde — könnte sie nicht eine Wiege sein? (Sie singt:)

„Uff'm Berge da geht der Wind,
Da wieget Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,
Sie hat dazu ein Wiegenband.
Ach, Joseph, lieber Joseph mein,
Ach, hilf mir wiegen mein Kindelein" — —

(Hier bricht sie jäh ab, denn eine Männerstimme von draußen fällt singend ein: „Wie kann ich dir denn dein Knäblein wieg'n? Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n?")

Johanna (tief erschrocken): Um Gottes willen! Wer singt denn da? (Eilt ans Fenster.) Da steht ja ein Pferd angebunden! Da steigt ein Mann ab! O Gott, das leichtsinnige, liederliche Volk, mich so allein zu lassen! Lieber Gott, nun gib mir Kraft! Im Notfall nehm' ich — was nehm' ich denn nur?! (Sie hebt die teigbeschwerte rechte Hand) Na, es soll sich 'mal einer an mich wagen!

Junker Christoph öffnet die Tür und steckt den Kopf herein.

Junker Christoph: He, schönes Kind, darf man eintreten?

Johanna (für sich): Gott sei Dank, ein artiger junger Mann! — Wie kommt Ihr hier herein, Herr Junker? Schläft der Turmwart? Sind die Schloßhunde verhext?

Christoph: Turmwart? Ich habe sein Horn nicht gehört. Schloßhunde? Es hat mich keine Dogge zerrissen. Du siehst, ich bin heil.

Johanna: Und die Knechte? Wie kommt Ihr denn so unangemeldet in die Burg?

Digitized by Google

Christoph: Wie ich in die Burg komme? Zu Pferd. Es reitet sich ja entzückend durch den stillen Wasgenwald. Dieser Sonnentag ist wie ein Märchen. Das Pferd hab' ich unten angebunden. Die Burg fand ich verzaubert oder ausgestorben. Ich seh' mich um, ich lausche, ich höre ein Lied, ich gehe dem Liede nach — und da stehe ich nun in der Schloßküche von Neu-Winstein vor dem alleranmutigsten Dienstmädchen der Welt. (Er tritt näher.) Nun, Kind, wo steckt denn deine Herrschaft? Empfängt man einen Besucher von Stand so merkwürdig auf dieser Burg? Wie heißt du denn, muntere Kleine?

Johanna (richtet sich unwillkürlich stolz auf): Wie ich heiße? Vor allem, fremder Herr: wie heißt denn Ihr?

Christoph (lacht): Stolz! Potz tausend, die Kleine hat Stolz im Leib! Wie sie das Näschen rümpft, die Prinzessin! Und den Kopf in den Nacken wirft! Wie ich heiße? (Stellt sich mit scherzhafter Verbeugung dem vermeintlichen Dienstmädchen vor.) Ich bin Junker Christoph Waldner von Freundstein.

Johanna (angenehm überrascht): Ach, Der seid Ihr?! Von Euch haben wir so viel Rühmliches gehört! Da seid Ihr ja ein entfernter Verwandter meiner — —

Christoph: Das weißt du? Jawohl, ein Vetter deiner Herrin, war also auf einen etwas andren Empfang gefaßt, bin aber auch mit dem jetzigen zufrieden. Erlaube, schönes Kind, daß ich mich setze. (Setzt sich auf einen Schemel.) Es trifft sich reizend, daß ich als erstes Lebendiges in diesem verwunschenen Schloß ein wirklich — nobles Hausmädchen entdecke, wenn ich mir auch etwas putzig vorkomme, daß ich bei ihr in der Küche sitze, statt im herrschaftlichen Saal der Hausfrau aufzuwarten.

Johanna: Soll ich Euch etwas zu trinken geben?

Christoph: Was habt ihr denn hier auf Winstein?

Johanna (auf den Krug deutend): Brunnenwasser!

Christoph: Knete du ruhig deinen Teig weiter, Schelmin! Und wenn's dir Spaß macht: sing dein Lied weiter! Du hast eine gute Stimme. Und ich höre solche Lieder gern. Wo steckt denn deine Herrschaft?

Johanna: Das ist ein ärgerlicher Zufall, hoffentlich kein schlimmer Unfall. Meine — hm — meine Herrschaft ist mit dem Reisewagen drunten im Jägertal irgendwo im Morast stecken geblieben. Nun lief alles, was Händ' und Füße hat, hinunter und hilft den Wagen flott machen.

Christoph: Ein mir sehr angenehmer Zufall! So kann ich vorderhand hier ein bißchen kundschaften. Übrigens, wie heißt du denn?

Johanna: Ich? (In scheinbarem Dienstmädchenton:) Aber ich bin — ich bin ja doch die Madlen —

Christoph: Also, Madlen, sag' einmal: wie gefällt's dir denn bei deiner Herrschaft?

Johanna: Ha, man muß halt ordentlich schaffen.

Christoph: Es ist ja wohl eine Tochter im Hause, nicht wahr?

Johanna: Ja, es läuft so eine da 'rum. Sie heißt Johanna.

Christoph: Du scheinst von ihr nicht sehr erbaut zu sein. Wie ist sie denn?

Johanna: Ja, was soll man da just sagen — —

Christoph: Hübsch?

Digitized by Google

Johanna: Die hübsch?! O jeh, o jeh!

Christoph: Beschreib' sie mal! Da schenk' ich dir ein Goldstück. Aber nun sprich dir flugs die Leber leicht!

Johanna (scheinbar entzückt): Ei, das schöne runde Goldstück! Aber der Herr Junker kennt gewiß das Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Ich werd' mich schön hüten, meine Herrschaft schlecht zu machen!

Christoph: Wer sagt denn, daß du sie schlecht machen sollst? Du sollst mir nur ein bißchen plaudern, damit ich weiß, wie ich mit den Herrschaften dran bin. Denn ich komme von Reisen und Kriegszügen ins Elsaß zurück, hab' deine Herrschaft nur einmal vor vielleicht einem Dutzend Jahren flüchtig gesehen, hab' aber viel Gutes von ihnen gehört.

Johanna: Ihr könnt ja mit den Herrschaften selber sprechen.

Christoph (steht auf, geht hin und her): Ach, Maidele, was weißt du von den Sorgen, die unsereins hat!

Johanna: Sorgen?

Christoph: Ja, Sorgen! Ich bin im Ausland gewesen und hab' manchen Krieg mitgemacht. Nun komm' ich in ein Elsaß zurück, das welsch angestrichen ist, verwelscht, gefälscht, seit der Louisquatorze Straßburg bei Nacht und Nebel eingesteckt hat. Und da finde ich nun einen parfümierten Adel, vor dem mich ehrlichen deutschen Kerl ekelt!

Johanna (mit blitzenden Augen): Aha! Ich weiß wohl, was Ihr meint! Diese Affen und Laffen voll Puder und Schminke und welschen Phrasen, gelt, die meint Ihr, die Scharwenzler und Schwänzler! Jawohl, da mag wohl einem braven deutschen Mädchen der Zorn in die Kehle steigen, besonders wenn sie in der neuesten Kleidertracht aus Paris ankommen — so dicke Röcke und Spitzen und Krausen und Läppchen und Unnatur — pfui! Gelt, die meint Ihr?!

Christoph (verwundert): Guck' mal an! Freilich mein' ich das, du Engel von einem Dienstmädchen! Potz Tausend, wie dir das gut steht! Ist am Ende deine junge Herrin Johanna auch so eine Parfümierte?

Johanna: Ach die! Kennt Ihr sie denn nicht?

Christoph: Just nicht. Sonst würd' ich nicht fragen. Hätte mich meine Mutter nicht hergeschickt, ich wäre überhaupt nicht hier. Aber meine Mutter lobte sie als einen Ausbund aller Schönheit und Tugend —

Johanna: Oho, da hat sich Eure Mutter aber gründlich geirrt.

Christoph: So, so! Na, sie würde ja gucken, sähe sie mich in der Küche stehen und mit Mamsell Madlen schwatzen. Was hast du denn für einen Zauber an dir, du scharmantes Persönchen du?! (Will sie unters Kinn fassen.)

Johanna (sich stolz aufrichtend): Ich muß doch bitten —!

Christoph: Sind die Frauenzimmerchen im Unterelsaß so zimperlich?

Johanna: Sind die jungen Männer im Oberelsaß so unverschämt?

Christoph: Unverschämt? Ist es nicht eine Huldigung, wenn ich dich hübsch finde?

Johanna: Soviel ich aus Eurer Rede vernommen, seid Ihr wegen Fräulein Johanna hierhergekommen — oder nicht?

Digitized by Google

Christoph (geht hin und her): Die Kleine stellt mich ordentlich zur Rede. Nun werd' ich dir aber just nicht antworten — denn du hast mir auch nicht geantwortet, als ich dich nach deiner Herrschaft frug. Übrigens: da liegt noch immer das Goldstück!

Johanna: Steckt's wieder ein, so geb' ich Euch Antwort!

Christoph: Der Racker ist stolz. (Steckt's ein.) Gut, ich nehm's. Und nun?

Johanna: Ihr wollt wissen, wie Fräulein Johanna aussieht? Je nun, sie wäre von außen leidlich — wenn sie nicht so an sich herumputzen täte mit Pariser Firlefanz. Auch hat sie einen arg großen Mund: wenn sie lacht, so reicht er von einem Ohr bis zum andren. Für die Pockennarben, die ihr Gesicht entstellen, kann sie ja nichts. Eine hat sie da — mitten auf der Nase — das sieht ein bißchen komisch aus. Grobe Arbeit ist auch nicht ihre Sache; um Mittag liegt sie noch in den Federn. Aber das ist gut für uns Dienstboten: denn so oft sie in die Küche kommt, speit sie Gift und Galle.

Christoph: O weh, o weh! Wenn nur die Hälfte von deinem Preislied nicht übertrieben ist —

Johanna: Übertrieben? Es ist schon schlimm genug, daß ich meine Herrschaft schlecht mache. Aber Ihr seht ja, ich lasse mich wenigstens nicht dafür bezahlen.

Christoph: Das ist wahr. Aber er selber, der Schloßherr, soll doch ein höchst achtbarer deutscher Mann sein?

Johanna: Ja, der Herr von Winstein! Das ist allerdings ein Prachtsmann, gradaus, zuverlässig, grundgütig und doch kein Waschlappen — so einer, wie ich einen Mann möchte. Aber das Burgfräulein? Eine Vogelscheuche!

Christoph: Ei. ei. ei! Vogelscheuche also! Ich hätte gar nicht gedacht, daß hinter diesen lustigen Augen so viel Bosheit steckt! Und nun, mein Kind, wenn ich das alles deiner Herrschaft erzähle — was dann?!

Johanna (scheinbar erschrocken): Um Gottes willen! Ihr werdet mich doch nicht verraten, Herr Junker?!

Christoph: Als Kavalier muß ich allerdings schweigen und dein Vertrauen ehren. Aber ich habe genug gehört; ich reite in aller Stille wieder davon. Und du: verrate deiner Herrschaft nicht, daß ich hier gewesen bin — verstehst du? Sonst erfährt sie durch mich, was du über sie gesagt hast! Und nun zeig' mir einen stillen Weg, wo ich unbemerkt wieder davonreiten kann.

Johanna: Aber — warum wollt Ihr denn wieder weg?

Christoph: Liebes Kind, siehst du, davon verstehst du nun nichts. Ich bin in einer heimlichen Hoffnung hiehergekommen — und diese Hoffnung ist durch dein Geplauder zu Wasser geworden. Ich scherze zwar hier mit dir herum, bin aber im Grunde ein verflucht ernsthafter, ja manchmal schwermütiger Gesell, wenn ich so dieser Welt üblen Lauf ansehe, sonderlich hier im Elsaß. Meine gute Mutter hab' ich von Herzen lieb; aber sonst — so oft ich versucht habe, etwas Liebes in mein Haus zu holen — — doch genug! Das gehört nicht hieher! Hast du noch Eltern?

Johanna: Freilich.

Christoph: Habt ihr euch lieb? Seid ihr gut zueinander? Und hast du einen Schatz? Sag' mir einmal offen: hast du einen Schatz?

Johanna: Aber, Herr — !

Digitized by Google

Christoph: Ich meine nämlich, du könntest bei deiner muntren Schalkheit einen Mann recht glücklich machen. So siehst du mir aus. Und ich hätte nicht übel Lust, an deiner Seite Küchenjunge zu werden. Im Ernst, bist du schon verlobt?

Johanna: Wenn Ihr's denn wissen wollt: nein!

Christoph: Schade, daß ich nicht deines Standes bin. Würdest du mich nehmen?

Johanna: Seid Ihr denn nicht vermählt oder verlobt?

Christoph: Keins von beiden. Und will lieber auf einem Schlachtfeld fallen, als mich an eine Frau binden, die mir nicht auf den ersten Blick gefällt. Weißt du, ein schlichtes, offenes deutsches Mädchen, herzlich, neckisch, warm — ungefähr so wie du! Aber so etwas gibt's in unsrem Stande nicht mehr; sie sind alle verschnörkelt, verbogen und verlogen. (Tritt vor sie hin.) Sag' einmal, Mädchen, willst du mit? Soll ich dich mitnehmen?

Johanna (ernst): Als was denn? Wollt Ihr etwa auch die welsche Sitte mitmachen und Euch eine bezahlte Geliebte halten oder eine Mätresse? Pfui! Das hätt' ich Euch denn doch nicht zugetraut.

Christoph: Du hast recht. Das ist häßlich. Und der hier vor dir steht, tut so etwas nicht, sondern sucht ein ehrlich deutsches Weib. Aber gibst du mir zum Abschied einen Kuß? Einen ganz schlichten Kuß in Ehren?

Johanna: Vergebt, Herr Junker! Aber ich habe geschworen, mich nur von meinem Verlobten küssen zu lassen. Außerdem könntet Ihr Euch mit Mehl bestäuben.

Christoph: Mädele, du herzigs du, was machst du denn mit mir?! Glaubst du mir, wenn ich dir sage, daß ich mich auf der Stelle mit dir verloben würde, wenn du meines Standes wärest? Und laß mir wenigstens die kleine Freude: würdest du mich nehmen?

Johanna: (guckt ihn einen Augenblick schalkhaft von der Seite an): Vielleicht. (Sie ist mit dem Teig fertig und wascht sich die Hände.)

Christoph: Sag' nicht: vielleicht! Mir wenigstens hast du auf den ersten Blick ganz wundersam gefallen. Kind, gib mir den Kuß! Muß ein Junker ein Küchenmädchen um einen Kuß bitten?

Johanna: Ich hab' Euch schon gesagt: ich lasse mich nur von meinem Bräutigam küssen. Und wenn ich das meiner Herrschaft erzählte? Sonderlich dem Fräulein Johanna?

Christoph: Sag's der Vogelscheuche! (Reißt sie an sich.) Dich hab' ich lieb — dich — dich — (küßt sie) und wenn ich dich nie mehr sehe, so hab' ich doch wenigstens geahnt, einmal geahnt, wie meine Braut aussehen müßte, du unbegreiflich holdes Wesen du!

Man vernimmt Geräusch des Reisewagens mit Hussa, Hallo und Hundegebell.

Johanna: Horch da! Sie kommen! (Sie trocknet die Hände ab.)

Christoph: O weh! Nun fall' ich doch in ihre Hände! Schnell! Wo kann ich hinaus? Kannst du mich nicht verstecken?

Johanna: Ein Soldat, der sich versteckt?! Zu spät! Sie haben schon Euren Gaul gesehen! (Ruft hinunter.) Guten Tag, Vater! Guten Tag, Mutter! Seid ihr denn gesund? Seid ihr denn glücklich angekommen? — Erlaubt, ich muß meine Eltern begrüßen! (Wirft Kopftuchschlag und Schürze ab und eilt hinaus.)

Christoph (allein, mit offenem Mund): Vater — Mutter?! Ihre — Eltern? — Da bin ich ja ungeheuerlich gefoppt worden! Das ist sie ja wohl selber — die Vogelscheuche?!

Digitized by Google

Herr und Frau von Winstein treten ein, Johanna an ihren Armen in der Mitte.

Ritter von Winstein: Ei schönen guten Tag, Vetter Christoph! Das ist köstlich, daß wir weltfernen Waldsassen Euch endlich einmal hier haben! Wir haben viel Wackres von Euch vernommen! (Gibt ihm die Hand.) Und ich wittre in Euch einen Bundesgenossen gegen Verwelschung. Willkommen!

Frau von Winstein: Willkommen auf Winstein! Und wie schön, daß Ihr unsrer Tochter Gesellschaft geleistet —

Herr von Winstein (einfallend): Während die leichtsinnige, wunderfitzige Bande weggelaufen ist, die faulen Lümmel, um zu sehen, wie wir da unten im Sumpf saßen —

Frau von Winstein: Und Madlen zu Bett liegt —

Junker Christoph (sich verbeugend, stammelt): Madlen —

Johanna: Und die alte Christine das Reißen hat —

Herr von Winstein: 's ist ja zum Totlachen, daß wir Euch in der Schloßküche empfangen, lieber Junker! Hat Euch denn Johanna wenigstens ein gut Glas Wein vorgesetzt? Johanna, was ist denn das? Du hast unsrem Gast nicht einmal — —

Johanna: Vater, es ist fast kein Brot mehr im Hause. Und Madlen liegt zu Bett. Da hab' ich mich selbst in ihre Schürze gesteckt und schnell den Teig gemacht — und Junker Christoph hat mir dabei sehr angenehm die Zeit verkürzt.

Herr von Winstein (lacht): Beim Teigmachen habt Ihr Euch unterhalten?! Immer besser!

Frau von Winstein: Aber Johanna!

Herr von Winstein: Was sagt Ihr denn zu solchem Empfang, Junker? Und was wird Eure Mutter dazu sagen?

Junker Christoph (hat sich inzwischen von seiner Bestürzung erholt): Herr von Winstein, darf ich gradaus reden? Meine Mutter schickte mich auf Brautschau. Geh' nach Winstein, sagte sie, da wohnen brave Leute und haben eine liebe Tochter; da findest du, was dein Herz begehrt; denn die sind noch unverwelscht. Und wie ich hieher kam, fand ich hier in der Küche ein singendes Mädchen, ein allerliebstes Mädchen — und der Racker hat sich als Madlen ausgegeben, hat mich gründlich geneckt, hat mein Herz im Sturm genommen, hat aber geschworen, sich nur von ihrem Verlobten küssen zu lassen. (Er läßt sich auf ein Knie nieder.) Werter Herr Vater, werte Frau Mutter: ich habe sie geküßt!

Herr von Winstein (lacht schallend und schlägt die Hände zusammen): Es ist ja zum Totlachen! Ein Empfang in der Schloßküche — und augenblicks eine Verlobung?! Was sagst denn du dazu, Johanna?

Johanna (lächelnd): Vater, du hörst ja: ich habe geschworen, mich nur von meinem Verlobten küssen zu lassen —

Junker Christoph (springt auf und schließt sie in die Arme): Johanna — Madlen — Vogelscheuche — Geliebte!

(Vorhang fällt.)

Digitized by Google

# Der Brief

## Von Emma Böhmer

Briefe, die sie nicht erreichten ... weil sie nur im Geiste geschrieben werden in unserer dunklen Zeit. Die brennende Sehnsucht, von lieben Menschen aus der Ferne Nachricht zu erhalten, müssen wir in uns töten wie so vieles, was Freude und ein Aufatmen bedeutet. Zu kostspielig ist der Brief geworden. Man ist arm, bitterarm... Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wird uns Leidgeprüften diese grausame Erkenntnis klarer. Viele werden stumpf und müde durch ihr schweres Geschick. Es sind nicht immer nur diejenigen, die lau und flau an Taten und Gedanken heranzugehen pflegen. Körperlich Schwache, und dadurch seelisch Zerstörte, sind es vielmehr oft, die keinen Ausweg mehr wissen, wie sie durch eigene Kraft durchhalten sollen. Andere geraten in Trotz und Bitterkeit und leben nur noch sich selber. Das Geschick der lieben Nächsten geht sie nichts mehr an. Wenn sie selber nur durchkommen!

Neben den Müden und Harten aber gehen Aufrechte ihren schweren Lebensweg. Gefühlsstarke, die schon in der Kindheit stolze und reiche Herzen besaßen. Sie halten auch in ihres Vaterlandes harten Zeiten mutig aus und sehen in kleinen Freuden jetzt große. Das trifft auf alle Klassen zu: ob reich, ob arm, ob hoch oder gering. Immer war der am größten als Mensch, der sich sein inneres reiches Leben in allen Geschicken bewahrte und mit zunehmenden Jahren sein Bestes immer stärker in sich reifen fühlte.

Sollten nicht auch in der Gegenwart Herzensmenschen einen Ausweg finden, wie ihnen das reine Glück erhalten bleiben könnte, mit Lieben in der Ferne im Briefwechsel zu stehen? Ich zweifle nicht, daß sie es möglich machen werden. Freilich, Geduld gehört dazu. Wer aber von uns hat in diesen Jahren der Not nicht eiserne Geduld gelernt? Haben wir uns nicht lange schon darauf eingestellt, nur selten voneinander zu hören? Den meisten fehlt die Zeit zum häufigen Schreiben, ganz abgesehen von den Portokosten.

Dennoch! Man ermesse, was *seelische Freude* bedeutet! Gar viele in unserer Zeit vergessen ihre *Seelen*. Sie ahnen nicht einmal, daß sie des schnöden Mammons wegen vieles unterlassen, was sie nicht nur emporheben würde, sondern ihnen auch Sonne und damit ein Aufatmen in ihrem leeren Alltag bringen würde.

Man nehme starken und freudigen Geistes einmal eine Entbehrung mehr auf sich, die nicht zugrunde richten kann, und schreibe dafür an Menschen, die man lieb hat! Oder auch nur an *einen* Menschen, den man lieb hat. Ganz gleich, ob ein Brief in Wochen, Monaten oder in einem Jahre fertig geschrieben wird. Wenn er nur inhaltsreich ist: *seelenvoll*. Man denke an die köstlichen Briefe zur Goethe-Zeit!

Wer kennt nicht die Briefe Wilhelm von Humboldts an eine Freundin! Aus einem unerschöpflichen Quell inneren geistigen Reichtums gingen sie hervor. Höchst trostreich waren sie für eine seelisch Leidende und Schwergeprüfte. Der edle Freund verstand es, über Leben und Schicksale zu erheben und das Dasein von einem höheren Standpunkt aus zu betrachten.

Digitized by Google

Was Hochgeartete früherer Zeiten vermochten, das vermag in gewissem Maße jeder gebildete Mensch unserer Zeit auch in seinem Kreise und an sich selber zu fördern. Denn ein schriftlicher Verkehr kann nicht nur ein hohes Bildungsmittel sein, er kann auch entschädigen für große Entbehrungen.

Man wird selten schreiben können in der Gegenwart. Wäre es aber nicht möglich, daß man zehn Minuten am Tage herausstehlen könnte, um vielleicht erst einmal anzufangen — in Gedanken sich auf den Menschen zu konzentrieren, der im Herzen lebt, und den man lieb hat? Man muß felsenfest an seine Freundschaft glauben, an sein ehrliches Wohlwollen, an seine Treue, die auch Opfer bringen kann.

Einem solchen Menschen von Charakter nahe zu bleiben auch in der Ferne, sich von ihm umhegt und umsorgt zu wissen im Geiste, bedeutet heute mehr denn je ein Glück. Sollten uns daran elende Papierscheine hindern? Nimmermehr! Es schreibe doch jeder nach seiner Lust, seiner Zeit, seiner eigenen Valuta! Wenn der kostbare und seltene Brief nur Liebe gibt, viel erzählt, Tapferes berichtet, daneben eine erlösende Aussprache hält und in großer Herzensanteilnahme nach dem Geschick des andern fragt, der den Brief empfängt! Ein Gegengruß wird immer kommen, ob rasch, ob spät, ob erst nach Jahr und Tag! Auch er wird inhaltsreich sein. Als Heiligtum sollte man diese Briefe in alten Truhen aufbewahren, als Dokument an eine schwere, schwere Zeit.

So könnten Monats- und Jahresbriefe gewechselt werden. Sie werden erheben, Trost spenden, Freude geben und dem harten Leben dadurch einen befreienden, beglückenden Reiz abgewinnen.

# Nacht

## Von Annie Harrar

**Alles ist fern.**
**Alles wird Raum.**
**Ein Stern**
**Blüht schon über dem Fluß im Baum.**

**Der Mond wird klar.**
**Giebel glimmen in grünem Schein.**
**Nein**
**Ist alles und traumfrisch und wunderbar.**

**Kein Schrei, kein Licht.**
**In Schatten wandert die träge Flut.**
**Das Leben ruht.**
**Die Landschaft hat wieder ihr liebes Gesicht.**

**Irgendwie in die Zeit**
**In dunklen Himmel, in dunkles Land**
**Unerkannt**
**Tropft schweigsam ein Schimmer Ewigkeit.**

Digitized by Google

# Rundschau

## Neue Wege der Wissenschaft

Als vor drei Jahrzehnten der Hypnotiseur Hansen durch Deutschland reiste, um in öffentlichen Vorführungen den Hypnotismus zu beweisen, lehnten sich viele Menschen, und besonders die Ärzte, gegen diesen „Humbug" auf. In meiner Vaterstadt Geestemünde hatte ein Sanitätsrat seine Frau veranlaßt, Hansen auf die Probe zu stellen, bzw. ihn zu entlarven, indem sie scheinbar auf seine Suggestionen eingehen sollte. Aber Hansens Willenseinfluß war größer als die Geisteskraft seiner Widersacher; es gelang ihm, die Frau Sanitätsrat derartig in den Suggestionsbann zu vertiefen, daß sie mit ihm Arm in Arm auf der Bühne durch den suggerierten Garten wandelte und alle vorgegaukelten Bäume und Blumenbeete ersichtlich bewunderte. Auf Hansens Geheiß „pflückte" sie schließlich umhergestreute Papierschnitzel für Blumen und ordnete sie zu einem Strauß, den sie einer suggerierten Freundin zum Geburtstag überreichen sollte. In dem Augenblick, als sie dies in einer komisch wirkenden Pose ausführen wollte, löste Hansen den hypnotischen Bann durch den kurzen Befehl „Wach"! Die Dame war so entrüstet, daß sie die Papierschnitzel heftig zur Erde warf und eiligst die Bühne verließ.

Der Hypnotismus ist inzwischen nicht nur salonfähig, sondern gemeingefährlich geworden, dank der vielen öffentlichen Vorführungen, die zwar verboten sind, aber doch eine Zeitlang in allen Großstädten Deutschlands zur Belustigung der nach Tausenden zählenden Zuschauer und zum Schaden der Hypnotisierten geduldet wurden. Internationale Sklavenhändler bedienen sich dieser teuflischen Willensbeherrschung, um Willensschwache seelisch gefangen zu nehmen und sie fortzuschaffen. In Hamburg ist mir ein Fall bekannt geworden, daß eine Frau in einer sehr belebten Straße durch Fernwirkung (etwa 20 Meter) hypnotisiert und fortgeschafft wurde. Ihr Mann war wohlhabend genug, um die Polizei in allen in Frage kommenden Hafenplätzen Europas zu alarmieren und mit dem Bildnis seiner Frau zu versehen. So konnten die Verbrecher in Madrid verhaftet werden, als sie mit der Frau ein Schiff nach Argentinien betreten wollten. Die Frau stand aber derartig unter dem Bann der ihr erteilten Suggestionen, daß sie dem Polizisten gegenüber beteuerte, nicht verheiratet zu sein, und man möge sie doch wieder zu ihren beiden Beschützern lassen. Erst als ihr Mann nach Madrid kam, erwachte sie langsam aus dieser fürchterlichen Seelennarkose. Und nach wochenlanger Behandlung durch einen geschickten Nervenarzt in Hamburg hatte sie sich von den Folgen dieser seelischen Mißhandlung erst völlig erholt.

Jede Ausübung der Hypnose durch Laien — auch in sog. geschlossenen Gesellschaften — müßte strengstens verboten und nur die Anwendung der Hypnose zu Heilzwecken durch den erfahrenen Arzt erlaubt sein!

Wie vor dreißig Jahren dem Hypnotismus, stand die Wissenschaft bis vor kurzem den Seelenphänomenen gegenüber, die man unter dem Sammelnamen Okkultismus versteht. Seit Jahrzehnten haben die „Okkultisten" gehofft und geschrieben: „Wenn doch endlich die Wissenschaft sich mit diesen Dingen befassen und sie nachprüfen wollte, damit Klarheit darüber verbreitet würde!"

Digitized by Google

Dieser Wunsch ist jetzt zur Wirklichkeit geworden. Mehrere Gruppen hervorragender Gelehrter an verschiedenen Orten Deutschlands gelangten während jahrelanger Studien und Versuche zu ganz erstaunlichen Ergebnissen. Einige Beispiele aus jüngster Zeit mögen dartun, daß der Okkultismus erfolgreich gegen den Materialismus auf dem Marsche ist, der durch keine gegnerischen Theorien mehr aufgehalten werden kann.

Die Vertreter der materialistischen Wissenschaft haben uns immer gesagt, daß „Entwicklung" das Zauberwort sei, das alles erkläre. Wohlan, halten wir sie beim Wort: Wenn sich im Laufe von Jahrmillionen die Welt der lebendigen Geschöpfe bis zu fünfsinnigen Wesen entwickelt hat, dann muß es Zeitläufe gegeben haben, in denen weniger Sinne vorhanden waren; folgerichtig dürfen wir dann aber annehmen, daß die Entwicklung nicht aufgehört hat, Geschöpfe weiter zu vervollkommnen — in welcher Richtung, konnte mit fünf Sinnen nicht geahnt werden. Aber es hat schon seit altersgrauer Zeit immer einzelne Menschen gegeben, die Vorläufer zukünftiger Entwicklungsstufen waren. Und solche Vorläufer der „Menschheit in kommenden Jahrtausenden" tauchen jetzt viel häufiger auf als vorher. Hellsehen, Hellhören, Gedankenübertragen, medizinisches Feinfühlen, Fernwirken ohne Berührung, Materialisationen, Apporte haben sich in letzter Zeit derartig gehäuft, daß sie weit über den Kreis der Okkultisten zum Nachdenken anregen. Die Sinnesschranken, die dem sichtbaren und unsichtbaren Kosmos den sinnlich wahrnehmbaren und übersinnlichen Schwingungswelten die gegenseitige Resonanz verwehrten, sind anscheinend an vielen Stellen nachgiebig geworden. Die Scheidewand zwischen zwei Welten wird immer dünner und durchsichtiger.

Mit dieser Tatsache haben wir uns abzufinden. Und wir dürfen uns zugleich mit dem Gedanken vertraut machen: Das Himmelreich — ein höheres Reich — ist nahe herbeigekommen. Und der Herr dieses Reiches ist uns nahe, um — wie vor 1900 Jahren — uns mit seiner göttlichen Liebe und Weisheit zu helfen, und diese Weltenwende in ein glücklicheres Zeitalter zu leiten. (Ausführliches über solche Gedanken findet man in meinem Buche „Weltenwerden, Weltenwende, Der kommende Christus". Zwei-Welten-Verlag, Stade i. Hann.) „Siehe ich mache alles neu." Welche Fülle von Möglichkeiten lassen diese Worte des göttlichen Menschenbruders und menschlich fühlenden Gottessohnes ahnen! Eine neue Erde soll durch seine Kraft und Liebe, durch seinen Willen und seine Weisheit erstehen. Die „Erde" ist die Menschheit. Ströme des uralten, und doch ewig neuen Lichtes ergießen sich in dieser schicksalsschweren Zeit machtvoll und aufhellend in die Herzen der Menschen und zeugen von der ewigen Allgegenwart der göttlichen Liebe.

Stufen zur Erkenntnis, Durchblicke in ein Daseinsreich, das in höheren Oktaven schwingt, bilden für den ernsten Forscher die vereinzelt, allerdings immer häufiger auftauchenden Zeitgenossen, die eine feinere psycho-physische Konstitution haben als allgemein bekannt ist; und es ist einer der gewaltigsten Fortschritte unserer Zeit, daß die exakte Wissenschaft sich jetzt der „Medien" bedient, um die Grenze der bisherigen Forschungsmöglichkeiten zu überschreiten. Wie weit die deutsche Forschung in verhältnismäßig kurzer Zeit schon gediehen ist auf einem Gebiete, das vor 10, ja vor 5 Jahren noch für Aberglauben gehalten wurde und bis in unsere Gegenwart hinein noch hart bekämpft wird, will ich im folgenden bekanntgeben.

In Berlin hat sich seit reichlich einem Jahre die zum Studium okkulter Phänomene begründete „Ärztliche Gesellschaft für parapsychische Forschung", bestehend aus etwa 100 Berliner Nervenärzten und Psychiatern, mit den Tatsachen überphysischer Geschehnisse befaßt und ist zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen, über die Dr. med. F. Schwab in seinem Buche „Teleplasma und Telekinese" (Dr. med. F. Schwab: „Teleplasma und Telekinese", mit 6 Zeichn. und 48 Abb. auf 12 Tafeln. Pyramiden-Verlag Dr. Schwarz & Co., Berlin-Charlottenburg) ausführlich berichtet. Ich greife eins heraus. Das Medium erhielt den Auftrag, eine mehrere Meter hinter ihm befindliche Vase fortzubewegen, ohne natürlich seinen von den Ärzten kontrollierten Platz zu verlassen. Die Ärzte saßen mit dem Medium um einen Tisch, und zwei der

Digitized by Google

Ärzte hielten die Hände des Mediums, der Versuchsleiter hielt außerdem in der andern Hand einen Kontakt, mit dem er durch elektrische Fernzündung in jedem von ihm günstig erscheinenden Augenblick Blitzlicht zum Aufleuchten bringen konnte, wodurch sechs sorgfältig das ganze Zimmer kontrollierende Photographierapparate in Tätigkeit traten. Nach einiger Zeit hatte Dr. Schwab die Empfindung, daß „etwas in der Luft sei"; und nun drückte er den Blitzlichtkontakt. In demselben Augenblick — wenigstens für das Gefühl, in Wirklichkeit um Bruchteile einer Sekunde später, hat er die Vase in seiner Hand, mit der er die Hand des Mediums hielt. Hatte diese rätselhafte Tatsache schon das größte Erstaunen der Beteiligten hervorgerufen, so wurde es wesentlich gesteigert, als das Zeugnis der sechs photographischen Platten herangezogen wurde: die sechs Aufnahmen der einzelnen Teile des Zimmers enthalten nicht das Bild der Vase! Weder an der Stelle des Regals, wohin man sie gestellt hatte, noch in der Hand des Versuchsleiters noch irgendwo anders im Zimmer. In dem Augenblick ($^1/_{50}$ Sekunde) der Blitzlichtaufnahme war die Vase „sichtbar" nicht im Zimmer; aber im nächsten Bruchteil einer Sekunde befand sie sich in der Hand des leitenden Arztes. Dr. med. et phil. Arthur Kronfeld bemerkt hierzu in einer Veröffentlichung: „Wir versuchen nicht etwa, dies erschütternde Phänomen zu erklären; wir stellen es fest. Und stellen fest, daß in der bisherigen Literatur noch niemals ein Apport von solch eindeutiger experimenteller Versuchsanordnung und Kontrolle beobachtet worden ist."

Es dürfte mir, der ich mich seit fast 30 Jahren mit dem praktischen Studium des Okkultismus befasse, wohl erlaubt sein, einen Erklärungsversuch zu wagen, zumal ich in vielen Sitzungen Gelegenheit hatte, solche Phänomene zu studieren. In einer Sitzung in Hamburg war ich Augenzeuge (bei Gasglühlichtbeleuchtung) einer blitzschnellen „Materialisation" einer Weinrebe mit wohl 60—70 großen Trauben. Dies Phänomen geschah im Zimmer inmitten der etwa 20 Teilnehmer unter Bedingungen, die jede Täuschung ausschlossen. Und obgleich wir in dem gut geheizten Zimmer bereits 1½ Stunden mit anderen Versuchen zugebracht hatten, waren die materialisierten Trauben — naturkalt, als wären sie soeben aus der kalten Winternacht hereingebracht. Ebenso war ich bei andern Gelegenheiten Zeuge von Dematerialisationen (Entstofflichung) von festen Gegenständen.

Den Berliner Vorgang mit der Vase möchte ich folgendermaßen erklären. Eine starke Imagination des Unterbewußtseins bei einem Medium in Tiefhypnose, aber auch der bewußte Wille eines Magiers, der Naturgesetze feinstofflicher Welten beherrscht, können die molekularen oder atomistischen Schwingungen eines Körpers so verändern, daß er in einen andern Aggregatzustand übergeführt wird: fester Stoff kann in Ätherstoff (Dematerialisation) „aufgelöst", und dieser wieder in festen Stoff zurückverwandelt werden (Rematerialisation). Im Augenblick der photographischen Aufnahme war die Vase „nicht da", nicht stofflich im Zimmer, das beweisen alle sechs Aufnahmen; sie war dematerialisiert. Im nächsten Augenblick befand sie sich rematerialisiert in der Hand des Arztes. Es ist echte Magie und doch nichts anderes als ein naturgesetzlicher Vorgang derselben Art, als wenn Radium sich durch langsame Ausstrahlung in feinere Stoffarten verwandelt. Der Unterschied besteht nur im Zeitmaß des Geschehens.

Der jahrzehntelange Wunsch der „Laien"-Okkultisten ist nun endlich erfüllt worden, daß Männer der exakten Wissenschaft den einwandfreien Beweis erbracht haben von dem Vorkommen „okkulter", d. h. auf verborgenen, noch unerforschten Naturgesetzen beruhender Vorgänge in der Natur, die unter Mitwirkung ebenfalls noch unerforschter Seelenqualitäten einiger Menschen (Medien) in Erscheinung zu treten vermögen.

Die seit einigen Jahren bekannten Materialisations-Phänomene, die Dr. A. Freiherr von Schrenck-Notzing in jahrelangen Versuchen erzielte, haben ebenfalls durch Dr. Schwabs Versuche in Berlin mit einem andern Medium eine glänzende Bestätigung gefunden und beruhen nach der Annahme von Professor Hans Driesch — dem Nachfolger auf dem Lehrstuhl Professor Wilhelm Wundts — darauf, „daß gewisse Ausnahmemenschen ihre Vorstellungsinhalte durch

Digitized by Google

angespannte Willensimpulse ‚naturwirklich' werden lassen können; der Organismus dieser Medien brauche nur die uns überall umgebende letzte Materie (Elektronen?, wie Sanitätsrat Dr. med. Karl Bruck in einem Aufsatz über die Schrenck-Notzingschen Versuche meint), seinen Vorstellungsbildern gemäß zu Formen ordnen". Wie ich schon sagte, genügt hierzu nach meiner Ansicht die (Ein-)Bildungskraft (Imagination) des Mediums.

v. Schrenck-Notzing schreibt in der zweiten, stark vermehrten Auflage seines großen Werkes „Materialisations-Phänomene" (Materialisations-Phänomene, ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie, 636 Seiten stark, mit 275 Abbildungen auf 167 Tafeln; Verlag von Ernst Reinhardt in München. 20 ℳ, Ergänzungsband 12 ℳ Grundzahl), die eher als ein neues Werk als eine Neuauflage anzusehen ist: „Die nunmehr fast 14 Jahre hindurch fortgesetzten Feststellungen und Nachprüfungen bieten, wenigstens was die Tatsächlichkeit des Materialisations-Phänomens bei dem Medium Eva C. betrifft, ein nahezu erschöpfendes Bild, ein geradezu überwältigendes umfassendes Beweismaterial, wie es wohl kaum in irgend einem andern Wissenszweige als erforderlich angesehen werden würde." Während einer siebenmonatlichen Untersuchung in seinem Münchener Laboratorium hat Schrenck-Notzing 23 deutschen Hochschullehrern, 18 Ärzten und 19 sonstigen Gelehrten Gelegenheit gegeben, telekinetische (fernwirkende) und teleplastische (fernformende) Leistungen des Mediums Willy Sch. mitzuerleben. Im Schlußwort seines Werkes sagt Schr.-N.: „Die Existenz der teleplastischen Erzeugnisse selbst, ihre Sichtbarkeit und ihre vorübergehende Lebensdauer stehen in engster Beziehung zu der Psyche des Mediums und der Anwesenden. Sie sind im wahren Sinne des Wortes geistige Schöpfungen, personifizierte, verkörperte Traumbilder, die einer heute noch unbekannten Transformation biopsychischer Kräfte im Medium ihr Dasein verdanken. Das hat auch Professor Oesterreich, Tübingen, richtig erkannt, indem er die Erzeugung dieser ephemeren (kurzlebigen) Gebilde mit der schöpferischen Tätigkeit des Kosmos bzw. Gottes verglich."

Die guten Erfolge in Berlin und München sind neben den exakt wissenschaftlichen Methoden dem Umstande zuzuschreiben, daß man den Medien zunächst völlige Freiheit ließ, und erst nach und nach, ohne daß das Medium es merkte, ein System unbewußter Kontrollen einführte, so daß das Medium in seiner seelischen Verfassung, die ja immer abnormal ist, nicht gestört wurde. Wenn Geheimrat Mokl, wie er in einem Vortrag in Hamburg erklärte, 30 Jahre Okkultismus geprüft und nicht einen einzigen Beweis *dafür* erhalten hat, so wird es eben an der Methode, zuerst das Medium in *seine* Kontrolle zwingen zu wollen und ihm mit Mißtrauen zu begegnen, liegen; denn ein Medium ist so sensitiv, daß es unter gedanklich und seelisch störenden Einflüssen ebenso versagen muß wie ein Redner unter tumultuarischem Lärm. Das muß jeder Forscher auf diesem Gebiete, wenn er Erfolg haben will, beherzigen.

Die Wissenschaft steht an der Grenze neuer Erkenntnismöglichkeiten und zeigt bereits, dank der unermüdlichen Arbeit deutscher Forscher, daß die *Entwicklung* des Menschengeschlechts in eine neue Phase getreten ist, und zwar in der Richtung des Astral-Psychischen, wie es von der Theosophie schon seit einigen Jahrzehnten gelehrt wird.

Die Wende dieses Zeitalters, Umwälzungen auf allen Gebieten in nie gewesenem Umfange verursachend, wird mit der neu erstehenden Wissenschaft auch eine neue Kultur, eine neue Religionsauffassung und eine neue Weltordnung bringen. Einige unserer Zeitgenossen, die aus der Nacht des jetzt seinen Abschluß findenden dunklen Zeitalters der Täuschung, Lieblosigkeit und geistiger Blindheit erwacht sind, erschauen die strahlende Morgenröte des kommenden Weltentages.

Meine Betrachtungen glaube ich nicht besser beschließen zu können, als mit einer Ausführung Professor Miskuskas, dem auch Schrenck-Notzing in seiner Bescheidenheit das letzte Wort in seinem großen Werk erteilt: „So bleibt es einer okkulten Biologie der Zukunft vorbehalten, das Lebensrätsel, den Zusammenhang von Geist und Materie, von Seele und Körper, von Lebendem und Leblosem zu erforschen. Sie zeigt uns heute schon, daß der *Geist*, die Idee,

Digitized by Google

der Wille das treibende Agens für die Entstehung teleplastischer Formenbildungen darstellt, und sie wird uns, hoffen wir, in einer nicht zu fernen Zukunft auch dem großen Mysterium näher bringen, wie durch schöpferische Willensakte des Weltgeistes das Weltall in seiner Gesamtheit und kosmische Prozesse in der Unendlichkeit ihrer Entwicklung und Vervollkommnung entstehen. Die Lösung des Lebensproblems stellt sich in dieser Fassung gleichzeitig als Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Denkens — des Überpersönlichkeits- und Gottesproblems — dar, in welche ja alle menschliche Erkenntnis, Wissenschaft und Philosophie letzten Endes münden."

Georg Korf, Hamburg

# Eine Beichte im D-Zug

„Hübsches Mädel!" dachte die ältere Frau wohlwollend, als der Zug in den grauen Novembertag hineinfuhr und die Häuser der alten Hafenstadt hinter sich ließ.

„Ein endloser Zug", sagte sie laut zu ihrem anmutigen jungen Gegenüber, ihrer einzigen Gefährtin im Frauenabteil. „Und kalt ist es. Wir müssen uns warm einpacken."

Das tat man beiderseits und hielt dann ungestört sein Mittagsschläfchen ab.

Stundenlang ging es dahin gen West, immer gen West. Die beiden Reisegefährten tauschten wenige freundliche Worte. Nach viel Reden schien ihnen beiden nicht der Sinn zu stehen.

Aber dann fiel der Name der Stadt, die das Ziel der Fahrt für die silberhaarige Frau bedeutete.

„O —" rief das Mädchen und eine tiefere Farbe rötete ihre frischen Wangen, „— nach N. fahren Sie? Daher ist mein Bräutigam —"

„So?" meinte die andere lächelnd. „Da fahren Sie wohl auch dahin?"

„Nein — — ich — ich gehe in die Nähe zu Freunden —" Es kam alles zögernd heraus, während ein grübelnder Ernst das helle Gesicht überschattete. Und plötzlich brach es sich wie aus dem Innersten herauf Bahn: „Ich weiß nicht, ob ich ihn überhaupt sehen werde. Ich weiß manchmal gar nicht, was ich tun soll — —" Sie zog den Pelz fester um die Schultern zusammen und sah die Reisegenossin fragend an.

Die gab ihr schlicht und liebevoll den Blick zurück und wartete.

„Sind alle Männer so — verschlossen?" fragte das Mädchen. „Mir ist, als wüßte ich noch gar nichts von meinem Verlobten, als könnte ich gar nicht an seine Seele heran. Ist das nur norddeutsch? Ich bin anders. Muß man nicht offen miteinander sein — geben und nehmen?"

„Das muß man. Aber dem einen wird es leicht, dem andern schwer, sich aufzuschließen. Man sagt immer, daß der Norddeutsche verschlossener ist als andere Deutsche, aber ich habe es selbst nie gefunden. Es ist noch lange nicht gesagt, daß der Mensch, der viel über sich redet oder überhaupt viel spricht, offen ist. Er kann im Grunde viel verschlossener sein als ein anderer, der wenig sagt, aber sich ganz selbstverständlich ehrlich gibt."

Die jungen Augen ließen nicht ab zu fragen. „Aber man muß doch irgendwie sicher werden — man muß doch fühlen, man stimmt überein in so vielem Wichtigen — — Wenn man das nun nicht tut —?"

„Dann soll man nicht heiraten, Kind. Vielleicht ist dies nicht der Rechte für Sie. Besinnen Sie sich nur darüber. Sie sind so jung —"

„O, ich bin gar nicht mehr so jung, wie Sie vielleicht denken", sprudelten die leicht bebenden Lippen jetzt hervor. „Ich bin schon 26. Ich habe schon viel nachgedacht und viel erfahren. Es ist am Ende besser, man heiratet gar nicht — —"

„Gar nicht? Sie wollen doch einmal ein Heim und Kinder haben, vom Mann ganz abgesehen."



Digitized by Google

„Ach, gnädige Frau, es ist ja heute alles so schwer. Wenn man nicht sehr viel Geld hat. Sehen Sie, jetzt habe ich mein gutes Gehalt, eine sehr nette Stellung, die mir viel Freiheit läßt. Ich kann reisen, ins Theater gehen, mich mit Kunst beschäftigen — ich male gern — Und —" ein kleines Lachen verschwand bald wieder unter neuem Ernst — „und ich bin selbständig, ich mag gern allein sein. — Das ist alles vorbei nachher. Ich — wirklich, ich weiß nicht, ob ich alles und alles aufgeben kann — —"

Beide schwiegen eine kleine Weile.

„Wie meinen Sie das: alles aufgeben, liebes Kind?" fragte die Ältere dann. „Das ist doch gar nicht nötig —"

„Ach, wenn man verheiratet ist, kann man doch nichts, gar nichts mehr tun als was dem Mann auch recht ist. Man muß immer erst fragen, oder der Unfrieden ist da. Und man hat kein eigenes Geld in der Hand. Und was kostet der Hausstand jetzt. Da heißt es doch immer nur sparen und sparen und alles selbst tun, und nichts bleibt noch von dem, was man wirklich gern hat und tut —"

„Aber das ist doch alles nicht nötig, wenn man ein vernünftiger, klarsehender Mensch ist", nahm ihre Reisegefährtin das Wort. „Wenn Sie so geistig wach sind und die Probleme jetzt schon durchschauen, können Sie doch den Kampf mit ihnen aufnehmen. Schwierigkeiten sind doch dazu da, um überwunden zu werden, nicht um uns zu Feiglingen zu machen."

Das Mädchen schaute die Frau mit großen bestürzten Augen an.

„Ja — —" sagte sie verwirrt. „Aber wie? Die Verhältnisse sind doch nun einmal so?"

„Verhältnisse gibt es nur für die Schwachen, Kind. Für natürliche, kräftige Menschen gibt es nur Aufgaben, die zu lösen sind. Wer stark genug ist, macht sich immer frei."

„Auch — in der Ehe?"

„Auch in der Ehe. Die wirkliche Liebe macht stark und erfinderisch und klug, und wenn etwas aufgegeben werden muß, weiß sie, daß sich's lohnt."

Die junge Gefährtin schwieg und schaute aus dem Fenster und schien sich in Träumereien zu verlieren. Dann kam plötzlich wieder ein verstörter Ausdruck in ihre Züge, und langsam wandte sie sich von neuem ihrem Gegenüber zu.

„So meinen Sie doch, daß man einfach alles aufgeben, allen Kleinkram im Hause tun soll —"

„Nein, das meine ich nicht. Von einem ‚Alles-Aufgeben' ist bei einer vernünftigen, gesunden, ersprießlichen, das heißt: bei einer Liebesehe nie und nirgends die Rede —"

„Das nennen Sie eine vernünftige Ehe — eine Liebesehe?" unterbrach das Mädchen, und ein leises Leuchten ging über ihr junges Antlitz. „Verzeihung, gnädige Frau", sagte sie errötend. „Aber es kam mir so überraschend."

Die Gefährtin lachte. „Das kann ich mir denken. Das Allereinfachste hat unsre komplizierte Zeit unnatürlich gemacht. Wirkliche Liebe, nämlich so ein gegenseitiges Verstehen und Geben-und-Nehmen, wie Sie es auch unwillkürlich vom Zusammenleben zwischen Mann und Weib fordern, das ist das Allerpraktischste, Vernünftigste und Ersprießlichste für die Welt, was es gibt. Und wenn man um solchen Zweiseins willen sein Alleinsein aufgibt, so lohnt sich's für einen, das ist gewiß. Ein feinstes, das allertiefste Alleinsein braucht selbst in der Ehe keins der beiden Gatten aufzugeben, weil das überhaupt kein Mensch kann. Das Alleinsein der Seele mit ihrem Gott ist ihr niemals zu rauben und kann sie selbst nicht zerstören. Und ein anderes Alleinsein, liebes Kind —" die Worte kamen zuerst zögernd, dann eindringlich nach, da die Augen der Jungen wie hungrig an ihren Lippen hingen, „— wir behalten unsre Menschenrechte auch in der Ehe. Eine kluge und taktvolle und maßvolle Frau versteht es, sich und dem Gatten so viel selbständiges Alleinsein zu wahren, wie beide nötig haben. Je selbständiger die Frau ist, desto besser. Nicht umgekehrt. Die unselbständigen Frauen werden einem normal intelligenten Mann immer zu einer Last. Alles andere ist Unsinn, war auch immer törichtes Geschwätz."

„Ja, das glaube ich auch!" Und die jugendlichen Backen glühten vor Eifer, indes sich auch die Wangen der älteren Gefährtin lebhafter gefärbt hatten. „Aber nun sagen Sie mir, sagen Sie

Digitized by Google

doch, wie kann man denn selbständig bleiben, wenn man doch immer im Hause hockt — und kein eigenes Geld verdient mehr und —"

„Weshalb wollen Sie denn durchaus im Hause hocken?" fiel ihr die andere in die Rede. „Das wäre ja eine Sünde. Warum wollen Sie nicht ruhig weiter Geld verdienen? Das ist doch heute mehr und mehr auf allen Gebieten — und überall möglich. Die Hausarbeit kann zum großen Teil von anderen Händen getan werden. Wo ein Wille ist, ein echter, fester Wille, da ist auch ein Weg. Wer an dieses Wort nicht mehr glaubt, der kann sich nur gleich begraben lassen. Er ist ein faules Glied der Menschheit."

Jetzt flammte es auf in den Augen der sprechenden Frau. Das Mädchen verschränkte leidenschaftlich die Hände.

„Aber wenn der Mann das alles nun grade nicht will? Die Männer wollen es meistens nicht. Die wollen die Frau immer noch bloß fürs Haus, für sich. Das ist es grade, was ich nicht aushalten könnte. Wenn es auch so wäre schließlich — wenn ich beständig mit meinem Mann zu ringen hätte — —"

„Liebes Kind, solchen Mann heiratet man eben nicht, von dem man nicht gewiß weiß, daß er in solchen wesentlichen Dingen mit einem geht."

„Man heiratet ihn nicht — —" murmelten die jungen bebenden Lippen, während die schmale Gestalt in die Kissen zurücksank und die Blicke wie suchend zum Fenster hinausirrten. Auch ihre Reisegenossin schaute in die Weiten der vorüberziehenden Landschaft. Das schwere Grau des Himmels war in Bewegung geraten. Zu seltsamen Gestalten ballten sich die Wolken und ließen bald hier, bald dort ein tiefes, lichtverheißendes Blau frei.

„Es scheint sich aufzuklären", wandte sich die Frau, in deren Augen wieder eine helle Stille herrschte, an das Mädchen. „Im Leben klärt sich's auch immer wieder auf", sagte sie beruhigend.

Die Junge achtete nicht darauf.

„Und Sie meinen wirklich, man könnte — man hätte auch das Recht, sich als Frau seine Freiheit, sein eigenes Leben, seinen Beruf zu wahren — —"

„Das meine ich", sagte die andere nachdrücklich. „Aber ich meine nicht damit," fuhr sie sehr ernst fort, „daß eine Frau mit kleinen Kindern Haus und Mann nebst Kindern vernachlässigen und irgend etwas Unwichtiges für das Wichtigste im Leben halten soll. Jedes Ding hat seine Zeit und seine zwei Seiten. Kinder —"

„Kinder braucht man ja nicht gleich zu haben", warf das Mädchen schnell ein.

„Kinder braucht man in einer gesunden Ehe allerdings gleich zu haben", war die schier strenge Antwort. „Die unterdrückte Natur rächt sich, die weise gelenkte macht uns zu Beherrschern des Lebens. Eine gesunde Frau, die liebt, will und braucht Kinder und setzt dafür alles zurück, was nötig ist und solange es nötig ist. Nichts Großes wird ohne Opfer gewonnen. Aber auch das Opfer hat sein Maß und seine Zeit, darüber hinaus ist es kein Opfer mehr, sondern Vergeudung und Schwäche. Wir Frauen müssen deshalb so klug wie tapfer sein in bezug auf unsre Kräfte, nicht wahr?"

Sie sah in den heller werdenden Himmel und auf die Uhr.

„Ich bin gleich zur Stelle."

Das Mädchen half ihr hastig beim Zusammenräumen ihres Gepäcks.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute!"

Der Zug lief in den Bahnhof von N. ein.

„Und ich danke Ihnen — daß — — ich danke Ihnen sehr — sehr —" In den jungen Augen standen tief drinnen Tränen und ein neues Licht.

**Toni Harten-Hoencke**

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Sonnentätigkeit und ihre Wirkung

I.

Hamburg, 28. Juni 1923.

Als eifriger Leser Ihrer Zeitschrift „Der Türmer" habe ich auch mit Interesse von dem Artikel „Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt" (Heft 9, Juni 1923) Kenntnis genommen. Darin führt Herr Karl Wachtelborn neben Seuchen und anderen Erscheinungen auch die in diesem Sommer herrschende feuchte und kalte Witterung auf die Sonnenflecke zurück. Inwieweit die Theorie des Herrn Wachtelborn in bezug auf Seuchen zutrifft, entzieht sich meiner Beurteilung. Die bisher in diesem Sommer in Europa herrschende abnorme feuchte und kalte Witterung aber auf die Sonnentätigkeit zurückführen zu wollen, wird durch die Praxis widerlegt. Nach mir vorliegenden Meldungen aus Nordamerika herrscht dort im Gegensatz zu Europa in diesem Monat eine Hitze, wie sie in den betreffenden Gegenden seit 1893 nicht mehr verzeichnet worden ist. Herr Wachtelborn geht in seinen Behauptungen so weit, daß er u. a. sagt: „Die Schwankungen der Sonnentätigkeit, nicht die des Luftdrucks, sind demnach der wahre Grund der Wetterveränderungen." Diese Theorie bricht angesichts der bestehenden Tatsachen zusammen, denn es gibt doch sicher nicht für Europa und Amerika zur selben Zeit verschiedene Sonnentätigkeiten. Es ist undenkbar, daß dieselbe Sonnentätigkeit zur selben Zeit auf verschiedenen Stellen eines Planeten gerade entgegengesetzte Wirkungen hervorruft. Die im Juni in Nordamerika herrschende Hitze muß Herrn Wachtelborn unbekannt gewesen sein. Sonst wäre er nicht zu dieser Theorie gekommen, welche er jetzt einer Revision wird unterwerfen müssen. Die oben angezogene Theorie, daß die Schwankungen der Sonnentätigkeit und nicht die des Luftdruckes der wahre Grund der Wetterveränderungen sind, läßt sich nicht aufrechterhalten. Abgesehen von der in Nordamerika herrschenden abnormen Wärme, ließe sich die Theorie auch an Hand meteorologischer Beobachtungen widerlegen. Gerade entgegen den Behauptungen des Herrn W. geben die Schwankungen des Luftdruckes eine einwandfrei und auf Tatsachen fußende Erklärung für die herrschende Wetterlage. Es würde mich interessieren zu hören, wie sich Herr Wachtelborn zu den oben angeführten Tatsachen in bezug auf seine Theorie stellt.

Hochachtungsvoll

**Kapitän Fr. Frobeen**

II. Antwort

Außer verschiedenen Zuschriften zustimmenden Inhalts über meine in Heft 9 des „Türmers" enthaltene Arbeit: „Die Sonnenflecke und ihr Einfluß auf die irdische Lebewelt" ist mir durch die freundliche Vermittlung des Herrn Herausgebers auch der obige Brief von Herrn Kapitän Frobeen, Hamburg, zugegangen, worin der Wunsch geäußert wird, daß ich meiner Meinung über seine Einwände Ausdruck geben möchte. Ich komme diesem Wunsch gerne nach.

Digitized by Google

Ich habe mich nun zwar in meiner Arbeit in bezug auf das heurige Wetter mit keinem Worte geäußert, und es ist daher insofern hier Herrn Frobeen ein kleiner Irrtum unterlaufen. Aber ich nehme natürlich auch dieses Wetter in bezug auf seine Ursachen von dem schwankenden, durch den Wechsel der Sonnenflecke zum Ausdruck kommenden Sonneneinfluß nicht aus; es handelt sich nur darum, für die großen Wetterunterschiede in Übereinstimmung mit den von mir vertretenen Anschauungen die rechte Erklärung zu geben.

Um nun zu den Einwendungen des Herrn Frobeen überhaupt Stellung zu nehmen und dadurch gleichzeitig die Grundlage für jene Erklärung zu finden, müssen wir zunächst die Tatsache anerkennen, daß die Schwankungen der Sonnentätigkeit der wahre Grund der Wetterveränderungen sind, und das, obwohl Herr Frobeen schreibt: „Die Theorie, daß die Schwankungen der Sonnentätigkeit und nicht die des Luftdruckes der wahre Grund der Wetterveränderungen sind, läßt sich nicht aufrecht erhalten"; denn wir sehen ja schon an dem Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, wie sehr die Schwankung der Sonnentätigkeit das Wetter beherrscht. Ob aber die Tätigkeit der Sonne das eine Mal herabgesetzt ist, weil die Sonnenstrahlen die Erde nur wenig oder gar nicht berühren wie bei Tag und Nacht, Sommer und Winter, oder ob das andere Mal die Tätigkeit selbst vermehrt oder vermindert ist wie bei den Sonnenflecken, kommt in der Wirkung auf das gleiche heraus. Die Schwankung muß immer auf das Wetter von Einfluß sein. Eine Schwankung aber haben wir auch bei dem wechselnden Erscheinen der Sonnenflecke; denn dieses hat seine Ursache in einem vermehrten oder verminderten Austreten von Sonnenkraft oder Sonnensubstanz, wie von der Wissenschaft allgemein anerkannt ist. Die Wissenschaft streitet sich hier lediglich noch über den Grund dieser, mit der bekannten Regelmäßigkeit von durchschnittlich elf Jahren auftretenden Erscheinung, und über ihn habe ich in meiner Arbeit mich in dem Sinne geäußert, daß wir hier eine Lebenserscheinung des „Sonnenherzens" vor uns haben; denn das eine Leben, das — nicht erst in uns entstanden, sondern immer vorhanden — in uns sich äußert, es atmet und pulst in der gleichen Weise in der ganzen Natur. Die Sonnenflecke haben bei ihrem vermehrten Erscheinen also in einem verstärkten, pulsenden Austreten von Sonnenkraft — wie bei unserem Herzen infolge einer neuen Zusammenziehung — ihren inneren Grund. Der Kraftstrom fließt dann vermehrt zur Erde wie zu den anderen Planeten, um im ewigen Kreislauf des Lebens wieder zurück zur Sonne zu strömen und seinen Lauf neu zu beginnen wie das Blut in unserem Körper nach seiner Wanderung durch das Herz. Ich will auf diese Erklärung nochmals verweisen, weil sie uns den Einfluß des Wechsels der Sonnenflecke auf die irdische Lebewelt erst recht verstehen läßt. Von der Sonne fließt also bei dem vermehrten Auftreten von Sonnenflecken in einem erhöhten Maße Sonnenkraft zur Erde. Wenn in die Erde aber etwas eintritt, einfließt, so kann dieser Einfluß sich physikalisch nicht anders bemerkbar machen wie durch einen Druck.

Durch diese Betrachtung haben wir zunächst die Erklärung gefunden für eine Naturerscheinung, die unseren Gelehrten bisher schon manchen Kopfschmerz bereitet hat, nämlich für die Schwerkraft. Mit dieser Kraft, durch ihre Wirkung allgemein bekannt, hat unsere Wissenschaft schon immer gerechnet; ja, die Wissenschaft war sogar bestrebt, alle Gesetze und Kräfte im Raum auf sie zurückzuführen. Aber was ist diese Kraft? Worauf beruht das ihr eigene innere Wesen? Die Wissenschaft konnte auf diese Fragen nie eine rechte, vollauf befriedigende Antwort geben, und in der neueren Zeit beginnt sie sogar diese allgewaltige naturwissenschaftliche Göttin immer mehr wieder vom Throne zu stoßen und dazu überzugehen, nicht mehr von einer Schwerkraft, sondern von einer Druckkraft zu reden (s. z. B. Wäber, Lehrbuch der Physik). Wenn auf der Erde aber eine Druckkraft wirkt und sich wie überall so auch in der Luft äußert, dann muß der Druck von außen kommen. Mit dieser Feststellung sind wir genau auf dem Wege unserer Wissenschaft auf dem Punkt wieder angelangt, den wir oben verlassen haben, nämlich dort, wo wir sahen, daß die Sonnenkraft unter einem Druck von außen in unseren Erdenwohnsitz tritt. Wir gehen mit dieser Anschauung also vollauf Hand in Hand mit unserer Wissenschaft — mit ihr,

Digitized by Google

für deren Ansehen Herr Frobeen einzutreten sich verpflichtet fühlt. Hier will ich aber noch bemerken, in altindischen Schriften steht schon geschrieben: „Die Erde flieht vor dem heißen Atem der Sonne." Damit ist gesagt, daß die Sonne die Erde nicht anzieht, sondern daß sie das Gegenteil bewirkt, sie abstößt. So haben jene Alten schon gelehrt, was unsere Wissenschaft jetzt erst wieder zu erkennen beginnt, nämlich den Druck der Sonnenkraft auf die Erde. Und für diesen Druck hat Professor Lebedow an der Universität Moskau den wissenschaftlichen Beweis erbracht; er hat nachgewiesen, daß die Lichtstrahlen auf die von ihnen getroffene Fläche einen mechanischen Druck ausüben, und es gelang ihm, die Größe dieses Druckes zu messen; dadurch bestätigte er, was schon Maxwell in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwartet hatte und Crookes durch seinen Radiometer oder seine Lichtmühle beweisen wollte. Den Druck des Sonnenlichtes auf die Erde hatte man auf 7,6 Millionen Kilogramm berechnet.

Unsere Wissenschaft erkennt jedoch auch immer mehr die elektrische Natur des Sonnenlichtes wie des Lichtes überhaupt, und wir brauchen uns über diese Entdeckung gar nicht zu wundern, wenn wir bedenken, wie leicht Elektrizität und Licht ineinander übergeführt werden können. Auch da waren die Alten unserer Wissenschaft voraus; denn Altindien lehrte, daß Fohat die Weltgrundkraft ist und Magnetismus, Elektrizität, Licht, Schwerkraft usw. von ihm nur verschiedene Offenbarungen sind. Ich sage dies, damit wir in unserer Wissenschaft nicht die unbedingt verläßliche einzige geistige Führerin sehen und im gegebenen Falle auch an die Möglichkeit anderen geistigen Lichtes zu glauben imstande sind. Infolge der inneren Verwandtschaft jener Kräfte ist es unserer Wissenschaft aber schon gelungen festzustellen, daß das Sonnenlicht ein Träger positiver elektrischer Kräfte ist oder daß seine elektrischen Kräfte sich zu denen der Erde wie positiv zu negativ verhalten, und auf Grund dieser Eigenschaft ist ihnen ebenfalls ein beherrschender oder, wir können sagen, ein drückender Charakter bei ihrem Eintritt in die Erde gegeben. Der Druck, den das Sonnenlicht auf die Erde ausübt, ist also auch vom elektrischen Standpunkt aus betrachtet sicher gegeben und leicht, ja von hier aus eigentlich erst recht zu verstehen, und wenn wir nunmehr erklären, daß dieser Druck tatsächlich vorhanden ist, so befinden wir uns dennoch ganz bestimmt nicht in einem Widerspruch mit unserer Wissenschaft.

Wenn ein Druck durch das Sonnenlicht oder die elektrischen Kräfte der Sonne unsere Erde trifft, so muß dieser sich am meisten bemerkbar machen in der Luft, weil diese ein starker Träger elektrischer Kräfte ist und leicht in einem hohen Maße zusammengepreßt werden kann. Auch verläßt die Sonnenkraft — wie die Sonnenflecke unwiderleglich beweisen — die Sonne nicht gleichmäßig, sondern sehr ungleichmäßig über die Sonnenoberfläche verteilt. Daher muß derselbe Druck auch auf der Erde vorhanden sein und hier in großen Luftdruckunterschieden seinen Ausdruck finden — einen Ausdruck, der sich beständig verändert, weil ja auch die Sonnenflecke beständig wechseln, kommen und gehen. Die Sonnenflecke sind ferner als gewaltige Wirbel der Sonnensubstanz oder als elektrische Wirbel wissenschaftlich festgestellt, und die Elektrizität ist ja bekanntlich eine Kraft, die sich am liebsten in den Schwanz beißt, d. h. in einem geschlossenen Strom fließt. So ist zunächst das elektrische Wirbeln oder Kreisen in der elektrischen Lichtsubstanz der Sonne leicht zu verstehen. Weil aber der ganze Strom des Sonnenlichts elektrisch ist und in der Erde, vor allem schon in der Luft den gleichen Kräften begegnet, so müßte die Elektrizität ihr eigenes Wesen verleugnen, wenn auch auf der Erde und besonders in der Luft nicht ein gleiches Kreisen, Fließen und Wirbeln entstände. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß wir hier die sattsam bekannten Luftdruckunterschiede und Luftdruckschwankungen mit ihren Begleiterscheinungen, den Winden und Stürmen, mit denen sich besonders die Wetterkunde beschäftigt, vor uns haben. Hatte ich so nicht ein Recht, in meiner Arbeit zu schreiben: „Die Schwankungen der Sonnentätigkeit, nicht des Luftdruckes, sind demnach der wahre Grund der Wetterveränderungen"? Denn die Schwankungen des Luftdruckes kommen doch erst durch die Schwankungen der Tätigkeit der Sonne zustande.

Es wäre nun meine Aufgabe zu zeigen, daß eine Übereinstimmung zwischen den Wetter-

Digitized by Google

veränderungen und dem wechselnden Auftreten der Sonnenflecke tatsächlich besteht, und wir könnten — wenn die Wissenschaft und die Natur nur auf einer Spur von Wahrheit beruhen — an diese Beweisführung von vornherein mit einer Gewißheit gehen, die gar keine Zweifel übrig läßt, wie es aus gewissen anderen Erwägungen heraus auch auf dem Gebiete der menschlichen Erkrankungen mit dem gleichen Erfolg von mir geschehen ist. Wir sind der Beweisführung in bezug auf das Wetter aber schon glücklich enthoben; denn sie ist in einer umfassenden Weise geboten in der Schrift: „Die Beziehungen der Sonnenflecken zu den magnetischen und meteorologischen Erscheinungen der Erde von Hermann Fritz, Professor am Eidgenöss. Polytechnikum in Zürich." Diese Schrift, bereits im Jahre 1878 bei De Erven Loosjes, Amsterdam, erschienen und von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem preisgekrönt, dürfte wohl auch den wissenschaftlichen Anforderungen des Herrn Frobeen vollauf genügen. Ich kann daher auf sie verweisen und diese Frage jetzt verlassen.

Es handelt sich nun noch darum, für die großen Unterschiede des Wetters während ein und derselben Zeit, wie wir sie besonders in diesem Jahre zu beobachten Gelegenheit haben, eine Erklärung zu geben oder mit anderen Worten zu zeigen, daß es nicht undenkbar, wie Herr Frobeen schreibt, sondern recht wohl möglich ist, daß dieselbe Sonnentätigkeit zur selben Zeit auf verschiedenen Stellen eines Planeten gerade entgegengesetzte Wirkungen hervorruft. Zunächst haben wir da zu bedenken, daß die Sonnentätigkeit oder der Einfluß der Sonnenkraft auf die Erde nicht gleichmäßig ist; und wie ein Rad, das innerhalb einer gewissen Zeit regelmäßig durch einen bestimmten Lichtstrahl läuft, nur an einer bestimmten Stelle von ihm getroffen wird und dort seine Wirkung empfängt, so muß es auch auf der Erde sein bei ihrem Lauf vor der Sonne und den verschiedenen, in den Sonnenflecken zum Ausdruck kommenden Strömen ihrer Kraft. Doch es können auch gewisse elektrische oder sonstige Störungen und Zustände als Ursachen in der Erde selbst in Frage kommen, und wie bei einem kranken, vielleicht allgemein frierenden Menschen doch einzelne Körperteile entzündet und glühend heiß sein können, daß hier die Gewebe zugrunde gehen, so können die gleichen Zustände aus inneren Ursachen sicher auch auf der Erde ent- und bestehen; denn der Mensch und die Natur, der Mikro- und der Makrokosmos, entsprechen und beeinflussen viel mehr einander als man gemeinhin denkt; und auch die Erde, nicht nur die Menschheit, ist darum jetzt ganz gewiß krank. Es können auch Einflüsse aus dem Raum mit in Frage kommen, die wir noch nicht kennen, und ich bin sicher der letzte, der behauptet, daß er die Natur schon bis in alle Tiefen ergründet habe.

So können wir sagen, daß wir das unterschiedliche Verhalten des Wetters während derselben Zeit teils jetzt schon verstehen, teils daß es hier wohl noch manche Forschungsarbeit im kleinen zu erledigen gibt. In bezug auf das diesjährige Wetter aber möchte ich bemerken: Wir leben zurzeit in einem Sonnenfleckenminimum; denn das letzte fand nach den Berechnungen von Professor Wolfer, Zürich, seinen tiefsten Stand im Jahre 1913 mit einer Durchschnittsfleckenzahl von 1,4, und eine kleine Sonnenfleckenperiode dauert bekanntlich rund 11 Jahre. Wir haben jetzt also eine Zeit geringer Sonnentätigkeit. Weil die Erdoberfläche zu zwei Dritteln aus Wasser besteht, so findet während der Zeit starker Sonnentätigkeit eine große Verdampfung von Wasser statt, und es gibt infolgedessen dann ein niederschlagreiches naßkaltes Wetter. Während geringer Sonnentätigkeit, also jetzt, besteht das Gegenteil: trockenes warmes Wetter. Zu dieser Feststellung will allerdings unser heuriges Wetter nicht recht passen, weil besonders der Juni abnorm naßkalt war, während das amerikanische Wetter ja durchaus richtig geht; es ist ganz wie unsere Voraussetzung es verlangt, trocken und heiß. Auch unser Wetter war jedoch im ganzen Jahr mehr niederschlagarm als regenreich; denn der letzte Winter brachte uns so wenig Schnee, daß ich mich eines gleich schneearmen Winters nicht zu entsinnen vermag; ebenso war das ganze Frühjahr außergewöhnlich trocken und zum Teil zeitig schon sehr warm, und große Regengüsse hat es bei uns im ganzen Sommer auch nicht gegeben, so daß trotz des scheinbar regenreichen Wetters sich der Stand der offenen Wasserläufe immer in mäßigen

Digitized by Google

Grenzen gehalten hat. Doch während ich dies schreibe, haben wir ja schon — wie man sagt — eine Hitze zum Braten, und so ist also die amerikanische Hitzewelle vielleicht durch das Wandern eines Sonnenfleckes — wie letzteres ja sehr häufig geschieht — auch zu uns gekommen.

Allerdings, immer hat sich das Alte gegen das Neue erhoben, auch und besonders auf dem Gebiete der Wissenschaft, und so hat die Feststellung, daß die Periodizität der Sonnenflecke auch im Auftreten der verschiedenen menschlichen Erkrankungen ihren klaren Ausdruck findet, dem schwedischen Arzte Magelssen, der, ohne jedoch ihre tiefere Begründung zu kennen, gleichzeitig mit mir diese Tatsache entdeckte, sogar seine amtliche Stellung gekostet! Der Wahrheit gehört schließlich aber immer der Sieg. **Karl Wachtelborn**, Fürstenwalde (Spree)

## III. Sonnenflecken und historische Ereignisse

Man schreibt uns:

Der Aufsatz von Karl Wachtelborn im Juniheft des „Türmers" („Die Sonnenflecke und ihr Einfluß") hat mich lebhaft interessiert, da ich bei meinen Forschungen zu ähnlichen Ergebnissen gekommen bin.

In früherer Zeit wurde das Erscheinen von Kometen als Zeichen von Krieg, Pest, Hungersnot und anderem Ungemach allgemein gefürchtet. Jetzt ist diese Furcht vor Kometen freilich verschwunden; man ist eher geneigt, kosmischen Vorgängen jeden Einfluß auf irdische Ereignisse abzusprechen. Und doch ist es fraglich, ob diese Ansicht richtig ist; denn die als Sonnenflecken bekannten Vorgänge auf unserem Zentralkörper scheinen tatsächlich nicht ohne Einfluß auf irdische Verhältnisse zu sein.

Es steht zunächst fest, daß die Zu- und Abnahme der Sonnenflecken mit den größeren und geringeren Schwankungen der Magnetnadel und mit der Zu- und Abnahme der Polarlichter parallel läuft. Auch die Gestaltung des Wetters hängt wahrscheinlich in der Hauptsache von den Vorgängen auf der Sonne ab: man hat festgestellt, daß die Erdtemperatur in den fleckenreichen Jahren etwas niedriger ist als in den fleckenarmen Jahren; auch ist oft beobachtet worden, daß beim Auftreten größerer Sonnenflecken ein Sinken der Temperatur eintrat.

Aber die Wirkung der Sonnenflecken erstreckt sich noch weiter: auch historische Vorkommnisse scheinen unter dem Einfluß jener merkwürdigen Vorgänge zu stehen. Die Zu- und Abnahme der Sonnenflecken erfolgt in Zeiträumen von durchschnittlich 11 Jahren; diese durchschnittliche Dauer wird aber nicht allzu oft erreicht, sondern viel häufiger ist die Abweichung davon. Von den 27 Sonnenfleckenperioden, die seit der Entdeckung der Sonnenflecken im Jahre 1610 abgelaufen sind, haben nur 9 eine Dauer von rund 11 Jahren gehabt, 9 Perioden sind dagegen länger und 9 kürzer als 11 Jahre gewesen. Die meisten Perioden wichen nur etwa um 1 Jahr von dem Durchschnitt ab, dauerten also rund 10 oder 12 Jahre, einzelne Perioden haben jedoch 13 und 14 Jahre, andere wieder nur 8 und 9 Jahre gedauert. Der Unterschied zwischen den kürzesten und längsten Perioden ist also ein ganz erheblicher. Die längsten Perioden waren die von 1619—34, 1666—79, 1698—1712, 1784—98, 1810—23, 1843—56; die kürzesten die von 1610—19, 1689—98, 1766—75, 1775—84, 1834—43. Auf sehr kurze Perioden folgen also in der Regel sehr lange Perioden.

Es ist nun merkwürdig, daß während der langen Perioden besonders lange verheerende Kriege und Revolutionen stattgefunden haben, während es in den kurzen Perioden verhältnismäßig ruhig zugegangen ist. So fällt in die sehr lange Periode von 1619—34 die erste Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, in die Periode von 1698—1712 der Spanische Erbfolgekrieg, der von 1701—14, und der Nordische Krieg, der von 1700—21 dauerte. Während der 14jährigen Periode von 1784—98 brach die erste französische Revolution aus und begannen die Kriege zwischen den monarchischen Mächten und der französischen Republik nebst Napoleon, die mit kurzen Unterbrechungen von 1792—1815 dauerten. In die Periode von 1843—56 fällt die revolutionäre Bewegung von 1848/49 und der Krimkrieg. Auch die gegenwärtige Flecken-

Digitized by Google

periode, die im Jahre 1913 angefangen und in welcher der Weltkrieg und die darauffolgenden Revolutionen stattgefunden haben, wird wahrscheinlich von längerer Dauer sein. Bei längeren Perioden pflegt auch die Zeit mit besonders vielen Sonnenflecken, das sogenannte Fleckenmaximum, etwas länger zu dauern; und das letzte Fleckenmaximum hat von 1915 bis einschließlich 1919, also 5 Jahre gedauert, während es sich bei Perioden von durchschnittlicher Dauer nur über etwa 4 Jahre zu erstrecken pflegt. Ferner muß es auffallen, daß das letzte Fleckenmaximum mit dem Weltkrieg und den Revolutionen ziemlich zusammenfällt; die Befreiungskriege von der Herrschaft Napoleons fielen mit dem Fleckenmaximum der Periode von 1810/23 zusammen, das Revolutionsjahr 1848 war das fleckenreichste der damaligen Periode, auch das Kriegsjahr 1870/71 war ein an Flecken besonders reiches Jahr.

Alle diese Tatsachen könnten vielleicht zu der Annahme berechtigen, daß die Sonnenflecken auch einen gewissen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit haben? **Julius Wilms**

## IV. Nachschrift zu: „Wilms, Sonnenflecke und historische Ereignisse"

Man kennt die Sonnenflecke schon seit 45 v. Chr.; aber man mochte es nicht glauben, daß die Sonne Flecken haben könne, und noch im Jahre 1667 wurde ein derartiges Gebilde von dem großen Astronomen Johannes Kepler für den Planeten Merkur im Bezirke der Sonnenkugel gehalten. Jetzt aber ist die Tatsache der Sonnenflecke allgemein anerkannt.

So weiß man heute auch allgemein, daß ohne die Sonne keine Lebenstätigkeit auf der Erde möglich ist. Wie wenige denken aber daran oder glauben es, daß jede Schwankung der Sonnentätigkeit, wenn eine solche je gegeben ist, auch in den großen Äußerungen des gesamten menschlichen Lebens ihren Ausdruck findet! Und doch tritt diese Tatsache offen zutage. Um sie zu erkennen, müssen wir freilich große Zeiträume betrachten; und da zeigen sich bei der Sonne außer den kleineren, rund elfjährigen Perioden der Flecke auch noch große von 56 und sehr wahrscheinlich von 112 Jahren. Diese Perioden offenbaren sich auch im allgemeinen menschlichen Leben: im verschiedenen Verhalten der Völker.

Zum Verständnis dieser Tatsache führen wir uns kurz vor die Augen, daß wir in dem wechselnden Auftreten der Sonnenflecke ein Schwanken, ein Mehr oder weniger der Sonnentätigkeit vor uns haben; denn diese Schwankung ist auf jeden Fall gegeben, mag sie — wie hier die verschiedenen Anschauungen gehen — in inneren oder äußeren Ursachen begründet sein. Und wir müssen ferner bedenken, daß das ganze Leben in der Natur, dasjenige der Menschheit also nicht ausgenommen, mehr eine Einheit ist, als die meisten Menschen noch glauben; denn aus dem unausgesprochenen und unaussprechlichen göttlichen Einen geboren — dem Einen, das Geist oder Bewußtsein, Leben oder Kraft und Substanz oder Stoff seinem ureigenen Wesen nach ist —, haben die Dinge der Welt, die Naturerscheinungen, ihren äußeren Ausdruck gefunden; sie sind im göttlichen Sein eine Erscheinung geworden. Obwohl äußerlich getrennt, sind sie innerlich in dem einen Leben aber noch immer verbunden, und so muß jede Veränderung in der Tätigkeit oder dem Leben der Sonne auch im gesamten Naturleben und besonders in dem der Menschen ihre Offenbarung finden. Die Sonne ist das Herz der Lebenskraft ihres Planetensystems.

Fließt viel Lebenskraft durch Herzen und Hirne der Menschheit, so ist auch ihr geistiges Leben gehoben, und Ordnung und Frieden herrschen im Leben der Völker; im anderen Falle haben wir geistigen Niedergang, Aufruhr und Krieg. Die letzteren Erscheinungen zeigen sich besonders während der Sonnenfleckenminima, jene während der Sonnenfleckenmaxima. Herr Wilms hat in seiner Arbeit einige geschichtliche Beweise für diese Tatsache geboten; und von R. Mewes ist es umfassend geschehen in seiner Schrift: „Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben".

An der Tatsache des inneren Zusammenhanges zwischen den Sonnenflecken und den geschichtlichen Ereignissen ist auch meines Erachtens — so unwahrscheinlich sie auf den ersten Blick auch erscheinen mag — nicht mehr zu zweifeln. **Karl Wachtelborn**

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Friedrich Schleiermacher

Der Name Schleiermachers, dessen Bild dieses Heft ziert, ist jedem gebildeten Leser bekannt. Es kommt heute wohl nicht mehr vor, was Luise Reichardt berichtet, daß sie in Kassel (um 1808) bei seiner Erwähnung die Frage vernahm: wer ist das? oder: ist das ein guter Prediger? Allein: wie viele haben eines seiner Werke gelesen? Wie viele sind in seinen uns alle angehenden Schriften zu Haus? Man weiß vielleicht, daß er neben Fichte durch Wort und Tat, besonders als Kanzelredner, für die vaterländische Erhebung Großes getan hat; man ist zwar mit Fichtes Reden an die deutsche Nation einigermaßen vertraut, aber wer kennt Schleiermachers patriotische Predigten, diese Zeugnisse eines tapferen Herzens und eines großen Geistes? Sie sollten Gemeingut unserer Gebildeten sein, zumal seitdem sie in handlicher Sonderausgabe erschienen sind (im Staatspolitischen Verlag, Berlin).

Schleiermacher war der erste politische Prediger großen Stils, den der Protestantismus gehabt hat. In ihm umfaßt die evangelische Predigt das gesamte öffentliche Leben und stellt es in das Licht der Ewigkeit. Er war ja unter allen Denkern jener Tage der erste, dem über der allgemeinen Humanitätsidee die Bedeutung des Volkstums und des Vaterlandes, die Heiligkeit der Vaterlandsliebe aufgegangen ist. Er ist auch Fichte hierin zuvorgekommen, dem erst nach dem Zusammenbruch Preußens die Größe des nationalen Gedankens aufleuchtete. Schleiermacher hat dabei sofort die Einheit von Volk und Staat erfaßt und sich gegen die kleinen äußeren Staatsbegriffe, gegen die äußerliche kühle Staatsgesinnung seiner Zeitgenossen gewandt. Schon in den Monologen von 1800 ruft er: „Wo sind vom Staat die alten Märchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die dieser höchste Grad des Daseins dem Menschen geben soll? Wo ist die Liebe zu diesem neuen selbstgeschaffenen Dasein, die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet werde? Wo ist der eigene Charakter jedes Staates und wo die Werke, durch die er sich verkündet?“ Zugleich wendet sich Schleiermacher gegen den umgehenden Irrglauben, das sei der beste Staat, den man am wenigsten empfinde. Vielmehr sei er das schönste Kunstwerk, wodurch gerade der Mensch sein Wesen auf die höchste Stufe stellen, den höchsten Grad des Lebens gewinnen solle.

Und wieder klingt aus der ersten wichtigen, einige Monate vor der Schlacht von Jena gehaltenen politischen Predigt die Klage über die mangelnde Teilnahme an den Schicksalen des Staates, wie sie aus einem mißverstandenen Weltbürgersinn fließe; wo es doch nur in den wenigsten Zweigen seiner Tätigkeit dem Menschen vergönnt sei, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu wirken, und er durch die deutlichste Bestimmung seiner Natur immer an dieses gewiesen bleibe. So will Schleiermacher zeigen, „wieviel größer die Würde desjenigen ist, der in der engsten Verbindung mit einem Vaterlande lebt“. Er weist darauf hin, daß alle, die Gott zu etwas Großem berufen hat, selbst im Gebiete der Wissenschaften oder in den Angelegenheiten der Religion, immer solche gewesen sind, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhingen und die den eigentümlichen Sinn ihres Volkes auch in sich für das Vortrefflichste hielten. Und wie durchschlagend

Digitized by Google

ist die Ausführung über die Leere und Unbestimmtheit des allgemeinen Gefühls für alles, was Mensch heißt, ohne das Verbundensein mit dem engeren stammverwandten Vaterlande!

Mit unserem Volke gehören wir zusammen. Hierhin sind wir durch Gott selbst, der in den Veranstaltungen der Natur redet, gewiesen. „Hier allein kannst du dich vollkommen verständlich machen, hier kannst du dich an ein gemeinsames Gefühl wenden und an gemeinsame Vorstellungen." ... „Hier kannst du für das Gute wirken mit der vollen Kraft der Rede und der Tat."

In Fr. Meineckes schönem Buch „Weltbürgertum und Nationalstaat" ist Schleiermacher kein eigener Abschnitt gewidmet, obwohl er es ebenso gut verdient hätte wie Novalis oder Fr. Schlegel oder Fichte. Wie hat er in den Jahren der Not die Herzen gestärkt und die Gedanken erleuchtet! Besonders berühmt ist z. B. jene Predigt vom Neujahrstag 1807: „Was wir fürchten sollen und was nicht", eine Predigt, deren Gedächtnis hernach den Freiherrn vom Stein auf der nächtlichen Flucht zur schlesisch-böhmischen Grenze so getröstet hat.

Stellen wir neben die vaterländischen Predigten eine verwandte Gruppe, die über den christlichen Hausstand, die neuerdings durch J. Bauer eine vorzügliche Ausgabe erfahren haben (bei Meiner, Leipzig). Auch dieses Buch möchte man in viele Hände wünschen, daß es helfe zu einer besinnlichen, vertieften, verklärten Auffassung vom Wesen der Ehe, der Familie, von den Aufgaben einer christlichen Kindererziehung oder von der christlichen Gastfreundschaft uff. Hier nur ein Wort über die letzterwähnte Predigt. Schleiermacher selbst war zeit seines Lebens ein Virtuos der Geselligkeit; erst neuerdings ist ein Versuch einer Theorie des geselligen Betragens aus seiner Feder aufgefunden; er hat dieser Frage stets sein Nachdenken gewidmet und ist auch in seinen Predigten darauf eingegangen. Christliche Geselligkeit ist christliche Gastfreundschaft, der es eigen ist, das Leibliche dem Geistigen dienstbar zu machen. Das Leibliche soll nicht engen Sinnes verachtet werden. „Daß es sich in einem gewissen Maß ausbreite, kann unrecht sein, wenn es die Verhältnisse des Hausstandes überschreitet, wenn die große Regel des christlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß jeder etwas haben soll, um dem Dürftigen mitzuteilen. Allein es ist unmöglich, etwas Allgemeines zu sagen, um das Maß zu bestimmen. Denn an und für sich scheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gastfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geistige Ziel erreicht werden könne." Freilich: „Überall, wo wir sehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geistiger Genuß könne hervorgerufen werden, da ist von vornherein der einzig des Christen würdige Zweck aller Geselligkeit verfehlt ... Überall wo die Aufmerksamkeit ausschließend oder ängstlich auf das Äußere gerichtet ist; wo die Eitelkeit es darauf anlegt, sich zu brüsten mit gesuchter Zierlichkeit oder schwerfälliger Pracht: da fühlt jeder sich beengt, der das Geistige sucht." Worin ist aber dieses Geistige zu erblicken? In dem Bestreben, sich gegenseitig innerlich aufzuschließen und mitzuteilen. Gilt das für jeden einzelnen, so auch für jedes Haus, jede christliche Familie, sofern sie aus dem Schatz ihrer Liebe und Freundlichkeit etwas darzureichen hat, was keine andere ebenso bei sich findet. In jedem christlichen Hauswesen verherrlicht sich die Gnade Gottes auf eine eigentümliche Weise; das erst macht die christliche Gemeinschaft reich; das gibt auch den Antrieb, sich gegen solche zu öffnen, die auf eine andere Weise gar nicht die Vollständigkeit der göttlichen Gnade schauen könnten. Jedes Mitteilen wird dann zum Empfangen, auch ermattendes Leben erhält wieder neuen Schwung.

In die Zeit der ersten Grundlegung eines neuen Preußen führen uns die „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn" (1808). Nie ist schöner und höher von deutschen Universitäten geredet worden. Die Schrift sollte jedem Studenten im ersten Semester in die Hand gedrückt werden; niemand, der sich ein klares Verständnis vom Wesen unserer Universitäten verschaffen will, darf ihrer entraten. Vielleicht entschließt sich endlich auch ein Verleger, sie für unsere Zeit neu herauszugeben. Schleiermacher geht aus von der Betonung der Selbständigkeit des wissenschaftlichen Triebes und der daraus entspringenden Vereinigungen gegenüber dem Staat. Gewiß kann nur der Staat Hilfsmittel, Werkzeuge,

Digitized by Google

Anstalten darbieten, aber zugleich erfolgt an ihn die Anmutung, die wissenschaftlichen Verbände als moralische Person zu dulden und zu schützen. „Bei deutschen Völkerschaften und Verfassungen kann diese Zumutung am wenigsten befremdlich sein, da wir bei ihnen beständig eine Menge freier Vereinigungen zu allerlei Zwecken bestehen und entstehen sehen, die der Staat nicht nur duldet, sondern denen er auch Vorrechte mancher Art einräumt." Es ist wahr, etwas Großes, ein besonders wertvoller Zug im deutschen Leben sind von alters die mannigfachen Selbstverwaltungen, die feinen selbständigen organischen Gebilde, die sich nach ihrer inneren Wesensnotwendigkeit gestalten und die alle wieder Glieder des staatlich-völkischen Gesamtorganismus sind. So verlangt der Philosoph mit Recht, daß insgesamt auch die auf den Erkenntnistrieb sich gründenden Vereinigungen vom Staat in ihrer Eigenart anerkannt und geehrt, daß auch die wissenschaftlichen Vereinigungen eines gesamten Sprachgebietes von den kleineren Staaten nicht engen Geistes beargwöhnt und gehemmt werden. Es sind ja begreifliche Spannungen. Der Staat ist Macht, ihm ist es lediglich um Kenntnisse bei seinen Trägern und Dienern zu tun. Vor dem wissenschaftlichen Menschen aber leuchtet die Idee des Erkennens selbst und seiner Einheit; ohne innere Unabhängigkeit kann sein Werk nicht gedeihen.

So entwickelt Schleiermacher überhaupt in seinem ethischen System, das wenigstens in Gestalt mehrerer Entwürfe nach seinem Tod der Öffentlichkeit übergeben worden ist, den Grundsatz der Eigenständigkeit und Ebenbürtigkeit der großen Geistesgebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, die alle aus ursprünglichen Trieben der Vernunft hervorgehen und vom Staat nicht als Mittel zu seinen nächsten Zwecken gebraucht werden dürfen, so sehr alles ineinandergreift und zusammenhängt und so sehr der Staat die gemeinsame äußere Grundlage schaffen muß. Es sind fruchtbare Einsichten, nach deren Verwirklichung das moderne Staatsleben ringt.

Und nun die Charakteristik der wissenschaftlichen Anstalten selbst, zuhöchst der Universitäten. Schleiermacher unterscheidet die gelehrte Schule, die Universität, die Akademie. Akademien sind gelehrte Gesellschaften, in denen die Meister der Wissenschaften vereinigt sind. Hier kommt es darauf an, die Forschung um neue Ergebnisse zu bereichern, neue Methoden der Einzelforschung ans Licht zu bringen oder zu prüfen. Die gelehrten Schulen wollen die Lehrlinge, Knaben von besserer Natur und hervorstechenden Gaben, bilden, ihre intellektuellen Kräfte üben; sie führen den gesamten Inhalt des Wissens in bedeutenden Umrissen vor, so daß jedes schlummernde Talent zu seinem Gegenstand sich kann angelockt fühlen; sie wollen den ersten wissenschaftlichen Sinn wecken, weshalb das mit vorzüglichem Fleiß behandelt wird, worin die wissenschaftliche Form der Einheit und des Zusammenhanges am frühesten anzuschauen ist, Grammatik und Mathematik. Zwischen beiden steht die Universität, wo die Gemeinschaft der Meister und der Gesellen zustande kommt. Die Arbeit der Universitäten in gehobene Fachschulen verlegen wollen, wäre nicht deutsch, es entspricht wohl dem Geiste „eines anderen Volkes". Die Schulen teilen Kenntnisse mit und regen wissenschaftlichen Sinn vorbereitend an; die Akademien üben ihre Forschung in rein wissenschaftlichem Geist, im Bewußtsein der Prinzipien aller Wissenschaften: „Soll dieser Geist dem Menschen von ungefähr kommen im Schlaf? Soll nur das wissenschaftliche Leben aus dem Nichts entstehen?" Hier also liegt das Wesen der Universität; sie hat es vorzüglich mit der Einleitung eines Prozesses zu tun. „Aber nichts Geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensprozeß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, . . . dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier die Gesamtheit der Erkenntnis soll dargestellt werden, indem man die Prinzipien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt."

Digitized by Google

Es ist eine hohe, wahrhaft würdige Vorstellung von der Universität, die uns Schleiermacher bietet. Dieser Geist hat den deutschen Universitäten Weltbedeutung gegeben. Sind in den letzten Jahrzehnten die Fachwissenschaften immer mehr ausgebaut worden, so haben wir doch nicht verkennen können, daß das Universale not litt, daß wir uns heute mehr als je zugleich wieder zu synthetischem Denken, zu synoptischer Betrachtung erheben müssen. Die Schrift Schleiermachers ist heute so modern wie vor 100 Jahren.

Schon die hervorgehobenen Beispiele zeigen, wie mannigfach die Ausstrahlungen des ethischen Denkens bei Schleiermacher sind. Man denkt bei seinem Namen wohl zunächst an den Religionsphilosophen; das ist nicht unrichtig, doch muß der Ethiker in ihm gleich hoch geschätzt werden. Er hat ein Verständnis des Sittlichen in engster Berührung mit dem ganzen Leben gesucht. Daß Philosophie und Leben nicht getrennt werden dürften, war eine seiner frühesten Einsichten. So ist er überhaupt vor allem Mensch gewesen im höchsten Sinne des Wortes.

Die erste, in ihrer Art schönste Ausstrahlung seines sittlichen Wesens und seines ethischen Denkens sind seine Monologen (1800), die man in ihrer Urgestalt genießen möge (Deutsche Bibliothek oder Meiner, Leipzig). Zwei Gedanken leuchten darin mit ursprünglichem Glanz, beide von Grund auf deutsch: der der geistigen Individualität und der der Gemeinschaft, Gedanken, die damals weder von Kant noch von Fichte in ihrer Wahrheit und Tiefe ergriffen waren. Schleiermacher erzählt, wie es auch ihn lange befriedigte, die allgemeine Vernunft und Pflicht gefunden zu haben, und er noch fern war der höheren Eigenheit der Bildung und der Sittlichkeit. Dann ging es ihm auf, daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen solle, daß jeder in seiner besonderen Gestalt als ein Werk der Gottheit zu betrachten sei. Das Sittliche wird nicht zuerst als fordernde, sondern als bildende Macht gedeutet, wie es in individueller Form sich emporringt. Die Entfernung von Kant ist zugleich eine Annäherung an Goethe. Bis zum heutigen Tag ist der ethische Streit, der sich an die Namen Kant und Goethe knüpft, nicht ausgetragen; es ist immerhin beachtenswert, daß Schleiermacher in ganz selbständiger Entwicklung sich mit Goethe berührt. In den Monologen und in den weisheitsvollen Schlußkapiteln des Wilhelm Meister finden wir verwandte Gedanken; beide Male wird ein Sichbegegnen von Schauen und tätigem Handeln als Grundzug der sittlichen Lebendigkeit gefaßt, bei Goethe mehr in dichterischer Andeutung, bei Schleiermacher in begrifflicher Erkenntnis. Schauen und Tun weisen auch bei beiden den einzelnen Menschen über sich hinaus, zur Gemeinschaft, zum Wechselspiel des Gebens und Nehmens in ihr. Schleiermacher ist fern vom romantischen Subjektivismus, der den einzelnen zum Selbstgenuß auf sich selbst stellt. „Nur wenn der Mensch von sich beständig fordert, die ganze Menschheit anzuschauen und jeder anderen Darstellung von ihr sich und die seinige entgegenzusetzen, kann er das Bewußtsein seiner Eigenheit erhalten.“ „Die höchste Bedingung der eigenen Vollendung im bestimmten Kreise ist allgemeiner Sinn. Und dieser, wie könnte er wohl bestehen ohne Liebe?“ „Ja, Liebe, du anziehende Kraft der Welt! Kein eigenes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßt' alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen!“ „Vereint fühl' ich in mir die beiden höchsten Bedingungen der Sittlichkeit. Ich habe Sinn und Liebe zu eigen mir gemacht, und immer höher steigen beide noch, zum sicheren Zeugnis, daß frisch und gesund das Leben sei und daß noch fester die eigene Bildung werde.“ Und so kann Schleiermacher den Gedanken der Individualität auch auf die Gemeinschaftsformen selbst anwenden: Freundschaft, Ehe, Familie jedesmal, wenn das sittliche Leben echt, selber eigentümlich gestaltet, der Staat Ausdruck eines eigentümlichen Volksganzen, kein bloßes Maschinenwerk, überall nach dem gleichen Muster gebildet und nur dazu dienend, möglichst geräuschlos zu arbeiten.

Bis zum heutigen Tag finden sich Spuren einer stillen Wirkung der Monologen in den verschiedensten Lebenskreisen. Viele verdanken ihnen ein edleres, reineres Verständnis des Lebens. Ein Hauch ewiger Jugend geht von der Schrift aus. „Dies habe ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen

Digitized by Google

den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod."

Das sind ja nur einige Striche zur Charakteristik der ethischen Gedanken Schleiermachers; zur Würdigung seiner religionsphilosophischen Taten fehlt vollends der Raum. Doch sei geraten, daß man sich zunächst an die Reden von 1799 halte, in denen uns das ursprüngliche schöpferische Verständnis der Religion in einer Fülle begegnet, wie er es später doch nicht mehr erreicht hat. Endlich sei noch auf zwei Werke aufmerksam gemacht, die in Schleiermacher einzuführen besonders berufen sind. Einmal auf die Neuausgabe von Diltheys Biographie: ein Buch von überragendem Wert. Diese Ausgabe ist gegen früher um ein paar hundert Seiten erweitert, sie bringt nun auch die Stolper und die Hallesche Zeit, stets mit anschaulicher Kraft. Das Werk ist vollends ein großartiges Gemälde des deutschen literarischen, philosophischen und theologischen Geisteslebens bis zum Zusammenbruch Preußens. Anziehend ist z. B. die Schilderung des Reichardtschen Hauses und seiner Geselligkeit, auch seiner Bedeutung für die anhebende zweite romantische Bewegung; ein Anhang ist Luise Reichardt besonders gewidmet. Dort auf dem Giebichenstein traf sich die gelehrte Welt Halles, und Schleiermacher war bald der Mittelpunkt des Lebens; dort kam er in Berührung mit der Musik der großen Italiener, Händels und Bachs und ging ihm das Verständnis für kirchliche Musik auf, dem er in seiner „Weihnachtsfeier" feinsinnig Ausdruck gegeben hat.

Erwähnung verdient auch die jüngst erschienene Schrift eines Juristen: die Staatsphilosophie Schleiermachers von Günther Holstein; es ist eine Schrift, die auf Grund einer ganz meisterhaften kultur- und philosophiegeschichtlichen Überschau und in vollständiger Durchdringung des Gegenstandes die wichtige staatspolitische Entwicklung und Gedankenbildung Schleiermachers im Zusammenhang mit den geistigen Strömungen jener Tage zeichnet.

Prof. Dr. Georg Wehrung, Münster i. W.

# Von Briefen und Denkwürdigkeiten

Die Versuchung, sich aus einer verworrenen und trüben Gegenwart in lichtere Vergangenheiten zu flüchten, war vielleicht nie größer als heute. Daraus erklärt sich wohl zum Teil die noch immer wachsende Vorliebe der Leser für Briefwechsel und Denkwürdigkeiten, und die entsprechende Lust der Herausgeber und Verleger, sie zu befriedigen. Jene Flucht würde schon aus ganz allgemeiner Sehnsucht mehr als verständlich sein. Warum soll man sie nicht auch aus einem tieferen und eigeneren Bedürfnis herleiten dürfen? Es mag eine noch so wichtige Sache sein, sich für „das" Leben durch eine Lehre, ein Philosophem, eine Weltanschauung eine möglichst allgemein gültige Erklärung zu verschaffen, — wichtiger und dringlicher ist doch für jeden die Erlernung der Kunst, mit „seinem" Leben fertig zu werden. Sie wird unmittelbar anschaulich, wo immer ein mehr als gewöhnlicher Mensch ehrlich und stark offenbart, wie sie ihm gelang. Welchem Geschlecht der Lebenden könnte, davon zu hören, sich daran zu stärken und aufzurichten, so am Herzen liegen wie dem unsrigen?

Im Maiheft 1921 des „Türmers" (23. Jahrg., Heft 8, S. 119 f.) konnte ich „Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut" anzeigen. Jetzt treten zwei weitere Briefbände ergänzend hinzu: „Schleiermacher als Mensch. Sein Werden und Wirken" nennt sich eine Folge von annähernd 500 Familien- und Freundesbriefen, die in neuer Form mit einer Einleitung und Anmerkungen (Verlag Fr. A. Perthes A. G., Gotha) wiederum Heinrich Meisner an die Öffentlichkeit gibt. Das Werk bezeichnet sich mit Recht als einen „gereinigten Kom-

Digitized by Google

mentar" zu Schleiermachers Lebensgeschichte und ist ganz dazu angetan, den Schriftsteller, den Gelehrten, den Patrioten, — vor allem aber den großen und reichen Menschen Schleiermacher einem weiteren Kreise nahezubringen. Wenn der Dreißigjährige gelegentlich schreibt: „Ich sehe alles mit Religion an", und das Wort später dahin ergänzt: „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe", so gibt er damit Schlüssel und Leitspruch seines ganzen Werdens und Wirkens. In mannhaftem Kampf, in unermüdlicher Selbsterziehung bildet sich sein Wesen zu immer höherer Vollendung. „Ehre sei auch den Schmerzen . . . Muß nicht jeder, dem sie nicht nahe sind, sie aufsuchen in der weiten Welt, um seiner Liebe und seines Glaubens gewiß zu werden?" Er hatte nicht nötig, die Schmerzen aufzusuchen: die eines zarten, anfälligen Körpers waren seine häufigen Begleiter, und die seelischen, wie sie besonders sein unglückliches Verhältnis zu Eleonore Grunow im Gefolge hatte, führten ihn dicht an die Verzweiflung, um ihm endlich erst recht die Weihe reifen, verstehenden Menschentums zu schenken. An sich zu wirken und an andern, war ihm gleichbedeutend: „Das Leben ist eng, und das Gemüt ist unendlich", und „Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens als das Gemüt, ja überhaupt keinen andern". Daher seine fast unbegrenzte Fähigkeit zu hingebender und empfangender Freundschaft: „Der Mensch ist und wirkt so wenig in der Welt, daß er sich an der rechten Stelle gern ganz und unbedingt hingeben muß, um etwas hervorzubringen, wäre es auch nur eine vorübergehende schöne Bewegung eines edlen Gemüts." Charakteristisch zeichnet sich gerade in den Briefen die Entwicklung seines Verhältnisses zu Friedrich Schlegel ab, vom begeistert-bescheidenen Emporschauen zur immer klareren Abgrenzung des Gegensätzlichen, wieder und wieder getragen von unerschütterlichem Glauben: „Ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch sehr zweifelhaft ist, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmonischen Darstellung desselben in seinem Leben oder in seinen Werken gelangt; mir aber schwebt das große und wirklich erhabene Bild seiner ruhigen Vollendung immer vor." Wie ganz anders die innige Verwandtschaft mit Henriette Herz, von der es ihm Zeit ihres Lebens galt: „Sie sind doch eigentlich meine nächst verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine, und keine kann mich von Ihnen trennen", und „Daß ich kommen mußte, liebe Jette, um Ihr Vertrauen zu sich selbst zu erwecken, das ist ein kurzer Inbegriff Ihrer ganzen Geschichte . . . Es hat Sie eben keiner, der selbst Vertrauen zu sich hatte, so ganz verstanden wie ich." Seltsam tief und eigenartig sind in Schleiermacher männliche und weibliche Wesenszüge gemischt: „Nur durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes habe ich die des wahren menschlichen Wertes gewonnen", schreibt er einmal, und erklärt ein andermal seiner Schwester: „Es liegt sehr tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüt, was diese selten verstehen"; ja er bekennt: „Mir geht es überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein." Wie durch und durch männlich dagegen sein unerschrockenes Eintreten für seine Freunde, für die eigene Überzeugung in Glaubensfragen, sein hinreißender Patriotismus, der ihn schon am 20. Juni 1806 schreiben läßt: „Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann; daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm auf alle Weise gewaltsam eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes?" Wie ein heiliges Vermächtnis, herübergesprochen aus schwerer in schwerste Zeit, klingt es: „Laß uns so lange, bis alles entschieden ist, dem Gange der Weltbegebenheiten ruhig zusehen, vor allen Dingen aber nicht Deutschland aufgeben. Es ist der Kern von Europa, und sein wahres Leben kann unmöglich vernichtet werden. Alles Politische aber, was bis jetzt bestand, war, im großen und

Digitized by Google

im ganzen angesehen, ein unhaltbares Ding, ein leerer Schein, die Trennung des Einzelnen vom Staat und der Gebildeten von der Masse viel zu groß, als daß Staat und Masse etwas hätten sein können. Dieser Schein muß verschwinden, und nur auf seinen Trümmern kann die Wahrheit sich erheben . . ."

Eine Reihe gleichzeitiger Veröffentlichungen ist wie geschaffen, den Hintergrund, von dem sich Friedrich Schleiermachers Persönlichkeit und Leben abhebt, im besonderen vertraut und anschaulich zu machen. „Die gute Stube" (Nikola-Verlag, Wien) betitelt sich ein Buch, in dem Ernst Heilborn die Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert von den „Salons" der Herz und Rahel Levin bis zu denen der Frau v. Olfers und des Rodenbergschen Hauses in glücklich gewählten Zeitschilderungen entwickelt. Wir atmen die warme und prickelnde Luft jener, ach entschwundenen, schöpferischen Geselligkeit und müssen uns mit dem fein einfühlenden, kundigen Verfasser der Hoffnung getrösten: „Aus erneuter Geistigkeit werden sich andere Bevölkerungsschichten die Grundlage einer kommenden Geselligkeit schaffen — sie haben kaum irgendwo anzuknüpfen, denn der Faden ist abgerissen — sie werden aber gesellig sein, soweit sie geistig sind." — Scharfe, politisch bewegte Luft weht in den „Prinzenbriefen aus den Freiheitskriegen" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin), die Hermann Granier gesammelt hat; sie ergänzen die bekannten „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen". Die drei prinzlichen Vettern, Friedrich Wilhelm (nachmals Fr. W. IV.), Wilhelm (nachmals W. I.) und Friedrich von Oranien begegnen sich im jugendlich ungestümen Erleben der hochgestimmten Kriegszeit 1813—15. — Der deutsche Kampf um die Freiheit ist nur ein Glied des europäischen. Als den „Roman der deutsch-englischen Legion" bezeichnet Fedor von Zobeltitz in einem Geleitwort die „Kreuz- und Querzüge" von August Ludolf Friedrich Schaumann, die ein Enkel des Verfassers, Conrad von Holleuffer, in zwei stattliche, vom Verlag reich ausgestattete Bände (F. A. Brockhaus, Leipzig) zusammengedrängt hat. Ohne literarischen Ehrgeiz, aber begabt mit offenen Augen und einem fröhlichen, lebenslustigen Herzen, erzählt der geschickte und rührige Intendanturbeamte in englischen Diensten, was er während des französisch-spanisch-portugiesischen Krieges von 1806—14 gesehen und erlebt hat, und weiß die unterhaltsame Schilderung seiner Fahrten und Abenteuer durch hübsche Genrebilder und Karikaturen seiner Hand noch schmackhafter zu machen.

Über die Briefe Schleiermachers aus dem letzten Drittel seines Lebens wirft schon die nach dem Befreiungskampf einsetzende politische Reaktion ihre Schatten. In das Rußland der Dekabristenverschwörung, des strengsten Absolutismus, der unaufhörlichen Hofintrigen führen die Erinnerungen von Martin Mandt, die unter dem Titel „Ein deutscher Arzt am Hof Kaiser Nikolaus I. von Rußland" (Duncker und Humblot, München und Leipzig) erschienen sind. Mit 35 Jahren folgte Professor Mandt, der seit 1830 den Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Greifswald innehatte, einem Ruf an den russischen Hof, wo er erst im Dienst der Großfürstin Helene Paulowna, dann in dem des Zaren selbst als Leibarzt wirkte. In dieser verantwortungsvollen und heiklen Stellung harrte er bis zum Tode des Kaisers aus — ein gewissenhafter Arzt, aber vor allem ein Mann, gar nicht höfisch, von einer solchen Festigkeit des Charakters, daß er gegenüber der rücksichtslosen, an unbedingten Gehorsam gewohnten Natur des Kaisers seine aufrechte und aufrichtige Person in Achtung zu setzen verstand. Der guten, unbestechlichen Beobachtungsgabe Mandts sind nicht nur eine Anzahl scharfer Charakterskizzen von Mitgliedern der kaiserlichen Familie und von hervorragenden russischen Staatsmännern zu danken: das Ringen des in der einmal erkannten Pflicht unnachgiebigen Leibarztes mit dem leidenschaftlichen Gewaltwesen Nikolaus I. gewinnt oft in diesen Aufzeichnungen dramatischen Reiz, und aufhellende, ja auch erwärmende Lichter fallen auf den schwierigen kaiserlichen Patienten. „Mandt ist vielleicht der einzige Mensch gewesen," meint Theodor Schiemann in seiner knappen, gutgeprägten Einführung, „dem Nikolaus I. sich schließlich stets gefügt hat . . . Die subjektive Wahrhaftigkeit dieser Despotennatur kommt mitunter zu rührendem

Digitized by Google

Ausdruck." Kennzeichnend für beide Männer ist die Darstellung, die Mandt von den letzten Stunden des Kaisers gibt, und aus der die entscheidende Szene im Auszug mitgeteilt sei. Mandt berichtet, wie er — es war 3 Uhr in der Nacht, und er war allein mit dem Kranken in dem kleinen Schlafgemach mit dem kargen Bett — eine nochmalige Untersuchung vornahm und nach dem hoffnungslosen Befund beginnen mußte, den Zaren auf das herannahende Ende vorzubereiten. „Dieses Auge, das noch niemand zu vergessen vermocht, auf dem es einmal, sei es freundlich oder ernst oder nur indifferent eine kurze Zeit geruht, lag voll, groß, fast leuchtend in dem Halbdunkel des Gemachs auf meinem Gesicht und schien jeden Zug desselben fragend zu analysieren. Nachdem ich diesen Blick etwa eine Minute lang mit Anstrengung ertragen, sprach der Kaiser bei schnell aufgerichtetem Kopfe und Oberkörper die einfachen Worte: ‚Sagen Sie mir, Mandt, muß ich denn sterben?' Der Akzent lag auf dem letzten Worte, mit eigentümlichem, fast lautem Ton. Die Worte klangen in der einsamen Nachtstunde wie eine Schicksalsfrage. Sie bewegten sich langsam und hell durch die Atmosphäre; sie wiederholten sich zehnfach aus dem merkwürdigen, glänzenden Auge des Kaisers . . . Dreimal trat mir die einfachste Antwort auf die einfache Frage bis in den Mund, und dreimal empfand ich's wie eine Schnur um den Hals gelegt; das Wort erstarb, ohne irgend einen verständlichen Laut. Der Blick des kranken Kaisers ruhte dabei unverwandt auf meinem Gesicht. Meine linke Hand klammerte sich krampfhaft an der Sophalehne fest; auf der Stirn fühlte ich langsam hier und dort einen kalten Tropfen entstehen. Da griff ich unwillkürlich nach der freien linken Hand des Kaisers, die auf der Decke lag . . . machte noch eine letzte Anstrengung und brachte, bestimmt genug, nun die Worte: ‚Ja, Ew. Majestät', hervor." Der Kaiser fragt mit unveränderter Stimme nach dem Ergebnis der Untersuchung; Mandt erwidert ohne Zaudern, er habe begonnene Lähmung in der Lunge festgestellt." Es hatte sich bisher keine Miene in dem Gesicht des todkranken Kaisers verändert; keine Muskel hatte gezuckt . . . Dennoch fühlte ich, daß ein mächtiger Eindruck gegeben und empfangen worden; es war, als ob der kräftige Geist sich unter diesem Eindruck in sich selbst konzentrieren wollte, um sich von den kleinen Sorgen und Mühen der winzigen Welt loszulösen . . ."

Aus der Zahl der Briefe und Erinnerungswerke, die einer neueren Zeit angehören, kann im Vorüberschreiten nur auf zwei hingewiesen werden, die in das Gebiet der Musik fallen. Das eine heißt: „Hugo Wolf. Briefe an Rosa Mayreder" (Rikola-Verlag, Wien). Die meist kurzen Briefblätter, die Heinrich Werner herausgegeben hat, sind erfüllt von der leidenschaftlichen Entstehungsgeschichte des „Corregidor" und klingen aus in einem gehaltvollen Nachwort der Textdichterin und Freundin, das aus naher Kenntnis in liebevoll festgehaltenen Erinnerungszügen die schwer zugängliche Natur des großen Musikers verdeutlicht. — „Eine Glückliche. Hedwig von Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern" betitelt sich ein zweites, vorzugsweise musikgeschichtliches Dokument (H. Haessel, Verlag, Leipzig). Menschlich anziehend bildet eine kluge und warmherzige Frau ihr Leben in dem des geliebten Mannes, des Komponisten Franz von Holstein, ab. Die Zeitgenossin Mendelssohns und Schumanns schildert die Persönlichkeiten ihrer Leipziger Musikwelt; Cornelius, Niels Gade, Heinrich v. Herzogenberg, Joachim, Clara Schumann, die Eindrücke der ersten Bayreuther Festspiele treten dem Musikfreund nahe. — Ein feiner Kenner und Liebhaber der Musik, der sich bis ins hohe Alter immer wieder an seinem Klavier bei klassischen Tonwerken erbaute, der bekannte Basler Kunst- und Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, kommt in einem neuen stattlichen Briefband zu Wort, der seinen Briefen an den Jugendfreund Paul Heyse, an die Architekten Allioth und v. Geymüller ergänzend an die Seite tritt. „Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864—1893", herausgegeben und schön bevorwortet von Emil Strauß (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin), lassen die starke, vielseitige Persönlichkeit ihres Schreibers in köstlicher Fülle sich abzeichnen. Drei Jahrzehnte hindurch tauscht Burckhardt mit dem befreundeten, geistig hochstehenden badischen Verwaltungsmann



Digitized by Google

Eindrücke und Gedanken über große und kleine Dinge des Lebens und Weltgeschehens, über Fragen der Kunst und hohen Politik so gut als über Weine und Wirtshäuser des lachenden Oberlands. Der Pessimismus „des" Philosophen, nämlich Schopenhauers, findet da und dort bei der Beurteilung wirtschaftlicher und politischer Vorgänge einen vielleicht nicht durchweg gerechten, aber immer sich selber treuen Ausdruck; im großen bewahrt der Verfasser der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" doch immer wieder seinen weiten, ja prophetischen Blick. — Eine ganz andere, nicht minder in sich geschlossene Natur als der bis ins Greisenalter wein- und wanderfrohe Alemanne war sein kunsthistorischer Kollege Carl Justi, dessen „Briefe aus Italien" (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn) es verdienen, neben den besten Reisebriefen, die von Deutschen über Italien geschrieben worden sind, genannt und gekannt zu werden. Geben Burckhardts Briefe Eindruck und Urteil mehr in plaudernder Form, so gibt Justi das Geschaute — sei es, daß er von der Kunst spricht, oder Natur, Menschen, kirchliche Gebräuche und Feste schildert — in runden, blühenden Skizzen wieder. Sein überlegener Geist, sein schlicht-vornehmes Wesen, seine tiefe Bildung spricht aus jeder Seite. Ein Beispiel für viele mag einen Vorgeschmack von der eindrucksvollen Art dieses Briefschreibers geben. Am 12. Januar 1868 beschreibt er den Seinen einen Besuch im Kloster S. Onofrio auf dem Janikulus: „So kann man drei Vierteljahre in Rom sein, ohne einen Ort aufgesucht zu haben, der eine andere Stadt allein zum Wallfahrtsort der Fremden machen könnte . . . Von Tasso sind eine Menge Reliquien erhalten: seine vier Lehnstühle, sein Tintenfaß, seine Totenmaske, sein Kruzifix, — draußen im Garten die Eiche, unter der er gesessen; sie ist vom Blitz zerschmettert . . . Ganz anders als in seiner traurigen Zelle, deren Hausrat daran erinnert, daß er nur die Trümmer seiner Existenz hierher gerettet, wird uns Tassos Leben und Schicksal lebendig in jenem Garten. Hier ist eine Art Theater, halbkreisförmige Reihen verfallener Backsteinsitze, ein Lorbeergebüsch, eine marmorne Brunnenfassade, dazwischen jene Eiche. Alles im Verfall. Aber darunter breitet sich das Häusermeer von Rom aus, im Sonnenschein eines hellen Dezembermorgens, mit den zahlreichen Kuppeln, während von allen Seiten die Glocken heraufdringen, wie der Wogenschlag aus einem Meer. Welcher Zauber liegt auf den Städten, die einmal der Genius berührt hat! Wie wird uns diese ganze magische Existenz fühlbar, als umschwebte uns sein klagender, nicht zur Ruhe gekommener Geist, und übte noch unsichtbar, magisch die Gewalt, die er einst durch Wort und Harmonie geübt. Keinen geeigneteren Ort konnte er aufsuchen als diesen, groß genug zur Aufnahme aller gebrochenen Existenzen und Hoffnungen der Erde; wo die Natur, die Kunst, die Religion und das Schauspiel tausendjähriger Geschichte überreichen Trost bietet für alle Schmerzen der Erde; wo das Größte, was die Erde hatte, begraben ist, wo die Zeit mit ihren Zerstörungen und die Ewigkeit zugleich ihren Triumphzug zu halten scheint —".

Schon diese Briefe Justis beweisen, daß die Kunst des Briefschreibens auch im fortschreitenden 19. Jahrhundert nicht verloren ging. Anders freilich, bewußter — wenn man eine jetzt beliebte Unterscheidung gebrauchen will, mehr als Bildungserlebnis, denn als Urerlebnis — äußert sich diese Kunst, ganz im Sinne des Zeitalters, in dem sie geübt wird. Sie findet ihren vollendetsten Ausdruck in den „Briefen von Otto Gildemeister", die, liebevoll gesammelt und eingeleitet von der Tochter Lissy Susenihl-Gildemeister, im Inselverlag in Leipzig erschienen sind. Der glänzende Übersetzer Dantes, Ariosts, Byrons gehört zu den wenigen großen Essayisten deutscher Zunge. Er verleugnet seine Meisterschaft auch nicht in der brieflichen Stilkunst. Mit hohem Genuß wird jeder Liebhaber erlesener geistiger Kultur diese Blätter lesen, in denen ein ungewöhnlich feiner Literaturkenner, ein welt- und menschenkundiger praktischer Philosoph in gepflegtester Form, zwanglos und ohne Lehrhaftigkeit, den Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung ausschüttet. Die Briefe an Luise Kugler zeigen Gildemeisters überlegenen Humor; in denen an seine Frau erscheint der bremische Senator und Bundesratsbevollmächtigte als scharf beobachtender Schilderer zeitgeschichtlicher Ereignisse und Persönlich-

Digitized by Google

keiten; in denen an die Tochter und vollends an den Neffen Adolf Meyer-Wolde spricht er sich ganz als fürsorglicher, freundschaftlicher Herzens- und Geistesbildner aus. Nicht zufällig vergleicht er seine Rolle gegenüber dem Neffen mit der Lord Chesterfields: er erteilt dem heranwachsenden jungen Manne geradezu einen Kursus künstlerischen Geschmacks und vorurteilsloser Weltkunde. Die Urteile über Gentz, Casanova, über den „Grünen Heinrich", Pierre Loti, Zolas „Débâcle" u. a. sind essayistische Kabinettstücke. Bezeichnend ist, was er am 2. April 1891 in einem prächtigen Geburtstagsbrief an den 22jährigen Neffen schreibt: „Andere Schüsseln, andere Gewürze, andere Weine pflegen aufgesetzt zu werden, wenn das Bankett des Lebens von Jahr zu Jahr vorrückt, aber der Appetit, von dem alles abhängt, möge dir immer derselbe bleiben, ich meine: der Qualität, nicht den Gegenständen nach, immer jung, kräftig, unverdorben und gepaart mit gutem Geschmack. Dies klingt nun freilich, als ob das Leben im Genießen bestehe, aber du wirst schon von selbst meinen Worten das granus salis hinzutun, dessen sie bedürfen. Auch denke ich keineswegs nur an Genüsse der Sinne und des ästhetischen Organs, im Gegenteil, ich wünsche dir vor allem Genuß in und an der Arbeit, dem sichersten, nachhaltigsten, wenn auch nicht dem berauschendsten. Allmählich wird er sich, denke ich mir, bei dir einstellen, entfalten und dich selbst überraschen. Zu fühlen, daß man durch eigene Anstrengung geistig wächst und reicher wird, ist ein großes Vergnügen." Gildemeister, der Schriftsteller, legt sein eigenstes Bekenntnis ab, wenn er schreibt: „Wenn du beim Lesen eines guten Schriftstellers mehr dabei verweiltest, weshalb, durch welche Worte, durch welche Verschweigung, durch welche Übergänge und Kontraste der Eindruck einer eindrucksvollen Stelle entsteht, so würdest du beim Schreiben unwillkürlich zur Nachfolge auf solchem Wege gelangen, zu der Freude, eine Sache so zu sagen, daß dein Leser gezwungen ist, zu denken, zu fühlen, zu sehen, wie du es willst. Im Galopp geht das nicht; die Schriftstellerei ist ähnlich wie das Geschäft des Kranzflechters, der den festen Draht zwar schnell genug biegt, aber viel prüft, verwirft, wählt, ehe er die Blumen und Blätter gefällig geordnet hat . . . Auch mußt du dich gewöhnen, . . . das, was du schreibst, zu hören, entweder mit dem inneren Ohr oder buchstäblich durch Lautlesen . . . Mancher unbeholfene Satz, mancher schlechte Übergang, manche Monotonie . . . wird vermieden, wenn der Schreibende hört, was seine Feder spricht. Durch solches Zuhören kommt etwas von der Lebendigkeit der gesprochenen Rede in den Stil, der zwar schriftlich immer etwas anders als mündlich sich gestalten wird, der aber immer sein wahres Muster an dem natürlichen, improvisierten Gespräch oder Vortrag hat und haben wird."

Zwischen den Briefen von Otto Gildemeister und denen Friedrich Schleiermachers liegt ein Stück Entwicklungsgeschichte des Briefstils, wohl wert, geschrieben zu werden, und ganz dazu angetan, zugleich die psychologische Entwicklung eines vollen Jahrhunderts zu erleuchten!

Heinrich Lilienfein

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Stimmen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft

Unsere Anregung im Juliheft, die Goethe-Gesellschaft auszubauen, mit dem Hintergrunde einer künftigen „Deutschen Akademie", hat mannigfachen Widerhall gefunden.

Nicht etwa aus landschaftlicher Schwärmerei, sondern aus tief innerlichem Drang, in all dem Schwankenden das für uns Deutsche Wesentliche festzuhalten, haben wir seit Jahren auf die Kulturkraft der Stätten Wartburg und Weimar-Jena hingewiesen. Es sind die schöpferischen Kräfte dieser Kulturstätten, die wir auch für das neue Deutschland wünschen; es ist der Besinnungsgedanke und der Meistergedanke, die uns hierbei geleitet haben. Besinnung nämlich auf die uns Deutschen von Natur eigentümlichen Seelenkräfte, Besinnung auf unsere heimisch gewachsenen Meister, Besinnung, die uns vor Allerwelts-Eklektizismus bewahrt und zu uns selbst — zu unserem innersten Selbst — zu führen vermag. Der Meistergedanke — was ist er denn im Grunde? Nicht nur schwärmerische Verehrung des Großen und Guten; das ist jugendliche Stufe. Der Meister soll uns anstecken mit Schöpferkraft; wir sollen in seiner Bestrahlung selber reifen. Lebensmeisterschaft ist unseres eignen Daseins Ziel und Sinn. Man ist erst Lehrling und Geselle, ehe man Meister wird; das gilt auch für unsere oft so vorlaute Jugendbewegung. Man folgt bei dieser Entwicklung einem Doppeldrang: dem Drang nach eigener Vollendung und gleichzeitig — untrennbar von jenem — dem Drang, eine Sendung an unsere Umwelt zu erfüllen, freilich erst, sobald man selber etwas zu sagen, zu wirken, zu werken hat.

Und das Ziel des Ganzen? Es ist immer wieder wie draußen in der Natur, so auch im Menschengeschlecht: harmonische Lebensgemeinschaft.

Aber in Deutschland war ja so oft der Streit um Meinungen wichtiger als der Sinn für das Wesentliche unsrer deutschen Lebens- und Kulturgemeinschaft.

Es ist bedeutsam, daß am Anfang und am Ende des 19. Jahrhunderts zwei Erscheinungen wie Hölderlin — der Zeitgenosse eines Fichte und Schleiermacher — und Nietzsche um diese tiefen Probleme tragisch gerungen haben: sehnsüchtig der eine, kämpferisch der andere, beide einsam. Sie rangen um das Problem der edlen Lebensgemeinschaft. Eduard Spranger hat dies noch jüngst in einem schönen Hölderlin-Aufsatz („Kultur und Erziehung", Gesammelte Aufsätze, Leipzig 1923, Quelle & Meyer) reizvoll ausgeführt. Auch das damalige Griechenideal war im Grunde verkappte Sehnsucht nach schöner Gegenwarts-Gemeinschaft. Hat sich

Digitized by Google

nicht ein großer Teil der besten Deutschen schon seit dem Burschenschafts-Fest 1817 mit dem Gedanken der deutschen Lebens- und Volksgemeinschaft eindringlich beschäftigt, den man in das knappe, von mittelalterlichem Zauber umsponnene Wort „Reich" zusammenfaßte? Was hat uns denn 1870 das hinreißende Feuer gegeben? Doch wohl nur der Umstand, daß wir lange schon eine vorbereitete und gut durchgearbeitete Idee hatten, die uns insgeheim trug und einigte: eben die Reichsidee. „Das Reich muß uns doch bleiben!" sang schon Martin Luther. Lange bereits bedeutet dies alte Wort einen Zusammenklang des religiösen Gottesreiches mit dem national-deutschen Reichsgedanken: geistiger und politischer Kultur. Sammelt das Gottesreich der Weisheit, der Liebe und der Schönheit die Seelen, so vereinigt das Reich des Staates die Bürger. Eins ohne das andere genügt nicht; Idealzustand ist die gegenseitige Durchdringung von reichem Innenleben und besonnener Verwaltung.

Das sind Kernprobleme, die mich lebenslang beschäftigt haben. In meinem heimatlichen Grenzland Elsaß verdichteten sie sich zu dem Ruf: „Befreit euch vom Zwitterzustand! Schließt euch an die gesamte deutsche Kultur an, sonst kommt ihr mit eurer sogenannten Doppelkultur zwischen die Schwungräder zweier großer Nationen!" In Berlin ballte sich derselbe Wunsch in den Ruf nach Dezentralisation: „Nicht Berlin soll vorherrschen: sondern das ganze Deutsche Reich soll mitarbeiten an der Reichsbeseelung gegenüber Materialismus und Mechanismus!" (Man hat dies dann alsbald zu dem übelbeleumundeten Schlagwort „Heimatkunst" verflacht.) Und nun wieder im Herzen Deutschlands scheinen mir Wartburg und Weimar als Symbole und Anschauungsstätten werbende Kraft zu besitzen für das alt-eine Ziel: Besinnung auf das Innerste und das Herzlichste, was Deutschland in dieser schweren Bedrängnis aus sich selber heraus zu bieten hat.

Aus diesem Gedankengang erwuchs auch mein Vorschlag, die Goethe-Gesellschaft als eine vorbildliche Vereinigung bester deutscher Geister auszubauen.

Auch der eben genannte Spranger streift übrigens die wichtige Frage eines deutschen Sammelpunktes, indem er zweifelnd fragt:

„Aber an welche historische Gemeinsamkeit, an welche Stätte vermöchte unser krankes und zerrissenes Volksbewußtsein heute anzuknüpfen? Die Wartburg leuchtet nur einem verschwindend kleinen Teil der Deutschen. Die Völkerschlacht ist längst von größeren Ereignissen übertobt. Den Namen Bismarck darf man nur mit Vorsicht nennen. Und Hindenburg, so scheint es, ist aus der Dankbarkeit längst ausgelöscht. Wo soll ein solches Volk seine gemeinschaftlichen Ideale hernehmen? Oder ist dies alles nur Krisis und Übergang? Sollte künftigen Geschlechtern die alte Reichsidee des Kyffhäuser wieder etwas sagen, so daß die Goldene Aue ein neues jugendliches Deutschland auf ihrem Gefilde sich tummeln sähe? Sollte die Walhalla bei Regensburg dem neugeeinten österreichisch-deutschen Volke ein Pantheon seiner hohen Vergangenheit werden können? Sollte Weimar uns wieder zu einer geistigen Nationalheimat werden, die das Jena eines Fichte und Schiller umschlösse, und in der mit dem deutschen Geist der deutsche Staat eine neue Jugend fände? Wir wissen es nicht."

Digitized by Google

Ein wichtiges Bekenntnis dieses beachtenswerten Pädagogen und Philosophen! „Wir wissen es nicht…“

Frau Förster-Nietzsche zitiert mit Fug und Recht die wehmutvolle Ode Hölderlins, die auch an der Spitze der folgenden Stimmen über den Akademieplan stehen möge; denn dieser Gesang des edlen Dichters ist gleichsam das Leitmotiv aller derartiger Bestrebungen. Mögen nun zu unseren Ausführungen im Juliheft („Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie“) einige Vertreter des jetzigen geistigen Deutschlands selber das Wort ergreifen! L.

* * *

## Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche:

### Zur Neugestaltung der Goethe-Gesellschaft

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
dich ungestalte Rebe, daß du
schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
oft zürnt' ich weinend, daß du immer
blöde die eigene Seele leugnest.

Noch trauerst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut wie du sei.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie errät dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitetest? —

Dies herrliche Wort Hölderlins zitiert mein Bruder als seine eigenste Herzensmeinung und Hoffnung in Hinsicht auf Bayreuth in einem Briefe an Richard Wagner vom Mai 1875. Wagner schickte sogleich diesen Brief an seinen Schutzherrn, den König Ludwig von Bayern, denn es war damals sehr notwendig, diesem königlichen Freund von der Bedeutung des großen Unternehmens Richard Wagners eine richtige Vorstellung zu geben. Immer gab es damals Parteien, die sich bemühten, in den Augen des Königs Wagners Pläne zu diskreditieren. Nicht nur in idealer, sondern auch in praktischer Hinsicht war es deshalb nötig, daß der König zuweilen aus dem engeren begeisterten Wagnerkreis einen ermunternden Zuspruch erhielt, zumal es auch oft an den nötigen Mitteln für das Unternehmen in Bayreuth fehlte und der

Digitized by Google

Schutzherr helfen sollte. Wenn ich mich recht erinnere, so hat mein Bruder auch direkt an den König Ludwig geschrieben; vielleicht findet sich auch dieser Brief noch in dem Nachlaß des Königs, wo der oben erwähnte Brief sich gefunden hat. Wie mein Bruder dem König die Wichtigkeit und die Zukunft Bayreuths geschildert hat, geht aus einem Briefentwurf hervor: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer. Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen; Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrage, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein: dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte." So träumte sich mein Bruder, denn er war jung und hoffnungsvoll, ein ideales Fest der Vereinigung von Kunst und Wissenschaft, wozu sich Bayreuth später erweitern sollte.

Aus dem vorzüglichen Bericht in der Juli-Nummer des Türmers ersehen wir, wie den Deutschen schon immer der Wunsch und der Plan eines solchen deutschen festlichen Zusammenseins und geistigen Zusammenwirkens vorgeschwebt hat, und es wäre eine köstliche Erfüllung deutscher Hoffnungen, wenn die Goethe-Gesellschaft den Entschluß faßte, sich etwas umzugestalten und einen derartigen Plan zu verwirklichen. Daß nun diese Wirklichkeit gerade dem idealen Programm meines Bruders entsprechen würde, ist nicht notwendig; wir alten Leute, die wir aus Erfahrung wissen, wie schwer sich die Ideale überhaupt in Wirklichkeit umsetzen, dürfen es z. B. ein wenig bezweifeln, ob sich bei diesen Festlichkeiten gerade das Reich der Güte entfalten würde. Aber darauf kommt es nicht an, denn auch Kämpfe können gut und fruchtbar werden. Jetzt käme es darauf an, daß überhaupt ein Versuch gemacht würde, in unsere unsagbar trübe und schwere Zeit etwas Licht und festliches Empfinden zu bringen und das Gefühl der deutschen Zusammengehörigkeit besonders in geistiger Hinsicht zu stärken. Weimar würde sich mehr zu einem Delos als zu einem Olympia eignen, und wie sich damals die griechischen Stämme unter dem Zeichen Apollos in Delos zusammenfanden, so sollten sich hier in Weimar die Deutschen aus allen Gauen unter dem Namen Goethes in der Verehrung ihrer größten deutschen Geisteshelden vereinigen und in frohen Festen und geistigen Wettkämpfen für das neu aufblühende Geistesleben Deutschlands einen Mittelpunkt schaffen.

Nietzsche-Archiv, Juli 1923.

* * *

## Graf Hermann Keyserling:

### Zur Frage einer Deutschen Akademie

Gern willfahre ich der Bitte des Türmer-Verlags, mich meinerseits zur Frage einer Deutschen Akademie zu äußern. Daß ich der Idee, gerade die Goethe-Gesellschaft zu etwas Schöpferischerem auszubauen, als sie es heute ist, besonders sympathisch gegenüberstehen muß, versteht sich von selbst. Und vielleicht vermag ich auf Grund meiner Darmstädter Erfahrungen einige praktische Winke dazu zu geben.

Darüber sollte man sich in Deutschland nachgerade klar sein, daß die Idee und das Programm als solche es nicht tun; wäre es anders, so hätten wir vor der Welt mit mehr Tatsachen und weniger Projekten aufzuwarten. Leider sind sich aber die

Digitized by Google

wenigsten darüber klar. Die allermeisten verkennen, daß Realpolitik den einzig möglichen Weg der Sinnesverwirklichung darstellt (vgl. das wichtigste Kapitel „Politik und Weisheit“ meines im Juniheft des Türmers besprochenen Hauptwerks „Schöpferische Erkenntnis“, Otto Reichl, Verlag), weswegen ein Ziel immer nur mit vorhandenen Mitteln zu erreichen ist. Demgegenüber arbeiten alle Ideologen und die meisten deutschen Idealisten mit nicht vorhandenen, weswegen nicht eben zu verwundern ist, wenn ihre Bestrebungen regelmäßig scheitern. Was setzt z. B. ein „Gespräch und Austausch geistbelebter Männer und herzenswarmer Frauen zwecks beseelter Vereinigung im Sinn der Weisheit und Schönheit“ (Lienhard), „eine Gemeinschaft der Erwählten“ (Eucken), „ein allgemeines Bad der Seelen, zur Entfaltung eines Reichs der Güte“ (Nietzsche) voraus? Wenn das Ziel ohne jede einordnende Veranstaltung erreicht werden soll, unter allen Umständen und unbedingt das Folgende: ursprüngliche soziale Veranlagung und Einstellung der Beteiligten, dominierenden Sinn für den Wert der Persönlichkeit als solcher, so große Herzensweite, daß der Andersdenkende und -seiende ohne weiteres gelten gelassen wird, und Formensinn. Weil diese Voraussetzungen vorlagen, wurden auf der Grundlage reiner und zwangloser Geselligkeit Gleichberechtigter aufgebaute Gemeinschaften in Hellas, Florenz und Frankreich schöpferisch. In Deutschland traf gleiches noch niemals zu, weil der Deutsche von Hause aus ohne soziales Talent, ohne Formensinn, ohne Ehrfurcht vor dem Menschen als solchem (er kennt nur Ehrfurcht vor der „Sache“), partikularistisch-eng in seinen Gefühlen und wesentlich neidisch ist. Aus diesem psychologischen Tatbestand ergibt sich für die Dauer als Unvermeidlichkeit, was bisher bei jeder hellenisch-romanischen oder auch englischen Vorbildern Rechnung tragenden Veranstaltung geschah: daß sich solche in fruchtlosen Debatten erschöpfen, nicht Freundschaft, sondern Feindschaft säen und in gesteigerter Zersplitterung (zuletzt zu fanatisch-exklusiven Klüngeln) enden. Unter diesen Umständen ist wiederum a priori klar, was die Erfahrung auch von jeher erwiesen hat, daß man Deutsche nur so produktiv zusammenfassen kann, daß man sie in einen überpersönlichen Zusammenhang „einstellt“. Will man in Deutschland einen Mittelpunkt schaffen, der alles Hochwertige zur Geltung kommen lassen soll, dann muß dieser als solcher die entsprechende innere Einstellung fordern oder schaffen, und zwar genau so unbedingt, wie auf anderer Ebene der militärische Dienst.

Dies ist der eigentliche Grund, warum in Deutschland bisher nur Höfe einigermaßen haben realisieren können, was in romanischen Ländern auch auf „demokratischer“ Basis wieder und wieder gelang. Mit entsprechender Macht ausgestattete Höfe gibt es heute nicht mehr. So müßte anders, aber dennoch gleichsinnig vorgegangen werden, wenn Entsprechendes erreicht werden soll. Von der klaren Erkenntnis und zielbewußten Anwendung der erforderlichen Mittel, nicht der Güte der Idee an sich, hängt der Erfolg ab.

Ich will das allgemein Gesagte durch das konkrete Darmstädter Beispiel illustrieren. Dieses beansprucht durchaus nicht, vorbildlich zu sein. Die Schule der Weisheit ist der Übertragungsmechanismus für einen ganz bestimmten reformatorischen Impuls; sie will nur insofern eine Keimzelle der Zukunft darstellen, als sie die „Neuverknüpfung von Geist und Seele“, die Voraussetzung aller besonderen

Digitized by Google

Neugestaltung, einleitet. Insofern ist sie durchaus einseitig eingestellt. Doch wie es ihr gelingt, das Vielfache einheitlich zusammenzufassen und so in besonderer Gestalt einen großen Teil dessen tatsächlich zu verwirklichen, was den Befürwortern einer Deutschen Akademie als Ziel vorschwebt, das sollten m. E. wohl alle Reformer und Gründer zur Kenntnis nehmen. Die Schule der Weisheit (und was immer von dieser ausgeht) beherrscht völlig eindeutig eine ganz bestimmte Einstellung, nämlich die auf den „Sinn an sich" jenseits vom bestimmten Buchstaben (s. alles Nähere betr. meine „Schöpferische Erkenntnis"), weshalb alle empirischen Unterschiede und Gegensätze sie als solche überhaupt nicht berühren; sie betreibt alles und jedes von einem ganz bestimmten Niveau aus, nämlich dem der „Weltüberlegenheit" (s. ebenda). Damit gibt sie auch unwillkürlich allem, was in ihr Bereich tritt, eine besondere Einstellung; ohne an sich überhaupt ein materiell Faßbares zu sein, genau wie die Seele in bezug auf den Körper, bezieht sie alles Besondere in einen neuen Sinneszusammenhang hinein und wirkt dem entsprechend neu belebend (s. betr. der Sinnesgleichheit der Begriffe „beleben" und „in einen Sinneszusammenhang hineinbeziehen" das oben zitierte Werk). Bei den eigentlichen Schülern der Schule der Weisheit, die sich aus allen Klassen-, Berufs- und Gesinnungsschichten rekrutieren, führt dies zu einer Vertiefung der jeweiligen persönlichen Eigenart; bei den Werken und Schriften, die aus ihrem Geist hervorgehen, zu einer Neu- und Tiefer-Einstellung des fraglichen Geistesgebiets im Geisteskosmos. So ist in Erwin Rousselles „Mysterium der Wandlung" (Otto Reichl, Verlag) der priesterliche Mensch mitsamt dem Kultgedanken recht eigentlich im Geiste wiedergeboren worden; so hat die jüngste Seelenwissenschaft in Oscar A. H. Schmitz „Psychoanalyse und Yoga" (ebenda) eine völlige Verschiebung des Bedeutungsakzents erlebt. Auf unseren Tagungen endlich ermöglicht die gleiche Grundeinstellung der Schule der Weisheit die verschiedensten Persönlichkeiten, ohne daß diese sich auch nur im mindesten zu irgend etwas bequemen müßten, was ihnen nicht entspricht, zu einem richtigen Orchester zusammenzustellen, welches tatsächlich eine höhere Einheit zum Ausdruck bringt, als jeder einzelne Redner sie vertritt. So konnten auf der Tagung 1922 ein preußischer Offizier und ein orthodoxer jüdischer Rabbiner zu einem unmittelbar ergreifenden Akkord zusammengefaßt werden (man lese deren Reden im „Leuchter" 1923 (Otto Reichl Verlag) nach; diejenige Major Wolfgang Muffs über „Heroismus und Sinneserfassung" müßte jeden Deutschen heute mit neuem Heldenmut beseelen); so zu der des Jahres 1923 der katholische und der protestantische, der islamische, der russische, der deutsche Mensch, der Aristokrat und der Arbeiter, ohne daß auch nur einer sich dadurch relativierte. Dies gelang eben, weil kein bloßes Nebeneinander, kein „Sowohl — als auch", wie bei sonstigen Tagungen und „Aussprachen" in Frage stand, sondern eine Kontrapunktierung des Verschiedenen von höherer Sinneseinheit her. Nun, aus dem gleichen Grunde erscheint auch das Ideal einer „beseelten Vereinigung im Sinn der Weisheit und Schönheit" auf den Darmstädter Tagungen in hohem Grade realisiert. Wer immer, sei es als Gebender oder Nehmender, die Darmstädter Grundeinstellung akzeptiert, erlangt eine Auswirkungsmöglichkeit für seine Persönlichkeit, wie im heutigen Deutschland wahrscheinlich nirgends sonst. Das werden wohl alle zugeben, die bei uns geredet haben,

Digitized by Google

von Rabindranath Tagore und Richard Wilhelm über Troeltsch, Reichsminister a. D. von Raumer, Ministerpräsident a. D. Graf Lerchenfeld bis zu Leo Baeck und Leopold Ziegler. Eben deshalb strömen immer mehr „Erwählte" als Gäste in Darmstadt zusammen — sie kommen ja nicht um unseret-, sondern um ihrer selbst willen. Eben deshalb hebt sich unaufhaltsam auch das soziale Niveau unserer Tagungen. Von Äußerlichkeiten wird schon lange völlig abgesehen; man kommt genau so zwanglos zusammen wie in Bayreuth; nicht der Gesellschafts-, sondern der Straßenanzug ist obligatorisch. Aber dadurch, daß das „Aristokratische", d. h. das Qualitative als solches, in welchem Sinne immer verstanden, nach Darmstadt zu gravitiert, ergibt sich von innen heraus von selbst, was keine äußere Veranstaltung erzielen könnte.

Stelle ich Darmstadt damit als das eigentliche Mekka für alle hin? Gewiß nicht, und damit gelange ich zu dem für diese Betrachtungen eigentlich entscheidenden Punkt. Für Darmstadt kommt einzig in Betracht, wer für die Dauer seines Aufenthaltes hier unsere Grundeinstellung akzeptiert. Wer das nicht tut, kann sich unmöglich positiv beteiligen. Obgleich die Beteiligung als solche jedem freisteht, welcher die Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Freie Philosophie erwirbt, welche ihrerseits schlechthin jedem ohne weiteres offensteht — wer die hiesige Grundeinstellung nicht annimmt, hat nichts von Darmstadt und scheidet deshalb bald von selbst aus unserem Kreise aus. Gleiches muß nun grundsätzlich für jeden überhaupt denkbaren geistigen Mittelpunkt gelten, welcher schöpferisch wirken will. Eingangs schrieb ich, der Deutsche bedürfe der Einstellung in einen höheren Zusammenhang, sonst gelänge ihm keinerlei Gemeinschaft. Jetzt leuchtet wohl unmittelbar ein, daß andere Volksvertreter solcher nur deshalb weniger bedürfen, weil sie von Haus aus gemeinschaftlich eingestellt sind. Und dies zwar nicht nur „überhaupt", sondern gerade im Sinne geselliger Vereinigung „im Geist der Weisheit und Schönheit". Wer nicht zur „bonne compagnie" gehörte, wer deren ungeschriebene Gesetze nicht selbstverständlich anerkannte, hat keinem griechischen oder romanischen Zirkel lange angehört. So kommt für eine etwaige Deutsche Akademie die Darmstädter Einstellung als solche freilich nicht in Frage, wohl aber, wofern sie lebendig wirken und nicht mehr Schaden als Nutzen stiften soll, irgend eine ganz bestimmte und deshalb ausschließliche Einstellung. Es ist völlig undenkbar, alle bedeutenden Menschen, so wie sie sich für sich geben, unter einen Hut zu bringen; was sich so gegenseitig ausschließt, kann nur auf höherer Ebene vereinigt werden; eine solche aber bedarf ihrerseits, um zu bestehen, der grundsätzlichen Anerkennung, und diese wird auch dem objektiv Besten nie seitens aller Besten zuteil. Deshalb warne ich dringend auch nur vor dem Versuch, gleich alle deutschen Geister von Bedeutung vereinigen zu wollen. Wohl kann dies auf die Dauer gelingen, wenn eine lebendige Monade einmal begründet ist, der sich alle Deutschen von Bedeutung zeitweilig oder mit einem Teil ihres Wesens einbilden können, ohne sich selbst zu verleugnen. Zunächst gilt es eben, diese Monade zu schaffen. Dies kann seinerseits nur einem wenigstens ideell schon bestehenden Kreis gelingen, denn Gemeinschaft ist überall nur möglich von etwas her, nicht auf etwas hin (vgl. den Aufsatz „Von der Grenze der Gemeinschaft" im 3. Heft des „Weg zur Vollendung", Otto Reichl Verlag). Deshalb lautet mein Gutachten zur Verwirklichung der schönen Idee einer Deutschen

Digitized by Google

Akademie dahin: Es mögen die, welche sich zu solcher Gründung persönlich berufen fühlen, zunächst für sich anfangen, und dabei ein möglichst Bestimmtes, kein alles in sich Vermengendes zu schaffen trachten. Die Erweiterung des Kreises wird sich von selbst ergeben, soweit diese im Sinn der Sache liegt.

* * *

## Prof. Dr. Otto von Güntter,

Vorstand des Schiller-Museums in Marbach, Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft:

„... Ihre Ausführungen über ‚Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie' habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen. Der Name ‚Akademie' hat einen gewissen Beigeschmack bekommen, der an die so verpönten ‚Geheimräte' erinnert. Es wird sich aber wohl ein deutsches Wort für eine deutsche Sache, wie sie Ihnen vorschwebt, finden lassen.

Was diese selbst betrifft, so ist die Vereinigung hervorragender, schaffender Männer — und Frauen — in Verbindung mit der Goethe-Gesellschaft, ihre Anwesenheit bei deren Tagungen und ihre Betätigung bei künstlerischen Veranstaltungen im Anschluß an die Jahresversammlung gewiß ein Gedanke, dem man die Überführung in die Wirklichkeit wünschen wird. War doch schon bisher das Zusammensein und der persönliche Verkehr mit geistigen Persönlichkeiten, die sich zu den Tagungen einfanden, ein wertvoller Teil von dem, was diese für ihre Besucher waren. Zurzeit wäre allerdings eine Festwoche in Weimar etwas, das sich nur ein in besonders guten Einkommensverhältnissen Stehender leisten könnte. Aber es ist ja heute in Deutschland so, daß niemand sagen kann, was morgen sein wird, und wir müssen hoffen, daß auf das dauernde Heruntersinken auch einmal wieder ein Aufsteigen kommen wird.

In einer Zeit, da Schiller weithin schnöde behandelt wurde, ist es im ganzen Deutschen Reiche freudig begrüßt worden, als 1895 von Schwaben aus, wo man sich an Schiller nie hatte irre machen lassen, der Aufruf zur Begründung des Schillervereins erging. Über dessen Tätigkeit werden Sie aus der Beilage Näheres entnehmen können. Durch die „Marbacher Schillerbücher", durch seine Volksausgaben von Schillers Gedichten und Dramen, deren Neuauflagen uns ein dringendes Anliegen ist, zuletzt durch das im letzten Dezember ausgegebene Buch von Adolf Dörrfluß ‚Die Religion Friedrich Schillers', das auch dem ‚Türmer' zugegangen ist, hat der Schwäbische Schillerverein in weiten Kreisen auf die Gedankenwelt Schillers und auf dessen Bedeutung grade für unsere Zeit hingewiesen. Von Anfang an ist er in freundschaftlicher Fühlung mit der Goethe-Gesellschaft gegangen, die auch seit langen Jahren durch eines ihrer Vorstandsmitglieder in seinem Ausschuß vertreten ist, und viele seiner Mitglieder, die über ganz Deutschland zerstreut sind, gehören beiden Vereinigungen an. Es ist auch ganz gut, wenn nicht nur von einer Stelle aus für die geistige Welt gewirkt wird, aus der wir eine Erneuerung des deutschen Volkes erwarten, und eine Stätte wie das Schiller-Nationalmuseum in Marbach weist ja seine zahlreichen Besucher immer auch auf das hin, was wir in dem Worte ‚Weimar' zusammenfassen. Einer Umwandlung der Goethe-Gesellschaft in eine

Digitized by Google

Goethe-Schiller-Gesellschaft vermöchte ich daher nicht zuzustimmen, so sehr ich es immer begrüße, wenn die Goethe-Gesellschaft, wie sie das ja tut (der vorvorjährige Vortrag galt Schiller) auch der Bedeutung Schillers gedenkt.

Ich hoffe, die Zeitverhältnisse möchten sich so gestalten, daß Ihre so groß und schön gedachten Anregungen in der einen oder andern Weise der Verwirklichung zugeführt werden können."

* * *

## Dr. Friedrich Düsel,

Herausgeber von „Westermanns Monatsheften" (Berlin):

Ihr Goethe-Brief traf hier während meines Sommerurlaubs ein und ist von meinem Vertreter beiseite gelegt worden bis zu meiner Rückkehr, so daß ich erst heute darauf antworten kann. Ich bedaure diese Verzögerung; denn gerade während meiner Erholungswochen, die mir manchen stillen und nachdenklichen Regentag bescherten, hätte ich vielleicht die beste Muße und Lust gefunden, mich mit Ihren Heilungs- und Erneuerungsvorschlägen für die mir gleichsehr am Herzen liegende Goethe-Gesellschaft zu beschäftigen; jetzt, ohne Hilfe wieder im täglichen Arbeitsgetriebe der Schriftleitung, muß ich mich kurz fassen:

Sie haben das unbestreitbare und nun auch praktisch schon mehrmals bewährte Verdienst, die Trennung des geschäftlichen und des festlichen Teils der Weimarer Goethe-Tage angeregt und dadurch nicht wenig ihre weihevoll in den Alltag und Arbeitstag nachklingende Wirkung gefördert zu haben. Darauf sollten Sie fußen, von diesem festerrungenen Punkte zu weiterem Ziele ausschreiten. Doch nur Schritt für Schritt, nicht in Galoppsprüngen auf eine „Deutsche Akademie" zu, eine Vision, die sich hinter Wolken unklarer Vorstellungen verbirgt und allein durch den ihr anhaftenden Gelehrsamkeitsdunst, zumal in dieser darin so empfindlichen Zeit, eher Spaltung als Sammlung in die Geister bringen wird.

Ich meine, man sollte sich zunächst mit einem Ausbau und einer Veredlung des Vorhandenen begnügen. Der Vortrag müßte als Kernstück des festlichen Teils bleiben. Aber es müßte dafür gesorgt werden, daß ihn eine geistige Persönlichkeit hält, die nicht nur in akademischer oder gar papierener Form irgendein Goethe-Thema behandelt, wie es für jede bessere Zeitschrift taugt, sondern den Mut, die Kraft und die Freiheit hat, eben ihre Persönlichkeit mit in die Flamme zu werfen, so daß die Hörer mitentflammt, mitemporgerissen werden. Gedankengehalt und künstlerisch-festliche Form müssen da zusammenwirken. Aufgabe des Vorstandes wäre es, rechtzeitig den rechten Mann (und den Ersatzmann) dafür auszuwählen und durch frühe Bekanntgabe des Namens und des Themas die Gemüter der Teilnehmer auf den ihrer wartenden Genuß vorzustimmen.

Auch an der Theatervorstellung, denke ich, sollte festgehalten werden. Doch brauchte es keineswegs immer eins der Werke Goethes zu sein, die man in jeder größeren Theaterstadt sehen kann: sonst werden sich, wie ich das seit Jahren beobachte, immer wieder so und so viele Besucher sagen: „Das kann ich daheim auch haben; deshalb brauch' ich nicht nach Weimar zu gehen", und in das Beisammensein

Digitized by Google

der Festteilnehmer wird immer wieder die Zersplitterung kommen, die der harmonischen Gesamtstimmung so gefährlich ist. Aber etwas Besonderes, durch Inhalt (sei er auch nur Goethe-verwandt oder -würdig), Bühneneinrichtung, Spielleitung oder Darstellung Einzigartiges! Oder lieber überhaupt auf die Festvorstellung verzichtet — verzichtet aus sozialen Gründen! Denn in Zukunft wird bei solchen Sonderaufwendungen ja wohl noch mehr als bisher die Frage ausschlaggebend sein: Kann ich mir das noch leisten, oder muß ich derweilen im Park spazieren gehen?

Gleichviel aber, ob das Theater beibehalten wird oder nicht: ein Gruß, eine Darbietung der gegenwärtigen dichterischen oder künstlerischen Schöpfung darf hinfort auf der Weimarer Goethe-Tagung nicht fehlen. Nur so bewahrt man sie meiner Überzeugung nach vor dem Frosthauch der historiographischen Erstarrung. Man soll auch nicht zu ängstlich in der Auswahl dieses Neuen sein; mit Goethischem Maßstab braucht da keineswegs immer gemessen zu werden. Wenn nur ein Hauch von ihm zu spüren ist, wenn nur ein Gedanke, ein Motiv von ihm aufgenommen wird. Lassen Sie's getrost einmal ein volkstümlich-geselliges Festspiel sein, etwa in Tiefurt oder Belvedere von Liebhabern gespielt, Unterhaltungsstückchen, wie er sie selbst nicht für unter seiner Würde gehalten hat. Hauptsache: daß die Teilnehmer beieinander und in gemeinsamer angeregter Stimmung bleiben. Zum Festbegriff gehört auch das Spielen- und Sichgehenlassen-Können! Ähnliches wäre wohl auch — ich meine, die Entspannung, die variatio delectans — durch eine gelegentliche kleine Kunstausstellung, Schattenrisse, Bildnisse, Literatur aus der Goethezeit oder dem Goethekreise, zu erzielen; und wenn das durch einen knappen, sachkundigen Vortrag eingeleitet würde, so wäre auch hier wieder, woran mir so viel liegt, für den Zusammenhalt der Festteilnehmer gesorgt.

Endlich noch etwas scheinbar Äußerliches und Nebensächliches: die abendliche Zusammenkunft. Ja, abendliche! Erinnern Sie sich, was Ernst Moritz Arndt von solchen Abendunterhaltungen sagt: „Vorzüglich der Abend war für die Steinschen Gäste die glücklichste Zeit. Da offenbarte Stein die alte deutsche Natur, die gegen den Abend und um die Nacht meistens ihr bestes, vollstes Leben hat. Sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein"...

Mir scheint, das Stelldichein im Künstlerhause hat sich überlebt. Die Räume reichen nicht aus, und es mischen sich zu viele fremde, nur der Kuriosität wegen erscheinende Elemente unter die Gesellschaftsmitglieder. Man sollte für einen besondern Raum sorgen (da, wo man das Festmahl gehalten oder mittags getagt hat) und durch kleinere und größere Tische die Gruppenbildungen ermöglichen, die ein intimeres Gespräch befördern. Aber auch hier müßte — mein bescheidenes ceterum censeo — eine gewisse programmatische Gliederung des Abends herrschen durch gut verteilte und aufgebaute Ansprachen, damit dem Ganzen ein gewisser Tenor erhalten bleibt.

Ich verzichte auf Weiteres und Näheres, weil ich nur ein Steinchen zum Bau herbeitragen will. Gutes Gedeihen!

* * *

Digitized by Google

## Professor Karl Muth,

Herausgeber des „Hochland“ (München):

Ich kann schlechterdings keine Formel finden, mit der ich zu dem Akademieplan positiv beizutragen oder Stellung zu nehmen vermöchte. Ich glaube einfach nicht an die Möglichkeit der Ausführung inmitten des Ungeistes in unserem Jahrhundert; denn Wissenschaft und sogenannte „geistige Interessen“ sind noch nicht Geist, wie er zu kulturschöpferischem Tun erfordert wird. Wäre der Geist innerhalb der Goethe-Gesellschaft ein anderer, diese Gesellschaft müßte sich ganz von selbst zu Größerem auswachsen. Was dem Anreger des Gedankens vorschwebt, ist die Frucht und das Geschenk einer schon bestehenden edlen Geistigkeit; aber dies kann selbst noch keine Geistigkeit hervorbringen. Ohne eine bestimmt gestellte und praktisch durchführbare Aufgabe etwa im Sinne Grimms oder Rankes werden solche Zusammenkünfte und Feste bald inhaltlos und rein deklamatorisch werden. Um Tote kann man sich nicht scharen, und unter den Lebenden fehlt die geniale und kulturell ausgeweitete, auch wirtschaftlich unabhängige Persönlichkeit, die als geistiger Einheitspunkt fungieren könnte. Es gehört zur großen Schuld unserer Fürstenhäuser, daß sie nicht im geistigen Sinne traditionsbildend gewirkt haben. Nun müssen wir in Geduld harren, bis eine neue geistige Aristokratie die Führung übernehmen kann. Wir würden es nicht mehr erleben, auch wenn wir um die Hälfte jünger wären. Unsere heutige Gesellschaft ist durchaus untergangswürdig, und wir sind ja auch tatsächlich von dem Chaos nicht mehr fern. Ich weiß nicht den Zeitpunkt, aber ich sehe im Geiste das Schicksal: Europa sich im Blute wälzend, um neuen Gemeinschaften Platz zu machen. Was sind angesichts solcher Perspektiven Akademien u. dgl.!

Ich habe lange gegen diese Bilder in mir gekämpft, aber ich habe das kommende Unwetter in allen Nerven und kann daher nicht an Bemühungen glauben, die aus dem Geist einer zum Untergang reifen Gesellschaft neues Leben gestalten wollen.

Es ist mir schmerzlich, mit diesem Trübsinn enttäuschen zu müssen. Ich weiß, daß ich keiner Stimmung unterliege, sondern ausspreche, was in den verschiedensten Stimmungen mich immer in gleicher Weise erfüllt.

* * *

## Ricarda Huch (München),

Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft:

... Ich komme so selten zum behaglichen Briefschreiben; eine Frau hat es eben schwerer als der Mann, dem hundert zeit- und kraftraubende Kleinigkeiten des Lebens von seiner Frau abgenommen werden. Aus diesem Grunde kann ich auch jetzt nur flüchtig andeuten, was mir durch den Kopf ging, als ich Ihre Ausführungen über die Akademie las. Unter dem Vereinzeltsein der Menschen leide ich so wie jeder, und vielleicht mehr als z. B. Sie, da Männer doch ungleich mehr Gelegenheit haben, Beziehungen anzuknüpfen, als Frauen. Ich verschwende unglaublich viel Zeit und Kraft, um nur ein wenig in Kontakt mit Menschen zu bleiben, und andern geht es ebenso. Ich halte das für ein Zeichen des Niederganges oder der Auflösung unserer gebildeten Gesellschaft, der „Bourgeoisie“, und ich glaube nicht,

Digitized by Google

daß man durch irgendwelche Mittel wie Gründung von Akademien dagegen angehen kann. Ich glaube, was fehlt, sind die gemeinsamen Ideale und Ziele, die zusammenführen und binden würden. Kommt man zusammen, so werden ja doch meistens nur Gespräche geführt, die niemanden im tiefsten Grunde interessieren — Worte, Worte! Das Beste noch sind alte freundschaftliche Beziehungen, denen gemeinsame Erinnerungen einen gewissen Reiz und Glanz geben — aber das ist ja etwas ganz anderes. Gegen Persönlichkeiten wie ... würde ich mich z. B. ganz ablehnend verhalten — auch das sind schwer zu überwindende Schwierigkeiten. Dann die Schwierigkeit des Reisens! Das sind so meine Gedanken zu Ihrem Plane, die ich kurz und ungeschminkt wiedergebe, ohne die Worte zu wägen. Sie haben mehr Zutrauen, und vielleicht erreichen Sie etwas, wozu ich Sie sehr beglückwünschen würde.

* * *

Mit diesen sechs Zuschriften mag es für heute genug sein.

Ablehnend äußert sich in ausführlichem Schreiben auch ein der Goethe-Gesellschaft nahestehender Universitätsprofessor. Bezeichnend ist, daß in diesem letzteren Brief, ebenso wie in einer längeren Zuschrift aus dem Leserkreise, einige der von mir genannten Namen beanstandet werden, was freilich eine Frage zweiten Ranges ist. Das Deutschland der raschen Minister- und Kanzlerwechsel kann sich auch über seine geistigen Vertreter nicht einigen, was wiederum eng mit den vorgefaßten Meinungen und mit dem Mangel an gemeinsamen Idealen zusammenhängt, den Frau Huch mit Recht beklagt. Es setzt Großherzigkeit und Seelenkultur voraus, nicht nur den „Andren" gelten zu lassen, sondern auch den Leugner unsrer Ideale und, noch mehr, den Gegner, der uns als belanglos herunterzudrücken, totzuschweigen oder verächtlich zu machen sucht, wie das gerade im deutschen Geistesleben so unvornehm Gepflogenheit ist. Die deutsche Schulmeisterei und die deutsche Haderei („querelle d' Allemands") scheinen bei uns unausrottbar. Wem drückt es das Herz ab, wenn er diese unedel zerrissene Volksgemeinschaft ansieht? Wo ist denn jetzt in der sogenannten „christlichen" Gegenwart jenes Ideal, das einst die Heidin Antigone in das mit Recht weltberühmte, weil so wenig betätigte Wort zusammenfaßte: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da"?!

Damit sind wir wieder beim Kernproblem angelangt, das auch meinem Akademieplan zugrunde liegt: Mangel an edler, ja überhaupt nur an unbefangener Lebensgemeinschaft.

Es haben sich zu meinen Anregungen noch einige Zeitungen in besonderen Aufsätzen geäußert, z. B. der „Hannoversche Courier" (Voß), die Berliner „Zeit" (Frehsee), die Weimarer Zeitung „Deutschland" (Linke), das „Tagebuch" (Krell) u. a.; die „Kreuzzeitung" druckte den ganzen Aufsatz nach, und auch sonst hat sich viel Interesse bekundet und ist noch manches in Aussicht gestellt.

Es wäre eine schöne Aufgabe der Goethe-Gesellschaft, dem Problem der edlen Lebensgemeinschaft im Anschluß an den Lebens- und Kulturkreis Weimars und der Wartburg einmal eine ganze Tagung mit hervorragenden Sprechern zu widmen.

Wir brechen für heute ab; doch wir werden die Frage im Flusse halten. F. L.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Das große Sterben

Vor kurzem las man in einer Berliner Tageszeitung, daß im Börsenviertel, nahe den großen Kauf- und Belustigungshäusern, eine Frau in den mittleren Jahren, anständig und sauber, wenn auch ärmlich gekleidet, auf offener Straße sterbend aufgefunden wurde. Sie war zu schwach, das Wort Brot noch auszusprechen; aber die ärztliche Untersuchung ergab, daß die Unglückliche buchstäblich verhungert ist. Niemand hat bisher erfahren, wer die Tote war; nur soviel ist gewiß, daß es sich um eine anständige Frau aus den ehemals bessergestellten Kreisen handelte.

Man erfährt nicht, wie viele Menschen täglich in Berlin und in den anderen großen und mittleren Städten Deutschlands im Verborgenen Hungers sterben; der Polizeibericht ist da merkwürdig zurückhaltend und vorsichtig. Will man „die da unten" nicht noch mehr aufreizen? Oder denen in den Schiebervillen und Schlemmer-Kaffeehäusern den „gesegneten" Appetit nicht verderben?

Wer jetzt langsamen Schrittes und mit aufmerksamen Augen durch Berlin geht, etwa vom Potsdamer Platz westwärts bis zur Großgörschenstraße, der kann, falls er Blick hat nicht bloß für Läden und Wagen, an den Fassaden auch der ehemals guten und vornehmen Häuser ermessen, wieviel Uhr es für die Stadtkultur geschlagen hat: das große Sterben hat auf der ganzen Linie eingesetzt — es sterben nicht mehr bloß die armen Menschen dutzendweise, sondern selbst die Häuser zu Hunderten und Tausenden. Wir gehen den Schmerzensweg des Ostens auch ohne den Linksbolschewismus Rußlands.

Europa stürzt unaufhaltsam seinem völligen Untergang entgegen. Wir hatten „Moses und die Propheten" — die Lehren der Weisheit aller großen Völker der Vergangenheit und Gegenwart —, wir haben den Großen Krieg und die Revolutionen der Ostvölker, schließlich den eigenen Zusammenbruch erlebt; aber gelernt haben wir aus dieser deutlichen Sprache des „Worts" und der Tatsachen **nichts**! Wir dachten alle nur jeder an sich selber: Gotteskind- und Bruderschaft war schmählich vergessen.

Noch heute, wo Hunderttausende von Alten verhungern, Millionen von Kindern verelenden, noch heute, wo nicht bloß ganze Straßenblocks verfallen, sondern Tausende und Abertausende von Städten zerbröckeln, heute noch bekämpfen sich Deutsche in politischen und wirtschaftlichen Parteien bis aufs Messer, führt der geldwahnsinnig gewordene keltische Westen einen barbarischen Mordmaschinen-, Dollar- und Hungerkrieg gegen den entkräfteten germanisch-slawischen Osten. Es ist, als ob die Hölle losgelassen wäre.

Ein furchtbares Strafgericht Gottes wird hereinbrechen über die gesamte „Kulturmenschheit". Wie Rußland zerfiel, weil es durch Knute und Nagelpeitsche das Ebenbild Gottes zur Tierfratze herabwürdigte; wie Ungarn zerbrach, weil es die vor Jahrhunderten hereingebeteten deutschen Aufbau-Gäste mit Paprika- und Gulasch-Gesetzen ins niedere Madjaren- und Hunnentum hinuntermengte; wie Österreich zerbarst, weil es über die heiligen Forderungen des Mutterrechts und der Muttersprache mit leichtsinnigen Walzerliedchen wegtänzelte; wie Deutschland von den Totengräbern und Seelenmördern rechts und den Schwerverbrechern links entmannt wurde, weil es seine wartburgisch-weimarische Weltmission in Berlin hatte auslaugen lassen; wie die Türkei, Bulgarien und Griechenland ihr

Digitized by Google

„Sedan" erlebten, weil sie ihr Heldentum in Handelsgüter umsetzten:

so wird auch das Frankreich der Clémenceau, Poincaré, Millerand, Briand und Foch sterben, weil es die große Idee Rousseaus vom guten Menschen in „boche" und falsche „sanction" ungewandelt hat; wird England in Atome zersplittern, weil es im verborgenen Krieg und Völkermorde schürte, um wie Shylock schamlos sein Blutgeschäft dabei zu machen; wird Amerika wieder indianische Steppe und Urwald werden, weil es Christentum und Frieden heuchelte, nach angelsächsischem Vorbild aber Dollar- und Bombenhandel meinte; wird auch Italien und Japan das Schicksal jener ereilen, weil sie falsche Kanaillen an ihren Freunden und Wohltätern waren.

Es ist Welt-Gerichtstag, und keinem wird etwas geschenkt werden, denen nicht, die jetzt auf Kanonen und Gewehren sitzen, und denen nicht, die ihren Leib bis zum Platzen füllen, während Christenbrüder und Rassegenossen nicht mal mehr die Treber kriegen, die man sonst den Säuen gab. Es werden auch die mitverurteilt werden, die „klugen" Nachbarn, die wohl wußten, auf welcher Seite Schuld und auf welcher Irrtum lag, und die dennoch untätig und schweigend sich zurückhielten, angeblich, um die „Neutralität" nicht zu verletzen, in Wirklichkeit, um die Bissen und Brocken zu erhaschen, die den streitenden Völkern im Kampfe entfielen.

Wir wissen von Klüglingen und Feiglingen im eigenen Lager, die sich brüsten, keine Waffe gehoben und keinen Mitmenschen „im brudermörderischen Kampf" das Leben genommen zu haben. Aber daheim haben sie ihr Schäfchen ins trockene gebracht, haben sich nichts entgehen lassen, während Tausende und Millionen Not litten, haben gar noch auf die Dummen und Barbaren gescholten, die „einfältig genug" waren, den Fahneneid zu halten und sich selbst dem Feuerregen auszusetzen. Sie aber, die Feiglinge und Klüglinge, haben schlimmer gemordet als die anderen — in Gedanken, Worten und Lumpentaten...

Mir wird verbürgt, daß ein feister Bauer auf einem Dorfe in der Nähe von Potsdam, als hungernde arme Großstadtfrauen bei ihm nach Kartoffeln fragten, die Gegenfrage stellte, ob sie auch Gold hätten zum Bezahlen. Wertloses Papiergeld nehme heute kein vernünftiger Bauer mehr. Man bedeutete dem Rohling, daß doch in solchen Elendzeiten am allerletzten die aus den Dachstuben der Hinterhäuser Gold haben könnten. Der Bauer aber zeigte höhnend auf ihren Trauring: „Wat iss denn det? Dat iss doch Jold! Ick nehme ooch joldene Ringe in Zahlung. Un ohne Jold jibt et keene Kartoffeln." Weinend zogen die Frauen weiter. Keine hat einen Fluch ausgesprochen; der Schreck über solche Verworfenheit, die den Güldenring der ehelichen Treue als Entgelt fordert für Futter, das vielleicht morgen die Schweine kriegen, das blasse Entsetzen hatte den Frauen den Mund verschlossen.

Ich selber habe gesehen, daß große Bauern ihren Jung-Schweinen, die längst aus der „Sochzeit" heraus waren, die süße Milch eimerweis gaben, obgleich die vorige Futtermilch noch in den Trögen stand. Auf meine Frage, warum man die Milch nicht verbuttere und verkäse, wurde mir erwidert, die Schweinezucht bringe mehr ein als die Kuh- und Milchzucht. Kühe halte man nur noch zum eigenen Butterbedarf. Ich wies hin auf die Armen der Großstadt, auf die verelendenden Kinder. Ein Achselzucken war die Antwort...

Kann man sich angesichts solcher Erlebnisse, die sich, wie mir von Kennern des ländlichen Lebens versichert wird, täglich auf allen Dörfern Deutschlands abspielen, kann man sich da über den wachsenden Groll der unteren Volksschichten und die überhandnehmende kommunistische Gefahr wundern?! Ich gestehe, daß ich die ernste Jugend von heute bewundere, die ohne Faustballen und Scheibenschlagen an den Schlemmerlokalen des Berliner Westens vorübergeht. In mir jedenfalls revoltiert trotz aller „Vernunft" aus Urahnen Zeiten her jedesmal ein Stück Thomas Münzer beim bloßen Anblick eines Autos mit behäbigem Aus- und Inländerpack. Ich muß dann allemal sehr bremsen, daß ich nicht wie einst der konservative Mayer-Arnswalde aus den Reihen der Rechten aufstehe und zwischen die auf den Bänken der äußersten Linken mich setze. Mich hält davon ab nur die Roheit und



Digitized by Google

der Materialismus, den ich auch da drüben sehe...

Ob da „nichts mehr zu machen" ist? O ja! Vor allem muß der blödsinnige, egoistische und mörderische Parlamentarismus in Fetzen geschlagen werden. (Ob das die von rechts oder die von links besorgen, ist ganz gleichgültig. Hauptsache ist, daß es schleunigst geschieht.) Und an die Spitze muß ein rücksichtsloser Diktator, ein aufgeklärter Despot mit reiner Weste und sauberer Hand. Und der müßte zupacken ohne Anfrage bei Frankreich, England und Amerika. Fielen sie dann über uns her und gingen wir gänzlich zugrunde, so würden wir wenigstens anständig sterben!

Die sozialistisch-demokratische Republik muß und wird sterben, wie die militaristisch-feudale Monarchie gestorben ist, weil auch sie nicht verstanden hat, daß es sich in dem großen Ringen von heute nicht um Ländergrenzen und Besitzrechte handelt, sondern um die Entscheidung zwischen zwei Weltanschauungen. Darum handelt es sich: ob Mammon oder Christus Herr sein soll auf Erden. Das haben sie alle bis heute noch nicht begriffen...

Wilhelm Schwaner

*

## Erlebnis mit Fichte

Aus unveröffentlichten Briefen und Erinnerungen des Livländers Alexander von Rennenkampf (geb. 1783) wird uns folgende Begegnung mit Fichte zur Verfügung gestellt, die jenes geistige Berlin, dem auch Schleiermacher angehörte, in einem Hauptvertreter ganz gut kennzeichnet:

„So wenig ich eigentlich, verglichen mit meinem Freunde Knorring, philosophisch zugestutzt war, so versteht sich's doch von selbst, als im Mai 1802 Fichte öffentliche Vorlesungen angekündigt hatte, daß ich eilte, meinen Namen einschreiben und mein Scherflein auf den Altar des größten Philosophen der Zeit niederlegen zu lassen als ein Opfer der Ehrfurcht.

Wir fanden ein auffallend gemischtes Publikum, als wir uns zur ersten Vorlesung einfanden: Studenten, Advokaten, Prinzen des königlichen Hauses, Gelehrte, Gastwirte, Künstler, Offiziere, Schauspielerinnen, Damen aus den vornehmsten Kreisen, Maurermeister, Judenweiber, Prediger, fade Stutzer usw. Das war in Berlin so Mode. ‚Wie kann dir das auffallen! ist denn nicht die Philosophie ein Gemeingut der Menschheit?' sagte Knorring.

Der kleine, mißgestaltete ‚große Weise' erschien, erstieg eine Art Katheders, machte ein paar unbehilflicher schiefer Verneigungen und begann mit übeltönender Stimme: ‚Meine Herren! Was Sie heute hören, werden Sie vermutlich nicht verstehen, was Sie in den folgenden Stunden hören werden, damit wird es wahrscheinlich ebenso gehen. Ich gebe Ihnen aber mein Wort darauf, wenn Sie in allen Stunden recht aufmerksam gewesen sind, daß Sie in der letzten alles verstehen sollen, was ich in allen vorhergehenden gesagt habe.' Das war mir zu arg. Ich machte augenblicklich linksum und kam nicht wieder, wie auch immer Knorring seine Beredsamkeit an mir verschwenden mochte.

Endlich, um sein hartnäckiges Zudringen los zu werden, erklärte ich ihm: ‚Wenn du, Fichtes guter Freund, ihn bewegen kannst, mir Privatstunden zu geben, so will ich's versuchen.' Denn ich hatte gehört, daß Fichte solches Ansinnen immer zurückgewiesen habe. Ich erschrak darum nicht wenig, als K. mir schon am folgenden Tage Fichtes Zusage brachte. Jetzt fragte ich mich erst: was willst du denn von ihm? Ich hatte von den Schriften des Philosophen, die ich nur aus literarischen Quellen kannte, nichts eigentlich gelesen, was man lesen nennt. Die meisten Seiten hatte ich überlesen in seiner Bestimmung des Gelehrten, aber ich war zu unbesonnen, um diese Werke zu studieren, ja nur zu Ende zu lesen. K. schlug mir vor, mir praktische Philosophie lesen zu lassen.

Gedankenvoll und allein begab ich mich am Sonntag morgen zu dem nahe wohnenden Philosophen. Er war auf seine Weise freundlich und wohlwollend, aber gar manches an ihm war mir abstoßend, zumal das laute Lachen über meine Flucht aus der öffentlichen Vorlesung. ‚Was wollen Sie denn bei mir hören?' Ihre Bestimmung des Menschen oder des Gelehrten. ‚Das freut mich, fangen wir morgen um 8 Uhr an', sagte er rasch und schüttelte mir gutmütig die Hand. Mich freute nun

Digitized by Google

das wieder, und ich fühlte, daß ich mich an ihn würde gewöhnen können. Er wußte, daß ich in dem temporären Besitz des ihm wohlbekannten und sehr beliebten Gartens war (am Fischerschen Hause in der Altstadt), was mich veranlaßte, ihm diesen und das Frühstück für die bestimmte Stunde anzubieten. „Gern! aber ich frühstücke Schokolade", antwortete er. Er kam auch wirklich eine Viertelstunde früher und fand das Frühstück mit K. und mir nach seinem Sinn.

Und der Erfolg? was soll ich sagen! Er hielt zwar das Buch im Auf- und Niedergehen in den, auf dem Rücken gekreuzten Händen, aber er blickte nie hinein; er sprach frei, wie im gewöhnlichen Gespräch, bequem, einfach, deutlich; und ich erkannte sogleich, wie wichtig mir diese Stunden werden würden, welchen Dank ich meinem Freunde K. schuldig war.

Fichte kam nun, den Sonntag abgerechnet, alle Tage früh um 8 Uhr vom Juni bis in den Oktober, und ich lernte ihn bald aufs höchste verehren, ja ich hing mit schwärmerischer Liebe an ihm. Bald war mir auch nichts mehr dunkel in seiner Sprache und seinem Vortrage. Was mir zum Teil wichtig und bedeutend gewesen war, schwand vor seiner Klarheit in nichts dahin. Was jedes Kind weiß und begreift, stieg zur höchsten Bedeutsamkeit hinauf. Überall lag die Geschichte nahe zur Hand, mit ihr die philosophischen und religiösen Dichtungen der Alten, der asiatischen Völker; die wunderlichsten Träumereien enthielten oft auf überraschende Weise die höchsten Wahrheiten; überall trat die Poesie in höchster Würde auf. Nie hat ein Redner den christlichen Heiland in höherer Majestät dargestellt, nie die Würde des Menschen in höherem Lichte bestrahlt. Er brauchte nie hochtönende Worte oder künstliche Phrasen, seine Rede war wie eines Kindes, die Wahrheit schien selbst zu sprechen, sie floß in blendender Klarheit aus den einfachsten Prämissen, es gab da kein Ich und Nichtich, kein Absolutgesetztes, alles war entschleierter Blick in überraschende Klarheit. Er wußte nicht bloß uns aufs höchste zu erwärmen, zu begeistern, er war selbst so warm, er glühte oft und ließ sich dann so liebenswürdig gehen in reinster Menschlichkeit.

Eines Morgens, da er von der Klarheit der Anschauung sprach, die den Menschen, seiner Bestimmung nach, dereinst erwarte, rief er aus: ‚Liebe, liebe Freunde, wie glücklich werden wir sein!' und im überwallenden Gefühl schloß er uns in die Arme, und jedes Auge glänzte und jede Brust wallte hoch auf. Ich zähle viele schöne Stunden: aber diese Morgenstunden gehören zu den allerschönsten.

Im Oktober 1802 hörte das auf; Fichte hatte seine Morgen anders anzuwenden. Feßler hatte mich noch in der Loge Urania zur Unsterblichkeit aufgenommen, und Fichtes unübertreffliche ‚Briefe an Konstant' wurden mein maurerisches Glaubensbekenntnis. Im Oktober kehrte ich nach Göttingen zurück, ohne den Freund K., und blieb noch ein Jahr dort; aber dort sowohl als später in Italien, in Frankreich, Schweden, Rußland, wo ich nur immer leben mochte, gedachte ich jener schönen Stunden im Fischerschen Garten in Berlin, und daß die Wahrheit nicht mit dem grübelnden Verstande allein erforscht werde. Nach dem Unschätzbarsten lange nicht mit einem Finger bloß, breite aus voller Seele alle Arme danach aus, alle Kräfte, die Gott dir gab!"

*

## Das Okkulte

Mit bemerkenswerter Sachlichkeit hat sich Graf Hermann Keyserling der Beschäftigung mit der okkulten Welt („Spiritismus, Mediumismus") zugewandt, indem er zugleich theoretisch und praktisch dem umstrittenen Gegenstand nahetrat. Denn ein Darmstädter Arzt seines Kreises hatte die Möglichkeit, ein jugendliches Medium, gleichsam ein unbeschriebenes Blatt, experimentell zu untersuchen, und legt die Ergebnisse in ausführlichen Kapiteln tatsachengemäß nieder, wozu der Graf eine Einleitung schrieb, während Graf Kuno Hardenberg über „Medialität und Künstlertum" ein feuilletonistisch gestimmtes Nachwort gibt („Das Okkulte", Darmstadt, Otto Reichl).

Dem Münchener Schrenck-Notzing gebührt ein Hauptverdienst, Untersuchungen solcher Art im Fluß gehalten zu haben; es ist begrüßenswert, daß der Darmstädter Philosoph

Digitized by Google

dieselbe Unbefangenheit aufbringt. Denn eigentlich hat sich das gelehrte Deutschland — seit den Vorarbeiten des bedeutenden Astrophysikers Zöllner, die in 4 Bänden wissenschaftlicher Abhandlungen vorliegen — den mediumalen Erscheinungen gegenüber höchst unzulänglich benommen und aus dumpfem Vorurteil heraus diese Phänomene meist als Schwindel erklärt. Ein zu bequemer, in höchstem Maße unwissenschaftlicher Trägheits-Standpunkt. Keyserling sagt mit Recht: „Man muß sich vollkommen unbefangen zu den Manifestationen stellen, weder glaubend noch nichtglaubend, in einem Zustande zugleich vollkommener Hingabe an das zu Erfahrende und vollkommener innerer Indifferenz."

Wenn er aber — was auch von andrer Seite schon geschah — den Wunsch ausspricht, ein „wirklich bedeutender Okkultist" möchte sich einmal „zum Studium seiner Persönlichkeit hergeben", indem er hinzufügt: „Vielleicht tut es noch Rudolf Steiner, bevor er stirbt: damit brächte er die Menschheit dem Ziel seiner eigenen Geisteswissenschaft mit einem Schlage näher als durch seine sämtlichen Schriften" — so dürfte diese Hoffnung von einer irrigen Voraussetzung ausgehen. Der markante Unterschied zwischen Theosophie (Anthroposophie) und Spiritismus besteht eben darin, daß man dort den passiven Mediumismus ablehnt, dafür aber in bewußter Züchtung „neue Organe" ausbilden will. Diese Bewußtheit der Selbstemporzüchtung zum übersinnlichen Schauen wäre demnach nicht mehr Medialität und von vornherein zu stolz, zu sehr Subjekt, um sich zum Studium — oder Studiertwerden — als Objekt „herzugeben".

Graf Keyserling sagt denn auch anderswo von Steiner im Unterschied vom üblichen Medium: „Dieser ist so außerordentlich begabt, er verfügt über eine so fruchtbare konstruktive Phantasie, daß ich den Verdacht nicht loswerde, er komponiere — unbewußt natürlich — den Zusammenhang seiner Erlebnisse".

Das ist in der Tat der springende Punkt.

Das Buch, mit Dr Happichs Sitzungsberichten und dieser vorurteilslosen Einleitung, ist ein wertvoller Beitrag zu den Bemühungen, auch von diesem Dämmergebiet aus unsre Lebens- und Weltanschauung zu erweitern und zu den Hintergründen vorzudringen.

Übrigens erschien im Band IV der Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen (Leipzig, Felix Meiner 1923) auch ein Lebensabriß des Grafen Keyserling: ein Querschnitt aus seiner Feder, der höchst unterrichtend und aufhellend ist und eigentlich seinem Hauptwerk, dem „Reisetagebuch", voranstehen müßte.

*

## Eine Lienhard-Biographie

Es ist unglaublich, wie wenig man im „offiziellen" literarischen Deutschland — übrigens: selbst auch im Kreise mancher Türmer-Leser — Friedrich Lienhards dichterisches Gesamtwerk eigentlich kennt. Wohl hat der eine einmal dies, der andre jenes gelesen oder — nur Urteile gehört; und der Dichter hat eine große Lesergemeinde. Aber sein Weg hat sich in der Stille vollzogen; das öffentliche Urteil formte sich aus Bruchstücken. Die allerwenigsten Beurteiler haben eine ungefähre Gesamtanschauung; einer spricht dem andren nach. Zum ersten Male wird nun in meinem Buche, auf Grund langer und genauer Studien, ein Versuch gemacht, Lienhards Persönlichkeit, seine Verwurzelung in deutschem Denken und Fühlen und die Bedeutung seines dichterischen Werkes in ihrer Gesamtheit und inneren Einheit zu erfassen. „Friedrich Lienhard, der Mensch und das Werk" (Verlag Max Koch, Leipzig; Bildschmuck nach eigens für dieses Buch gefertigten Originalradierungen von Ferdinand Staeger, 437 Seiten): so heißt mein biographischer Versuch. Da eine kritische Würdigung in dieser Zeitschrift in Anbetracht des Herausgebers ausgeschlossen ist, darf ich vielleicht mein Einführungskapitel mitteilen, damit die Leser des „Türmers" von dem Buch und seiner Absicht Kenntnis erhalten:

Unterm Rosenkreuz betritt der Wanderer Lienhards Weimarer Dichterheim. In der Halle des Hauses fällt sein Blick auf zwei Wandsprüche:

„Dem Rosenkreuz ist dieses Haus geweiht:
In Rosen wandle sich das Weh der Zeit!"

Digitized by Google

Und daneben hängt der erweiternde Reimspruch:

„Dies ist mein Wunsch, daß nach verwund'nem Weh
Das Rosenkreuz auch über Deutschland steh'."

In solchem Sinn und Zeichen will das vorliegende Werk gelesen sein. Der erste Teil legt das Hauptgewicht auf die bisher in solcher Weise und Vollständigkeit noch nicht herausgearbeitete Linie der künstlerischen und rein menschlichen Entwicklung des Dichters in seinen Jugendjahren. Er schließt mit der Flucht in die Thüringer Waldeinsamkeit.

Wie der erste Teil, so setzt dann auch der zweite mit Waldstimmung ein. Die Stoffgruppierung in jenem Abschnitt unseres Gesamtwerkes geschieht um die Begriffe „Wasgau" und „Weltstadt" in der Auffassung Lienhards; der zweite hat „Wartburg" und „Weimar", Worte von symbolischem Klang, als Mittelpunkt. Unter Benutzung eines reichen, teilweise bisher noch unzugänglich gewesenen Materials bemüht sich unsere Würdigung, Lienhard endlich einmal den ihm gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte zuzuweisen, den er bisher mit der üblichen, immer wieder gedankenlos auftauchenden Einreihung unter die Vertreter der „Heimatkunst" nicht gefunden hat.

Aber unser Werk, das für die Beurteilung des Lienhardschen Schaffens den Anspruch auf eine grundlegende Bedeutung erhebt, erstrebt nicht nur eine — manche Vorurteile oder gar Verkehrtheiten richtigstellende — literaturwissenschaftliche Beurteilung, sondern legt ganz besonderen Wert auf die seelische Ausstrahlung dieses Dichters, auf die innermenschliche Bereicherung durch seine Persönlichkeit und Kunst. Dieses Buch soll somit als unumgängliche Notwendigkeit für jede ernster eindringende Beschäftigung mit dem Schaffen Lienhards zu gelten haben.

Stunden mit einem Dichter sind ein Geschenk der Gottheit. Aus den Zerfahrenheiten des Lebens sind sie Einkehr in das innerste Selbst. Wir entdecken in uns ein ungeahntes Land lichtgetränkter Schönheit, das wir ausstrahlen lassen in den dumpfen Alltag mit seiner Sorge und Last. Wir betreten das Eiland der Stille, um dort einen ruhigen und schöpferischen Lebensrhythmus zu finden, der uns dann im Alltag wieder Kraft gibt.

Stunden mit einem Dichter im persönlichen Zusammensein zu erleben, ist wenigen beschieden. Dieses Werk möchte zu solcher Freude geleiten. Es schenkt Einblick in das Wesen eines Zeitgenossen, der wissen muß und ausspricht, was uns bewegt, in genialem Vorausblick aber zugleich Vorverkünder kommender Zeiten ist. Heilung von den Wunden der Zeit, Tröstung in eigenen Bitternissen, hoffnungsstarkes Vertrauen in schmerzvoll überwältigendem Leid, Sammlung auf das Ewige im menschlichen Dasein: das ist die Sendung seines Werkes. Und dem will auch dieses Buch dienen. Sein Inhalt klärt das Geheimnis neudeutscher Lebenskunst, wie sie ein Dichter sich erkämpfte und in seinem Schaffen uns wies: getragen von einer ruhigen, zielbewußten Lebensschwingung im Handeln und Fühlen und von einem siegkräftigen Idealismus der Lebensmeisterung. Auch Dichter müssen gleichsam biologisch betrachtet werden: nach der Lebenskraft höherer Art, die von ihnen ausstrahlt.

Mit dem Gedicht „Die Besten" lassen wir Lienhard selbst in knappster Prägung den Willen dieses Werkes aussprechen:

„Die Besten des künft'gen Geschlechts
Wirken in wuchtigen Werken
Nicht nach links oder rechts,
Sondern sie stärken
Was wir nun brauchen, fest wie Erz:
Das deutsche Herz."

Lienhard hat sein Leben wenigstens im Grundriß erzählt: so in dem Buche „Jugendjahre" (abgeschlossen Herbst 1917), dann in einer knappen Skizze für die Lienhard-Nummer der „Lese" (dritter Jahrgang, 1912, Nr. 29) und in dem kurzen Aufsatz „Bekenntnis eines Elsässers" (Elsaß-Lothringische Kulturfragen, dritter Jahrgang, erstes Heft). Inmitten des Textes wurde absichtlich auf Literaturnachweise verzichtet.

Am Schlusse dieses Vorwortes ist es dem Verfasser ein Herzensbedürfnis, allen denen aufrichtigen Dank zu sagen, die ihm bei seiner

Digitized by Google

infolge der Ungunst der Zeiten sehr erschwerten Arbeit unterstützten. Da war es vor allem Herr Professor Lienhard selber, der die Ausarbeitung dieses Werkes mit freundlicher Anteilnahme verfolgte und mir wertvolle Schätze seines Hausarchivs anvertraute. Herrn Verlagsbuchhändler Max Koch in Leipzig gebührt größter Dank für die unermüdliche Opferwilligkeit und das liebevoll eingehende Verständnis, das er dieser Biographie entgegenbrachte; er hat zu einem nicht geringen Teile ihre Verwirklichung durch alle Fährnisse dieser düsteren Tage dennoch zustande bringen helfen. Dem „Türmerverlag" in Stuttgart dankt der Verfasser die Überlassung der überaus wichtigen Sammelbände aller irgendwie erreichbaren Besprechungen Lienhardscher Schriften. Auch von anderer Seite her durfte er sich stets eines freundlich unterstützenden Hand-in-Hand-arbeitens erfreuen. Allen den Ungezählten aber, die ihr Interesse an diesem Buche durch ermunternden Zuruf oder Zusendung wichtigen Materials zum Ausdruck brachten, sei ebenfalls an dieser Stelle ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Mögen auf der Fahrt in die sturmbewegte Zeit auch für dieses Buch des Dichters Worte gelten:

„Dies ist es, was ich meinem Werk erflehe,
Daß niemand ungesegnet von mir gehe."

Lübeck, 22. Mai 1923
(am 110jähr. Geburtstage Richard Wagners).

Dr Paul Bülow

*

## Deutsche Frauen — und wir Männer?

Im Februar-Heft des „Türmer" finde ich einen kleinen Aufsatz unter obigem Titel von Erika Krause. Die Verfasserin, eine Frau, stellt den Frauen das, was sie selbst „harte Fragen" nennt; und diese Fragen enthalten harte Vorwürfe.

Nun möchte ich, als Mann, zum Teil diese Vorwürfe wieder von der Frau nehmen und sie auf andere Schultern legen. Dabei spreche ich aus tiefster Überzeugung. Die verehrte Verfasserin sagt: die Mutter müßte Feier- und Weihestunden schaffen zwischen Mutter und Kind. — So frage ich sie: Wo aber soll die Frau diese Feier- und Weihestunden hernehmen? Aus ihrer Seele, werden Sie mir sagen. Ja, auch ich bin der Meinung, daß an erster Stelle in die Frauenseelen ein Stück von der Ewigkeit gelegt ist. Aber sie muß geweckt werden. Und diese Feier- und Weihestunden bergende Ewigkeitsseele zu wecken, ist des Mannes Pflicht.

Darum ist der Keim, den er in den Schoß der Mutter legt, um Leben zu wecken, in ihr zugleich Symbol dessen, was der Mann als zweite heilige Pflicht anzusehn hat: die Seele der Frau zu wecken, nur zu wecken durch einen Blick, ein Mitfühlen, eine Liebe, wie sie heute so selten noch ist. Ich glaube kaum, daß die Mutter „durch straffste Selbstzucht" allein dieses innere Wachsen und Reifen, diese Feier- und Weihestunden schafft. Nein, es bedarf eines Mannes Lächeln, es bedarf des Verstehens des Mannes, um diese Stunden zu veranlassen.

So ist es auch (um den Gedanken der verehrten Verfasserin genau zu folgen) nicht genug, daß der Mann seine Frau die Kinder unter Schmerzen das äußere Dasein schenken läßt; ist es nicht genug, daß der Mann das äußere Dasein veranlaßt: er soll auch das Innere geben, dem Leben die lebendige Seele wecken durch die Frau. Und das ist der schwerste, aber auch schönste Vaterberuf. Dazu gehört, daß der Mann es gar nicht zuläßt, daß die Seele der Frau unter Hast und Sorge der Zeit und unter tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags stirbt, sondern daß er ihr etwas Großes in die Seele gibt, von dem, das er von seiner Mutter hat; von dem, was er von der Ewigkeit hat und ihr abrang und abringt.

Warum, ach warum denn spricht man mit so harten Worten nur von der ersten Pflicht und köstlichsten Aufgabe der Frau? Warum macht man denn nicht auch den Vater und Mann auf seine Pflicht, auf seine Aufgabe aufmerksam? Ja, die Fäden, die von der Mutter zum Kinde sich spinnen sollen, müssen ihren letzten Ausgangspunkt beim Manne nehmen, und indem sie durch die Frau, die Mutter

Digitized by Google

gehen, sollen sie mütterlich werden. Sie können's sein; sie tragen im Manne den Keim der Mütterlichkeit in sich; der Mann fühlte sie zwischen sich und seiner Mutter gesponnen. Und Mann und Weib ergänzen sich in gemeinsamer Pflege dieses kostbaren Geistesgutes — sollen sich wenigstens ergänzen!

Und warum leben die Frauen von heute nur noch im „äußeren Tand" und warum ist ihr ganzes Sein viel zu viel mit diesen Dingen verwachsen? Weil der Mann der Frau nichts Inneres dafür und dagegen bietet, weil er die Sinnlichkeit in ihr emporzüchtet, emporpeitscht, statt ihr auch etwas, nur ein klein wenig Seele als Samenkorn zu geben. Ja, die Frau hat eine „Leere" in sich, es ist wahr; sie brachte sie mit aus der Ewigkeit: man nennt sie auch noch Sehnsucht. Aber der Mann soll gerade da ausfüllen. Da nur kann reine Lebensfreude entsprießen, wo ein Inneres in einem Inneren aufgeht; da kommt auch Weisheit und Schönheit her; denn Schönheit ist innere Freude und Freude innere Schönheit, die sich nach außen ausstrahlen.

Ja, es ist wahr, was die verehrte Verfasserin sagt: Ehrfurcht und Dankbarkeit würden den jungen Menschen inniger denn je mit dem Elternhause verbinden. Aber sie sollen ihn mit dem Elternhause verbinden: mit Mutter und Vater.

So wünschen wir uns unsere Frauen, unsere Mütter, wie die Verfasserin schreibt. Aber ihr Männer: „fanget an!".

Georg Schneider

*

## Zwei Zeitbilder

bitterernst das eine, erheiternd das andre, mögen hier nebeneinander Platz finden. Beide beziehen sich auf die französische Drangsalierung. In einem Brief aus Recklinghausen an die Zeitschrift „Der Firn" liest man:

„... Die Franzosen bringen alle obdachlosen Frauen, deren sie habhaft werden können, nach dem Rathauskeller, um sie dort für ihre unsittlichen Zwecke zu mißbrauchen. Diese Frauenspersonen sind oft wochenlang dort, und Offiziere und Mannschaften treiben mit ihnen in der gemeinsten Weise Unzucht, oft unter Anwendung von Gewalt. Die Anwesenheit der Franzosen hat zu einer erschreckenden Zunahme und Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten geführt. In großer Anzahl sind sogar schulpflichtige Kinder, insbesondere junge Mädchen bis zu 16 Jahren, als geschlechtskrank befunden worden. Dabei ist es fast unmöglich, die Kinder vor der Berührung mit dem sittenverderbenden Treiben dieser zügellosen Soldateska zu schützen. Auf dem Schulweg werden sie zu unfreiwilligen Zeugen der schamlosen Vorgänge, die sich während der frühen Morgenstunden in den öffentlichen Anlagen zwischen französischen Soldaten und herumlungernden, obdachlosen Frauenspersonen abspielen. Und es hat geradezu den Anschein, als hätten die Franzosen es darauf abgesehen, die Jugend von Recklinghausen durch ihr unsittliches Tun zu verderben!!" ...

Und ein zweites:

Deutschland mußte bekanntlich nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages an Frankreich auch eine Menge Bienenstöcke samt ihrer Bewohnerschaft liefern. Das ist geschehen; und in Frankreich ist seitdem nicht nur Milch von deutschen Kühen, es ist auch Honig von deutschen Bienen geflossen. Nun aber haben die Bienen die Ungerechtigkeit dieses Zustandes eingesehen und sie machen sich aus dem französischen Blütenstaube. Wie der Naturforscher Savalle — im „Temps"! — betrübten Herzens den französischen Patrioten eröffnet, verlassen die Reparationsbienen in ganzen Schwärmen das Land Frankreich, um nach Deutschland zurückzukehren. Herr Savalle sieht schon den Zeitpunkt kommen, da die letzte Reparationsbiene Frankreich verlassen hat.

Bravo!

Tierkenner und Naturfreunde haben zwar schon längst gewußt, daß die Bienen politische Tiere sind, aber die jetzt von ihnen bewiesene politische Aktivität hat schwerlich jemand bei ihnen vorausgesetzt. Diese Flieger sind ein reinliches Volk — und man begreift, daß sie sich scharenweise in andre Luft zurückziehen.

*

Digitized by Google

## Den Kulturabbau in Deutsch-Österreich

beschreibt die „Leipziger Lehrerzeitung" in einem längeren Artikel, aus dem das Interessanteste nachstehend mitgeteilt sei:

„Seit Deutsch-Österreich sich dem Genfer Abkommen unterworfen hat, seit Christlich-Soziale (= Zentrum) und Großdeutsche (= Liberale und Volksparteiler) das Regiment führen unter Vorantritt des Prälaten Seipel, entladen sich Wolken schwärzesten Unheils über Schule und Lehrerstand.

An den Universitäten wurden 50 hervorragende Fachgelehrte plötzlich in den Ruhestand versetzt, so daß ihre Institute in der Gefahr des Eingehens sind. Von 2205 Mittelschullehrern z. B. müssen 880 über die Klinge springen. 228 hat das harte Los bereits getroffen. Damit auch die Besucherzahl der höheren Schulen sinke, erfolgte im Februar eine Schulgelderhöhung von 16000 auf 80000 Kronen, dazu 8000 Kronen Lehrmittelbeitrag und 32000 Kronen für körperliche Erziehung.

Am schwersten wird, wie immer, die Volksschule getroffen. Die Bundeszuschüsse an die Länder werden eingeschränkt, fallen 1925 ganz weg; außerdem sollen die Länder bei ihrem Schulbudget noch 25 % abstreichen. Wie? Der Sparkommissar Dr. Hornik schlägt kaltblütig Zusammenziehung von Klassen bis zu 80 Schülern vor, auch wenn das Schulsystem am Orte dadurch erheblich herabgedrückt wird. Abbau der dadurch freiwerdenden Lehrer, Ersatz einklassiger Schulen durch ambulante Schulen nach dem ‚Vorbilde' von Norwegen oder Bulgarien. — Da Wien die Gehälter zunächst nicht verkürzen will, schreitet es zur Entlassung von 600 Lehrkräften. 330 Klassen werden eingezogen. — Niederösterreich zieht 793 Klassen ein. 1000 Lehrer können gehen. Wer 32½ Dienstjahre aufweist, ist ohne weiteres auf Ruhegehalt zu setzen; weiterhin ist mitentscheidend für die Verabschiedung die Qualifikation der letzten 10 Dienstjahre, und im übrigen finden sich anscheinend auch Gründe parteipolitischer Natur. — Tirol hat beschlossen, 70 zum Klassendurchschnitt zu erheben, unbekümmert um die gesundheitlichen und geistigen Schäden, die ein solches Massen-‚Erziehen' mit sich bringt. Die ‚Pädagogische Zeitschrift' (Graz, 10. 2. 1923) sieht die entsetzliche Frucht dieses ‚Heilungsplanes' voraus: ‚Die breite Volksmasse wird in einen unwissenden, rohen und abergläubischen Haufen verwandelt werden, mit dem man alles andere eher durchführen kann, als eine Staats- und Volkswirtschaft aufzubauen.' Von einem ‚unerhörten Kulturzusammenbruch' spricht ein Manifest der Hochschullehrer."

Läßt sich etwas Schlimmeres ausdenken als ein Zusammenbruch der Kultur? — Aber da nützt kein Händeringen mehr, kein Verschleiern der Zustände, kein Nicht-sehen-wollen. Auch wir in Deutschland treiben Schritt für Schritt demselben Schicksal entgegen. R—r

## Liebe Türmerleser!

Wir bitten diesmal um ganz besondere Bewährung alterprobter Treue. Wenn der Preis eines Heftes in Anpassung an die fürchterliche Lage auf 120 000 ℳ springen muß, so ist dies im Verhältnis zur Entwertung unserer Mark billig zu nennen; und wir brauchen kaum zu sagen, daß der Verlag bei den ungeheuren Kosten nichts daran verdient. Wir müssen miteinander unsere ganzen Kräfte anspannen, liebe Freunde, damit wir nicht auch noch geistig zusammenbrechen! Alle Zeitschriften, alle wissenschaftlichen Gesellschaften kämpfen jetzt diesen Daseinskampf auf Tod und Leben. Wenn aber unsere Freunde uns treu bleiben wie bisher, so

halten wir durch.

Verlag und Schriftleitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

25. Jahrg. September 1923 Heft 12

053
TU
German

# Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

## Inhalt

Prof. Dr. Ed. Heyck: Das Abbröckeln des Parlamentarismus . . . . . 792
Eberhard König: Die Legende vom verzauberten König (Schluß) . . . . . 798
Carl Diesel: Der Geist des Sieges (Gedicht) . . 807
Friedrich Lienhard: Die Bäckerin von Winstein 808
Emma Böhmer: Der Brief . . . . . 815
Annie Harrar: Nacht (Gedicht) . . . . . 816
Georg Korf: Neue Wege der Wissenschaft . . . 817
Toni Harten-Hoencke: Eine Beichte im D-Zug . 821
Sonnentätigkeit und ihre Wirkung . . . . . 824
Prof. Dr. Georg Wehrung: Friedrich Schleiermacher . . . . . 830
Heinrich Lilienfein: Von Briefen und Denkwürdigkeiten . . . . . 834
Türmers Tagebuch: Stimmen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft (Frau Förster-Nietzsche, Graf Keyserling, Güntter, Düsel, Muth, Ricarda Huch) . . . . . 840
Auf der Warte . . . . . 852
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 120000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.

# An alle Leser, die den Türmer

## (Septemberheft)

## bei der Post bestellten

und an sie bezahlten, ergeht hiermit die Bitte um Nachzahlung von 30 000 Mark an den Verlag (Postscheck-Konto Nr. 10602), da die Post die notwendig gewordene Preiserhöhung auf 120 000 Mark nicht mehr berücksichtigen konnte.

**Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer in Stuttgart**

# Den Geist des deutschen Volkes

wie er in unsern großen Denkern und Dichtern lebte, atmet die deutsche Seele in diesen prächtigen, jetzt in neuer Auflage wieder vollständig vorliegenden Büchern: Wege nach Weimar. Beiträge zur Erneuerung des Idealismus. Von Friedrich Lienhard.

6 Bände. 9.—11. Auflage. In Halbleinen gebunden Grundzahl je 5.—.

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

# Einbanddecken zum „Türmer"

Für den abgeschlossenen 25. Jahrgang, der in einem Bande vereinigt ist, lassen wir Decken in Halbleinen anfertigen.

**Preis der Decke** Grundzahl **M. —.60** × Schlüsselzahl des Börsenvereins. Der Versand der Decken erfolgt stets unter Nachnahme unter Zuschlag der Gebühren. Jede Buchhandlung liefert zu Originalpreisen.

**Stuttgart** **Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer**


Digitized by Google

# Briefe

**Bitte Einsende-Bestimmungen am Schluß jedes Heftes zu beachten!**

**Unser Bild** (Schleiermacher) ist einer im Verlage ur Koch, Leipzig, erschienenen Mappe entnommen, en 6 Blätter von Karl Bauer gezeichnet sind. Es d die Charakterköpfe von Fichte, Goethe, Kant, iller, Schleiermacher und Nietzsche. A. von Gleichenßwurm hat zu diesen Federzeichnungen je ein bechnendes Wort ausgewählt, das gleichsam in einer ßschale des betreffenden führenden Geistes Welt- Menschheits-Auffassung wiedergibt. — In unserem merheft hat ein genauer Kenner Schleiermachers, of. Wehrung an der Universität Münster, das Wesentliche dieses bedeutenden und zeitgemäßen Mannes herausgearbeitet.

**M. K., Schlesien.** Den Betrag von Mk. 7 000 000.— haben wir dem Börsenverein Deutscher Buchhändler für die „Ruhrspende" übergeben. Herzlichen Dank.

**W. B. in Gr.-J.** Besten Dank! Ihre Vermutung über jenen schnöden F. E. ist richtig. Was für Zeiten! Die Schlüsselzahl des Buchhandels ist ab Sonnabend, 11. August 300 000. Darnach kostet jetzt ein Reclambändchen — für Reclambändchen ist die Grundzahl 30 Pfg. — 90 000 Mark. Am 18. Juli stand die Schlüsselzahl auf 18 500, am 2. August wurde sie auf 41 000 heraufgesetzt, dann folgte am 7. August 80 000, am 10. August 120 000 und jetzt, einen Tag darauf, 300 000.

Voigtländer
Kameras / Optik

Satrap
Papiere / Chemikalien

Die 4 beliebten Photo-Marken

Sigurd
Trockenplatten

Wübben
Photo-Alben

Digitized by Google

**Unverwendbare Lyrik:** **E. K.** in **Wn.** („Was habe ich zu tun, meinen Wunsch, vielleicht einmal ein Buch herauszugeben, erfüllt zu sehen? Es handelt sich um Gedichte“... Wir beschwören Sie händeringend: unterdrücken Sie diesen Wunsch!) — **A. G.** in **W.** („Ich bin zwar schon 40 Jahre alt und habe außer Liebesgedichten noch nichts geschrieben, glaube aber, daß diese Verse genügen werden, Ihre Aufmerksamkeit auf mich zu richten. Die anakreontisch-schäkernde Art des Eingangs und der etwas moderne Reimklang der zweiten Strophe wird Sie vielleicht am Anfang befremden“... Wir griffen gespannt nach Ihrem Gedicht und lasen: „Der Mondschein zwitschert im Lindenbaum“ — Hm, kühn! Dann die zweite Strophe mit dem etwas modernen Reimklang: „Ich schaue dabei in das Ätherblau / Und versinke ins ewige Licht, / Doch meines Liebes Mel dau / Ist dem gegenüber ganz schlicht“... Hm, br Melodau! Noch kühner, fast zu kühn!) — **„Kreuz u Schwert“.** — **Fr. M.** in **Na.** — **W. D.** in **K.-N.** — **W.** in **E.** — **J. v. A.** in **D.** — **A. Ri.** in **R.** — **J. M.** in (Nicht schlecht, aber auch nicht besonders ausgeprägt.) **Fl. F.** in **Sa.** (Menschlich liebenswert durch den schlichte Volkston). — **E. v. Sch.** in **K.** (Es ist einem unsagb belasteten Herausgeber einfach unmöglich, auch no schriftliche Gutachten abzugeben. Sie senden die zurü gegangenen Gedichte wieder ein und bitten hartnäck um ein briefliches Urteil. Wir bitten um mehr Ac tung vor den Grenzen unsrer Kraft.)

**Karl Bleibtreu** in **Riedheim** bei **Leipheim** (Bayern) Die Erörterung über das „Shakespeare-Geheimnis


F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

Kaloderma Rasier Seife

STETS DURCH ZUSATZ VON KALODERMA-GELEE AN DER SPITZE SÄMTLICHER RASIERSEIFEN

1 steht fest und das genügt. Mey's Stoffkragen sind die hygienisch einwandfreiesten. Wenn sauber werden sie fortgeworfen. Sie sind trotzdem die billigsten

Versuchen Sie auch Qualität B mit Leinenprägung, welche etwa Zweidrittel billiger ist.

MEY & EDLICH • LEIPZIG-PLAGWITZ

Bezugsquellen werden nachgewiesen

Bestellen Sie den „Türmer“

DEKAM-KUNSTGEMÄLDE ÖLGEMÄLDE

Originalgetreue Wiedergaben von Ölgemälden alter u. neuer Meister, wie diese auf Stoff und Blendrahmen verarbeitet und ohne Glas zu rahmen. In Ausführung und Wirkung den Originalen täuschend ähnlich.

Dekam-Kleinkunstgemälde

Ölgemälde-Imitationen in Größe 9×14 cm mit Kalikoumrahmung und Aufhängeschnur

Dr. Karl Meyer G. m. b. H., Leipzig-Plagw., Nonnenstr. 38

Kunstwerkstätten und Rahmenfabrik

Präzisions-Reißzeuge

in solider Ausführung

Schul-Reißzeuge in Neusilber u. Messing

liefern zu günstigen Bedingungen.

Lieferzeit kurzfristig.

*Man verlange Hauptkatalog kostenlos.*

C. & P. Höpfner, Leipzig-R.

Dresdnerstraße 82.

Zur Messe: Turnhalle, Frankfurter Tor, Stand 93/94.


Digitized by Google

möchten wir einstweilen abbrechen. Daß Sie, nach Deutschland zurückgekehrt, trotz alledem zu unsrem Vaterlande Vertrauen haben, freut uns herzlich. Das Gedicht, das Ihren Brief abschließt und von Ihrem Heimweh in italienischen Hainen nach deutschem Wald Kunde gibt, sei hier abgedruckt:

Mimosen flüsterten im Hain,
Gott lächelte aus blauen Tiefen;
Goldlichter zitterten herein:
Orangen, die im Lichte schliefen.

Da hat ein Schatten mich umgraut
Und wollte nicht von hinnen weichen:
Im Ohre klang mir so vertraut
Ein Donnerlied von deutschen Eichen.

**H. St.** in B. ... „Ich war sehr froh über das Tagebuch des Juniheftes, worin Sie über Rittelmeyer sprechen. Daß Sie Spiekers mir noch unbekannte Briefe bringen, ist sehr wertvoll, denn ich hörte im letzten Winter dieselben Vorträge wie er und hatte dieselben Bedenken. Ich will für Ritt. hoffen, daß diese Bedenken unnötig waren und daß er erreicht, was er mit heiligem Ernst erstrebt, oder daß er andererseits den Weg wieder zurückfindet, wenn er ihn als falsch erkennen sollte. Ich werde seine Bewegung vorerst im Auge behalten... Er hat mir viel gegeben, und wir bedauerten seinen Weggang von Berlin. Aber was er tat, mußte er tun, und dagegen kann man nichts sagen"... Wir danken Ihnen für diese schöne Sachlichkeit.

Bei Magenschmerzen
Magenkrampf, saurem Aufstoßen, Stuhlverstopfung u.ä. nehme man nur
Welter's Mixtur Magnesia Magenpulver
Tausende Dankschreiben bestätigen seine vorzügliche Wirkung
Ausschl. Porto In Apotheken oder d. Fabrik
Welter, Niederbreisig Rhein, Abt. 306
Man achte auf Original-Packung

**Der moderne Führer**

durch die Literatur aller Zeiten und Völker, aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das soeben erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft" herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel, Bonn. Mit ca. **3000 Bildern** in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. Preis jeder Lieferung nur **2 Mk. 20**
mal Schlüsselzahl d. B.-V. **Man verlange Ansichtssendung No. 10 a.**
**ARTIBUS et LITERIS, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM.**

**Langenscheidtsche Bibliothek**

**sämtlicher griechischen u. römischen Klassiker in neueren deutschen Muster-Übersetzungen**

Diese Bibliothek bietet wort- und sinngetreue Übersetzungen der antiken Literatur. Sie verschafft dem gereiften Mann, den sein Beruf fernab von den klassischen Studien geführt hat, Gelegenheit, das, was er in der Schule bruchstückweise gelesen hat, im ganzen zu lesen, und Werke, die in der Schullektüre nicht berührt werden, neu kennen zu lernen. Und dem, der in der Jugend keine Gelegenheit hatte, sich die unermeßlichen Geistesschätze der Griechen und Römer anzueignen, gibt sie das Mittel an die Hand, dieses nachzuholen, um seiner Bildung und seinem Wissen jene Tiefe u. Vollkommenheit zu geben, die in der heutigen Zeit jeder wirklich Gebildete haben muß.
Auch Schülern können diese Übersetzungen in Auswahl unbedenklich in die Hand gegeben werden.

110 Halbleinenbände oder 1125 Lieferungen. Jeder Band und jede Lieferung wird einzeln abgegeben.

**Auswahlreihen:**

1. Reihe: Griechische Dichter. Aristophanes, Äschylos, Euripides, Homer, Sophokles.
2. Reihe: Griechische Prosaiker. Aristoteles, Demosthenes, Herodot, Plato, Thukydides, Xenophon.
3. Reihe: Römische Dichter. Catull, Horaz, Lucanus, Ovid, Properz, Statius, Tibull, Virgil.
4. Reihe: Römische Prosaiker. Cäsar, Cicero, Livius, Plinius, Tacitus, Vitruvius.
5. Reihe: Perlen der griech. Literatur. Äsop, Theognis, Theokrit, Anakreon, Pindar, Marc Aurel, Heliodor, Herodian, Lucian.
6. Reihe: Perlen der römischen Literatur. Juvenal, Martial, Ovid, Plautus, Terenz, Surton.

Jede Reihe umfaßt 6 aus der Gesamtausgabe ausgewählte Bände in elegantem Geschenkkarton.
Ausführlicher Prospekt mit Preisen kostenlos.

**Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg.** (Gegr. 1856.)


Digitized by Google

**K. St.** in **K.** Sie sind ungehalten über Spiekers offene Briefe an Rittelmeyer (die wir aus der „Christlichen Welt" sehr gekürzt übernahmen) und geben diesem Verdruß durch — Abbestellung der Zeitschrift Ausdruck, weil wir auf das „Kampffeld gegen die Anthroposophie" herabgestiegen" (!) seien. Fördert dieser Standpunkt die von Ihnen vertretene Sache? Wir nehmen solche Probleme durchaus nicht leichtfertig, das sollten Sie eigentlich dem gesamten Ton der Zeitschrift entnehmen, die Ihnen — wie Sie selber schreiben — „lange Jahre eine Quelle der Freude und Erbauung war". Wir haben Ritt. geschrieben und ihm den „Türmer" zur Verfügung gestellt; er hat zusagend geantwortet.

**Prof. Greve** in **Geestemünde.** Rudolfstr. 7. Sie senden uns Ihre Schrift „Der Weg aus dem Valuta-Elend zur wirtschaftlichen Gesundung Deutschlands durch die Indexmark", worin Sie Ihrer Überzeugung Ausdruck geben, daß „unsre unhaltbare Nennwertpapiergeldwirtschaft durch eine Kurswertpapiergeldwirtschaft abgelöst werden müsse". Wir geben gern davon Kenntnis.


*Sie werden sicher gut bedient*

*wenn Sie sich bei Einkäufen auf die betreffende Anzeige in unserem Blatt beziehen*

Wissen Sie schon von dem neuen
**Preisausschreiben**
in den
**Literarisch-musikal. Monatsheften?**
Wenn nicht, dann fordern Sie sofort ein Probeheft v. d. Verl. d. Literarisch-musikal. Monatshefte, Weinböhla b. Dr.

**Harmoniums** mit edlem Orgelton, auch ohne Notenkenntnisse 4-stimm. spielbar. Katalog umsonst.
**Alois Maier,** Hofl., Fulda.

**10 Millionen Mark** demjenigen, der nachweist, daß es ein besseres Mittel gibt als Rad-Jo und Radjosan.
**Bedingungen für den Wettbewerb** sind gegen Einsendung von 5000 Mark für Porto, Drucksachen etc. erhältlich.

**Rad-Jo** Stärkungsmittel **Radjosan**

**Mütter, beugt vor!**

**Verhütet Krankheiten in Eurer Familie. Stärkt den Körper rechtzeitig, das heißt**

**sofort, ehe es zu spät ist!**

Radjosan ist das Nervenstärkungsmittel der Gegenwart und Zukunft! Es ist aber auch das Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit, es sorgt für reines gesundes Blut; und damit ist **alles erreicht!** Näheres erfährt man durch folgende Schrift, Preis 10000 Mk. **franko: „Wie verschafft man sich gesundes Blut zur Wiedererlangung und Erhaltung der Gesundheit."** Dieses Buch sollte jede Mutter lesen! Darin findet man Näheres über Verhütung von Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Erhaltung der Schönheit usw.

**Radjosan-Versand, Hamburg, Radjoposthof.**

**Natur- und Kunstfreund sucht** anregenden u. vertiefend. Briefwechsel mit Gleichgesinnten. Zuschrift unter **T. 406** an die Anzeigen-Verwaltung Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36.

**Wir bitten Sie,**
bei Einkäufen von Waren, bei Bestellungen v. Preislisten od. Proben immer hervorzuheben, daß Sie Leser vom „Türmer" sind.
**Anzeigen-Verwaltung „Der Türmer"**

**Rückenhalter Partout**
D.R.P. Prospekt gratis.
**HEINRICH LOEW**
gegr. 1859, Berlin, Dorotheenstr. 7.

**Anzeigen im Türmer** finden die wirksamste Verbreitung.

## Bücher, Kunst- und Sammlerdinge

**Bayerisches Notgeld!**
13 Serien M. 152100.—. 4 Verschiedene nach Liste M. 91500.— freibleibend. **Briefmarken** Alt und Neu billigst.
**Paul Stühler, Versbach bei Wbg.**

**Mikroskope**
**Prismengläser, Photoapparate**
kauft, verkauft, tauscht
**„Wigo" Berlin-Wilmdf.**
Berlinerstr. 157.

**Ankauf** von alt. **Büchern, Autographen, Handschriften, Archiven. Rauthe,** Antiquariat, **Berlin-Friedenau,** Handjerystraße 72.

**Alte Kupferstiche**
besonders englische, farbige und schwarze, werden für Privatsammlung zu sehr hohen Preisen gesucht. Gefl. Angebote erbittet mit Angabe der Unterschrift
**Freiherr von Kloch, Berlin W. 9**
Potsdamer Straße 6. — Telefon: Lützow 947.

**ZEISS für EXPORT**
auch Dienstgläser kauft
**Dimse, Berlin,** Yorkstr. 14 I.

**Altertum, Kunst, Hausrat**
Schätzung u. Verwertg. durch beeidigte öffentlich angestellten Schätzer
**Hans v. d. Porten & Sohn Hannover,** Herschelstraße 21.

**Ganze Büchersammlungen**
**und einzelne wertvolle Bücher**
**kauft:**
**Karl W. Hiersemann,** Antiquariat, **Leipzig,**
**Königstraße 29.**

**Missions-Briefmarken**
der ganzen Welt, nicht sortiert, nach Gewicht, beste Kapitalsanlage (1 Kilo 2- bis 15000 Verschiedene). Preisliste portofr. **Briefmarken-Ein- u. Ausfuhr-Gesellsch. m. b. H. Köln-Gewerbehaus.**

**康大 Alt-China u. Japan-Kunst**
**皿瓷** An- u. Verkauf
**Th. Bohlken,**
**Berlin,** Kurfürstenstraße 122.

**Prismenferngläser**
u. Photo-Apparate sofort zu kaufen gesucht.
**M. Steckelmann, Berlin,** Potsdamer Str. 135.


Digitized by Google

# DEUTSCHE VERLEGER


**Ernst Oldenburg / Verlag / Leipzig / Querstraße 17**

## Bücher von Emil Felden

**Königskinder.** Briefe aus schwerer Trennungszeit einer Ehe. 28. Auflage. Geheftet 3, gebunden 5, in Halbleder 8 Grundzahl.

Das ist ein echt deutsches Buch! Wie diese beiden Ehegatten, die durch Krankheit von einander getrennt, sich in ihrer tiefschürfenden Seelenwahrhaftigkeit immer wieder suchen, immer wieder finden und dann doch wieder einander entgleiten – das ist wahrhaftiges Leben! All das, was Mann und Weib trennt, steht auf, all die Probleme, die jeden im Leben bewegen: zwiefache Moral, Enthaltsamkeit, freie Liebe, Unverstandensein – werden mit Zartheit und doch mit Klarheit erörtert und ins rechte Licht gerückt. Die Larve fällt, die unser Gesicht im Alltag bedeckt – und so ward es ein Buch „mit Herzblut geschrieben" und mit Herzklopfen zu lesen – ein Buch der Wahrhaftigkeit.

**Das Haus am Weserstrande.** Geschautes und Erlebtes. 6. Aufl. Geh. 2, geb. 4 Grundz.

Das ist ein liebes Buch! Das erzählt uns vom alten Pfarrhaus von St. Martini, führt uns durch alle Räume und Winkel, läßt uns in des Pfarrherrn und Dichters Heiligtum gucken – und führt uns endlich auch die Menschen und gar die Tiere des Pfarrhauses vor. Was da an lieben Kindergeschichten von vier helläugigen jungen Menschen zusammenkommt, ist wunderfeinen Lebens voll. Dies Buch kann man nicht zergliedern – man muß es lesen!

**Menschen von Morgen.** Ein Roman aus zukünftig. Tagen. 16. Aufl. Geheftet 2, geb. 4 Gdz.

Dieses Buch baut einer planvoll geordneten Volkswirtschaft vor. Um uns die Gegensätze erleben zu lassen, führt Felden einen jungen Kaufmann aus Japan nach Hause. Er läßt ihn nun die eingeführte Gemeinwirtschaft mit ihrem Für und Wider erleben; er wurzelt noch zu sehr im Alten, um sich dem Neuen hingeben zu können. Anders seine Braut. Sie hat das Morgenrot des neuen Tages miterlebt und sich ihm ganz hingegeben: Sie arbeitet allein für das Gemeinwohl. Nun prallen die Gegensätze in diesen beiden Menschen aufeinander und reißen das unlöslich scheinende Band entzwei. Doch der junge Kaufmann muß durch allerlei Erlebnisse doch erkennen, daß das Neue Daseinsberechtigung hat, ja, daß es das einzig Wahre ist. Und durch diese Erkenntnis kommt er zur Tat – erringt er das Herz seiner Braut zurück.

**Sieghafte Menschen.** Roman in zwei Büchern. 9. Aufl. Geh. 3, geb. 5, in Halbled. 8 Grundz.

Dieser Roman führt ein Problem aus den „Königskindern" weiter und überträgt es auf das alltägliche Leben: der Mann zwischen zwei Frauen – der ihm angetrauten und ihn nicht ganz verstehenden und der sein Sein ganz umfangenden Mädchenseele. Einen Schriftsteller stellt Felden in den Mittelpunkt, um den, ohne daß er's selber merkt, zwei Frauen kämpfen. Wie allmählich der Kampf beginnt, wie er sich steigert und zum Siege der Ehefrau führt – das ist mit Meisterhand gezeichnet. Es sind wahrhaft „sieghafte Menschen" – die den schwersten Sieg erringen: den Sieg über sich selber.

**Die Sünde wider das Volk.** Roman. 15. Aufl. Geheftet 3, geb. 5, in Halbleder 8 Grundz.

Wie schon der Titel zeigt, ist dieses Buch als Gegenpol zu den beiden Dinterschen Schriften „Die Sünde wider das Blut" und „Die Sünde wider den Geist" gedacht. Während Dinker die Juden mit allen Waffen bekämpft, tritt Felden warmherzig für sie ein, will er sie in den Volkskörper als wertvolle Bestandteile eingegliedert haben. Daß Felden seine Geschichte in seinem Heimatlande Elsaß-Lothringen spielen läßt und uns zeigt, wie wir selbst nicht ohne Verschulden sind, wenn wir jenes herrliche Land verloren haben, das macht sein Buch besonders wertvoll. – Eine Menge von Anmerkungen geben der Fabel des Romans den wissenschaftlichen Hintergrund und zerpflücken die Gründe der fanatischen Jugendgegner.

**Albert Reinkings Höhenflug.** Roman. 4. Auflage. Geheftet 4, gebunden 6, Grundzahl.

Dieses neueste Buch Feldens gibt die Geschichte eines Pastors, der mit Überzeugungstreue und Bekennermut den Kampf gegen Kleinlichkeit und Muckertum aufnimmt. Es liegt, namentlich im ersten Teile des Buches, viel persönliches Leben in der Geschichte. Wundervoll ist das kleine Dorf mit seiner kleinlichen Gesellschaft geschildert, knorrig treten uns die Bauern entgegen. Und dazwischen die zarte Gestalt der Magdalena, die sich Albert Reinking – allen Gewalten zum Trotz – erringt. Wie er nun weiter auf seiner Bahn, den Menschen zu dienen, vorwärtsschreitet, wie er sich der Ärmsten annimmt, wie er, um den Arbeitern näher zu kommen und weil er das Problem, religiös zu fesseln, lösen will, Parteimann wird, das hat der Dichter glänzend begründet. Reinking bleibt bei seiner Pflicht – trotzdem ihm seine Magdalena stirbt – es ist etwas von der Größe „Brands" in diesem Teile des Buches. – Und dann blüht Albert Reinking doch noch ein neues, ein dauerndes Glück auf: an der Seite einer geliebten Frau kann er seine Pläne des Menschentums endlich großzügig verwirklichen.

**Der Mann mit dem harten Herzen.** Märchen und Geschichten für Groß und Klein. 6. Auflage. Gebunden 5 Grundzahl.

Dieses Märchenbuch ist so recht nach dem Herzen der Kleinen. Alles unbelebte lebt! Und von Prinzessinnen wird auch erzählt – und so ein bißchen gruselig geht's auch manchmal zu. Man sieht bei diesen Märchen ordentlich, wie der Dichter sie seinen eigenen Kindern im warmen Ofenwinkel des Pfarrhauses erzählt hat, wie sie im Hineinschauen in erwartungsvolle Kinderaugen wurden und wuchsen.

*Durch jede Buchhandlung zu beziehen.*


## BETEILIGT SIND DIE FIRMEN


ERNST OLDENBURG, VERLAG, LEIPZIG • DER KOMMENDE TAG A.-G. VERLAG, STUTTGART • G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN • AUGUST SCHERL G. M. B. H., BERLIN • H. HAESSEL, VERLAG, LEIPZIG • VOLKSVEREINS-VERLAG G.M.B.H., M.GLADBACH • ADOLF BONZ & COMP., STUTTGART • CONCORDIA DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT ENGEL & TOECHE, BERLIN • HÖLDER-PICHLER-TEMPSKY A.-G., WIEN, G. FREYTAG G.M.B.H., LEIPZIG • MAX KOCH, VERLAG, LEIPZIG • F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT, HAMBURG • STRECKER & SCHRÖDER, VERLAG, STUTTGART BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG • GEBRÜDER PAETEL, BERLIN • TÜRMER-VERLAG, STUTTGART KURT WOLFF VERLAG, MÜNCHEN • K. F. KOEHLER, VERLAG, LEIPZIG





Digitized by Google

OTTO RENNEFELD

# Urgeschwister

**Sonnentänzer, Mondesgaukler Erdenwaller**

1. und 2. Tausend 328 S.
Gr.-Preis gebunden . . . . . Mk. 10.—
broschierte Ausgabe in zwei Teilen,
erster Teil Mk. 4.50, zweiter Teil Mk. 4.—
*Schlüsselzahl des B.-V. G.-Z. = Schweizer Franken*

Der Rhythmus des durchgefühlten Lebens stellt sich bewußt auf einer mit Herzblut und Wahrheitszucht errungenen höheren Ebene dar. Es ist zugleich der vorbildlich geformte Weg über die bewußt gesehene Krisis im Leben des modernen Künstlers, der von dem vorausnehmenden Wurf des Blutes zum Wurzelfassen in geistigen Schöpferwelten schreitet. Wer Ohren für den Klang dieser adligsten Sprache hat, wird den inneren Lebensatem sich verwandeln spüren durch Schmerzen, unerbittlich bezwungene Finsternisse und verzerrende Masken, bis er „des Lichtes Melodie" sich findet. Und nun erreicht er eine Melodie des Geistes, kristallen, herb und glühend, trächtig mit den höchsten Dingen von Gott und Welt und doch geschlossen und eigenlebig.

*Der Kommende Tag A.-G. Verlag*
*Stuttgart, Champignystr. 17.*

**G. Hirth's Verlag ✍ München**

*Neu erschienene Bücher:*

## RAHEL VARNHAGEN: EIN LEBENSBILD AUS IHREN BRIEFEN 1799–1832

Mit vier Porträts und einer Einleitung von **Curt Moreck**
In Halbleinen 5.—, in Halbleder 8.—

Rahel Varnhagen, die Wegbereiterin Goethes, hat nichts Literarisches hinterlassen als diese Briefe, wahre menschliche Dokumente, in denen sich die Blütezeit des deutschen Geisteslebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts spiegelt.

## JORG WICKRAM: DER GOLDFADEN

Eine liebliche und kurzweilige Geschichte
Eingeleitet und herausgegeben von **Richard Elchinger**
Mit Wiedergaben der Holzschnitte der Straßburger Ausgabe vom Jahre 1557
Auf holzfr. Papier in Halbleinen 5.—, in Halbpergament 8.—

Wilhelm Grimm hob einst an Wickrams Romanschöpfungen hervor, daß nämlich „dieser Wickram einer der vorzüglichsten u. auch fruchtbarsten deutschen Schriftsteller des 16. Jahrhund. ist mit ungewöhnlich. Sprachreichtum u. dem unschuldigsten Stil."

## MIGUEL DE CERVANTES: PRECIOSA

Herausgegeben und eingeleitet von **Richard Elchinger**
Mit Federzeichnungen von **Wolfgang Born**
Auf holzfreiem Papier in Halbleinen 4.—, in Halbleder 6.—

## ADOLF FREIHERR VON KNIGGE: DIE REISE NACH BRAUNSCHWEIG

Ein komischer Roman. Mit Illustrationen v. **G. Osterwald**
Herausgegeben von **Richard Elchinger**
Auf holzfreiem Papier in Pappband 6.—, Halbleder 8.—

Von Knigge's zahllos. Schriften, von denen die populärste „Der Umgang mit Menschen" ist, muß dem obigen Roman der Vorzug gegeben werden vor allen anderen. Unmittelbar veranlaßt durch die Sensationen der Blanchard'schen Luftballonfahrten, bewahrt das unterhaltsame Werk mit seinen charakteristischen Typen ein rundes, amüsantes Kulturbild aus dem 18. Jahrht.

**Schlüsselzahl des Börsenvereins Leipzig / Zu bezieh. durch den Buchhandel**

Soeben 2 erschienen

# Jugend-schriften

## Die Wikinger von Jomsburg

Zeitbild aus dem 10. Jahrhundert
Nordischen Sagen nacherzählt
von E. Hersen
**Halbleinen geb. 4 M.**

Tapfere Männer werden die Jungens, die das Buch mit Begeisterung lesen, die sich ein Vorbild nehmen an den kühnen und stolzen Wikingern von Jomsburg.

## Heino der Klabautermann

Eine Schiffsjungengeschichte
von Wilhelm Poeck
**Halbleinen geb. etwa 3.50 M.**

Die Geschichte veranschaulicht das Hanseaten-Milieu auf den Hamburger Handels- und Kriegsschiffen des 17. Jahrhunderts.

Die künstlerisch ausgestatteten m. zahlreich. Illustrationen versehenen Bücher werd. infolge ihrer äußerst spannend geschriebenen, dabei auch belehrenden Schilderungen jed. Knaben reiferen Alters viel Freude bereiten.

Die angegebenen Grundpreise sind mit der jeweiligen Börsenvereins-Schlüsselzahl zu vervielfachen.

**August Scherl** G. m. b. H. // **Berlin**

Generaloberst
**HELMUTH VON MOLTKE**
**Chef des Generalstabes der Armee 1906—1914**

# ERINNERUNGEN BRIEFE : DOKUMENTE 1877—1916

**Ein Bild vom Kriegsausbruch, erster Kriegsführung und Persönlichkeit des ersten militärischen Führers des Krieges**

Herausgegeben u. mit einem Vorwort versehen von
**ELIZA VON MOLTKE**
geb. Gräfin Moltke-Huitfeldt

*G.Z. br. 10, Halbl. 12, Ln. 13, Halbld. 18*
*Schlüsselzahl des B.-V. G.Z. = Schweizer Franken*

Aus Briefen an den Herausgeber:

Sie haben mir mit der Uebersendung der Denkwürdigkeiten Ihres mir stets unvergeßlichen, hochverehrten Herrn Gemahls eine wirklich große Freude gemacht. Haben Sie aufrichtigen Herzens Dank dafür. Ich habe mich mit herzlichem Mitgefühl bereits der Lektüre hingegeben und gerade seine letzte Korrespondenz gelesen, die mich, wie Sie begreifen werden, tief erschüttert hat. Wie hat dieser edle Mann in den letzten Jahren selbstlos u. still für sein Vaterland gelitten, wie zutreffend hat er über Personen und Dinge geurteilt. Dr. S.

*Der Kommende Tag A.-G. Verlag*
*Stuttgart, Champignystr. 17.*



Digitized by Google

# FÜR SOMMERLICHE LESESTUNDEN

Wertvolle Bücher in bequemen Taschenformaten

## WILL VESPER
## Porzellan
### Novellen

Brosch. Gz. M. 3.—, Halblein. Gz. M. 4.50

Auf einen genial entworfenen Hintergrund stellt Vesper die vibrierenden Gestalten aus der Zeit des Rokoko. („Dt. Landwirt.") — Der fast klassische Boccaccio-Stil erhebt das Buch turmhoch über andere Erotika unserer Tage. („Barmer Zeitung".) Der köstlich überlegene, feinpointierte Spott gibt diesen Novellen den entzückenden Reiz des echten Rokoko. („Elegante Welt.") — Wie ein Spiegel aus tausend geschliffenen Kristallfacetten glitzert und sprüht jedes Geschichtchen von den Lichtblitzen eines scharfen und beweglichen Geistes. („Magdeburger Tageszeitung.") — Vollendete Liebenswürdigkeit, weltmännische Grazie und warmherzige Ironie ... („Leipz. Neueste Nachr.") Vesper ist auf dem Weg zur höchsten epischen Form. („Literarisches Echo.")

## EMIL SCHIBLI
## Die innere Stimme
### Die Geschichte eines Menschen aus unserer Zeit

Brosch. Gz. M. 3.—, Halblein. Gz. M. 4.50

Nicht Roman, nicht Erzählung, „Geschichte eines Menschen aus unserer Zeit" nennt Emil Schibli, ein junger Schweizer Dichter, sein erstes Prosabuch, das eine rückhaltlos offene Geschichte seines Lebens ist. Aus Armut und Not, Säufermilieu und Proletarierdasein kommt der Held der Dichtung heraus, trägt Jahre, Jahrzehnte die Bleigewichte dieser Herkunft und verliert doch nicht den Drang nach oben, verirrt sich zwar in seinen Zielen, aber die innere Stimme ruft ihn immer wieder zu wahrem Leben. Wir sehen uns nicht einem himmelblauen Idealisten und Schwärmer, sondern einem Menschen gegenüber, der wissend geworden ist und sich die Kraft zum Helfen erstritten hat und tagtäglich neu erkämpft. Wie Schibli erzählt, das ist schlechthin meisterhaft, für ein Erstlingswerk erschreckend vollkommen.

## WILL VESPER
## Die ewige Wiederkehr
### Novellen

Brosch. Gz. M. 3.—, Halblein. Gz. M. 4.50
Halblederband Gz. M. 7.—

Will Vespers Schaffen gipfelt in einer Höherwertung des Liebesbegriffes. An das Geschehen vergänglicher Stunden knüpft er das Überstinnliche, Ewige. Unsterblichkeit wird Erlebnis; Liebende finden in neuen Lebensformen zueinander, in ewiger Wiederkehr. Überstinnliche Losgelöstheit der dichterischen Diktionen beflügelt das Geschehen; durch Sternenmeer und Sturmflut, durch fernste Zonen des Erdkreises und alle Phasen menschlichen Ringens führt die ungebändigte Phantasie des Dichters, um immer wieder in die Verklärung des beherrschenden Grundtons auszuklingen, ewige Wiederkehr aller wahrhaften Liebe. In ihrer tiefmystischen Sinnlichkeit muten diese zarten Erzählungen wie Meisterwerke indischer Dichtkunst an.

## GRETE VON URBANITZKY
## Maria Alborg
### Ein Roman

Brosch. Gz. M. 2.—, Halblein. Gz. M. 3.50

Das Problem der Vererbung seelischer Anlage und davon abzuleitender Schicksalsprädestination bringt Grete v. Urbanitzky in diesem, ihrem jüngsten Roman zur dichterischen Gestaltung. Im Spiegel einer jener feinen, in sich gekehrten Frauenseelen zeigt sie das äußere Geschehen des Frauenschicksals. Aus dem unsagbar beklemmenden, immer gegenwärtigen, doch immer ungewissen Ahnen und Suchen, dem Wehren, Getragen- und Niedergezwungenwerden im Seelenleben der Maria Alborg fügt sich ihr tragisches Geschick — und klingt ergreifend aus in ihrem letzten Erkennen: „Mein Ziel brennt anderswo als in diesem Sein."

Für die angegebenen Grundzahlen gilt die Schlüsselzahl des Börsen-Vereins

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG




Digitized by Google

Volksvereins-Verlag, G.m.b.H., M.Gladbach

**Ursprung u. Träger** der Staatsgewalt nach der Lehre des hl. Thomas und seiner Schule.
Von Dr. Peter Tischleder. 1923. 8° (250) Gebunden Grundpreis M. 6.50

**Kulturfragen in der deutschen Verfassung.** Eine Erklärung wichtig. Verfassungsartikel.
Von Dr. Jos. Mausbach. 1920. 8° (136) Grdpr. M. 3.50

**Die Arbeiter im neuen Volksstaate.** Gesammelte Vorträge und Aufsätze.
Herausgegeben vom Volksverein für das kath. Deutschland. 1923. 8° (104) Grundpreis M. 1.–

**Der Bürger in Staat, Nation und Partei.** Gesammelte Vorträge.
Herausgegeben vom Volksverein für das kath. Deutschland. 1923. 8° (116) Grundpreis M. 1.50

**Der deutsche Volksstaat und die Formdemokratie.**
Von Dr. August Pieper. (Im Druck)

**Zur staatsbürgerlichen Bildung und politischen Schulung.**
Von Dr. August Pieper. 3. Aufl. 1920. 8° (78) Grundpreis M. 1.50

**Feierabende.** Plaudereien m. jungen Staatsbürgern.
Von A. Heinen. I. Band: Der Lebenskreis der Familie. 3. Aufl. 1923. 8° (196) Grundpreis M. 4.–
II. Band: Bürgerliche Gemeinschaft und Volkstum. 1922. 8° (322) Grundpreis M. 4.–

**Wie gelangen wir zur Volksgemeinschaft.**
Von A. Heinen. 1922. 8° (48) Grundpreis M. 0.60

*Schlüsselzahl = Börsenvereinsziffer)*



ADOLF BONZ & COMP. / STUTTGART

**Romane von Franz Herwig**

Das Schlachtfeld
Grundzahl geb. 5

Das Sextett im Himmelreich
Grundzahl geb. 4

Jan von Werth
4.–7. Aufl. / Grundzahl 5

Wunder der Welt
Grundzahl 5

**Erzählungen von Arthur Schubart**

Bergfrühling
2. Aufl. / Grundzahl 3,5

Hubertusbilder
2.–7. Aufl. / Grundzahl 4,5

Neue Hubertusbilder
Grundzahl 4,5

Signe
Grundzahl 3

Wasserwaid
2.–4. Aufl. / Grundzahl 4



**Carl Ludwig Schleich**
**Es läuten die Glocken**

Phantasien über den Sinn des Lebens. 400 Seiten mit vielen Abbildungen. Halbleinen 10 Mark, Ganzleinenprachtband 15 Mark Grundpreis. 25. Auflage.

Tägliche Rundschau. ... Durch seine wunderbare Loslösung von Form und Grenze der Wirklichkeit, durch die Größe seiner dichterischen Anschauungen erweist sich das Buch als ein romantisches Kunstwerk. Das konnte nur einem Menschen gelingen, der neben dem Reichtum ernsten Wissens auch die Tiefe und Ruhe künstlerischen Beobachtens und Begreifens besitzt. Das Buch wird viele nicht nur zu einem tieferen Verständnis der großen Probleme des Lebens führen, sondern auch einen künstlerischen Genuß vermitteln, wie er uns nicht oft gegönnt ist.

**Kurt Geucke**
**Goethe und das Welträtsel**

Von künftigen Dingen. Gebunden 1½ Mark Grundpreis.

Volkskraftbund: Ein kleines, unscheinbares Büchlein: wenig mehr als 100 Seiten stark: aber ein Kleinod für suchende Seelen.

**Der Tod des Materialismus und der Theosophie**
**Die Religion der Tatsachen**
**Von *****

Geheftet ½ Mark Grundpreis.

Carl Rußwurm: Wer Klarheit, absolute Klarheit will, der greife sich das Büchlein. Was es zum Beispiel über die Mystik zu sagen weiß, gehört zu den großartigsten Bestätigungen und Erklärungen dieses Gotteserlebens, die es gibt.

**Otto Weininger**
**Gedanken über Geschlechtsprobleme**

Gebunden 1¼ Mark Grundpreis.

Für jeden Freund geistsprühender Gedanken, die alles aufreißen und aufwühlen, ist dieses kleine Werk des genialen Gelehrten eine wahre Fundgrube.

***Concordia Deutsche Verlags-Anstalt***
***Engel & Toeche, Berlin SW 11.***



**HÖLDER - PICHLER - TEMPSKY A.-G.**
**WIEN: G. FREYTAG G.M.B.H., LEIPZIG**

**Geschichte der deutschen Literatur.**
Von *Eduard Engel.* 2 Bände. 30.–36. Auflage.
Grundzahl geb. 30.–, Schw. Fr. 22.50

**Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte.**
Von *Eduard Engel.* 27.–36. Auflage.
Grundzahl geb. 10.–, Schw. Fr. 7.50

**Geschichte der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts.**
Von *Eduard Engel.* 8. Auflage.
Grundzahl geb. 15.–, Schw. Fr. 11.25

**Deutsche Stilkunst.**
Von *Eduard Engel.* 30. Auflage.
Grundzahl geb. 12.–, Schw. Fr. 9.–

**Napoleon I.** Eine Biographie.
Von *August Fournier.* 3 Bände, 4. Auflage.
Grundzahl geb. 40.–, Schw. Fr. 30.–

**Nietzsche u. Wagner.** Neue Beiträge z. Geschichte u. Psychologie ihrer Freundschaft.
Von *Luitpold Grießer.*
Grundzahl geb. 14.–, Schw. Fr. 10.50

**Kling Klang Gloria.** Deutsche Volks- und Kinderlieder.
Ausgewählt und in Musik gesetzt von *W. Labler.*
Illustriert von *H. Lefler* und *J. Urban.*
Grundzahl geb. 6.70, Schw. Fr. 5.05





Digitized by Google

**Paul Burg** ist der Nachfolger **Gustav Freytags**
so schreibt das Literarische Zentralblatt vom 24. Juni 1922.

# Paul Burg: Alles um Liebe!

Ein Goethe-Roman * * * 3 Bücher in 4 Bänden

Buchschmuck: Doppelseitige Innentitel, Kopfleisten, Initialen, Schlußstücke und Einbandentwurf von **Franz Staffen.**

I. Buch (Band I): **Freudvoll und leidvoll.** 10. Tausend. Kartoniert M. 3.—, Pappband M. 4.—, Ganzleinenband M. 5.50, Ganzlederband zum Tagespreis.

II. Buch (Band II und III): **Meine Christel** (zugleich Goethes Ehe-Roman). Kartoniert je M. 3.50, Pappband M. 4.50, Ganzleinenband M. 6.—, Ganzlederband zum Tagespreis.

III. Buch (Band IV): **Der schöne alte Herr** (erscheint im Sommer 1923). Ausgaben: Kartoniert, Pappband, Ganzleinenband, Ganzlederband.

**Einige Urteile:**

Das Buch scheint mir eine notwendige Ergänzung des bisher über Goethe Geschriebenen, vor allem stellt es neben die vielen abstrakten, dem reinen Denken zugewandten Konstruktionen volles, webendes, das Dichten des Herzens anregendes Leben. (Der Tag)

Burg erledigt sich seiner Aufgabe mit Geschmack und Kultur. (Berliner Tageblatt)

Das Leben selbst spricht in diesem Buche zu uns, Burg hat den Weg gefunden, der versöhnt mit dem trockenen Unterton so mancher Literaturgeschichte. (Der Türmer)

Paul Burgs Werk ist ein biographischer Roman, wie er sein soll: geschaffen nach dem Grundsatz: Bilde, Künstler, rede nicht! Burg redet nicht viel über Goethe, aber er gestaltet ihn. (Paul Georg Münch)

Paul Burg bewährt sich in diesem Buche wieder als der vorzügliche Menschenkenner, dem die Historie nichts Hemmendes ist, sondern ein buntes Kleid, darein er doppelt warmes pulsierendes Leben zaubert. (Neues Wiener Tagblatt)

Die Gestalten sind scharf nach der Natur in prägnanten Umrissen gezeichnet. Gewählte poetische Formengebung, die überall auftritt, wo der bewegliche Stoff es erfordert, glücklich gesetzte Schlaglichter verleihen der Dichtung Burgs die Kraft eines durchschlagenden Wurfes. (Leipziger Tageblatt)

Burg kann sich in ferne Vergangenheiten versenken, einleben und sie lebhaft nachbilden. Die vorliegende Zeichnung ist lebenswahr, interessant. (Der Heimgarten)

Die angegebenen Preise sind Grundpreise, die mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins zu multiplizieren sind.

**Max Koch Verlag** **Leipzig, Eichstädtstr.**

Soeben erschien

## Organisatoren u. Wirtschaftsführer

von

**Prof. Dr. Ernst Schultze**
Rektor der Handels-Hochschule Leipzig

8°. 112 S. auf bestem holzfreien Papier
Geheftet Gz. 3,0; in Halb-Leinenband Gz. 4,3

*Jeder denkende Mensch*

der sich der Verantwortung unserer Zeit für die Zukunft Deutschlands bewußt ist, muß das Buch lesen, das Klarheit in die unübersichtlichen Fragen unseres Wirtschaftslebens bringt und die Ziele weist für die

*Führer der Zukunft*

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

## Das Werden des deutschen Volkes

**Von Walther Classen**

Erster Band:

Rassen und Völker · Von der Steinzeit bis zur Hermannsschlacht · Die Germanen und das Christentum · Wie der deutsche Osten entstanden ist · Die deutschen Volkskönige als Kaiser · Personen- und Sachregister. Über 560 Seit., in Hlnen geb. Gz. 8

Zweiter Band:

Das bürgerl. Mittelalter (1254–1517) · Deutschland, das Herz Europas (1517–1555) · Deutschld. auf schwerem Wege (1555–1763) · Personen- und Sachregister. Über 510 Seit., in Hlnen geb. Gz. 8

Der dritte (Schluß-) Band ist unter der Presse; Heft 1 „Das Erwachen des deutschen Volkes" (1763–1812) liegt bereits vor. Kart. Grundz. 2,20

Jeder Band ist auch in einzelnen Lieferungen zu beziehen. Band I umfaßt Lieferung 1, 2, 3, 4, 5; Band II Lieferung 6, 7/8, 9/10.

Die „Propyläen", München: „In Classen begrüß. wir den deutschen Geschichtsschreiber für das Volk des aus tiefstem Verfall wieder aufzurichtenden deutsch. Reiches! Hier wird Geschichte buchstäblich nicht gelehrt, sond. gelebt; aller Wissensballast fällt, u. mit stark. Atem, hellen Augen, das Herz erfüllt v. tiefer Frömmigkeit, richtet sich der ernste Genius unseres Vaterlandes vor uns auf."

**Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg 36**



Digitized by Google

# GEDICHTE

unserer Klassiker erscheinen in kleinen handlich. Bändchen

von

## HÖLDERLIN

Mit 4 Bildtafeln. Halblein. 3.–, Halbled. 7.–

## MÖRIKE

Mit 9 Scherenschnitten von M. Jutz
Halbleinen 3.–, Halbleder 7.–

## KELLER

Mit 9 Holzschnitten von B. Goldschmitt
Halbleinen 3.–, Halbleder 7.–

## STORM

Mit 9 Scherenschnitt. v. Johanna Beckmann
Halbleinen 3.–, Halbleder 7.–

## DROSTE

Mit 4 Bildtafeln. Halblein. 3.–, Halbled. 7.–

erschienen in unserem Verlag in kleinen handlichen Bändchen, schön gebunden und ausgestattet und auf bestes, weißes, holzfreies Papier gedruckt (170 – 200 S.)

Strecker & Schröder, Verlag, Stuttgart



ALEXANDER WHEELOCK THAYER

# *Ludwig van Beethovens Leben*

Nach dem
Original-Manuskript deutsch
bearbeitet von Hermann Deiters
Revidiert von Hugo Riemann

*

Band I—V: Grundzahl geh. je 10, geb. je 12
Schlüsselzahl des B.-V.
Auslandspreis: Grundzahl in Schweiz. Franken

*

Seit Jahren ist dieses großartige Werk Thayers zum ersten Male wieder vollständig in der alten bewährten Form erschienen. Es ist nach wie vor die wertvollste und umfangreichste Beethoven-Biographie, deren sich die Forschung noch lange als einer der ergiebigsten Quellen bedienen wird.

VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL
IN LEIPZIG



Aufsehenerregende Neuerscheinungen von politisch-historischer Bedeutung

## Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

### Aus 50 Jahren

Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten
Mit Bildnis. — Umfang 20 Bogen

Grundzahl:
Geheftet 10, Halbleinen 15, Leinen 20, Halbleder 30
(mal Schlüsselzahl des Börsenvereins)

*

## Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

von Johannes Haller

mit Beigabe wichtiger Dokumente und Aufzeichnungen des Fürsten

Grundzahl:
Geheftet 10, Halbleinen 15, Leinen 20, Halbleder 30
(mal Schlüsselzahl des Börsenvereins)

Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

# Wer Vertiefung sucht

und Beschaulichkeit liebt, wer nach wahrer, aus dem Innern quellender Freude Verlangen trägt, lasse sich die Bücher von

**Friedrich Lienhard**

**Paul Steinmüller**

**Hans Heinr. Ehrler**

und andere, in jeder guten Buchhandlung vorrätige oder durch sie zu beziehende Werke vorlegen, die erschienen sind im

**Türmer-Verlag in Stuttgart**
(Greiner & Pfeiffer)




Digitized by Google

# FRANZ WERFEL
# DRAMEN UND DICHTUNGEN

In gleichmäßiger Ausstattung liegen vor:

## EINANDER
Gedichte
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–

## SPIEGELMENSCH
Halbleinen Gz. 4.– / Halbleder Gz. 10.–

## DER GERICHTSTAG
Drama
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–
Halbleder Gz. 12.– / Ganzlederband Gz. 30.–

## SCHWEIGER
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–
Halbleder Gz. 10.–

## WIR SIND
Gedichte
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–

## DIE MITTAGSGÖTTIN
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–

## DIE TROERINNEN
Nach der Tragödie des Euripides
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–
Halbleder Gz. 10.–

## BOCKSGESANG
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.–
Halbleder Gz. 10.–

Soeben erschien:

## BESCHWÖRUNGEN
Gedichte
Broschiert Gz. 2.– / Halbleinen Gz. 4.– / Halbleder Gz. 10.–

Ein Führer ist uns Werfel, ein Berufener, dem wir folgen und auf den wir hören dürfen. Was er geschrieben hat, das steht jedem Menschen von jeher im Herzen, ob in der Hütte, ob im Palaste geboren, aus jedem mahnt der gleiche Gott das gleiche Wort: Brüder liebet euch! Und nicht von außen her kann die Rettung kommen, nur aus unserem eigenen Gottesbewußtsein heraus kann sie geboren werden durch Bejahung des göttlichen Triebes in uns. Darum ist Werfel unsterblich, ein Eckstein in der Literatur, weil er durch seine Worte der Geisteskultur die Wege ebnet. Das wird ihm Lohn genug sein für die eigene Zerrissenheit, für den eignen Schmerz, in dem die ganze Wunde der Welt brennt.
Kölnische Volkszeitung.

# KURT WOLFF VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

**Juliane Karwath: Die Abenteuer des Müllers Crispin.** Nach schlesischen Sagen erzählt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Juliane Karwaths Erzählungskunst ist wohlbekannt und geschätzt, aber diesmal geht sie ganz eigene Wege. Sie wird von Flügeln des Grauens getragen, wie sie seit den Geschichten E. T. A. Hoffmanns nicht oft durch deutsche Bücher geweht sind. Das Allerseltsamste erlebt der wandernde Mühlbursche im Rahmen seines Handwerks und in den Tiefen des deutschen Waldes, wo der Sturm rast, oder der Mai blüht, der Werwolf seinen furchtbaren Schrei tut, und der Kuckuck ruft — und wo der sonderbare ewig wandernde Müller Pumphut umherstreicht, bis er im ungeheuerlich wilden Lärm des Höllenmühlwerks verschwindet, „das der Crispin zum Glück nicht hatte sehen wollen". Zu einem Stimmungskunstwerk ersten Ranges, in dem nicht das geringste „gemachte" Motiv mitklingt, hat die Dichterin dies Sagenstoffgewebe auszugestalten gewußt. A. M.

**Charlotte Niese: Tilo Brand und seine Zeit.** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) — Charlotte Niese gibt in der einfachen, urwüchsigen Erzählungsweise, die ihr ganz besonderer Stil ist, ein Geschichtsbild aus den gewalt- und grauenreichen Kämpfen des 15. Jahrhunderts, welche nach der kalmarischen Union unter Königin Margarete die nordischen Länder zerrissen. Das scharfe und zähe Sichbehaupten der durch und durch deutschen Holstentreue gegenüber dem dänischen Druck bildet den Geschichtsblock, der hin und her gewälzt wird, während das wilde Weib Margarete und König Erich, „dessen Name ein Abscheu wurde", ihre Taten tun. Bis dann für Schleswig-Holstein eine bessere Zeit unter Herzog Adolf von Schauenburg anbricht, der leider keine Kinder hat, aber dessen dänischer Seitenverwandter und Nachfolger das „ewig ungedeelt" der Herzogtümer beschwört. Dieser Schwur ist erst 1920 gebrochen worden, bemerkt die Verfasserin in ihrem Lapidarstil. A. M.

**Alessandro Manzonis Werke** erscheinen in schmackvollen Bänden (10) im Theatiner-Verlag München, herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kammitzer. Zunächst liegt der berühmte Roman „Die Verlobten" in zwei Bänden vor, sowie ein Band Schriften zur Philosophie und Ästhetik. Es werden auch die übrigen Prosaschriften (zur katholischen Moral, zur Geschichte der Literatur, Briefe nebst Gedichten und Dramen in der Ausgabe enthalten sein. Die Bände machen nach Druck, Papier und Ausstattung einen angenehmen Eindruck. So erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache das Gesamtwerk des bedeutenden Mailänders, der vor 50 Jahren (22. Mai) gestorben ist und als ein überaus bezeichnender Vertreter der katholisch-italienischen Romantik zu gelten hat.

**Dr. K. Vogtherr, Wohin führt die Relativitätstheorie?** Kritische Betrachtungen vom physikalischen und erkenntnistheoretischen Standpunkt aus. (Leipzig 1923, Verlag Otto Hillmann, 75 Seiten.) — Der Verfasser sagt im Vorwort: „Es ist wirklich sehr an der Zeit, daß die Einsteinschen Ideen aus der Öffentlichkeit verschwinden. Denn sie müssen, früher oder später, unvermeidlich zur Folge haben, daß die Naturwissenschaft, zum mindesten die exakte, bei dem breiten Publikum in Mißkredit kommt, sehr zum Schaden beider ..." Dieser Gegner gibt sich der Hoffnung hin, daß seine Schrift dazu beitragen werde, „das unvermeidliche Ende des Einsteinschen Relativismus zu beschleunigen".


# Im Banne eines klaren, starken Willens

steht, wer den Worten Bô Yin Râs in seiner Schrift „Worte des Lebens" lauscht. (Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.) Denn dieser Wille rührt an die geheimsten Kräfte des eigenen, unbewusst in Gott ruhenden Ich und will sie wecken zu „wacher, selbstgewollter, freier und des Freien wahrhaft würdiger Tat".


Digitized by Google

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) Stuttgart

# Friedrich Lienhard

## Epik und Prosa

Oberlin · Roman · 128. Auflage
Der Spielmann · Roman · 96. Auflage
Westmark · Roman aus dem Elsaß · 47. Auflage
Der Einsiedler und sein Volk · 22. Auflage
Wer zuletzt lacht ... Ein Schloßidyll
Helden · Bilder und Gestalten · 11. Auflage
Wasgaufahrten · 26. Auflage
Thüringer Tagebuch · 83. Auflage
Jugendjahre · Erinnerungen · 15. Auflage
Neue Ideale · Aufsätze · 5. Auflage
Wege nach Weimar · 6 Bände · 10. Auflage
Der Meister der Menschheit · 3 Bände · 11. Aufl.
Wandernd Licht · Ausgew. und eingeleitet von Dr. Paul Bülow
Deutscher Aufstieg · Worte für Neudeutschlands Jugend · Ausgew. u. eingeleitet von Dr. Paul Bülow
Stimmen der Stille · Ausgew. v. K. Wollenhaupt

## Lyrik

Lebensfrucht · Gesamtausg. der Gedichte · 9. Aufl.
Hochzeit in Schilda · 5. Auflage

## Dramatik

Till Eulenspiegel · Münchhausen · König Arthur · Gottfried von Straßburg · Odilia
Wieland der Schmied · Wartburg (Heinrich von Ofterdingen, Die heilige Elisabeth, Luther auf der Wartburg), Odysseus auf Ithaka
Ahasver am Rhein · Phidias

Digitized by Google

# J. E. Freiherr von Grotthuß

# Das Füllhorn der Fee

**Mit 24 meist farbigen Kunstbeilagen und 18 Scherenschnitten**

**Buchschmuck von Otto Soltau, Käte Wolff, Lotte Nicklaß, R. Duschek, Lehmann-Steglitz**

**Zwölfte Auflage** ★ 4° (22:17 cm) ★ VIII, 232 Seiten und 24 Tafeln ★ In Halbleinen Gz. 7.–, in Kattun Gz. 8.–, in Saffian-Halbleder Gz. 15.–, in Seidenbatik Gz. 20.–

## Inhaltsverzeichnis:


**Die Fee beim Herausgeber.** Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß.

**Mit dem Feengespann.**
Der Apfel der Venus. Von F. Debo.
Die stille Wasserrose. Von Joseph Frhrn. v. Eichendorff.
Unseres Daseins Wunder. Von Bogumil Goltz.
Das magische Ich. Von Jan Gramatzki.
Pan spielt Flöte. Von Ramón von Sacher-Masoch.
Leise Melodie. Von Albert Sergel.
Auf der Stadtmauer. Von Max Jungnickel.
Häusliche Schätze. Von Dr. Ernst Bertram.
Besuch beim Schnatermann. Von Jan Seidel.
Das unfreiwillige Experiment des Herrn Professors. Von Otto von der Mülbe.
Kinderlied. Von Agnes Miegel.
Dämmerstunde. Von Anna Behnisch-Kappstein.
Ein Tag im Leben eines Kindes. Von Hero Max.
Der Janustempel. Von Ludwig Börne.
Das Erwachen der Wachsfiguren. Von Käthe Tischendorf.
Cagliostros Entlarvung. Von Carry Brachvogel.
Dreigespräch. Von Börries Freiherrn von Münchhausen.
Mutter. Von Dorothea Goebeler.
Ihr Knabe. Von Willibald Omankowski.
Ein Pflanzenleben. Von Max Strohbach.
Wie Parzival Gott suchte. Von Kurt Siemers.
Feste. Von Adalbert Stifter.
Das Abenteuer in Venedig. Von Toni Schwabe.
Um die Winterabendlampe. Von Reinhold Braun.
Elfenreigen. Von Ricarda Huch.

**Im Feenkino.** Von Hans von Kahlenberg. Mit 5 Scherenschnitten von Käte Wolff und Lotte Nicklaß.
Der Sieger — Der Papagei — Die Tochter — Der Buchfink — 80 HP.

**Ein Teeabend mit Ihr.** Von M. D. Hasch. Mit 3 Abb.

**Der Bücherschrank.** Von L. M. Schultheis.

**Das Archiv.**
Die Giftmorde und Teufelsmessen unter Ludwig XIV. — Die Lösung des Vineta-Rätsels — Herkules-Siegfried bei den Basutos — Dickens und seine Gestalten — Singende Wälder — Gottesfrieden im Tierreich.

**Die Zauberkiste.**
Medizinische Zauberkünste. Von Dr. Georg Knauer. — Wie man von anderswo so ganz anders sieht. Von Hans Dominik — Ausgleichswunder. Von Wilhelm Müller — Der Nobelpreis. Von Julius Koch — Die Eier in der Flasche — Die geheimnisvolle Pflanze.

**Der lustige Rat.**
Sitzung des Parlaments zu Schnappel. Nach Hoffmann von Fallersleben — Gute alte Zeit. Von Ludwig Bäte. — Regatta. Von Arkadi Awertschenko — Wann und wie man in der Lotterie spielen soll. Von Carl Weissflog — Der Genießer. Von Heinrich von Reder — Affengesang. Von Ricarda Huch — Die Ordnung der Natur. Von Karl Simrock — Der Vogel. Von Wilhelm Busch — Der Professor — Vorher, nachher und dazwischen. Von Fritz Müller — „Beides richtig, Herr General!"

**Im Reigen der Monde.** Mit 13 Scherenschnitten von Käte Wolff.
Januar. Von Clotilde Brettauer — Februar. Von J. E. Freiherrn von Grotthuß — März. Von Max Jungnickel — April. Von Gustav Schüler — Mai. Von Charles Dickens — Juni. Von Iwan Turgenieff — Juli. Von Ernst Theodor Müller — August. Von Hero Max — September. Von Karl Schwerin — Oktober. Von Fritz Wirth — November. Von Wathier Sparr-Hofstedt — Dezember. Von Friedrich Freiherrn de la Motte Fouqué.


## 24 meist farbige Kunstbeilagen:

Julius Diez: Herbst.
C. Strathmann: Der fröhliche Ritt.
A. Hengeler: Der Spaziergang.
C. Strathmann: Schwanenteich.
Arnold Böcklin: Flötender Pan.
Otto H. Engel: Sommerabend auf Föhr.
Ferd. Waldmüller: Adoption.
Th. Th. Heine: Wolken, d. vorüberzieh.
Hugo Vogel: Die junge Mutter.
Walter Firle: Die erste Kommunion.
C. Küstner: Winterlandschaft.
Paula Modersohn: Märchen.
Arnold Böcklin: Der Tod.
Fritz Gärtner: Auf der Glasplatte.
Otto Modersohn: Spätsommer im Moor.
H. Unger: Das Weltkind.
J. C. Hook: Junge Träume.
Karl v. Marr: Das alte Lied.
Max Pietschmann: Sommertag.
Fritz Müller (München): Schneewittchen.
D. Teniers d. J.: Katzenkonzert.
Fritz Oßwald: Erster Schnee.
M. Diez: Konzert.
Franz Stassen: Der Flußgott.

**Ein Geschenkwerk für verwöhnte Mädchen und Frauen erlesensten Inhalts und vornehmster Ausstattung, noch billig, weil schneller Absatz den Druck hoher Auflagen möglich machte.**


**Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart**



Digitized by Google

# Wertbeständige Anleihe des Deutschen Reiches

## Zinsen und Rückzahlung reichsgesetzlich sichergestellt durch die Gesamtheit der deutschen Privatvermögen.

Das Reich beabsichtigt, eine wertbeständige Anleihe mit 12jähriger Laufzeit auszugeben.

Die Anleihe, welche auf den Gegenwert von Dollars lautet, soll dazu dienen, der Bevölkerung ein wertbeständiges Anlagepapier zur Verfügung zu stellen.

Die Anleihe ist von der Börsenumsatzsteuer befreit. — Selbstgezeichnete Anleihe ist von der Erbschaftssteuer frei.

Um den Zinsenbedarf für eine Anleihe bis zu 500 Millionen Mark Gold zu decken, sieht ein von der Reichsregierung den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegter Gesetzentwurf die Ermächtigung für die Reichsregierung vor, Zuschläge zur Vermögenssteuer zu erheben.

Die Rückzahlung des Kapitals erfolgt nach 12 Jahren. Zur besonderen Sicherung der Kapitalrückzahlung ermächtigt der Gesetzentwurf die Reichsregierung, die einzelnen Vermögenssteuerpflichtigen nach dem Verhältnis ihres steuerbaren Vermögens zur Aufbringung des Kapitalsbedarfs heranzuziehen.

Es haften also für Kapital und Zinsen dieser Anleihe anteilig die gesamte deutsche Wirtschaft, Banken, Handel, Industrie, Landwirtschaft sowie jeder, der über steuerpflichtiges Vermögen verfügt.

Die Anleihe ist bei den Darlehnskassen des Reiches beleihbar. Die Einführung zum Börsenhandel erfolgt sofort nach Ausgabe der Stücke.

### Bedingungen

## Die Zeichnung findet vom 15. August ab statt.

Bestimmung über den Zeichnungsschluß bleibt vorbehalten.

**1. Zeichnungsstelle, Annahmestellen.**

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden bei der Zeichnungs-Abteilung der Reichshauptbank, Berlin C 2, Breite Straße 8/9 (Postscheckkonto 96300), und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Staatsbanken der Länder und ihrer Zweiganstalten, der Preuß. Central-Genossenschaftskasse in Berlin sowie sämtlicher im amtlichen Prospekt angegebener Geldinstitute und ihrer Zweiganstalten erfolgen*). In diesem Falle entstehen hinsichtlich der Lieferung der Stücke und der Zahlung des Zeichnungspreises Rechtsbeziehungen nur zwischen dem Zeichner und der Annahmestelle.

**2. Einteilung, Zinsenlauf, Einlösung der Anleihe.**

Die Anleihestücke und die Zinsscheine lauten auf Mark in der Weise, daß **4,20 M. gleich 1 Dollar sind. Die Anleihe ist ausgefertigt in Stücken von 4,20 M. = 1 Dollar, 8,40 M. = 2 Dollar, 21 M. = 5 Dollar, 42 M. = 10 Dollar, 105 M. = 25 Dollar, 210 M. = 50 Dollar, 420 M. = 100 Dollar, 2100 M. = 500 Dollar, 4200 M. = 1000 Dollar.**

Die Anleihestücke von 4,20 M., 8,40 M. und 21 M. werden ohne Zinsscheine ausgegeben; sie werden am 2. September 1935 mit einem Aufgeld zum Nennwert von 70 vom Hundert eingelöst.

Die Anleihestücke von 42 M. und darüber sind mit Zinsscheinen versehen, zahlbar jährlich einmal am 1. September. **Der Zinssatz beträgt 6%.** Der Zinsenlauf beginnt am 1. September 1923. Der erste Zinsschein ist am 1. September 1924 fällig. Die Rückzahlung des Kapitals erfolgt am 2. September 1935 zum Nennwert.

Die Stücke sowie die Zinsscheine werden in Mark eingelöst, wobei der Dollar zu dem Durchschnitt der amtlichen Berliner Notierung des Mittelkurses für Auszahlung New York in der Zeit vom 15. Juli bis 14. August einschließlich umgerechnet wird. Der Einlösungskurs wird amtlich bekanntgegeben.

**3. Zeichnungspreis, Einzahlung.**

Der Zeichnungspreis beträgt, soweit die Zeichnung in einer der nachstehend verzeichneten Devisen erfolgt, bis auf weiteres **95%**, für die Einzahlung in Mark bis auf weiteres **100%**; eine Erhöhung des Zeichnungspreises bleibt vorbehalten. Die Einzahlung muß am Tage der Zeichnung geleistet werden. Bei Ueberweisung von Markbeträgen gilt als Zeichnungs- und Zahltag der Tag, an dem die Ueberweisung bei der Annahmestelle zur Gutschrift gelangt. Für Markeinzahlungen wird der Dollar umgerechnet zu dem letzten vor dem Zeichnungstage notierten amtlichen Berliner Mittelkurs für Auszahlung New York. Von Devisen (Noten, Schecks, Auszahlung) sind zur Einzahlung zugelassen amerikanische Dollars, Pfunde Sterling, holländische Gulden, schweizerische Franken, nordische Kronen, spanische Peseten, argentinische Pesos, japanische Yen. Die Kosten der Einziehung der Valutenschecks sind von den Zeichnern zu tragen. Bei Zahlung mit Valutenschecks werden die üblichen Laufzinsen in Abzug gebracht. Das Wertverhältnis der einzelnen Währungen zum Dollar wird für die Zwecke der Einzahlung besonders bekanntgegeben und ist bei den Annahmestellen zu erfahren.

Spitzenbeträge werden in Mark vergütet, und zwar bei eingereichten Noten zum Mittelkurse für Auslandsauszahlung der letzten Berliner Notierung vor dem Zeichnungstage alsbald, bei Schecks und Auszahlungen erst nach Eingang der Gutschriftsanzeige aus dem Auslande und zum Kurse des Tages, an dem die Gutschriftsanzeige bei der Reichsbank in Berlin eingeht.

Dollarschatzanweisungen werden zum Nennwert zuzüglich der jeweiligen Zinsen von ½% im Monat (im Monat August zu 102%) wie Dollars in Zahlung genommen.

**Voranmeldungen werden angenommen.** Sie sind am ersten Zeichnungstage zu berichtigen, und zwar, soweit die Einzahlung in Mark erfolgt, zu dem für diesen Tag maßgebenden Kurse, soweit sie in Devisen erfolgt, zu den bei den Annahmestellen zu erfahrenden Umrechnungskursen. Bei der Zeichnung findet keine Verrechnung von Stückzinsen statt; an ihre Stelle treten gegebenenfalls Erhöhungen der Zeichnungskurse.

**4. Zuteilung der Stücke.**

Gezeichnete und bezahlte Beträge gelten als voll zugeteilt, solange die Zeichnung nicht geschlossen ist. Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Annahmestellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung kann nicht stattgegeben werden.

**5. Ausgabe der Stücke.**

Die Anleihestücke werden mit Beschleunigung hergestellt werden. Mit der Ausgabe wird Mitte September dieses Jahres begonnen werden. Zwischenscheine sind nicht vorgesehen.

Ist die Zahlung mit Scheck oder Auszahlung erfolgt, so werden die Stücke erst nach Werteingang geliefert.

*) **Die Prospekte sind bei allen Banken, Bankiers, Sparkassen und ihren Verbänden sowie Kreditgenossenschaften erhältlich.**

Berlin, im August 1923.

**Reichsbank-Direktorium**

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

# Bücherbesprechung

**Schriften der Hildegard von Bingen.** (Leipzig, Inselverlag.) — In der Sammlung „Der Dom", ein neuer Band mystischer Schriften, herausgegeben von Johannes Blüher. Nicht nur geistliche Betrachtungen, sondern auch naturwissenschaftliche Aufzeichnungen, zum Teil verwunderlich, zum Teil aber voll Tiefenblick. Hildegard von Bingen ist weniger bedeutsam für die lebendige Gegenwart, als historisch wichtig, und so begrüßt man diese Neuausgabe dankbar und gern, zumal sie wieder eine vornehme und solide Ausstattung aufweist. E. L. Sch.

**Prof. Dr. Max Koch, Schillers Malteser-Dichtungen** und ihre Bedeutung für deutsche Gegenwart (Breslau 1923). — Es ist ganz erstaunlich, welch ein Reichtum an Beziehungen und welche Tiefe in Schillers Entwürfen zum Malteser-Drama steckt. Es ist ein tragischer Stoff ersten Ranges; und der Breslauer Literarhistoriker hat mit reicher Belesenheit und mit einer bewundernswerten Witterung für das Bedeutende in diesen Problemen den Stoff beleuchtet, wobei der Sinn für das Heldische in diesem Gegenstand und in Schiller überhaupt prächtig zur Geltung kommt.

**Shakespeare-Rätsel.** Von **Eduard Engel** (Leipzig, Brandstetter, 3. Aufl., 1919). — Im Hinblick auf die Shakespeare-Erörterung im „Türmer" dürfte ein Hinweis auf dieses volkstümlich gehaltene Büchlein des bekannten Verfassers der englischen Literaturgeschichte willkommen sein. Engel erörtert die Frage: „Wer hat die Dramen Shakespeares geschrieben? War Shakespeare in Italien?", beleuchtet „Shakespeares Bildung", Shakespeare „im Urteil seiner Zeitgenossen", untersucht den dichterischen Gehalt in Francis Bacons sämtlichen Schriften (wobei er zu einem vernichtend ablehnenden Urteil kommt) und hält die Überzeugung


## Für Kur und Erholung

**Hotel Sachsenhof, Leipzig,** Johannisplatz 1. 100 Fremdenzimm.
Telefon 18830/32. Säle für Gesellschaften. Bier- und Weinrestaurant.

**Ober-Schreiberhau,** 700 m üb. M.
Sanatorium Kurpark für innerl. Kranke, insbesondere Herzkranke.
Großer Park, überd. Liegehallen, klinischer Betrieb. Dr. Haedicke.

**Anzeigen** finden durch diese Zeitschrift die wirksamste Verbreitung.

Streng wissenschaftlich und reell!
**Ihr Schicksal 1923–24**
sage Ihnen schriftlich genau im voraus.
Geburtsdaten, Stunde, Tag, Monat, Jahr, ob verheiratet, nebst Mk. 50 000.– bis 100 000.– Ausld. 10 bis 12 Schweizerfrank. erbeten.
**W. Bode,** Büro für Graphologie, **Hannover,** Marienstr. 22.

**Türmer 25. Jahrg.**
**Heft 3, 4, 10**
(Dez. 1922. Jan. 1923. Juli 1923)
sind **ausverkauft.** **Wir suchen** zur Ausführung neuer Bestellungen diese Hefte **zurückzukaufen** und bitten um Angebot. Entschädigung erfolgt, falls nicht anders bestimmt wird, durch Übersendung von Verlagswerken in gleichem Wert.
Türmer-Verlag
Greiner & Pfeiffer
Stuttgart

## Bildungs-Anstalten

**Leipzig-Li. III** Rietschelstr. 2. | **Gutssekretär**(in) 3 monat. Ausbildung. Anst. für landw. Buchführg. **P. Küstner.**

**Altenburg, S.-A.** | **Karolinum.** Hauswirtschafts- und Handarbeitsseminar. Hauswirtschaftliche Frauenschule mit Töchterheim. Prospekt gegen Porto. **E. Gandert u. W. v. Gottberg.**

**Schloß Brugghalden,** Neckargemünd bei Heidelberg. „Nicht besetztes Gebiet". Wissenschaftl. u. praktische Bildungsstätte f. junge Mädchen. Haus erst. Ranges.

**Dresden-N.,** Nordstr. 15, **Töchterheim Täuber.** Wissensch. u. hauswirtsch. Ausbildung.

**Schloß Düneck bei Uetersen,** von Hamburg 1 Stunde.
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer.**
Ländlich gesunder Aufenthalt. Gute Verpflegung. — Lehrplan gegen 400 Mark.

**Eisenach** | **Töchterheim Elsa Beyer**
Emilienstr. 12. staatlich anerkannt.
Ziele des Frauenlehrjahrs. — Bei beschränkter Schülerinnenzahl lieber. Eingehen auf Eigenart.

**Halberstadt-Harz, Töchterheim Brink.**
Villa mit Park. Ausbildung in allen Fächern.

**Barth'sche Privatrealschule Leipzig**
Georgiring 5 Gegründet 1863
*mit Vorschule und Schülerheim*
Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses.
Direktor **Dr. Roesel.**

**Thale / Harz.** Töchterheim Lohmann. Allseit. Fortbildung. Beste Verpfleg. Geschützte Waldlage.

Die Verwaltungen d. vorstehenden Heilanstalten, Hotels usw., geben gern jede gewünschte Auskunft, wenn Sie sich auf die Anzeige im „Türmer" beziehen

**Solbad Suderode** / Harz. **Töchterheim Opitz.** Haushalt und Wissenschaft.

**Bezugsbedingungen des Türmers:** Der Türmer erscheint anfangs jedes Monats. Der Bezugspreis beträgt für das Sept.-Heft 120 000 Mk. f. das Deutsche Reich, Österreich u. das schwachval. Ausland; f. das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Postscheck 10602. Probehefte auf Wunsch!

**Anzeigen-Annahme:** Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Grundpreis für die einsp. Zeile und für mm Höhe 30 Pfg. × Buchhändler-Schlüsselzahl 700 000 vom 15./8.


Digitized by Google

ist: „Es gibt nicht den Schatten eines Beweises dafür, daß irgend jemand sonst als der Bürgermeisterssohn William Shakespeare aus Stratford die Dramen geschrieben, die nahezu 300 Jahre ohne jede Anzweiflung unter seinem Namen durch die Welt gegangen sind." Seiner treus Rutland-Theorie erwähnt er aber nicht.

**Karl Nöttger** hat unter dem Titel „Bekenntnisse einem Dichter" (Rheinland-Verlag Bleugels & Volters, Köln) eine Huldigung erhalten, an der sich ein Dutzend Kollegen beteiligt haben, u. a. Walter von Molo, Rudolf Paulsen, Martin Rade, Albert Soergel, Kober, Werner Wahrholtz. Die einzelnen Skizzen und Besprechungen der Schrift (76 Seiten) gelten dem Gegendendichter ebenso wie dem Dramatiker, über welch letzteren besonders noch Intendanzrat Paul Oldenwaldt geschrieben hat, während sich Soergel der Lyrik und Epik, Walter von Molo den Christusdramen widmet. Nöttger ist 1877 geboren, also noch nicht auf der vollen Höhe des reifen Mannesalters, so daß man noch manches Werk aus seiner stillen, dem Kunstkreise nahestehenden Welt erwarten darf.

**Das Buch des Lebens.** Ein Ruf an die Lebendigen und die Toten. Von einer Auferstandenen. (Greifenverlag, Rudolstadt.) — Wenn man die wunderlichen Verreden überwunden hat, dann möchte man beinahe Lust am weiterlesen verlieren; es kann nun einmal nicht ein jeder gefahrlos sich im Stile eines Hölderlin oder Nietzsche bewegen; auch verstimmt ein gewisses Selbstbewußtsein, das noch unbewiesen erscheint. Das Buch selber aber zeigt sich dann als ein tapferes und herzliches Bekenntnis zum wahren Frauentum und enthält manche überraschende Schilderungen, die unfehlbar dichterisch hochgestimmt sind (wenn auch hier den Versen noch manche Ungeschicklichkeit, außer der mangelnden Zeichensetzung, verstimmt). Einzelne der kurzen, aphoristischen Hinweise und Verklärungen klingen wie mahnende Glockentöne in unsere arme Zeit hinein. Sicherlich — ein ehrlich gemeintes und beachtliches Buch! Wenn die Verfasserin erst sich völlig geklärt und auch sprachlich geläutert hat, dann wird sie noch manches Wertvolle schenken. Bis dahin werte man das Buch als ein Zeichen erwachender Besinnung, die der entgotteten Gegenwart so nottut!

E. L. Sch.

**Albert Petersen, Karoline Mathilde.** (Mit 6 Holzschnitten von R. Fredderich Campen. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt.) — Ein geschichtlicher Roman, der fleißiges Studium mit persönlichem Blick für Menschentum und Zeitgeist der geschilderten Epoche in anregender Weise vereinigt. Er vertieft das Bild der unglücklichen dänischen Königin nach der Seite ihrer geistigen Bedeutung und ihrer menschenfreundlichen Reformbestrebungen, die sie notwendigerweise aus dem Lager ihres stumpfsinnigen und trunksüchtigen Gatten in den Bannkreis des klugen Leibarztes und Günstlings Struensee hinüberziehen mußten. Wie weit das herbe Lebens- und Strafschicksal beider nach der grausamen Auffassung der Zeit auch nur äußerlich berechtigt war, bleibt im Halblicht liegen. Eine Menge fesselnder kulturgeschichtlicher Einzelheiten und eine nicht gewöhnliche Buntfarbigkeit der Naturschilderung macht den stattlichen Band zu reicher und abwechslungsvoller Lektüre.

A. M.

**Der Golfstrom.** Roman von **Otto Erich Kiesel.** (Braunschweig und Hamburg, G. Westermann.) — Das Werk gehört zu den phantastischen Schilderungen vom kommenden deutschen Vergeltungskrieg. Deutsches Erfindergenie ist es, das sogar die ewigen Naturgesetze

Herders Zeitlexikon
die neueste und zuverlässigste Auskunftei
für Studierstube und Arbeitsstätte, für Bibliothek u. Handgebrauch, für Theorie u. Praxis, für Geistes- u. Handarbeiter
Prospekt vom Verlag unentgeltlich
HERDER & CO. / FREIBURG I. BR.

Digitized by Google

umzustoßen und im Ringen der beiden großen angelsächsischen Völker um die Vorherrschaft dem Staate den Knock-out-Trumpf in die Hände zu spielen weiß, der sich deutsche Mithilfe zu sichern vermag. Es ist immer eine heikle und müßige Sache, wenn findige Köpfe das Horoskop der Weltgeschichte stellen und das Ganze in das packende Gewand eines zugkräftigen Romanes hüllen, bei dem die unversagbaren Zugaben von Übermenschentum und Rettung durch Weibesliebe nicht fehlen. In diesem Roman des klugen und fachlich beschlagenen Hamburger Schriftleiters steckt aber doch mehr als die geistreiche Hypothese von der Möglichkeit, den Golfstrom abzulenken und mit der Verdrängung eines atlantischen Zweiges den europäischen Norden zu vereisen. Über dieses Spannungsmoment hinaus schlägt das Buch ergreifende und vertraute Töne von der Not Deutschlands an. Zugleich ist darin die Sehnsucht einer Nation nach dem großen Führer und Befreier (hier in der Person eines genialen Ingenieurs). Dieser Geist neben außerordentlich feinen Landschafts- und Stimmungsbildern verleiht dem Buch über die stoffliche Spannung hinaus den Wert einer deutschen Dichtung von Kraft und hohem Stil. Der Roman erinnert an Kellermanns „Tunnel". Er ist aber deutscher und ethisch. Hans Schoenfeld

**Wilhelm Schäfer: Der Niederrhein.** (Greifenverlag in Rudolstadt.) — Sehr eindrucksvolle und feingestimmte Schilderungen aus dem heute so schmerzlich bedrohten Landstriche, den Schäfer mit herzlicher Heimatliebe emporzaubert, ohne sich in flache Fremdenführermanier zu verirren. Eine prächtige Gabe, heute zumal. E. L. Sch.

**Reinhold Conrad Muschler, Der lachende Tod.** (Leipzig, Grunow.) — Das Werk eines wohl noch recht jungen Verfassers von schöner Begabung und anmutiger Stilgewandtheit, was ihm die „Kritikerlchen" (sein Ausdruck!) zweifellos bescheinigen würden, auch wenn der Verlag auf der Rückseite des Umschlagblattes etwas weniger laut in das Lobeshorn stieße. Die Geschichte eines künstlerisch veranlagten Ehepaares, das sich in allem Guten trennt, um gesondert seinen Aufstieg zu unternehmen. Er entwickelt sich zum bedeutenden lyrisch-dramatischen Dichter, sie zur berühmten Schauspielerin, die seine Gestalten auf der Bühne „kreiert", ohne Ahnung, daß der pseudonyme Autor ihr Mann ist! Dieser hat sich ein entzückendes Heim in den bayerischen Bergen eingerichtet, sie besucht ihn dort mehrmals, strebt aber immer wieder fort und neigt sich zuletzt, trotzdem sie jetzt alles weiß, einem andern Dichter zu, der ihr mehr „Tatmensch" zu sein scheint. Diese innerlich nicht recht wahrscheinliche Handlung ist in leuchtenden Schilderungen und feine Bemerkungen über das Liebes- und Eheproblem so eingebettet, daß der Leser willig mitgeht. Die Lösung, die sich im Herbst vollzieht, als alle Bäume flammen, nennt der Gatte mit trübem Lächeln „Den lachenden Tod".

**Wilhelm Fischer, Gratz: Tragik des Glücks.** (Stuttgart, Union-Verlag.) — Eine zartromantische Geschichte im Stil Adalbert Stifters, eingebaut in die Naturreize der Steiermark, überschimmert von einer gewissen Unwirklichkeit, aber getragen von klug-feinen Menschen und lieben Kinderseelen, deren Äußerungen den Leser aufhorchen lassen. Lieblich sind die eingeflochtenen Märchen, die der wunderliche alte Offiziersbursche Pöltl, eine eindrucksvolle Figur, zuweilen zum besten gibt.

---


# Christliche Volkserneuerung

## durch die Erfahrungen im Feld

Von **Emil Ott**

116 Seiten :: Steif geheftet Gz. M. —.50, Halbleinen gebunden M. 1.—

Ein Buch, aus dem Kriege und seinen Erfahrungen geschöpft, das aus zwei Gründen Wert und Dauer beanspruchen darf. Erstens weil das hier Entwickelte, über das Zeitliche hinausgehend, Ewigkeitsgedanken und Ewigkeitsziele für die deutsche Volksseele aufrollt. Zum zweiten, weil alles, was hier geschrieben ist, eigenen Erfahrungen und Beobachtungen entspringt. — Ja, von einem Buch aus dem Kriege kann man insofern nur sprechen, als dieser der mächtige Anreger und Quellpunkt für alles geworden, was der Verfasser in wohldurchdachten, vielgebenden Kapiteln zum Wohl seines Volkes hier niedergeschrieben hat: „Die Geschichte der Seele". „Das neue Leben". „Der neue Glaube". „Die neue Kirche". (Artur Brausewetter im Tag-Echo)

Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart


Digitized by Google

**„Eine gute Idee!"**

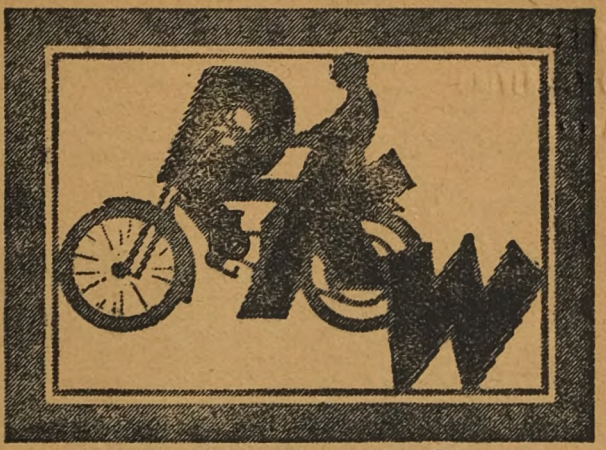
Verwerten Sie Ihre Ideen, Sie können viel Geld verdienen! Gute Anregungen für praktische Erfindungen bietet uns. Broschüre K, gegen Briefporto. **Breveta, Berlin W. 9,** Köthener Str. 38.

**In 1 Stunde**

lernt jeder, auch wer noch nie **Klavier** gespielt hat, wie man auswendig (frei von Noten) jede Melodie in der ersten Tonart begleitet. **In wenigen Tagen** sind Notenspieler fähig, jed. Notenstück auswendig zu behalten. Prosp. gratis. **Dr. Barlen, Mülheim-Ruhr F. 38.** (Auch Vertreter, Konservatorien usw. ges.)

**Die Türmer-Leser**

werden freundlich gebeten, bei allen durch Anzeigen und Prospektbeilagen im Türmer herbeigeführt. Bestellungen und Anfragen sich auf ihre Zeitschrift zu beziehen!



1923 bereits über 150 Siege.

**Zschopauer Motorenwerke**

**J. S. Rasmussen :: Zschopau 26 in Sachsen**

**Probehefte des Türmers**

werden gern versandt. Für Aufgabe von Adressen, die Aussicht auf Erfolg bieten, ist dankbar der **Türmer-Verlag** (Greiner & Pfeiffer), **Stuttgart**

**Friedr. Lienhards Türmerbeiträge**

aus den Jahrgängen I—XXIV (1898—1922).

Festschrift zum 25. Jahrg. Herausgegeben von Dr. Paul Bülow.

Greiner & Pfeiffer, Stuttgart ❖ 105 Seiten. Grundz. 1.—

Es ist ein geistiges und künstlerisches Labsal, sich durch dieses Heft hindurchzulesen und zu erkennen, wie jede Zeile dieser Aufsätze aus dem reinen Idealismus dieser deutschen Seele geflossen ist, zu spüren, wie hier ein Führer ersten Ranges zur Verinnerlichung unserer deutschen Seele und Kultur aufgerufen hat, zu einer Zeit schon, als unser Volk noch im Scheinglück einer veräußerlichten Kultur schwamm. Es ist aber auch ein frohes Gefühl, zu wissen, daß wir diesen geistigen Führer noch unter uns haben, wo wir ihn so dringend nötig haben, um uns zu dem Besten unseres deutschen Wesens, zu Innerlichkeit und Seele, wieder hindurchzufinden.

Ernst Lemke

Digitized by Google

# Die ideale Lehrform

## für Volksschule, höhere Schule u. Hochschule

gibt Karl Wizenmann mit seinem unlängst erschienenen Buche „Zu neuem Leben“ (Stuttgart, Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer, Grundzahl steif geheftet M. 2.—, Halbleinen M. 4.—). Nach einem Überblick über die gegenwärtige Lage untersucht Wizenmann die Grundlagen des Unterrichts und findet dabei, dass sie neu gewonnen werden müssen. Er kommt zu eigenartigen Arbeitsstufen, die er Lebensstufen nennt. Diese Stufen werden hierauf so dargestellt, dass nicht bloss der Lehrer für die Schularbeit im allgemeinen, sondern auch der Erwachsene im Alltag Erarbeitungsformen zum Aufbau des Lebens, zur Gewinnung einer halt- und richtunggebenden Weltanschauung erwirbt. (Württ. Lehrerzeitung)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082988863

Digitized by Google